

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1 46.4.31





Neue Studien

von

Karl Rosenkranz.

Erster Band:

Studien zur Culturgeschichte.

1.

Leipzig, 1875.
Erich Koschny
(L. Heimann's Verlag).

Allgemeines Vorwort.

Ich habe von 1839 bis 1848 fünf Bändchen Studien herausgegeben, worin ich meine kleineren Arbeiten aus ihrer Zerstreutheit in sehr verschiedenen Zeitschriften sammelte.

Die Revolution unterbrach dies Unternehmen. Ich nehme es jetzt wieder auf, indem ich eine Auswahl der vorzüglichsten durch Inhalt und Form, wie mir scheint, zu etwas längerem Fortleben berechtigten Abhandlungen, Reden, Beschreibungen und Kritiken seit den letzteren Decennien hier zusammenstelle. Ja, manche derselben würde man heut zu Tage wohl essays nennen. In meiner Jugendzeit wurde auch noch aus dem vorigen Jahrhundert her bei uns „Versuch" gesagt, und ich selber habe 1831 noch ein ganzes Buch mit dieser Bezeichnung drucken lassen.

Gegenwärtig glauben wir aber, mit dem fremden Ausdruck auch eine ganz neue Gattung empfangen zu haben. Auf diese, die so schwer zu definiren ist, mache ich keinen Anspruch.

Für die Anordnung einer solchen Menge an sich sehr verschiedener und zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Veranlassungen entstandenen Aufsätze ist es schwer, ein Princip zu finden. Jedoch zeigte sich mir beim Ueberblick der ganzen Masse sehr bald ein Unterschied zweier Gruppen, einer culturgeschichtlichen und einer literaturgeschichtlichen. Die literaturgeschichtliche ist, wie der geehrte Leser sich bald überzeugen kann, ihrer Auffassung nach wesentlich

auch culturhiſtoriſch, wie z. B. der Pariſer Salon im 18. Jahrhundert, allein man wird weiterhin erſehen, daß ſich der größte Theil dieſer Arbeiten um die Kantiſche Philoſophie, um die Franzöſiſche Philoſophie in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts und um den deutſchen Materialismus nebſt ſeinen Ausläufern dreht. Für die Reihenfolge innerhalb dieſer Gruppen habe ich, wie andere Sammler, mich an den chronologiſchen Faden gehalten, der manchmal zugleich auch einen gewiſſen Zuſammenhang in der Sache ſelbſt enthielt. Hätte ich nach dieſer Seite hin die Zuſammenſtellung machen wollen und z. B. das chineſiſche Theater, Japan und Hinterindien unter einer Rubrik: Oſtaſien, oder Diderot, Rameaus Neffe, Robinet, Dom Deſchamps, Friedrich den Großen unter die Rubrik: Atheismus der Franzöſiſchen Philoſophie zuſammengebracht, ſo würde eine ſolche Vereinigung dem, was die Ueberſchrift einer ſolchen Abtheilung beſagte, doch gar zu unvollſtändig entſprochen haben.

Für die leichtere Orientirung des geneigten Leſers habe ich einem jeden der beiden folgenden Bände eine kleine Einweiſung in die einzelnen Aufſätze beigegeben.

In einigen Nummern ſind Titel von Büchern in Parentheſe mit aufgeführt, die erſt nach der Abfaſſung erſchienen.

Möge das Publikum dieſe Sammlung meines Alters mit demſelben Wohlwollen empfangen, mit welchem es einſt die kleineren Arbeiten meiner jüngeren Jahre aufgenommen hat!

Königsberg im Januar 1875.

Karl Roſenkranz.

Studien zur Culturgeſchichte.

Inhalt.

		Seite
I.	Die Emancipation des Fleiſches	1
II.	Der Zweikampf auf unſeren Univerſitäten	11
III.	Die Abſchaffung des Duellzwanges	32
IV.	Ueber den Begriff der politiſchen Partei	48
V.	Rede zur Säkularfeier Herders	77
VI.	Peſtalozzi	98
VII.	Rede am Dinterfeſt	120
VIII.	Republik und conſtitutionelle Monarchie	136
IX.	Ungers landſchaftliches Gemälde der Urwelt	158
X.	Ueber das Naturgefühl nach Verſchiedenheit der Zeiten und Völkerſtämme	172
XI.	Venedig	181
XII.	Die Eintheilung der Malerei nach ihren Gegenſtänden	216
XIII.	Ueber einige Schwierigkeiten für die weltgeſchichtliche Behandlung der Kunſt	240
XIV.	Ueber Helmholtzens Beweis für den endlichen Stillſtand des Weltalls	266
XVI.*)	Ueber den religiöſen Weltprozeß der Gegenwart	297
XVII.	Japan und die Japaner	326
XVIII.	Die Geſchichte der Menſchheit	360
XIX.	Ueber die Darſtellung Chriſti durch die bildende Kunſt	414
XX.	Ueber die neueren geographiſchen Entdeckungen und die nächſte Zukunft der Menſchheit	442
XXI.	Das Theater der Chineſen	466
XXII.	Hinterindien	496
XXIII.	Die Entwickelung von Paris zur Weltſtadt	520
XXIV.	Der Fortſchritt in der Einförmigkeit unſerer Civiliſation	541

*) Zwiſchen Nr. XIV. und XVI. iſt durch ein Verſehen des Setzers die Zahl XV. überſprungen worden, weshalb man das Fortzählen hinter XIV. ſogleich mit Nr. XVI. zu entſchuldigen bittet.

Druckfehler-Verzeichniß.

Seite	155	Zeile	16	von	unten	statt	Gleiberechtigung	lies	Gleichberechtigung.
„	159	„	14	„	oben	„	eines	„	einer.
„	163	„	12	„	unten	„	Er nur	„	Er hat nur.
„	170	„	10	„	oben	„	Olithperiode	„	Orlithperiode.
„	205	„	8	„	oben	„	hergegangen	„	hervorgegangen.
„	215	„	2	„	oben	„	und	„	nun.
„	215	„	10	„	unten	„	täucht	„	täuscht.
„	258	„	10	„	unten	„	abstakten	„	abstrakten.
„	266	„	3	„	oben	„	Thatschen	„	Thatsachen.
„	292	„	18	„	oben	„	jetztzen	„	jetzigen.
„	297	„	10	„	unten	„	Tunnels	„	Tunnel.
„	321	„	10	„	unten	„	geimnißvollen	„	geheimnißvollen.
„	326	„	2	„	unten	„	Umstäde	„	Umstände.
„	333	„	8	„	oben	„	theil	„	Theil.
„	337	„	6	„	unten	„	Gürte	„	Gürtel.
„	357	„	13	„	unten	„	elkelhafte	„	elelhafte.
„	361	„	18	„	oben	„	herver-hervorgeholt	„	hervorgeholt.
„	365	„	10	„	unten	„	prognathes	„	prognates.
„	369	„	6	„	unten	„	analythisch	„	analytisch.
„	383	„	11	„	oben	„	Bewirklichung	„	Verwirklichung.
„	398	„	1	„	oben	„	theil	„	Theil.
„	398	„	11	„	unten	„	aristokrratische	„	aristokratische.
„	401	„	10	„	unten	„	Idividualität	„	Individualität.
„	408	„	4	„	unten	„	Ramanus	„	Romanus.
„	424	„	2	„	unten	„	Christenhtit	„	Christenheit.
„	448	„	10	„	unten	„	Humbold	„	Humboldt.
„	492	„	5	„	oben	„	Lèu-thong-pin	„	Liu-thong-pin.
„	498	„	16	„	oben	„	uns	„	aus.
„	507	„	17	„	unten	„	dem	„	den.
„	538	„	4	„	oben	„	Peauvrté	„	Peauvreté.

Zur Culturgeschichte.

I. Die Emancipation des Fleisches. 1837.

Diesen Aufsatz habe ich aufgenommen, weil der Ausdruck Emancipation des Fleisches die erste Formel war, mit welcher sich bei uns die realistische Tendenz in unserer Literatur verkündigte. Er ist deshalb geeignet, die Reihe der folgenden Entwickelungen zu eröffnen. Aus dem Weltschmerz der romantischen Schule entpuppte sich bei uns der Pessimismus und aus der Emancipation des Fleisches der Heinischen Schule der Materialismus.

II. Der Zweikampf auf unseren Universitäten. 1837.
III. Die Abschaffung des Duellzwangs. 1843.

Diese beiden Aufsätze habe ich zusammengestellt, weil sie den Anfang und das Ende eines Kampfes bezeichnen, welchen ich auf der hiesigen Universität sechs Jahre hindurch gegen das Duell geführt habe. Die Veranlassung zu der ersten Ansprache an die Studirenden wurde mir dadurch gegeben, daß zwei meiner besten Zuhörer sich duellirten, und der eine das Unglück hatte, den anderen auf der Mensur selbst zu tödten. Diese Ansprache hatte eine heftige Opposition gegen mich von Seiten eines großen Theils der Studirenden zur Folge, weshalb ich pausenweise allgemeine Versammlungen abhielt, in welchen wir die Duellfrage nach allen Seiten hin durchsprachen. Bei diesen Verhandlungen machte mir ein Studirender, der mir sonst sogar mit Begeisterung anhing, das Meiste zu schaffen. Er verfocht nämlich den Satz, daß das Duell die Gleichheit unter den Studenten aufrecht erhalte und im gegenseitigen Betragen zur Höflichkeit erziehe. Die Verhandlungen dehnten sich von Königsberg endlich auch auf andere Universitäten aus, und so kam es, daß sie bis 1843 fortdauerten. Dankbar erwähne ich hier der Unterstützung, welche mir durch meinen hochverehrten Collegen, den Botaniker Meyer, hier zu Theil wurde. Im Frühjahr 1843 schloß ich endlich durch die zweite Ansprache die ganze Agitation ab.

IV. Ueber den Begriff der politischen Partei. 1843.

Diese Abhandlung war ein Product der stürmischen social-politischen Bewegung, welche seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. in Königsberg begonnen hatte. Bis dahin hatten wir in tiefem Frieden und so zu sagen in

politischer Unschuld gelebt. Nunmehr aber fing auch bei uns die Parteibildung an. Es wurde unendlich viel darüber gesprochen und geschrieben, und ich suchte in jener Abhandlung aus einer gewissen chaotischen Verworrenheit der Vorstellungen zur Klarheit des Begriffs vorzudringen. Meine Rede hatte auch solchen Erfolg, daß sie damals als Flugblatt gedruckt wurde. Sie hatte aber für mich auch die unangenehme Folge, daß manche Personen in den Schilderungen, die ich von den Organen einer Partei gemacht hatte, sich selbst portraitirt zu finden glaubten. Ich wurde von ihnen auch öffentlich als ein Reactionär angefochten, welcher für die Regierung die Gesichtspunkte zur Beaufsichtigung und Disciplinirung der Parteien entworfen habe. Ich glaube, daß diese Rede, unabhängig von jenem vorübergehenden Interesse, auch gegenwärtig noch nicht ohne Nutzen gelesen werden kann.

V. Rede zur Säcularfeier Herders. 1844.
VI. Rede zur Säcularfeier Pestalozzis. 1846.
VII. Rede zum Geburtstage Dinters. 1848.

Diese drei Reden machen insofern ein Ganzes aus, als die erste den aufgeklärten Pädagogen des Menschengeschlechts, die zweite den Volkspädagogen, die dritte den Schulpädagogen schildert, und als Herder, Pestalozzi und Dinter auch der Zeit nach auf einander folgen. Die beiden ersten Reden sind durch sich selbst klar. Bei der dritten muß ich bemerken, daß der Geburtstag Dinters auf einen Schalttag fällt und daher nur alle vier Jahre gefeiert werden kann. In der zweiten Hälfte dieser Rede habe ich das Thema von der Selbständigkeit des Staats, der Kirche und der Schule behandelt. Man wird aus dem bewegteren Ton meiner Rede unschwer erkennen, wie sehr sich seit 1844 bis 1848 hin das practische Pathos gesteigert hatte. Es wird mir ewig im Gedächtniß bleiben, wie ich auf der Rednerbühne schon dem Ende entgegeneilte, als ich durch die mir gegenüberliegende Thür des Saales den Dr. Jacobi eintreten sah. Er wandte sich zu den Nächststehenden mit einer kurzen Mittheilung, welche diese, sofort mit Zeichen des höchsten Erstaunens wiederum ihren Nachbarn zuflüsterten bis endlich auch die mir zunächst Sitzenden von der wichtigen Kunde ergriffen wurden. Nach dem Ausdruck des Erstaunens, welchen ich sich über alle Gesichter ausbreiten sah, mußte etwas Ungeheueres geschehen sein. Als ich von der Tribüne herabstieg, erfuhr ich, daß Jacobi die Nachricht vom Ausbruch der Februarrevolution und von der Flucht Louis Philipps mitgebracht hatte. —

Die Rede über Pestalozzi wurde damals als Brochüre zum Besten der Pestalozzi-Stiftung verkauft.

VIII. Republik und constitutionelle Monarchie. 1844.

Die Veranlassung zu dieser Abhandlung war eine ganz specielle. Ich war im Februar 1849 Mitglied der ersten Kammer geworden. In der Fraction, welcher ich angehörte, mußte ich nun oft vernehmen, daß ich als Philosoph principiell doch nur die Republik als leitende Staatsidee anzuerkennen vermöchte, während ich entschieden den Standpunkt der constitutionellen Monarchie

festhielt. Ich beschloß daher zur Aufklärung meiner politischen Genossen, über meine Ansichten einen Aufsatz über Republik und constitutionelle Monarchie zu schreiben und in Oldenbergs deutscher Reform abdrucken zu lassen, was auch geschah.

IX. Ungers Urwelt. 1852.

Der intellectuelle Urheber dieser ebenso instructiven als malerischen Landschaften ist natürlich Professor Unger. Es kann scheinen, als ob ich sein Verdienst nicht genugsam anerkannt und das Kuwassegs zu sehr hervorgehoben hätte, wie er selbst das nach an mich gerichteten Briefen damals auch geglaubt hat. Indessen hat Unger in seinem Vorwort ausdrücklich sich Glück gewünscht, daß er einen so genialen Künstler wie Kuwasseg gefunden habe, seine Ideen mit innigem Verständniß zu realisiren. Uebrigens sind die Bilder von Ungers Urwelt späterhin sehr häufig für populariſirende Zwecke reproducirt worden, ohne den Quell ihres Ursprungs zu erwähnen.

X. Ueber das Naturgefühl nach Verschiedenheit der Zeiten und Völkerstämme. Randglossen zu Alexanders von Humboldt Darstellung desselben. 1852.

Naturgefühl ist ein sehr unbestimmter Ausdruck, unter welchen außerordentlich verschiedene Gegenstände subsummirt werden können. Was wir Gebildete darunter zu verstehen pflegen, ist eine ästhetische Auffassung der Natur in der Eigenthümlichkeit, Mannigfaltigkeit und Schönheit ihrer Formen. Das ursprüngliche Naturgefühl des Menschen ist aber unstreitig ein practisches, und erst mit der Cultur erzeugt sich auch ein Sinn für die ideale Anschauung der Formen der Natur. Das Naturgefühl der Völker hängt aber nicht blos von ihrer localen Situation ab, sondern verändert sich auch durch ihre Bildung. Von diesen Gesichtspunkten aus habe ich Einiges in der Humboldtschen Darstellung zu berichtigen und zu ergänzen gesucht.

XI. Venedig. 1853.

Diese Schilderung ist aus einer meiner Lieblingsneigungen zum Studium der Geographie im Zusammenhang mit dem der Culturgeschichte entsprungen. Ich hatte Königsberg 1843, Paris und Berlin 1850 geschildert und setzte diese kleinen Aquarellgemälde mit Venedig fort. Was mir bei solchen Studien dunkel vorschwebte, hat mein verehrter Freund, Dr. Kohl, nunmehr in seinem vortrefflichen Buche über die geographische Lage der Hauptstädte Europas in klassischer Weise geleistet.

XII. Die Eintheilung der Malerei nach ihren Gegenständen. 1853.

Dieser Abhandlung habe ich nichts weiter hinzuzufügen, da sie sich durch sich selbst empfehlen muß und auch, wie ich glaube, vollkommen durch sich selbst verständlich ist.

XIII. Ueber einige Schwierigkeiten für die weltgeschichtliche Behandlung der Kunst. 1856.

Dieser Aufsatz enthält eigentlich Grundlinien zu einer Geschichte der Kunst. Ich habe mich viele Jahre mit dem Studium der ästhetischen Ideale der Völker beschäftigt. Aus diesem Bestreben heraus hatte ich 1855 die Geschichte der Poesie als eine Entwickelung der poetischen Ideale der Völker bearbeitet. Ich hatte darin drei Hauptideale, das der nationalen Schönheit, das der Weisheit und das der Freiheit unterschieden. Ich fand jedoch mit dieser Neuerung nur wenig Zustimmung. Ich kann nicht sagen, daß man sie widerlegte, sondern man blieb bei der Verwunderung darüber stehen, und so kam ich dazu, den Versuch zu machen, jene Ideale in ihrer universellen Bedeutung aufzuzeigen, wie ich dieselbe bereits 1850 zum ersten Male in einigen Paragraphen meines Systems der Wissenschaft ausgesprochen hatte.

XIV. Helmholtzens Beweis für den endlichen Stillstand des Weltalls. 1856.

Der Vortrag, welchen Professor Helmholtz 1854 hier in Königsberg in der physicalisch-ökonomischen Gesellschaft über die Wechselwirkung der Naturkräfte hielt und später auch dem Drucke übergab, ließ mir keine Ruhe. Die Frage, um welche es sich dabei handelte, war zuletzt eine philosophische. Von dieser Seite her hielt ich 1856 in der nämlichen Gesellschaft einen Vortrag gegen Helmholtz, worin ich die Falschheit seiner Prämissen, wie die seines daraus gezogenen Resultates nachzuweisen suchte. Helmholtz war von dem Princip der Erhaltung der Kraft ausgegangen, behandelte aber im Verfolg desselben den entgegengesetzten Begriff, nämlich den der Vernichtung der Kraft. Er erblickte in der Materie einen Vorrath von lebendiger Kraft, welcher durch Erzeugung der Wärme allmälich vernichtet werden müsse. Da aber die Kraft in der Natur an den Stoff als ihren Träger gebunden ist, da ferner das Quantum des Stoffes im Universum weder vermehrt noch vermindert und auch die ursprüngliche Beschaffenheit des Stoffes nicht verändert werden kann, so ist nicht abzusehen, weshalb der Antagonismus, der in den ursprünglichen Kräften der Materie liegt, jemals sollte aufhören können. Ich habe mich bei meiner Kritik streng an die eigenen Definitionen von Helmholtz gehalten. Die Zahlen, welche man in Parenthese bei mir findet, beziehen sich auf die Seitenzahl der Helmholtzschen Abhandlung. Seitdem ist nun die Helmholtzsche Ansicht auch von Seiten der exacten Naturwissenschaft wieder fallen gelassen. Man läßt zwar die Sonne auch nach Millionen Jahren erlöschen, man läßt auch die abgestorbenen Planeten ihre Bahnen immer mehr verkürzen und endlich auf die Sonne selber stürzen, aber man beweist, daß durch die Heftigkeit des damit verbundenen Stoßes die ausgekältete Materie wieder in Brand gerathen und aus diesem sich ein neuer kosmischer Nebelball erzeugen müsse, aus welchem sodann aller Wahrscheinlichkeit nach ein ganz ähnliches Sonnensystem, wie das gegenwärtige, hervorgehen werde. Clausius in Bonn und Reuschle in Stuttgart haben diesen Proceß der Weltordnung die Lehre von der Entropie benannt. Mein Vortrag wurde in den Königsberger naturwissenschaftlichen Unterhaltungen

abgedruckt, welche Professor Meyer hierselbst herausgab. Man machte mir den Vorwurf, ich hätte Helmholtz mißverstanden, wenn ich von einem Stillstande des Weltalls spräche, da derselbe nur von unserem Sonnensysteme gesprochen habe. Dies ist jedoch ein Irrthum; denn Helmholtz spricht ausdrücklich und mit klaren Worten vom Weltall und sah ganz richtig ein, daß eine solche absolute Lähmung der himmlischen Körper sich nicht localisiren ließe, da unser Sonnensystem nur ein Moment in der kosmischen Gesammtbewegung ausmacht.

XVI. Ueber den religiösen Weltproceß der Gegenwart. 1858.

Die Menschheit ist nach meiner Ueberzeugung in ihrem Wesen immer dieselbe und wird daher auch nie ohne Religion sein, d. h. nie ohne das Bestreben, sich über sich selbst zum Gefühl und zur Vorstellung des Absoluten zu erheben. Nun hatte ich so viel von dem Unglauben und der Irreligiosität unserer Zeit zu hören, daß ich in diesem Vortrage durch eine Musterung des thatsächlichen Bestandes den Beweis zu führen unternahm, daß die Entwickelung der Religion auch in unserer Zeit ein wesentliches Attribut der Geschichte sei. Der Untergang der Religion, wie man sich damals ausdrückte, ist immer nur der Untergang vergänglicher Formen ihrer Erscheinung. Unter der Oberfläche einer indifferent oder gar frivol sich darstellenden Außenseite glüht im Geiste und Herzen der Menschheit der religiöse Proceß als ein fortschreitender fort.

XVII. Japan und die Japaner. 1860.

Der Titel dieses Aufsatzes könnte jetzt: Altjapan überschrieben werden, so sehr hat sich seit drei Lustren die Physiognomie Japans geändert; nicht nur ist es dem Auslande zum freiesten Verkehr eröffnet, sondern der Dualismus seiner damaligen Regierung ist verschwunden, und die Feudalverfassung in eine parlamentarische Organisation umgewandelt. Damals aber, als ich dies Gemälde Japans entwarf, war eine genauere Vorstellung desselben, auch bei sonst recht gebildeten Leuten, eine Seltenheit. Ich kann wohl sagen, daß ich mit meinem Vortrag in Königsberg Erstaunen erregte, und daß man, was ich von der Bildung der Japaner sagte, von manchen Seiten her für ganz übertrieben und unwahr hielt.

XVIII. Die Geschichte der Menschheit. Eine Skizze. 1862.

Diese Arbeit erschien in der dritten Auflage des Rotteck-Welckerschen Staatslexicons. Ich machte darin den Versuch, meine allgemeine Anschauung der Culturentwicklung der Menschheit in der Weltgeschichte wissenschaftlich und doch populär vorzutragen. Ich hoffe, daß man mir zugestehen wird, diese Absicht erreicht zu haben. Die Grundbestimmungen meiner Auffassung habe ich in anderen Abhandlungen nach speciellen Seiten hin weiter entwickelt. Im Frühjahr 1848 gab ich ein Buch heraus: Die Pädagogik als System. Hierin habe ich die weltgeschichtliche Entwickelung der Erziehung dargestellt. In Deutschland wurde dieselbe von Dr. Carl Schmidt aufgenommen. Besondere Verbreitung fand sie jedoch neuerdings in Nord-Amerika durch den Umstand, daß mein Buch von Miß Anna Brackett in St. Louis in's Englische übersetzt wurde.

In meinem System der Wissenschaft 1850 habe ich die Weltgeschichte von Seiten der Entwickelung des Staats und seiner verschiedenen Formen Seite 511—551 dargestellt. Nach der ästhetischen Seite zu habe ich 1856 in meinem Buche: Die Poesie und ihre Geschichte, die poetischen Ideale der Völker ganz nach denselben universellen Principien, wie die Erziehung und den Staat, dargestellt.

Das Verdienstliche dieser Arbeiten setze ich in den historischen Beweis, daß in der Weltgeschichte ein wahrhafter Fortschritt von Stufe zu Stufe stattfindet. Die Auseinandersetzung der Abweichungen meiner Ansicht des Baues der Weltgeschichte von der Hegelschen habe ich ausführlich in meiner Schrift: Hegel als Deutscher Nationalphilosoph 1870 gegeben. Man wird daraus ersehen, daß die Hauptcontroverse zwischen Hegel und mir sich um die weltgeschichtliche Stellung der Juden dreht.

XIX. Ueber die Darstellung Christi durch die bildende Kunst. 1862.

In der Abhandlung: Ueber die Eintheilung der Malerei, habe ich am Schluß auseinandergesetzt, in wiefern das Leben Christi die höchste Aufgabe der Malerei sei. Diesen Gedanken habe ich in der vorliegenden Abhandlung auf die bildende Kunst überhaupt ausgedehnt. Ausgegangen ist bei mir diese Auffassung von dem Gedanken der Einzigkeit und Universalität Christi. In der Abhandlung, welche ich erwähne: Entwurf einer Theologie der Kunst, die 1844 verfaßt, 1848 im fünften Bande meiner früheren Studien abgedruckt wurde, habe ich hauptsächlich nur die Poesie und die bildende Kunst in's Auge gefaßt. Es ist mir jetzt aber gar nicht mehr zweifelhaft, daß eine Betrachtung der Musik nicht weniger darthun würde, wie außerordentlich tief die Auffassung der christlichen Ideen durch die Musiker gewesen ist, und wie sehr durch die Werke der großen Meister die Wahrheit und Schönheit des wirklichen Christenthums illustrirt wird.

XX. Ueber die neueren geographischen Entdeckungen und die nächste Zukunft der Menschheit. 1865.

Seit dieser Aufsatz verfaßt wurde, hat die Geographie allerdings wiederum Riesenschritte nach vorwärts gemacht. Nichtsdestoweniger glaube ich, daß derselbe auch heute noch durch die Totalität des Bildes der Erde und durch die daraus gezogenen Consequenzen für die Geschichte ein allgemeineres Interesse zu beanspruchen nicht unwürdig ist.

In meinen Voraussagen habe ich mich nur bei der einzigen getäuscht, daß die Nordpolfahrten in Abgang kommen würden.

XXI. Das Theater der Chinesen. 1866.

XXII. Hinterindien. 1868.

Diese beiden Aufsätze lasse ich hier zum ersten Male drucken, weil sie eine weitere Ausführung des Bildes der chinesischen und indischen Culturwelt geben, wovon in dem Artikel die Geschichte der Menschheit nur eine Skizze geboten ist. An das Theater als an das Spiegelbild der Menschheit schließen sich ungesucht

alle wesentlichen Elemente an, welche die Cultur eines Volkes charakterisiren. Zu dem kleinen Gemälde von Hinterindien verdanke ich den Anstoß dem großen Werke Bastians über die ostasiatischen Völker.

XXIII. Die Entwickelung von Paris zur Weltstadt. 1870.

Als 1870 die Frage entstand, ob Paris bombardirt werden würde, ging mir dies mögliche Schicksal der von mir stets mit dem höchsten Interesse gehegten Stadt sehr zu Herzen, und die anhaltende Reflexion auf diese Perspektive brachte mich dazu, im November jenes Jahres einen Vortrag zu halten, welcher die große Bedeutung der Seine-Stadt und das Unglück ihrer gewaltsamen Zerstörung meinen Mitbürgern an das Herz legen sollte. Gleichzeitig hatte Dr. J. Spörer in dem letzten Heft 1870 und dem ersten Heft 1871 von Petermanns geographischen Mittheilungen Begleitworte zu L. Vogels Plan von Paris und Umgebung gegeben. Wenn die geschichtliche Entwickelung der Stadt hier von dem allgemeinen politischen Standpunkt aus gemacht wurde, so hatte ich den innern socialen Fortgang und die verschiedenen Phasen der Culturbewegung in's Auge gefaßt. Die Topographie von Paris überhaupt in ihrer gegenwärtigen Configuration hatte ich 1850 in einer Brochüre geschildert.

XXIV. Der Fortschritt in der Einförmigkeit unserer Civilisation. 1872.

Dieser kleine aber inhaltsvolle Aufsatz schließt die Gallerie von Culturbildern, die ich hier zusammengestellt habe, mit einem etwas melancholischen Hinblick auf die Zukunft der Menschheit. Da ich sogar die kosmische Zukunft der Erde und den damit verbundenen Schluß ihrer Geschichte überhaupt in der Abhandlung über den einstigen Stillstand der Welt in Betracht gezogen hatte, so durfte wohl die Aufrollung dieser Perspektive unserer Geschichte nicht fehlen.

I.

Die Emancipation des Fleiſches.
1837.

Jede Zeit ſchafft ſich für die ewigen Intereſſen des Geiſtes ihren beſondern Ausdruck, wie er aus der ganzen jedesmaligen Entwickelung mit Nothwendigkeit entſpringt. In unſern Tagen iſt es der Gedanke der Freiheit, der die Europäiſch-Amerikaniſche Welt als die durchgreifendſte Kategorie durchdringt, und ſo muß denn mit ihm der entgegengeſetzte Gedanke der Knechtſchaft ebenſo lebendig werden, denn die ſich geſtaltende Freiheit iſt von ihrer negativen Seite ein Befreien. Der Act, wodurch der Knecht zum Freien wird, iſt die Emancipation. Urſprünglich galt dies Wort dem Römiſchen Sklaven, den ſein Herr frei ließ. Mit Recht ward es daher angewendet, als von der Freilaſſung der Negerſklaven in Amerika zu verhandeln angefangen ward. Seit dieſer Periode iſt das Wort auch auf andere Gebiete häufiger übertragen und namentlich ſeit der Franzöſiſchen Julirevolution zu einem jener vieldeutigen Modewörter geworden, in denen unſere Journaliſtik einen ungefähren Anhalt ihrer zerfahrenen Reflexion findet. Bedenken wir nun, daß die mannichfache Noth der Völker der Induſtrie, dem Ackerbau, dem Handel eine Sorgfalt zuwenden mußte, wie wir ſie früher nicht kannten, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn unſere Erfaſſung des Materiellen an Schärfe und Umfang die frühern Jahrhunderte beiweitem übertrifft und ein allgemeiner Sinn ſich dafür erzeugt hat. In Verbindung mit ſolchen univerſellen Richtungen hat ſich nun auch der Gedanke einer Emancipation des Fleiſches entwickelt. Es iſt an demſelben der wahre und falſche Begriff wohl auseinander zu halten. Der wahre iſt der, daß die Materie ein nothwendiges Element des Uni-

versums überhaupt ausmacht, daß sie ihre eigenthümlichen Gesetze hat und daß der Geist zwar an und für sich über die Materie hinaus ist, keineswegs aber für die Wirklichkeit von ihr wegsehen darf, sondern vielmehr an ihr das Werkzeug seiner eigenen Darstellung, seiner Offenbarung nach außen hin besitzt. Die Verachtung der Natur, ihre willkürliche Behandlung, ihre gewaltsame Negation rächen sich unfehlbar an dem Geiste, der sie ausübt. Der Geist als der an und für sich freie soll von dem Fleisch, d. h. der Materie, dem Sinnlichen, der Natur nicht abhängen; er soll sich davon emancipiren. Die Emancipation besteht vernünftigerweise darin, daß er die Natur ihrem Begriff gemäß behandelt, sich also ihr nicht unterwirft, aber auch sie nicht abstract verwirft, daß er nicht mehr aus ihr macht, als sie an sich ist, sie aber auch nicht geringer nimmt, als sie aufgefaßt sein muß. Im Grunde ist daher das ganze Leben des Geistes eine Reihe von Emancipationsacten; er muß die Natürlichkeit fortwährend von sich abstreifen, weil er seinem Wesen nach nicht Natur ist und doch auf das innigste mit ihr sich verflochten, überall mit ihr in Berührung gesetzt findet und in seinem eignen Organismus ihre höchste Blüthe erblickt. Erziehung, Sitte, Religion, Kunst und Wissenschaft sind in ihrem positiven Wirken zugleich negativ Emancipationen.

Allein nun existirt in dem Streben, die Berechtigung des Fleisches, d. i. der Natur, anzuerkennen, eine Grenze. Das Princip nämlich, von welchem der Geist ausgeht, muß er selbst sein; er muß sich zu sich selbst befreien. Macht er nun das Mittel zum Zweck, so entsteht statt der vermeinten Emancipation vielmehr eine Verknechtung. Das Sinnliche wird nicht als Mittel für den Geist, d. i. das Freisein genommen, sondern es wird selbst Zweck. Es scheint als wäre der Geist auch hier noch frei, weil er das Bewußtsein hat, das Sinnliche als Gegenstand zu behandeln. In Wahrheit aber beherrscht ihn das Sinnliche und zieht ihn zu sich herab, während er durch seine Reflexion sich noch immer mit seiner Freiheit schmeichelt und dieselbe recht zu genießen glaubt, indem er der Natur sich zum Genuß in die Arme wirft.

Diese einfachen Bestimmungen sind es, um welche sich von

jeher der Kampf des Geiſtes mit dem Fleiſch gedreht hat und immer ſich drehen wird. Die Art und Weiſe aber, wie ſich in Deutſchland in der jüngſten Zeit die Frage geſtellt hat, macht die Auffaſſung ſchwieriger, denn es haben ſich darin ſehr mannichfache Intereſſen verſchmolzen und, was am bedauerlichſten ſcheint, ſich nicht recht ausleben und ausſprechen können, ſo daß die Sache in einer beiſpielloſen Verwirrung und Verdumpfung verblieben iſt. Ungefähr ſo läßt ſich der Gang etwa deutlich machen. Nach dem Kriege gegen Napoleon in der ſogenannten Reſtaurationsepoche gab ſich nothwendig ein Streben kund, den zerrütteten Wohlſtand durch fleißige Ackercultur, durch Fabrikfleiß und Handelsbetrieb ſoviel als möglich zu heben. Daraus entſtand nach und nach als Reſultat eine gewiſſe Wohlhäbigkeit und aus dieſer als abermaliges Ergebniß ein Wohlleben, eine Luſt am materiellen Genießen, eine Ueppigkeit des Fleiſches. Gegen dieſe Tendenz ſtellte ſich eine andere, die ihren Keim ebenfalls in dem das Innerſte erſchütternden Ernſte der großen Erfahrungen von 1806—1815 hatte. Man wollte das Leben würdig, ſittlich, gottgewidmet führen; als ein Gegenſtreben ward dieſe Richtung einſeitig und führte zum Pietismus. Die Julirevolution von 1830 wühlte aber eine Menge Ideen auf, die ſchon lange zu ſchlummern angefangen hatten; die perſönliche Zuverſicht des Einzelnen hob ſich wieder, die Gegenwart, die Welt, das Diesſeits u. ſ. w. wurden wieder mit heiterm Lichte angeſtrahlt. Die Völker traten mit unleugbaren Sympathien hervor und viele junge Leute ſchwärmten nun in den unbeſtimmten Idealen von Weltverkehr, Weltliteratur u. ſ. w. Die Weltgedanken, Weltherzen, Weltſchmerzen und dergleichen begannen zu graſſiren. Ergriffen von der Gewalt der Gegenwart kehrte man ſich gegen den jenſeitigen Himmel des Pietismus und wähnte, in ſich ſelbſt genug Stoff zu finden, ſeiner entbehren zu können. Hier ſind nun beſonders folgende Momente zu unterſcheiden. Erſtens ſollen die Schriften genannt werden, welche hier vorzüglich den Ausſchlag gegeben haben, zweitens ſoll der Zuſammenhang der Deutſchen mit den Franzoſen in dieſer Hinſicht, drittens das Verhältniß der Hegel'ſchen Philoſophie zu dieſem Proceß angedeutet werden.

Der Erste, welcher das Evangelium von der Emancipation des Fleisches entschieden aussprach, war Heine in den Aufsätzen, welche er in der seit der Julirevolution gestifteten Pariser Zeitschrift, der Revue des deux mondes, über die Deutsche Literatur herausgab, die in deutscher Verarbeitung alsdann zu Paris (2 Bände), später zu Hamburg theils in der Sammlung: „Der Salon" (1834), theils in der „Romantischen Schule" (1836) erschienen. Heine hat mehrfach gebeten, im Urtheile darüber wohl zu berücksichtigen, daß er diese Angelegenheit ursprünglich Französisch für Franzosen habe behandeln und in der Deutschen Darstellung sehr Vieles fatal genug habe ändern müssen. Diese Rücksicht darf er fordern und ebenso darf er verlangen, daß man sich auf Poesie und Humor verstehe, wenn man seine Schriften lesen will, um nicht bei Einzelheiten stehen zu bleiben, die, isolirt und buchstäblich genommen, craß genug erscheinen. Sein Grundirrthum ist, daß er den Begriff des Christenthums mit einigen historischen Gestaltungen desselben, namentlich mit der mönchischen Askese des Mittelalters, verwechselt und, in solch gemachter Opposition, sich für die Nothwendigkeit, auch dem Sinnlichen sein Recht angedeihen zu lassen, bis zum frivolen Epikuräismus erhitzt, der nach Diners im Rocher Cancale, nach Nymphentänzen, nach wollustsprühenden Umarmungen überbegierig ist, und, während er solche Gelüste frank und frei bekennt, mit komischer Aufrichtigkeit die Invalidität und Impotenz der Zeit wie seiner selbst zum kraftvollen Naturdienst nicht verhehlt.

Wenn Heine über die, wie er meinte, unverdiente Degradation der Materie durch den gespenstischen Spiritualismus jammerte und dem Geiste Genesung von allem Leiden verhieß, falls er nur das süße Joch der Materie zu tragen bereit sei, wenn er eine Befreiung von der Sünde träumte, wofern wir nur erst das Uebel los wären, so sprach sich Wienbarg in seinen „Aesthetischen Feldzügen" (Hamburg 1834) und in seinen „Wanderungen durch den Thierkreis" (Hamburg 1835), viel männlicher und würdiger über die Sache aus. Wienbarg ist so wenig ein orthodoxer Christ als ein orthodoxer Royalist, wenn man unter jener Benennung die Einseitigkeit eines Aufgebens des eignen Denkens, unter dieser die eines Aufopferns

jedes Selbſtwollens verſteht. Aber ein Mann, ein Menſch, eine im antiken Sinne ſittliche Natur iſt er ganz gewiß, und ſein Streben ging vornehmlich darauf, die Naturfriſche und die Kunſtandacht in unſerm Daſein einheimiſch zu machen und dem Schönen, erſcheine es als Natur oder Kunſtgebilde, ſeine ethiſche Weihung zu wahren. Bei ihm ward alſo die Kunſt der Mittelpunkt zur Emancipation des Fleiſches; er wollte die Schönheit nicht mehr von den allgemeinen Regungen des Lebens abgeſperrt wiſſen.

Was bei Heine und Wienbarg Doctrin war, trat bei Laube theils als Doctrin, theils als Roman auf. Sein Roman „Das junge Europa" in drei Abtheilungen: „Die Poeten", „Die Krieger", „Die Bürger" ſollte ein Spiegelbild der gegenwärtigen Culturphaſe nach allen Richtungen hin werden. Hierher gehört eigentlich nur die erſte Abtheilung, in der er ſich am ungenirteſten austobte. Dann ſind noch ſeine „Liebesbriefe" und die beiden erſten Bände ſeiner „Reiſenovellen" zu nennen. Laube hat, ſo zu ſagen, viel Situationsphantaſie und Situationsreflexion, allein es fehlt ihm productive Einheit im Dichten und Denken. Daher iſt bei ihm es ſchwerer gemacht, zu einer Beſtimmtheit der Anſicht zu gelangen; denn er kann Alles, was man ihm aufbürdet, mit einzelnen Gegengedanken widerlegen. Jedoch ſticht zweierlei bei ihm unverkennbar hervor: er liebt in ſeiner Darſtellung des Sinnlichen das Lüſterne und gibt unendlich viel auf reine geſchmackvolle Kleidung. Wenn Heine, in ironiſcher Metapher, „Sehnſucht nach neuen Hemden" äußerte, ſo beſteht bei Laube ein großes Element, der Emancipation des Fleiſches gemäß, darin, daß wir uns nett und elegant anzuziehen verſtehen.

Bei Mundt concentrirt ſich das philoſophiſche Element mehr, weil er an Fülle der Phantaſie Laube nachſteht; das Poetiſche iſt bei ihm das minder Gelingende. Er unterſcheidet ſich von Heine und Wienbarg dadurch, daß er das Chriſtenthum nicht mit der mittelalterigen Form deſſelben identificirt, ſondern es als das noch immer gegenwärtige Princip der Weltgeſtaltung anerkennt. Er will auch dem Leben, der Sinnlichkeit ihr Recht gegeben wiſſen, allein er ſucht die Heiligung des Fleiſches mit dem Dogma des Chriſtenthums von der Menſchwerdung Gottes überall in Beziehung zu

setzen. Er meint, das Christenthum selbst sei die Religion der Emancipation des Fleisches, das Wort sei nicht blos Fleisch geworden, um dasselbe kreuzigen zu lassen, sondern auch, um es zu erlösen, es zur seligsten Heiterkeit zu erheben. In solchem Sinne gab er ein Buch heraus „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen" (Leipzig 1835) und sprach sich auch in kleinern Aufsätzen auf diese Weise aus. Durch den Namen Madonna wollte er ausdrücklich an das Mysterium der Incarnation erinnern. Es ist zu bedauern, daß das Poetische in diesem Buche mit Reisenotizen und contemplativen Ergüssen so wenig zu einer ästhetisch befriedigenden Einheit verbunden ist und daß Mundt zu manchen hyperparadoxen Schroffheiten in der Geschichte seiner Madonna sich hat hinreißen lassen. Ihre Verführungsgeschichte rechnen wir dahin am wenigsten, sie ist gut erzählt, richtig motivirt; wol aber das Gebet, nachdem sie mit dem Candidaten vom Baume der Erkenntniß den Apfel gepflückt hat. Was ist der Geist, wenn der fleischliche Act solche erlösende Kräfte birgt! Mundt hat also, wenn man von solchen verfehlten Einzelheiten absieht, im Grunde eine christliche Mystik für seine Doctrin als Princip. Endlich wäre noch Gutzkow zu erwähnen, weil man ihn unter Denen genannt hat, die eine Emancipation des Fleisches beabsichtigten. Allein so verbreitet diese Meinung ist, so wenig beruht sie auf literarischen Thatsachen. Eine einzige Scene seines Romans „Wally" ist durch Menzel's Denunciation im „Literaturblatt" des „Morgenblatts" (1835, Nr. 93 fg.) die Veranlassung dazu geworden: eine Scene, worin ein forcirter Spiritualismus, eine ästhetische Verkehrtheit sich kund giebt, die ihre Raserei für die echteste Poesie hält. Hinterher wurde auch seine Vorrede zu den Schleiermacher'schen „Briefen über die Lucinde Fr. Schlegel's" (Hamburg 1835) damit in Verbindung gesetzt. Sie geht aber nicht sowohl auf die Emancipation des Fleisches, als auf die des Weibes. Das Hauptthema derselben ist die Beschuldigung unserer Zeit, das Zartgefühl, das idyllische Stillleben der Liebe verloren, eine Herzenskälte der beiden Geschlechter erzeugt zu haben, die nur wilde Erhitzung der Sinnlichkeit ohne tiefere Sympathie und ohne geniale Erfindung großartiger, kühner Schwelgerei zuläßt. Man ist zu berechnet, um sen-

timental zu ſchmachten, und zu moraliſch-heuchleriſch, um koloſſale Ausſchweifungen zu wagen. Nun verliert ſich Gutzkow aber zuletzt in die Doctrin eines Naturalismus, der allerdings in der chriſtlichen Kirche und noch jetzt in der römiſchen als Sacrament gilt, daß nemlich die wahrhafte Ehe durch die wahrhafte Liebe, nicht durch die prieſterliche Einſegnung geſtiftet werde. Die kirchliche Sanction iſt das Accidentelle. Indem er hier jedoch ohne Rückſicht verfuhr, und in eifernder Gereiztheit tief verletzende Worte ſchleuderte, brachte er die Polemik zum Ausbruch.

Doch ehe wir ſo weit gehen, dieſe zu ſchildern, müſſen wir noch auf Frankreich einerſeits, auf die Hegel'ſche Philoſophie andrerſeits reflectiren. In Frankreich hatte der St.-Simonismus auch an dem Inſtitut der Ehe gerüttelt; er hatte die Eheſcheidung als das beinah Unvermeidliche des ehelichen Lebens aufgefaßt und das Eingehen einer Ehe zur Bedeutung eines Experiments, eines nur proviſoriſchen Verfahrens herabgeſetzt. Er ſcheiterte bekanntlich gerade an dieſer Laxität, die in ihm ſelbſt nie wieder ausgeglichene Entzweiungen begründete. Die George Sand trat ſeit der Julirevolution ebenfalls mit Romanen auf, in denen ſie zeigte, wie die Ehe ſo oft gar nicht ihrem Begriff gemäß realiſirt werde. Namentlich aber ſuchte ſie durch ihren Roman „Lélia" darzuthun, daß die Liebe ebenſowol eine geiſtige als ſinnliche, eine ideale als reale Seite habe, und daß jede Liebe, die nur das eine oder das andere dieſer Elemente, nicht das eine im andern wolle, ſich ſelbſt nothwendig vernichten müſſe. „Lélia" iſt daher einer der merkwürdigſten didaktiſchen Romane. Lelia und Zingolina, ihre Schweſter (Pulcheria mit anderm Namen), zerütten den Dichter Stenio, der zu jener durch den Adel ihrer Seele und die Hoheit ihres Geiſtes, zu dieſer durch die Wärme ihrer Sinnlichkeit, die Phantaſie und den geſchmackvollen Luxus ihrer Umarmungen hingezogen wird und als Dichter weder dem Geiſt noch der Materie entſagen kann, conſequent alſo an beiden untergeht, da er mehr eine Taſſo'ſche als Byron'ſche Natur iſt. Aehnliche Romane wären auch von andern Franzoſen zu nennen, z. B. „Les confessions d'un enfant du siècle" von Alfred de Muſſet; allein in Deutſchland iſt beſonders die „Lélia" zur Sprache

gekommen, weil man wunderlich genug ein Vorbild der „Wally“ darin hat finden wollen und weil die „Lélia“ auch in Frankreich Gegenstand einer heftigen und ausgebreiteten Verfolgung geworden ist. Man muß aber nicht glauben, als wenn George Sand nur eine Uebersetzung der Prosa des St.-Simonismus in eine poetische Sprache wäre. Ihr Zusammentreffen gehört der Zeit überhaupt an. Auch muß man nicht glauben, als wenn jene seichte Auffassung der Ehe, wie der père Enfantin sie aufbrachte, der Kern des St.-Simonismus wäre; vielmehr liegt diesem zwar nicht eine Emancipation des Fleisches, wol aber eine Heiligung aller menschlichen Thätigkeit, auch der gemeinsten zu Grunde: alle Arbeit soll ein Cultus werden.

In Betreff Deutschlands ist noch kurz die Hegel'sche Philosophie in dieser Hinsicht zu erwähnen. Sie hatte darauf gedrungen, das Wahre, Ewige nicht als ein jetzt und hier noch nicht Existirendes, sondern als das sich in der Zeit Offenbarende, dem wahren Sinn immer Zugängliche zu fassen. Sie brachte das Pochen auf das Jenseits, die Sehnsüchtelei darnach, die Heuchelei, welche scheinbar in der leibhaften Wirklichkeit ohne Befriedigung ist, die gedankenlose Träumerei, die im trägen Hinausblick auf das Jenseits die Gottesnähe des Diesseits ignorirt, in völligen Verruf. Sie lehrte das Dasein des als jenseits Gesetzten im Diesseits, die Versöhnung von Himmel und Erde. Man begreift bald, wie eine solche Weltanschauung durch einen oberflächlichen Verstand aus ihrer wahrhaften, echt christlichen Tiefe heraus zu einem genußsüchtigen, ethisch indifferenten, die Spannkraft des Willens abtödtenden, gemeinen Epikuräismus umgestempelt werden konnte. Da nun Heine, Laube, Mundt und Gutzkow mit der Hegel'schen Philosophie in mannichfacher Berührung standen (Wienbarg nicht), da sie selbst in ihrer Bildung ihr Manches verdankten, so war es ganz natürlich, daß man die Hegel'sche Philosophie als ein Hauptferment in dem Gährungsprozeß der Emancipation des Fleisches auffaßte, zumal da die meisten Hegelianer auch enragirte Göthianer sind und als solche die „Wahlverwandtschaften“ in Schutz nehmen, diese aber bei dem großen Haufen für nichts Besseres gelten, als für eine sophistisch-

beschönigende Anticipation der Enfantin'schen Theorie von den passions profondes et fugitives.

Dies sind im Allgemeinen die Thatsachen, welche vorliegen, um sich von Dem, was man jetzt unter dem vieldeutigen Ausdruck der Emancipation des Fleisches Wahres und Falsches, Zahmes und Frecches durcheinandermischt, einen Begriff machen zu können. Man muß wohl Acht geben, wie sich die Sache in sich selbst gesteigert und von allgemeinen Anfängen zu sehr concreten Einzelheiten fortgestuft hat. Bei Heine wird das Sinnliche überhaupt gegen die Arroganz des Geistes in Schutz genommen. Wienbarg will die Schönheit als die Seele der materiellen Welt anerkannt wissen und findet daher in Goethe den Befreier Deutschlands auf Jahrhunderte hinaus, weil derselbe dem Sinnlichen und dem Verstande nie ihren von Gott ihnen bestimmten Tribut geschmälert und im Sittlichen überhaupt das Aesthetische beachtet habe. Laube will Heiterkeit, zierliche Geselligkeit überhaupt. Mundt vertieft sich in die Geheimnisse des Christenthums, um die Widersprüche der Materie und des Geistes zu lösen. Gutzkow richtet sich unmittelbar auf die geselligen Institutionen. Die Ehe ist diejenige, worin Natur und Geist, Gefühl und Gedanke zur untrennbaren Einheit verschmelzen und wo also auch Das, was denn eigentlich Emancipation des Fleisches heißen soll, am unzweideutigsten zur Sprache kommen muß. Was bei diesen kritischen Poeten mehr als Dichtung erschien, ward in Frankreich durch den St.-Simonismus zum praktischen Ernst, in Deutschland durch die pantheistische Ausdeutung des Hegelianismus zur Philosophie gemacht. Die Polemik schlang sich daher beständig durch diese verschiedenen Elemente hindurch. Die „Evangelische Kirchenzeitung" schrieb in der That geistreiche Artikel über diese Angelegenheit, welche an Tiefe der Erfassung, an Glanz der Rede, an Witz die leichtsinnigen und sophistischen Declamationen Menzel's beiweitem übertrafen. Menzel war fanatisch genug, die Emancipation des Fleisches so roh zu nehmen, als wenn es dabei nur um Orgien, wie unter der Regentschaft, oder um Bordellnuditäten zu thun wäre. Allein welche Schwächen, Verirrungen und sittliche Flachheiten auch bei den genannten Schriftstellern vorkommen, so

ganz gemein wollüſtig, ſo ganz dem Priap huldigend iſt Niemand von ihnen, und die Nemeſis, die aller Lüge folgt, iſt deswegen auch für Menzel nicht ausgeblieben. Daß die wilden Schößlinge abgeſtoßen ſind, iſt gut, nur wollen wir wünſchen, daß die jungen Autoren ernſtlich die Sache weiter verfolgen, nicht ſie aufgeben, denn Mißbrauch des Sinnlichen, Pruderie, blauſtrumpfige Engelhaftigkeit, Verzerrung der Natur unter dem Prätext der Moralität (die wahre Sittlichkeit beherrſcht, aber verleugnet die Natur nicht), Befreiung der Kunſt von conventionellen, grundloſen Meinungen, nach welchen Mozarts „Don Juan“ für unſittlich, ein obſcönes Ballet aber, weil ja in Tricots getanzt wird, für ſittlich und zu ſchauen erlaubt gehalten wird u. ſ. w., müſſen ein beſtändiges Ziel des Ankampfes wahrhaft ſittlicher, geiſtesfreier Menſchen bleiben. So wie Laube in der Einleitung zu Heinſe's Werken, die Frage, wie weit die Kunſt in der Darſtellung des Sinnlichen gehen dürfe, behandelt hat, darf man nicht bejahen, denn die Moral hat allerdings ihre ewigen Geſetze und iſt nicht blos etwas Polizeimäßiges. Die Hauptſache iſt, daß der Menſch, wie Franz Baader ſo treffend geſagt, naturfrei werde; dazu ſoll die Emancipation des Fleiſches wirken und die Emancipation vom Fleiſche nicht von ſich ausſchließen. Naturlos, wie eine kränkliche Religioſität uns oft haben möchte, können wir nicht ſein, und daher ſoll auch die negative Richtung gegen das Sinnliche, das affirmative Verhalten zu ihm nicht von ſich ausſchließen.

II.

Der Zweikampf auf unſeren Univerſitäten.

1837.

Rede an die Studirenden der Univerſität Königsberg.

Meine Herren!

Ein außerordentlicher Fall drängt mich heute auch zu einer außergewöhnlichen Mittheilung. Zu tief bin ich ſeit geſtern früh erſchüttert, als daß ich nicht meinen Schmerz auch dadurch zu bewältigen ſtreben ſollte, daß ich ihm eine feſte Geſtalt zu geben, daß ich ihn mit Ruhe anzuſchauen ſuche. An Sie aber richte ich mich, denn Sie, meine Herren, ſtehen dem traurigen Fall eben ſo nahe als ich, wenngleich ich wohl die beiden Jünglinge, den hingeſchiedenen wie den überlebenden, länger kenne, als Viele von Ihnen. Nicht von dieſem beſonderen Ereigniß aber will ich zu Ihnen ſprechen; das iſt nicht meines Amtes; wohl aber will ich über das allgemeine Intereſſe, was uns daſſelbe darbietet, über den Zweikampf, zu Ihnen reden. Hierzu habe ich als Ihr Lehrer, als Ihr Freund das Recht. Indem ich Ihnen, ſo viel ich es vermag, über dies Element unſeres akademiſchen Lebens Aufklärung gebe, indem ich Ihnen zu zeigen ſuche, wie ſich daſſelbe zu dem Geiſt unſeres Jahrhunderts, oder, wenn Sie wollen, unſeres Jahrzehnts verhält, indem ich hoffe, daß Sie, dadurch veranlaßt, Ihren Standpunct ſchärfer und klarer auffaſſen, hoffe ich für uns beide eine heilſame Verklärung der bitteren Empfindung, die uns jetzt durchdringt.

Glauben Sie aber nicht, meine Herren, daß ich Ihnen etwas beſonders Neues ſagen werde. Der Zweikampf iſt ſo oft in ſocialer und moraliſcher, in politiſcher und religiöſer Hinſicht Gegenſtand der

Untersuchung gewesen, daß man dies Thema in der That zu den erschöpften rechnen kann. Ich sehe fort von den einzelnen Seiten desselben und beschränke mich auf das eigenthümliche Verhältniß, welches derselbe zu unserm Lebenskreise hat. Was ich Ihnen sage, kann nur durch die Wahrheit einerseits, durch die Liebe andrerseits einen Werth haben. Von der letzteren als dem Princip, das mich treibt, darf ich Sie im Voraus für überzeugt halten und eben deswegen es auch als etwas Geringfügiges ansehen, daß meine Rede an Sie aller Kunst entbehrt. Wenn nur die Sache zu ihrem Recht gelangt!

Vor allen Dingen müssen wir nun fragen, welches ist der Zweck des akademischen Lebens? Denn aus dem Begriff dieses Zweckes müssen sich alle Bestimmungen für Ihr Verhalten innerhalb desselben, also auch Ihr Verhältniß zum Duell, ableiten lassen. Die Universität ist eine Corporation, welche durch ihr ganz eigenthümliche Bestrebungen von jeder andern sich sehr bestimmt unterscheidet. Der Zweck der Universität ist im Allgemeinen leicht angegeben. Er ist die wissenschaftliche Bildung, wie dieselbe nicht blos das fertige Resultat der Erkenntniß ausmacht, sondern wie sie selbst noch im ununterbrochenen Werden begriffen ist, wie sie zur Gegenwart in der engsten Beziehung steht und den Einzelnen auf lebendige Weise zu einem Mitarbeiter an ihrem großen Entwickelungsproceß zu machen sucht. Wäre dies nicht der Fall, so würde die Universität etwas ganz Ueberflüssiges sein. Das Gymnasium, die einsame Lectüre, der Privatunterricht, würden für die Nothdurft der Routine und für den energischen Drang des Autodidakten hinreichen. Allein darin eben liegt der unendliche Reiz des akademischen Lebens, daß man in einer Sphäre sich heimisch macht, welche durch und durch von der Unendlichkeit der Idee, von dem Trieb der rastlos weiter eilenden Erkenntniß erfüllt ist. Hierüber ist man jetzt wohl ziemlich einverstanden. Die freie, mündliche Production der Wissenschaft, die Theilnahme an der Gestaltung, welche sie in dem Individuum gewinnt, ist die specifische Differenz des akademischen Unterrichts von jedem andern. Die Universität ist ein Organismus der Wissenschaft, welcher gegen alles Buchstabenwesen den steten Antagonismus zu unterhalten hat.

Alſo der Wiſſenſchaft, meine Herrn, widmen Sie ſich hier. Die Kunſt iſt kein unmittelbarer Zweck der Univerſität. Nur ihre wiſſenſchaftliche Erkenntniß macht auch ein Element derſelben aus. Sonſt bleibt ihr Genuß, ihre Ausübung andern Kreiſen überlaſſen und was eine Univerſität dafür thun kann, iſt mehr oder weniger von Zufälligkeiten abhängig.

Aber, meine Herren, iſt hiermit der Begriff des akademiſchen Lebens erſchöpft? Ich glaube nicht. Vielmehr iſt auch ein weſentlicher Zweck deſſelben die freie Ausbildung des Charakters. Ich ſage abſichtlich, die freie Ausbildung, wiewohl dieſer Ausdruck inſofern falſch iſt, als die Bildung des Charakters immer nur das Werk der Freiheit ſein kann. Charakter iſt die beſtimmte Form unſeres Wollens, kann folglich nur durch den Willen ſelbſt hevorgebracht werden. Ich will aber mit dem Ausdruck frei in der Kürze die Bedingungen andeuten, unter welchen ſich Ihr Charakter auf der Univerſität entfalten kann. Niemand nämlich genießt darin einer ſolchen Gunſt, als der Student. Jede andere Richtung des Lebens führt frühzeitig zu beſchränkteren Verhältniſſen, welche von der Engheit eines beſtimmten Berufs mehr oder weniger afficirt ſind und dem Charakter leichtere oder ſchwerere Feſſeln anlegen. Der Studirende darf mehre Jahre ſeines Lebens ganz ſich ſelbſt leben. Er hat noch kein Amt. Staat und Kirche ſtehen noch als der große Hintergrund ſeines Lebens da, als die weite Perſpective ſeiner künftigen Thätigkeit. Er bereitet ſich erſt auf dieſelbe vor. Ungeſtört kann er ſich der Wiſſenſchaft widmen und, wie man ſich ſo ſchön ausgedrückt hat, der eigenen Muſik ſeines jungen Herzens horchen. Und eine ſolche freie Stellung iſt ſchlechthin nothwendig, wenn der Same der Ideen, die Begeiſterung für ächte Humanität, die Liebe zu allem Großen, Schönen und Heiligen ſo tiefe Wurzeln ſchlagen ſoll, daß in dem Drang und der Noth ſpäterer Jahre der Glaube an das Ewige, die Ueberzeugung von der Göttlichkeit unſerer Beſtimmung ihre unverſiegliche Kraft durch uns auch an Andern bewähren ſollen. Staat und Kirche haben dies auch ſehr wohl erkannt und auf alle Weiſe geſtrebt, da, wo irdiſche Sorge das Gemüth des Studirenden belaſtet, die Heiterkeit, welche den Muſen

ziemt, möglichſt herzuſtellen. Traurig genug, daß hier die Mittel ſo oft hinter dem edlen Zweck zurückbleiben müſſen. Die Sache ſelbſt aber ſteht feſt, daß Staat und Kirche nur von freien Männern, die zur reifen Beſinnung über ſich, über den Zweck unſeres Daſeins gelangt ſind, eine Förderung erwarten können. Ein Beamter, der nicht ein eigenes Intereſſe am Staat hat, ein Lehrer, der nicht die Erkenntniß als ſolche, nur den durch ſie möglichen Gewinn liebt, ein Prieſter, der nur ein Vehikel, nicht ein ſelbſtſtändiges Organ des Himmels ſein will, ſind für Staat und Kirche eine Laſt. Ihre Charakterbildung hat alſo mit ihrer wiſſenſchaftlichen den engſten Zuſammenhang.

Aus jener theoretiſchen Richtung auf die Wiſſenſchaft, aus dieſer praktiſchen auf die Ausbildung des Charakters reſultirt die eigentliche Poeſie des akademiſchen Lebens, denn die Wiſſenſchaft erhebt uns ſelbſt zur Freiheit. Nur der freie Mann iſt ihrer würdig. Freiheit allein iſt die wirkliche Poeſie unſeres Lebens. Auf dem Gymnaſium wird ein jeder Ihrer Schritte geleitet; hier mögen Sie ſelbſt verſuchen, was Sie aus ſich und Ihren Kräften machen können. Der Lehrfreiheit von Seiten der Docenten entſpricht von Ihrer Seite die Lernfreiheit. Es iſt lediglich Ihrer Gewiſſenhaftigkeit anvertraut, wie weit Sie den Umfang Ihres Strebens dehnen wollen und einige disciplinariſche Maaßregeln ſollen nur ſolche, die noch nicht in den Geiſt der Wiſſenſchaften eingebürgert ſind, vor gänzlicher Verwilderung, vor einer Verwandlung des göttlichen dolce far niente in eine liederliche Thatloſigkeit ſchützen. Eine ſolche Caricatur des Muſenlebens zum Müßiggang und ſeinen Folgen kann die Ehre der Univerſität als Corporation nicht dulden.

Obſchon Sie alſo, meine Herren, einen entſchiedenen Beruf im Auge haben, ſo ſind Sie doch zugleich ſich ſelbſt in vieler Hinſicht überlaſſen. Andere Nationen haben ſich immer darüber gewundert, wie wir Deutſche Jünglingen, oft noch von zartem Alter, eine ſolche Stellung in der Geſellſchaft einräumen können. Engländer ſowohl als Franzoſen haben in der neueren Zeit ſich um alle Einzelheiten unſeres Burſchenlebens bekümmert und viel von der Romantik desſelben geſprochen. Ja, das iſt der Geiſt unſeres Volkes, Jeden,

ſo viel möglich, auf ſeine eigenen Füße zu ſtellen, die Individualität eines Jeden zu achten und nicht zu verlangen, daß, mit Leſſing zu reden, allen Bäumen nur Eine Rinde wachſen ſolle. Die Größe wie die Schwäche unſerer Nation liegt in dieſer wahrhaft göttlichen Rückſicht auf die Eigenheit einer Natur. Der Student befindet ſich bei uns in der glücklichen Lage, daß er, ohne dadurch Andern zu läſtig zu werden, den Eigenſinnigkeiten ſeines Weſens nachgehen und, wenn ſie nur dies, wenn ſie nicht die Hülle wahrhafter Originalität ſind, über ſie hinauskommen und die klarſte Erkenntniß ſeiner ſelbſt erreichen kann. Glücklich derjenige, der dieſe Zeit auch in dieſer Beziehung mit Erfolg zu nutzen verſteht.

Poetiſch iſt demnach Ihre Situation durch Ihre Freiheit, das werden Sie mir wol einräumen. Aber dieſe Poeſie führt auch zuweilen in inneren und äußeren Conflicten zu Tragödien, denn Sie ſind noch in der ganzen Fülle der Entwicklung begriffen und verſtehen noch nicht Maaß zu halten, was ja auch dem erfahrenen Manne oft ſo ſchwer wird. Sie lernen erſt, ſich ſelbſt unterwerfen und müſſen durch manchen Irrweg hindurch. Zweierlei iſt es, was Ihnen vorzugsweiſe Colliſionen bereitet: das eine liegt unmittelbar in Ihnen ſelbſt: es iſt Ihre Jugend; das andere liegt in Ihren Verhältniſſen. Sie gehören einer Corporation an.

Die Jugend hat ihre Freude an der Kraft. Sie überſchätzt nicht ſelten dieſelbe; ſie kokettirt nicht ſelten mit dem Muth. Aber angemeſſen iſt ihr eine ſolche Auffaſſung. Das Imponirende muß ihr noch den Vorzug haben. Der Körper ſelbſt iſt noch in der Entwicklung begriffen und ſo nimmt denn namentlich die Uebung und Geltendmachung phyſiſcher Stärke und Gewandtheit einen nicht unbeträchtlichen Raum bei ihr ein. Die Tapferkeit als Nichtachtung des Lebens, als Beweis perſönlicher Entſchloſſenheit, wird zärtlich geliebt. Die Waffenluſt iſt der männlichen Jugend eines freien Volkes ſo natürlich, als der weiblichen die Putzluſt. In ganz Deutſchland macht man ſich vom Studenten kein anderes Bild, als daß er zu fechten verſtehe. Das Rappier iſt ein von ihm unabtrennbares Acceſſorium: ein eigener Zauber ſcheint in dem gefähr-

lichen Stahl zu ruhen, obwohl die Zeit längst vorüber ist, wo der Student nie anders ging, als mit dem Degen an der Seite.

Als Glieder der Universität haben Sie ein Doppelverhältniß, einmal zu den Lehrern, sodann unter einander. In jener Hinsicht findet eine, wenn auch noch so wenig fühlbare, Unterordnung statt. Wir Lehrer sehen in Ihnen keineswegs bloße Schüler; wir wollen Sie zur Wissenschaft nicht mechanisch abrichten; wir ehren in Ihnen die Selbstständigkeit und nennen Sie Commilitonen, mit welchem Wort wir wenigstens wünschen, Ihnen nicht blos eine Schmeichelei zu sagen, wofür es wohl Manche nehmen, wenn sie es bei feierlichen Gelegenheiten aussprechen hören. Ihre Abhängigkeit von uns ist geistiger Art, weil wir Ihnen in der oder jener Richtung der Wissenschaft voraus sind. Unser Bemühen ist aber hauptsächlich darauf gerichtet, diese Abhängigkeit schwinden zu machen, so daß Sie unserer nicht mehr bedürfen. — Ganz anders stehen Sie zu Ihren Genossen. Hier waltet eine unbedingte Gleichheit und es ist ein schöner Zug, daß dieselbe sich auf unsern Deutschen Universitäten so lange erhalten hat. Auf allen älteren Universitäten, auch auf unserer Albertina, hat die Brüderlichkeit sich selbst in dem vertraulichen Du ausgeprägt und erst auf den neuangelegten Universitäten ist das die Persönlichkeiten in ihrer Fremdheit auseinanderhaltende Sie eingetreten, hat sich auch von da schon auf kleinere Universitäten verpflanzt und wird allerdings mit der Zeit allgemein werden. Die Gleichheit aber wird fortdauern. Zum erstenmal gehören Sie nun einer Corporation an. Ihre Eltern, Ihre Lehrer übernehmen nicht mehr die Verantwortlichkeit Ihrer Handlungen, obwohl der Staat Ihnen im Senat eine Behörde gegeben hat, welche — abgesehen von criminell strafbaren Handlungen — zwischen Ihnen und dem bürgerlichen Gericht eine milde Vermittelung bezweckt. Sie fühlen sich also zum erstenmal als selbstbewußte Glieder eines Ganzen; Ihre allgemeine Ehrenhaftigkeit individualisirt sich zur Standesehre, zur Ehre des Burschen, wie die alte Deutsche Terminologie den Studenten betitelt. Und eben in diesem Gefühl der Besonderung liegt eine gewisse Reizbarkeit, welche, um recht zum Genuß ihrer selbst zu kommen, wohl gar den Anlaß sucht, sich für

beleidigt halten zu müssen. Welche Sonnenstäubchen haben nicht schon das Ehrgefühl des Studenten gekränkt! Ich will nun ganz von den Reibungen der Landsmannschaften, der Corps oder Communen untereinander, von den Reibungen der auf nationaler Basis ruhenden Landsmannschaften mit den ideell begründeten Burschenschaften, von den Reibungen der Studenten mit Handwerksburschen und Kaufmannsdienern einerseits, mit Officieren andererseits abstrahiren, denn solche Betrachtungen würden mich zu weit von meinem Ziel abführen. Das nur wollen wir feststellen, daß Ihre Jugendlichkeit durch leidenschaftlichen Ungestüm, durch Lebensübermuth und erst werdende Bildung, Ihre Stellung aber in der Corporation durch die Abgeschlossenheit derselben und durch die Gemeinschaft des Jünglings mit dem Jünglinge, des Erregbaren mit dem Erregbaren, eine große Entzündlichkeit, eine Neigung zum Abenteuerlichen, eine Lust am Widerspruch, eine Verführung zum unüberlegten Trotz, zum Spiel mit der Gefahr herbeiführen muß.

Doch dies Alles würde für sich uns den Zweikampf noch nicht erklären, am wenigsten als herrschende Sitte, als ein geheiligtes Herkommen. Dergleichen ist nur durch den Geist eines Volkes möglich. Im Orient wie im Alterthum finden wir diese Erscheinung nicht, obwohl wir ihnen weder Tapferkeit noch Wissenschaftlichkeit absprechen können. Die antiken Universitäten, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen wollen, wie sie unter den Römischen Kaisern in Athen u. s. f. existirten, zeigen in dem Verhältniß der Schüler zu den Lehrern, wenn diese für sich eine Partei zu werben suchten, in dem Verhältniß der Ankömmlinge zu den ältern Studirenden, in dem der Universität zu dem Proconsul manche Analogieen mit unsern Zeiten; aber doch ist bei uns Alles anders. Diese Grundverschiedenheit liegt in der Ehre, deren Gefühl den Griechen und Römern, auch nachdem sie Christen geworden waren, in unserm Sinne stets fremd gewesen ist. Wir finden dort wohl Schlägereien, aber keine Duelle. Der Zweikampf ist ein wesentlich Germanisches Institut. Die ursprüngliche Sprödigkeit, Härte und Kühnheit unseres Stammes, und doch auch wieder seine Innigkeit und Weichheit, seine

Beinkleidern, Halsbinden u. ſ. w. der Dirigent des Schlagapparates vor lebensgefährlichen Wunden geſichert ſei. Die Secundanten haben vollends für die Beſeitigung der ſchlimmſten Fälle zu ſorgen. Haſſen ſich zwei wirklich einmal auf Leben und Tod, ſo greift die neuere Zeit zum Piſtol; und auch hier kann man ſo leicht dem Schuß doch noch eine minder ſchädliche Richtung geben. Nichtsdeſtoweniger iſt das Spiel ein gefährliches. Unſer Sprichwort warnt uns, den Teufel nicht an die Wand zu malen. Wir ſollen Situationen zu vermeiden ſuchen, wo ein an ſich unbedeutender Zufall, meinetwegen ein Stolpern über einen Aſt in der Diele, die traurigſten Folgen haben kann. Trotz jener Vorſichtsmaßregeln, welche beweiſen, daß es insbeſondere auf die Aeußerung des Muthes beim Gegner, auf die Erkenntniß ſeines ehrenhaften, männlichen Benehmens, nicht auf ſeinen Tod abgeſehen iſt, ſind die bejammernswerthen Ereigniſſe, die Duelle mit unglücklichem Ausgang, nur zu häufig. Ich denke hier nicht blos an den Tod. Mancher Theologe hat ſchon wegen Wundnarben im Geſicht eine andere Laufbahn einſchlagen müſſen; mancher quält ſich im Stillen jahrelang mit ſchlecht geheilten Wunden umher; mancher wird durch das Fehlen eines Gliedes, eines Fingers, eines Ohrs u. ſ. w. zeitlebens unangenehm an eine leichtſinnige Stunde erinnert. Dergleichen Calamitäten wiegen, wie ſich von ſelbſt verſteht, auf der Waage der Ehre nichts und Niemand, dem das Herz am rechten Fleck ſitzt, wird davon viel Aufhebens machen, wäre nur die Sache an ſich von dem Fluch der Ungeſetzlichkeit frei und wäre nicht durch ſie auch der tüchtige, nur auf die Wiſſenſchaft gerichtete Menſch, dem Muthwillen jener Renommiſten preis gegeben, welche aus ihrer guten Klinge gewiſſermaaßen ein Handwerk machen und im geheimen Gefühl ihrer inneren Nichtigkeit eine genugthuende Schadenfreude darin finden, dem fleißigen und ordentlichen Studenten als einem ſogenannten Obscuranten Störungen und Fatalitäten zu bereiten.

Geſtehen Sie es nur ein, meine Herren, das jetzige Duell iſt zur Armſeligkeit heruntergeſunken. Aus der Tradition des früheren Studentenlebens kommt noch die Kunde der großen Waffenthaten von dieſem und jenem zu Ihnen. Ihre dem Muth, der Tapferkeit,

der Freiheit huldigende Stimmung erfreut ſich an ſolchen Erzählungen und es entſteht der heimliche Wunſch, bei ſeinen Genoſſen ſich einſt auch den Ruhm eines ſolch' wackeren Kämpens zu verdienen. Ihr ritterlicher Stolz weidet ſich an der ſchauerlichen Scene. Mit durſtigen Lippen trinken die jüngeren Studenten vom Munde der älteren die Unterweiſung im Ceremoniell des Duells und viele Stunden werden in den Zuſammenkünften damit hingebracht, mimiſch die Geſchichte eines ſelbſterlebten Duells recht haarklein zu erzählen. Nun ſetze ich den Fall, Sie fordern Jemand oder werden gefordert. Mögen Sie auf den Fuß getreten und nicht um Verzeihung gebeten ſein, mag man Ihren Hund ſcheel angeſehn, von einem Ihnen bekannten Mädchen oder Manne verläumderiſch geſprochen oder wohl gar Sie ſelbſt in die Claſſe der Unmündigen ſchimpflich zurückgeſetzt haben, die Urſache wollen wir bei Seite laſſen. Gewöhnlich miſcht ſich Trotz und Muthwille in das wirkliche Rechtsgefühl dabei übertreibend ein und ſpiegelt die Unmöglichkeit vor, auf andere Weiſe Genugthuung erhalten zu können. Sie nehmen alſo ein Duell an und aus der Aetiologie der Duelle ſollen Sie die beſten Gründe dafür haben. Nun entſteht eine gewiſſe Unruhe bei Ihnen. Selbſt der Kaltblütigſte ertappt ſich in's Geheim bei dem Ausmalen des Auftritts, wie er wohl ablaufen werde. Durch zufällige Hinderniſſe verſchleppt ſich die Sache oft Monate lang. Sie ſind unterdeſſen in Anſehung des Motives ganz ruhig geworden, haben die Geringfügigkeit der Beleidigung oder ihre beſſere Schlichtung auf geiſtigem Wege längſt eingeſehen; mit innerem Mißmuth, ja vielleicht mit Gleichgültigkeit greifen ſie zur Waffe, aber umgehen können Sie den Kampf nicht mehr. Welche Sorge nun, ein paſſendes, von den umherſchleichenden Pedellen nicht zu leicht entdecktes, geräumiges Zimmer zu finden! Welche Antipathie gegen die Vorleſungen, gegen die Wiſſenſchaft, jemehr ſich der entſcheidende Tag nahet. Nur der wirklich geniale Menſch oder der Raufer behält ſeine Indifferenz in ſolchen Wochen. Endlich wird geſchlagen und die Sache verläuft ſich glücklich; ſo werden Sie ihr hinterher mit Verwunderung nachſehen, daß eine Schramme, ein Stich, ein paar Tropfen Bluts ſo große Dinge ver-

mögen, daß in dem so eigenen Saft solche geistbeschwörende Gewalt liegen solle. Obschon Sie Ihren Gegner nach dem Duell umarmen, ist er Ihnen innerlich doch vielleicht nicht minder verächtlich. Oder sie nimmt ein trauriges Ende, sie wird entdeckt, so ist oft alle Zukunft zerstört und quälende Reue verbittert Ihnen ganze Jahre. Ja, meine Herren, der Zweikampf als Winkelduell ist die zeitraubendste, gemüthzerstörendste, in ihren Folgen für das bürgerliche Leben nachtheiligste Begebenheit, die Sie treffen kann.

Sie werden mir sagen, daß ja der Staat selbst mit seinen Gesetzen im Widerspruch stehe, insofern er die Strenge derselben fast nie gegen die Duellanten in Anwendung bringe, insofern die Begnadigung von diesen fast als ausgemacht vorauszusetzen sei, insofern die gesetzlich ausgesprochene Strafzeit gewöhnlich verkürzt werde u. s. f. Hierin liegt allerdings, daß Sitte und Gesetz noch nicht völlig in einander aufgegangen sind, daß die Vernunft des Gesetzes der Macht der Sitte theilweise noch vorangeeilt ist; aber noch mehr liegt darin, daß eben nur Gnade, nicht Recht in einem solchen Fall geübt wird. Ein Fast, ein Gewöhnlich sind immer eine mißliche Aussicht. Die Strafloſigkeit ist keine absolute; sie ist nur eine Connivenz, theils wegen des eben berührten noch theilweisen Gegensatzes zwischen Sitte und Gesetz, theils weil der Zweikampf kein gemeines Verbrechen ist. Wer in ihm den Gegner tödtet, ist darum doch kein Mörder; er konnte ja dasselbe Schicksal haben.

Wenn ich Ihnen einräumen muß, daß zwischen Sitte und Gesetz bei uns in der That eine herbe Collision existirt, so werden Sie mich fragen, wie Sie es denn nun anfangen sollen, in ihr sich doch so zu benehmen, daß Ihre Ehre unter Ihren Genossen ungekränkt bleibe, wenn Sie dem Gesetz gehorsamen? Ich sage, Ihre Ehre unter Ihren Genossen, denn die Welt bekümmert sich dann erst um ein Duell, wenn es durch irgend etwas Entsetzliches eclatirt. Ihnen allerdings ist Ihre Corporation die Welt; das ist ganz in der Ordnung, und die Macht einer solchen Verbindung ist nicht aufzuheben, ohne nicht zugleich eine Menge der schönsten Impulse für Ihre intellectuelle und ethische Ausbildung zu vernichten. Ein Trost muß es Ihnen aber sein, daß über Ihre Corporation hinaus noch

ein anderes Urtheil möglich ist, daß dieselbe in dem Organismus der Gesellschaft nur ein Moment ausmacht und daß durch die Gesellschaft Ihr Urtheil corrigirt, seiner Befangenheit entrissen werden kann.

Meine runde Antwort auf obige Frage ist nun: Sie müssen dem Gesetz unbedingte Folge leisten; denn das Gesetz ist die Norm, nach welcher Sie allein wirklich gerichtet werden können und jeder, der für Ihre Beurtheilung einen andern Standpunkt wählt, kann ein Bewußtsein darüber haben, daß er Ihnen eigentlich Unrecht thut.

Wie ganz anders als du, werden Sie mir nun vielleicht entgegnen, scheint doch Fichte über diese Materie gedacht zu haben! Als einst ein Student ihn fragte, ob er sich schlagen solle? erwiderte er ihm bekanntlich, daß, wenn er von seinem Muth überzeugt sei, er es nicht nöthig habe; sei er es aber nicht, spüre er noch Furcht in sich, er es thun müsse. Diese Antwort war Fichte's vollkommen so würdig, als andere, die über verfängliche Materien von ihm erzählt werden, denn dieser große Mann haßte mit Fug nichts so sehr, als Feigheit und knechtischen Sinn. In jenem Falle hatte er gewiß für den Fragenden das Rechte getroffen; den Zweikampf selbst als lediglich noch durch die Tradition sanctionirte Sitte hat er nie gebilligt, wie Sie davon aus den Actenstücken, welche der Beschreibung seines Lebens von seinem Sohn angefügt sind, sich überzeugen können. Der Gehorsam gegen das Gesetz ist gar nicht bequem. Er erfordert wenigstens eben so viel Muth, als der Ungehorsam. Daß eine elende Gesinnung, eine weibische Furchtsamkeit sich dahinter verstecken kann, gebe ich zu. Allein eine solche hat überhaupt tausendfache Auswege; ja, es kommt das lächerliche Schauspiel vor, daß hasenherzige Menschen sich aus Furcht und mit Furcht doch duelliren, so daß ich in dem Eingehen eines Duells an sich noch gar keinen entschiedenen Beweis persönlicher Tapferkeit sehe. Der freie Mann gehorcht dem Gesetze, weil er es will und ob dieser Wille oder ob unedles Wesen das Motiv der Handlung ist, das denke ich, läßt sich Jemandem wohl abmerken. Solche Menschenschatten, denen das physische Existiren in heiler Haut als solches das Höchste ist, werden Sie in Ihrem Kreise, auch ohne daß sie in die

besprochene Collision gerathen, überhaupt nicht sonderlich achten. Ich weiß es aus dem Leben auf verschiedenen Universitäten zur Genüge, welch' ein Haß, welch' eine Verachtung derjenige sich zuzieht, der ein Duell ausschlägt. Und eben solchem Loose will ich Sie nun ausgesetzt wissen!

Hier, meine Herren, hier eben liegt der Knoten, denn diese Härte scheint mir eine Barbarei, vorausgesetzt, daß der Student sich außerdem untadelhaft beträgt, so daß sie ihm eine würdige Gesinnung zutrauen müssen. Ich würde jene Empörung, welche den dem Gesetz Gehorsamenden mit dem Bann belegt, nicht Barbarei zu nennen wagen, wenn sie nicht zugleich eine Empörung gegen das Gesetz selbst wäre. So aber müssen Sie sich sagen, daß es ja lediglich von Ihnen selbst abhange, jenem Fatalismus ein Ende zu machen, indem Sie ferner ganz einfach von dem in Verruf Erklären abstehen und den Einzelnen sich selbst überlassen, ohne ihn gehässig zu verfolgen. Auf diese Weise fällt der sociale Zwang zum Duell fort. Ist es der öffentlichen Meinung, ist es dem Gesetz möglich, ja nothwendig geworden, den Zweikampf zu verwerfen, so wird es Ihnen auch nicht unmöglich sein. Gehört ein Muth dazu unter den gegenwärtigen Umständen dem Gesetz zu gehorsamen, so gehört er ferner auch dazu, eine solche Gewohnheit zu bekämpfen und den vernichtenden Hohn zurückzuweisen, der dem Individuum seine akademische Existenz unmöglich macht. Das Duell soll fernerhin nicht das höchste Kriterium der sittlichen Tüchtigkeit sein.

Der unmittelbare Zusammenhang des Menschen mit dem Menschen fesselt am stärksten; das Gesetz in seiner Allgemeinheit erscheint dagegen so abstract, so farblos. Da es sich nun hier um eine Ausgleichung zwischen der eingelebten Macht der Sitte und dem erst mehr theoretisch existirenden Begriff des Gesetzes handelt, so sehe ich sehr wohl ein, daß eine blos passive Stellung zum Gesetz Ihnen jetzt noch als ein Opfer vorkommen muß, mit welchem Sie die Ritterlichkeit Ihres Standes, die Elasticität Ihrer Jugendkraft, die zartesten Regungen des Ehrgefühls zugleich einzubüßen fürchten. Allein Sie sollen nicht weniger activ sich verhalten und zwar theils negativ, theils positiv. Negativ, indem jeder von Ihnen sich mit

der größten Besonnenheit zu benehmen und vorsichtig jene kleinen Reibungen, jene hergebrachten Reizungen zu vermeiden sucht, welche der gewöhnliche Anlaß der Duelle sind. Positiv, indem Sie, wo unter Ihnen eine Zwistigkeit entsteht, welche durch die Entzweiten selbst nicht scheint beigelegt werden zu können, den Fall gemeinsam berathen. Kann der Degen durch rohe, physische Kraft versöhnen, warum wollen Sie diese göttliche Eigenschaft nicht auch der Vernunft, dem Denken, dem Wollen zutrauen? Hier kann der Jurist, der Historiker, der Theologe, der Philosoph zeigen, was er vermag. Wollen Sie mich nicht mißverstehen, so möchte ich sagen, Sie sollten in solchen Fällen eine Art Jury unter sich bilden, deren Ausspruch sich die strittigen Parteien zu unterwerfen haben. Denn dagegen sträubt sich doch unser Stolz am meisten, daß ein Anderer, daß dieser Einzelne gegen uns Recht haben soll. Ist hingegen eine gemeinsame Entscheidung vorhanden, so fällt das Drückende für uns fort und es würde unvernünftig sein, ihr zu widerstehen. Der von seinem Unrecht Ueberwiesene muß dem Beleidigten Abbitte thun und dadurch, daß dies nicht ein heimliches, sondern offenes Thun ist, verschwindet auch hier das Fatale dieses Actes. Es wäre unverständiger Eigensinn, auch dann noch sich unversöhnlich zu zeigen. Der Zweikampf enthält hauptsächlich diese Wendung, daß seine blutige Lethe das Genirende, was die auch noch so gerechte Abbitte für unsern Stolz hat, umgeht. Uebrigens, meine Herren, denke ich mir natürlich gar keine breite Abbitterei, sondern ich stelle mir vor, daß der seines Unrechts Ueberwiesene dasselbe eingesteht und seinem Gegner die Hand reicht. Dieser symbolische Act scheint mir völlig hinreichend und jede weitere Förmlichkeit dabei unter Ihnen, die Sie brüderlich untereinander gesinnt sein sollen, vom Uebel. Und so hätten Sie denn in jenem negativen und diesem positiven Handeln, in dem Streben nach Vermeidung und gerechter Entscheidung von Streitigkeiten ein nicht unbedeutendes Material für Ihre Charakterentwicklung.

Doch auch von außen her kann wenigstens prophylaktisch auf die Verminderung des Duells dadurch gewirkt werden, daß Ihre gymnastische Ausbildung nicht vernachlässigt wird. Da die Waffen-

luſt einmal in der Jugend wurzelt, ſo iſt ihr im Preußiſchen Staate ſchon dadurch ein bedeutender Abzugscanal gegraben, daß bei uns jeder, auch der Theologe, einen Cyklus militairiſcher Uebungen durchmachen muß. Nur damals, als die Heere größtentheils aus überallher zuſammengerafften Söldnern beſtanden, hatte der Dienſt des Soldaten etwas Widriges, nicht jetzt, wo die Nation mit ihren eigenen Söhnen das Heer bildet. Dadurch tritt die wahre Beſtimmung der Waffen uns viel näher und der Neigung zum Kriegeriſchen wird ein Spielraum gegeben. Wie Alexander den Bucephalus im Sande bändigte, ſo iſt auch die phyſiſche Ueberkraft manches Studirenden im Felddienſt, in den Manövern zur Ruhe gelangt und er hat ſich um ſo inniger nach den ſtillen, heitern Studien zurückgeſehnt. Da jedoch der Zeitraum des Dienſtes bei den Meiſten von Ihnen ſich nur auf Ein Jahr beſchränkt und in demſelben dem Einzelnen ſehr wenig Willkür geſtattet iſt, viel mehr der Soldat in Reih' und Glied ein um ſo beſſerer Soldat iſt, je weniger er von den andern Exemplaren ſeiner Gattung unterſchieden werden kann, ſo finde ich es angemeſſen, daß die Fechtübungen auf einem gemeinſamen Boden Ihnen außerdem für Ihre Waffenluſt und ſich entwickelnde Körperkraft ausreichende Gelegenheit geben. Durch das Winkelfechten auf Stuben, über deren Verhunzung Sie dann mit dem Wirthe beſtändig im Streite liegen, wo die Nachbarwohner ſich über das Geräuſch beſtändig beſchweren, wird wenig dafür gethan. Auch werden ſchwache Menſchen dadurch leicht zu der Lüge verleitet, ein wirkliches Duell, wenn es zufällig entdeckt wird, für ein bloßes Rapieren ausgeben zu wollen. Dagegen hat das Fechten auf dem Fechtboden, wie es von Altersher auf den Deutſchen Univerſitäten heimiſch iſt, etwas Freudiges an ſich und Sie lernen ſich durch eine ſolche Einrichtung auch in dieſer Hinſicht gegenſeitig kennen. Dazu kommt, daß die Gegenwart des Fechtmeiſters, die Erfahrung der ältern Studenten hier ſo manches Unheil verhütet, was von dem Winkelfechten ſchwer zu trennen iſt. Ich halte dieſe Uebungen für um ſo nothwendiger, als die Erfahrung leider dargethan hat, daß neuerlich der beklagenswerthe Ausgang ſo mancher Duelle vornämlich in dem Ungeſchick

der Streitenden ſeine Urſach gehabt hat; in der Hitze des Kampfs iſt Mancher aufgelaufen, wie der Eber auf ein Jagdſpieß.

Ich unterlaſſe es, Sie von dem Zweikampf auch durch eine Erregung wehmüthiger Gefühle abmahnen zu wollen. Dergleichen Threnodien, ſo berechtigt ſie ſind, wirken nur momentan. Der Augenblick, der uns zum Handeln auffordert, iſt immer egoiſtiſch und überwindet oft die heiligſten Rückſichten, die wir gegen Vater und Mutter, gegen Geſchwiſter und Freunde zu nehmen hätten. Ja, wie mancher Vater hat nicht durch unvorſichtige Mittheilungen aus ſeinem Studentenleben, durch grelle Genrebilder ſeiner Heldenthaten ſelbſt in dem Sohn das Wohlgefallen am Duell erweckt, ſo daß dieſer ganz im Sinn des Vaters zu handeln glaubte, wenn er unbedenklich dem Zweikampf ſich hingab.

Eben ſo unterlaſſe ich es, Sie auf die Rückſicht aufmerkſam zu machen, welche Sie dem Rufe der Univerſität ſchuldig ſind. Gewiß muß Ihnen allen daran gelegen ſein, daß unſere Albertina an ſittlicher Haltung keiner der Deutſchen Univerſitäten nachſtehe, daß ihr der Vorwurf der Rohheit, der Zügelloſigkeit, der Raufluſt nicht gemacht werden könne. Aber glaubt denn nicht gewöhnlich derjenige, der ſich auf ein Duell einläßt, eben dadurch für die wahre Studentenehre etwas recht Erkleckliches zu thun und erklärt ein ſolcher nicht am erſten die Univerſität für im Verfall begriffen, welche die wenigſten Duelle aufweiſen kann?

Dagegen will ich Sie auf einen andern Standpunct ſtellen, deſſen Bedeutung Sie nicht ſo leicht durch Sophiſtereien des Gefühls, der Umſtände, des Herkommens und des Vorurtheils ſich werden ableugnen können. Ich mache Sie nämlich ſchließlich auf die große Veränderung aufmerkſam, welche in unſerm Studentenleben offenbar vor ſich geht, eine Veränderung, welche mit derjenigen, die wir im politiſchen und kirchlichen Leben der Zeit wahrnehmen, auf das Engſte zuſammenhängt. Werfen Sie einen Blick auf die Geſchichte der Univerſitäten, ſo war das ſociale Leben derſelben bis zu dem Deutſchen Freiheitskriege hin auf der Baſis der Nationalität begründet. Die Landsmannſchaften waren die allgemeine Form desſelben. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bildete ſich dieſer

gegenüber eine andere Form, deren Basis ein ideelles Bedürfniß, ein gemeinschaftliches, geistiges Produciren und geistiges Genießen war. Unter dem Namen von Kränzchen, von Hainbunden u. s. f. haben sich diese Zusammenhalte im Gegensatz der Orden bekannt gemacht. Einige davon sind in der Literatur berühmt geworden. Seit dem Kampf gegen Frankreich bildete sich dann als ein ganz neues Ferment die Burschenschaft aus dem Gedanken, alle Deutschen Stämme zu Einem großen Reich mit gleicher Verfassung, Sitte und Sprache zu verbinden. Die Burschenschaft hatte also ursprünglich einen rein ideellen Boden, denn sie hatte es nur mit der Abstraction des Volkes zu thun, da das wirkliche Volk gerade in der bunten Mannigfaltigkeit der Stämme, Staaten, Dialekte und Gebräuche existirt. Die Burschenschaft war ernst und edel. Es wäre Unrecht, es wäre Verrath an der Geschichte, ihr um ihrer politischen Ausschweifungen willen diese Anerkennung zu versagen. Sie bleibt eine der denkwürdigsten Erscheinungen und nur in einem Volke von so tiefem Gemüth und so wenig diplomatischem Talent, als das Deutsche, ist eine solche Schwärmerei, ein solches Idealisiren der Zukunft und ein solch verkehrtes Anfassen der Gegenwart möglich gewesen. Sand steht als die bizarrste und unglücklichste Caricatur dieser Epoche da; er ist ein Wesen, in welchem von dem Deutschen Studenten, wie er aus dem vorigen Jahrhundert in Zachariä's Renommisten uns zur Erinnerung portraitirt worden, wenig geblieben zu sein scheint. Die Burschenschaft stürzte durch sich selbst. Von dieser Zeit an muß man eine neue Epoche rechnen. Das Echo burschenschaftlicher Erinnerungen und Einrichtungen hallte noch lange nach und wurde der befruchtende Keim zu vielen andern Gestalten. Die Burschenschaft stellte sich nämlich entschieden alle dem entgegen, was den Landsmannschaften für Poesie gegolten hatte und was oft eine so schaale Wirthschaft gewesen war, indem man nur im Maaßlosen, in der Völlerei, Rauferei, im Skandal, im Excentrischen aller Art, Befriedigung suchte. Die Burschenschaften hielten, wie man auch darüber spotten mag, in ihrer Tendenz auf Mäßigkeit, Keuschheit, Anstand und fühlten, nachdem sie früherhin in pomphaften Reden sich ergangen und stürmische Gedichte gemacht hatten, später, als

ihre Lage schwierig ward, immer mehr die Nothwendigkeit ernster Studien. Sie lasen Montesquieu, Aristoteles, studirten Nationalökonomie, Kriegskunst, Geographie, Geschichte. Dem Mißbrauch des Duells stellten sie ein Ehrengericht entgegen. Alle diese Bestrebungen mußten auf die Landsmannschaften zurückwirken, so daß auch sie zu mancher Reform schritten, bis der Deutsche Bund, wenn auch der landsmannschaftlichen Congregation als einer in der That sich stets von selbst wiedererzeugenden eine gewisse Nachsicht gewährend, alle Verbindungen überhaupt aufhob. Diese gänzliche Auflösung aller Studentenverbindungen ist die Periode, in welcher wir gegenwärtig leben. Doch glaube ich, daß die Zeit des dumpfen Mißtrauens, des vergiftenden Verdachtes, der politischen Unbesonnenheit und Frechheit, des Spiels mit dem theuersten Gut der Menschheit, mit der Freiheit, die Periode der Verschwörungen und anderer erhabener und beweinenswerther Lächerlichkeiten schon vorüber ist und daß wir wieder wahrhaft heiteren Zeiten entgegengehen.

Soll ich nun sagen, was ich für die Aufgabe dieser Periode halte, so finde ich sie darin, daß das Universitätsleben seine Stärke rein in sich selbst, in seiner Eigenthümlichkeit, in der Wissenschaft und ihrem Studium, sucht und von allem ihm Fremdartigen abstrahirt. Die wissenschaftliche Erkenntniß der Idee hat eine solche Kraft, daß sich dieselbe auch späterhin Ihnen in Staat und Kirche nicht unbezeugt lassen wird. Die rechte Praxis ist die Tochter der rechten Theorie und insofern nichts praktischer als die Theorie. Die Bildung Ihres Charakters soll den Beweis geben, daß sie mit Ihrer wissenschaftlichen in Einklang ist. Durch solche Haltung muß die Universität die Regierungen wieder absolut mit sich versöhnen, so daß dann auch die Fechtböden, wo sie aus Besorgniß etwa bisher geschlossen waren, wieder werden eröffnet werden. Der Student aber wird sich der großen Verschmelzung aller Stände, die in unserer Zeit durchdringt, nicht entziehen können. Die mittelalterliche Sonderung, die schroffe Scheidung der Stände verschwindet, während die innere Eigenthümlichkeit sich vielleicht sogar noch steigert, denn mit der Freiheit des Ganzen wächst auch die Selbstständigkeit des Einzelnen und ein oberflächliches Nivellement der ständischen Unter-

ſchiede, ein nur äußerliches Durcheinander würde der Idee des Staates wenig genügen. Sie ſollen alſo Ihre Eigenthümlichkeit dem Zwecke des Staates nicht opfern, wohl aber ſollen Sie innerhalb Ihrer Individualität der Humanität ſich befleißigen. Wie alle Uebergänge in der Geſchichte von einem Zuſtand in einen andern eine gewiſſe Härte haben, ſo wird auch dieſe Stellung in der Geſellſchaft von dem Studenten zunächſt als ein Druck empfunden. Er will nicht in die Maſſe verſchwemmt werden; er will, es mit einem Wort zu ſagen, daß er die Ausnahme von allen Andern als den Philiſtern ſei und ſpottet der Humanität als einer Schlinge. Die Humanität iſt ſeit der Schlegel'ſchen Schule ſehr heruntergekommen, allein nicht ſie ihrem wahren Begriff nach, der mit dem des Chriſtenthums zuſammenfällt, ſondern nur ihr Afterbild, das mit allem und allen Schlechten und Verkehrten ſich friedliche Vertragen. Eine ſolche principien- und charakterloſe Toleranz begünſtigte alles Seichte, Mittelmäßige und war oft mit der bloßen Verſicherung des guten Willens höchlich zufrieden. Da konnte man es denjenigen, in welchen der Geiſt ſich regte, nicht verdenken, wenn ſie erbarmungslos die Gemeinheit einer ſolchen weichlichen und dürftigen Philiſterei, die mit der unausſtehlichſten Arroganz gepaart war, verfolgten. Vor dieſer Humanität mögen die Götter Sie ewig bewahren! Dagegen finde ich für den Mittelpunct der Tendenzen, welche in unſerm Zeitalter gähren, keinen andern paſſenden Ausdruck, als Humanität und verſtehe darunter nicht blos Menſchlichkeit ſo in Pauſch und Bogen, ſondern das beſtimmte Bewußtſein, daß das Wahrhafte, Subſtantielle in der Menſchheit göttlichen Weſens iſt. Es ſoll nicht jeder ohne Weiteres darauf pochen dürfen, daß er Menſch iſt. Dies iſt nur erſt das Allgemeine. Es kommt auch darauf an, daß er das, was ſein göttliches Erbtheil iſt, offenbare, daß er ſein Pfund nicht vergrabe. Menſch ſein iſt an ſich ſchon etwas Hohes, allein das bloße Sein iſt, ſo zu ſagen, erſt die Anwartſchaft auf die tiefere Anerkennung, welche ein Werk der Thätigkeit, der Bildung iſt. Wir dulden in Europa keinen Kindermord, keine Sclaverei; wir behandeln Gefangene und Verbrecher immer milder; wir ſorgen für Unterricht und Erziehung durch eine Menge

von Anſtalten. Das iſt ein Tribut, den wir der Menſchheit im Allgemeinen zollen. Aber nun machen wir auch an den Einzelnen den Anſpruch, daß er durch eigene Thätigkeit ſich ſelbſtbewußter Weiſe in die Geſchichte der Menſchheit eingliedere; und an Niemand kann dieſe Forderung ſtrenger geſtellt werden, als an Sie, meine Herren, denn, wie ich ſchon Anfangs erwähnte, für Niemand eröffnet ſich eine ſolche Gelegenheit zur reichſten und freieſten Bildung, als für Sie. Dies Bewußtſein iſt in der jüngſten Zeit noch bei den Streitigkeiten, welche eine Anklage von Dieſterweg gegen unſere Univerſitäten veranlaßte, ſehr lebhaft hervorgetreten. Die Beſtimmung der Univerſität zur freien Entwicklung der Wiſſenſchaft kann nur durch wahrhafte Humanität erreicht werden und dieſe iſt nicht denkbar ohne Einheit des Inſtituts mit den Geſetzen des Staats, mit Geſetzen, deren Nothwendigkeit die öffentliche Meinung überall anerkannt hat, ſo daß der Zweikampf nur noch als ein kryptogamiſches Gewächs lichtſcheu ein kümmerliches Daſein fortſchleppt. Hätten wir eine Statiſtik des Duells, ſo bin ich überzeugt, daß ſeit der Julirevolution eine Abnahme deſſelben ſich herausſtellen würde. Nur die Journalredacteure ſcheinen jetzt eben eine Art Monopol daraus zu machen. Laſſen Sie die Jahrbücher unſerer Albertina nie wieder ein ſolches Ereigniß aufzeichnen, wie das, was uns dieſe Betrachtungen abgenöthigt hat! Laſſen Sie unſere Univerſität allen andern mit dem Ruhm in der Geſchichte unſerer Nation vorangehn!

Wenn Sie dieſe Zuſtände erwägen, ſo werden Sie von ſelbſt zu dem feierlichen Entſchluß gedrängt werden, das Duell als unrettbar fallen zu laſſen. Der Geiſt unſerer Zeit hat es einmal verworfen, und ſchwer iſt es, wider ſeinen Stachel zu löcken! Es iſt nicht mehr zu befürchten, daß dadurch nun ſtatt des Kampfs mit dem Schwert gemeine Prügelſcenen mit dem Stocke in Gang werden gebracht werden, wie man wohl gemeint hat, ſondern auch über ein ſolches Herabfallen in einen niedrigen Ton ſind wir entſchieden durch ein höheres Bewußtſein hinaus, deſſen Genius Sie, meine Herren, ſtets begleiten möge!

III.

Die Abſchaffung des Duellzwangs.

1845.

Eine Anſprache an die Studirenden der Königsberger Univerſität.

Meine Herren!

Ich habe mir erlaubt, Sie heute zu einer Betrachtung einzuladen, welche diesmal nicht die Wiſſenſchaft ſelbſt, wohl aber das der Wiſſenſchaft gewidmete Leben betrifft. Seit mehren Monaten ſchon lieſt man in den Zeitungen von den rühmlichen Anſtrengungen, welche Sie, meine Herren, machen ſollen, um unſerer Albertina-Univerſität das Verdienſt zu erwerben, in einer Angelegenheit einen entſcheidenden Schritt zu thun, welche mehr als andere ein Zeugniß gibt von der tiefen Zerriſſenheit unſerer ganzen ſittlichen Exiſtenz, mehr als andere ein Zeugniß gibt von der Schwierigkeit, die Tradition mittelalterlicher Gewohnheiten mit den höheren Forderungen einer neuen Zeit, eines allgemeineren humaneren Selbſtbewußtſeins zu vereinigen. Dieſe Angelegenheit iſt das Duell.

Wie ich über daſſelbe im Allgemeinen denke, wie wenig ich ſeine relative Nothwendigkeit für den alten Germaniſchen Feudalſtaat verkenne, das habe ich vor einigen Jahren bei einem unglückſeligen Fall, der ſich hier ereignete, öffentlich ausgeſprochen und darf mich deshalb wohl auf dieſe Rede beziehen. Heute will ich verſuchen, den Fortſchritt zu ſchildern, welchen die Zeit ſeitdem gemacht hat, und mich mit Ihnen über den Standpunkt verſtändigen, welchen Sie für dieſe wichtige Sache vielleicht einzunehmen haben. Ich ſage: vielleicht; denn ich will durchaus nicht unmittelbar auf das Verfahren einwirken, welche Sie als das zweckmäßigſte unter ſich ausfindig

machen werden. Ich will hier, wie ich es bisher ſtets gethan, nur als Ihr Freund und Mitberather erſcheinen, nur durch eine ſorgſamere Ueberlegung die Reinheit und Beſtimmtheit ihrer Entſchließungen fördern helfen. Dieſe ſelbſt aber müſſen ganz Ihnen überlaſſen bleiben.

Erwarten Sie deshalb von mir am wenigſten einen Statuten-Entwurf zu einer neuen Duellordnung. Dies Streben, eine ſociale Verbindung ſogleich mit der Ausarbeitung von Statuten anzufangen, halte ich im Gegentheil für den Grund des Verderbens ſo vieler urſprünglich trefflichen Studentenvereine. Der Staat bedarf allerdings eines Rechtes, deſſen Ausdruck ſich im möglichſt unzweideutigen Buchſtaben des Geſetzes befeſtigt. Eine der höchſten Freiheit, der harmloſeſten Geſelligkeit gewidmete Verbindung aber ſollte nicht von vornherein durch Paragraphen ihre Möglichkeit beſchränken. Sie ſollte darauf rechnen, daß entſtehende Colliſionen in der Vernunft und Sittlichkeit ihrer Mitglieder einen unerſchöpflichen Quell zu ihrer würdigen Löſung finden müſſen; ſie ſollte den Glauben an ſich haben, daß es ihr niemals an Geiſt fehlen könne, jedes Vorkommniß nach ſeiner Eigenthümlichkeit aufzufaſſen und zu beurtheilen. Statt ſolcher Freiheit zu huldigen, ſehen wir viele Studirende, wenn ſie eine nähere Verbindung miteinander ſchließen wollen, zunächſt darauf bedacht, eine Conſtitution auszuſinnen. Noch ehe ſie miteinander gelebt, noch ehe ſie miteinander eine Geſchichte gehabt haben, ſoll doch ſchon ein Geſetzbuch mit weiſem Vorbedacht alles Leben und Geſchehen ordnen. Was aber iſt die häufige Folge? Man ſtreitet ſich lange und heftig über die Statuten; es kommt endlich zu ihnen; ſind ſie aber angenommen, ſo beginnt auch die Tyrannei des Buchſtabens, denn die Statuten müſſen gehalten werden und die Vorſtände der Vereine fangen an, die übrigen Mitglieder polizeilich zu controliren. Ein großer Theil der Zeit wird nun damit hingebracht, auf die ſtatutenmäßige Etiquette des Betragens zu halten und über dieſem Formen- und Formelweſen entfliehet nur zu oft der Geiſt.

Gegen dieſe Schilderung würden Sie einwenden können, daß ein ähnlicher Uebelſtand ſich bei den meiſten umfangreicheren Geſell-

ſchaften zeige. Dies gebe ich gern zu, allein eben hier ſchon mache ich auf eine merkwürdige Wendung unſerer Zeit aufmerkſam. Man hat eingeſehen, daß das ſociale Leben, den ſcharfen Grenzbeſtimmungen des rechtlichen und politiſchen Daſeins gegenüber, eine freiere Beweglichkeit fordere. Man hat daher zwar den allgemeinen Grundſatz feſtgehalten, daß nur unbeſcholtene, ehrenhafte Menſchen in eine Geſellſchaft eintreten können, allein die Modalität des Verkehrs hat man immer weniger durch äußerliche Satzungen eingeengt, wovon die günſtige Folge eine größere Ausdehnung, eine innigere Vereinbarung, eine reichere Erfindſamkeit, eine ſchnellere, den Bedürfniſſen der Zeit entſprechendere Umgeſtaltungskraft der Geſellſchaften geweſen.

In dieſem freieren Sinn unſerer Tage, der auf dem Vertrauen beruhet, daß bei uns auch der Menſch als Einzelner mündig geworden, ſpreche auch ich zu Ihnen, meine Herren, indem ich Ihnen nicht Stoff zu Paragraphenklaubereien geben, vielmehr nur einen Grundſatz empfehlen will, von dem ich glaube, daß er der Kriſis, in welcher unſer Studentenleben ſich befindet, angemeſſen iſt.

Eben deshalb aber ſehe ich mich genöthigt, dieſe Kriſis ſelber Ihnen vorzuführen. Neues werde ich Ihnen damit nicht ſagen, denn Sie ſtehen ſelbſt mitten darin. Allein es dürfte Ihnen das Bewußtſein darüber und die aus ſolchem Bewußtſein entſpringende Nothwendigkeit durch eine kurze Darlegung jener Kriſis geſchärft werden. Sie beſteht, es mit zwei Worten zu ſagen, darin, daß die Gleichheit, welche der monarchiſche Rechtsſtaat für das Geſetz erſchaffen hat, auch in der Sitte des geſelligen Lebens zum Geſetz gemacht und demnach die Individualität freigelaſſen werde.

Der monarchiſche Rechtsſtaat hat alle Bürger vor dem Geſetz gleich gemacht. Der erſte Staatsmann, der das Duell tödtlich traf, war Richelieu, der Miniſter einer abſoluten Monarchie, an deren Stelle jetzt der Rechtsſtaat getreten. Wie in ihm Alle, welchem Stande ſie auch angehören, welche Bildung ſie haben mögen, dennoch dem Fürſten gegenüber einander ganz gleich ſind, ſo auch ſind ſie dem Geſetz gegenüber gleich. Der monarchiſche Rechtsſtaat hat alle politiſchen Privilegien zertrümmert und der Fürſt ſelbſt unter-

wirft ſich in ihm dem Geſetz als deſſen erſter Diener, wie Friedrich der Große ſich definirte. Alle Ausnahme von dem Geſetz, alles Vorrecht, widerſpricht dem monarchiſchen Rechtsſtaat und wir bezeichnen gegenwärtig dergleichen ſchlechtweg als Mittelalter; mit dieſem Ausdruck meinen wir politiſch den Feudalſtaat, in welchem alles Recht nur Vorrecht, das Ganze ein Aggregat nur von Privilegien war; kirchlich meinen wir damit die Römiſche Hierarchie, weil ſie ebenfalls das Recht nur als Vorrecht kennt, wogegen der Proteſtantismus darin dem monarchiſchen Rechtsſtaat gleicht, daß er alle Glieder der Gemeinde als ein prieſterlich Volk nimmt und nicht in einem Kleriker, nicht in einem Papſt, nur in Chriſtus den ewigen Hohenprieſter anerkennt.

Die Folge jener Gleichheit vor dem Geſetz iſt geweſen, daß der Unterſchied der Stände bei uns zu einem bloßen Unterſchied der Qualität ihrer Thätigkeit geworden, die unmittelbar als ſolche gar keinen politiſchen Sinn mehr hat. Jeder kann daher in dieſem Rechtsſtaat auch Alles werden; jeder kann jedem Stande, ja zugleich mehren angehören, weil dies nunmehr nichts weiter, als die Art ſeiner Thätigkeit bezeichnet. Der Handwerker z. B. kann bei uns zugleich Rittergutsbeſitzer ſein. Das Geld iſt das Mittel durch welches alle Thätigkeit ſich äußerlich mit einander ausgleicht. Der Rechtsſtaat iſt von dieſer Seite zum Geldſtaat geworden. Innerlich ſt er der Staat der Intelligenz, denn auch der Aermſte, iſt er nur gebildet genug, kann die höchſten Stellungen einnehmen.

Die abermalige Folge der Vernichtung einer politiſchen Geltung der Stände hat die Gleichheit der Sitte ſein müſſen. Noch ſträubt ſich ein Theil unſerer Zeitgenoſſen gegen dieſe Conſequenz. Noch ſind auch an vielen Orten die alten Zuſtände lebendiger vorhanden, als man in der Mitte großer Städte oft glaubt, weil in dieſen das Durcheinander aller Lebensarten, Stände, Bedürfniſſe, Bildungen viel leichter eine demokratiſche Atmosphäre erſchafft. Für die Beurtheilung von Zeitfragen muß man ſich jedoch ſtets an die reinſte Ausgeſtaltung eines Elements halten, weil man ſicher ſein kann, daß, was auf dem Gebiet des Geiſtes auch nur an Einem Punct erſt mit Entſchiedenheit, mit Selbſtbewußtſein hervorgetreten iſt,

bald auch anderwärts, bald überall in allen ähnlichen Verhältniſſen ſich zeigen werde. Die ſociale Phyſiognomie großer Städte iſt nur früher reif, als die der kleineren, hat nur einen vorbildlichen Charakter. Wohin wir nun blicken mögen, von allen Puncten kommt uns jetzt die Tendenz entgegen, im geſelligen Leben nur den Menſchen, nur ſein Gemüth, ſeine moraliſche, ſeine intellectuelle Bildung gelten zu laſſen. Die Experimente, welche von Manchen verſucht werden, eine mittelalterliche Excluſivität gegen das Gebot unſerer Zeit zu uſurpiren, finden keinen Anklang, nur ein baldiges Grab in der Satire, in der Caricatur. Selbſt die Geldariſtokratie, welche durch ihren materiellen Uebermuth den beſcheidenen Bürger beleidigte, iſt von ihrem geiſtloſen Thron geſtürzt, ſeitdem das Hungergeſpenſt des Proletariats durch ganz Europa ſein Rieſenſkelett erhoben hat und ſeitdem ſeine verzweiflungsvollen Seufzer die frivole Muſik gewiſſenloſer Schlemmerei, genußſüchtiger Nichtsthuerei übertönen. Mit welchem Beifall, mit welchem Jubel dagegen werden alle Beſtrebungen bei uns aufgenommen, welche eine immer weiter reichende, immer tiefer gehende Vereinigung aller Völker, aller Stände, aller Menſchen zum brüderlichen Zuſammenwirken bezwecken! Man kann über die Vereinsmanie unſerer Zeit ſpotten, allein leugnen können wird man nicht, daß der Vereins-Bildung ein wahrhaftes, ein edles Bedürfniß zu Grunde liegt.

Die Gleichheit ſelbſt nun iſt zwar nothwendig, dem Geſetz gegenüber im Staat und die Gleichheit iſt nicht weniger nothwendig, dem Einzelnen gegenüber, in der Geſellſchaft. Aber ſie allein befriedigt noch nicht. Sie iſt erſt die abſtracte Form der Anerkennung aller Menſchen als Menſchen, wie auch das Chriſtenthum ſie fordert. Zur vollen Verwirklichung des Menſchenthums gehört aber auch die Freiheit, als die innere Erfüllung der Gleichheit. Die Freiheit zeigt ſich poſitiv in dem Vermögen, ſich ſelbſt aus ſeinem Denken den ewigen Geſetzen der Vernunft gemäß beſtimmen zu können, negativ in der Kraft, den Widerſpruch ſowohl in uns als außer uns in der Gewißheit ertragen zu können, daß eine Löſung deſſelben möglich ſein muß und daß mithin ein jeder Widerſpruch, auf den wir ſtoßen, ſich für uns in ein Problem verwandelt, dem wir unſer Nachdenken

mit der festen Zuversicht zu widmen haben, daß es auf eine des Geistes würdige Weise werde entwickelt werden können. Daher, meine Herren, erklärt sich das Weiche, Milde in der Gesinnung unserer Zeit. Nicht ist es eine schlechte Sentimentalität, eine Schwachnervigkeit, welche vor dem Harten, dem Schrecklichen, dem Unabänderlichen, dem Elend, dem Tode zurückbebt, sondern es strömt durch die Herzen, welche jetzt für den Fortschritt schlagen, wirklich ein Zug aufrichtiger Liebe des Menschen zum Menschen, den verdächtigen zu wollen Verrath an dem Heiligthum der Menschheit wäre. Diese liebevolle Gesinnung, das innerste Herz christlicher Aufopferung, gerade für den Irrenden, für den Gefallenen, flößt unserer Zeit solch unzähmbaren Widerwillen gegen allen Terrorismus ein. Wir verbannen den Stock aus den Schulen, aus den Armeen; wir bauen den Verbrechern menschliche gesunde Wohnungen statt feuchter und dunkler Kerker; wir suchen zwischen dem Verbrecher, hat er seine Strafe bestanden, und zwischen der Gesellschaft wieder ein sittliches freundliches Band zu knüpfen, um ihn nicht durch hartherziges Mißtrauen in die Sünde zurückzustoßen; wir wünschen den Handarbeitern ein besseres Loos zu ermöglichen; wir zweifeln, ob wir die Todesstrafe noch vollziehen dürfen und mit Erstaunen nehmen wir wahr, daß bedenkliche Katastrophen in der Verfassungsgeschichte der Nationen, Collisionen der Interessen nachbarlicher Völker, National-Beleidigungen, daß dies Alles nicht mehr blutige Kriege hervorruft, wie es sonst unzweifelhaft der Fall gewesen. Millionen von Irländern sehen wir eben ihre friedliche, gesetzmäßige Haltung als die stärkste Waffe betrachten, eine größere Freiheit zu erlangen.

Gewiß, Commilitonen, unsere Zeit ist seit einem Decennium, bei uns aber namentlich seit 1840, eine ganz andere, sie ist, wir dürfen es ohne Ueberhebung sagen, eine bessere geworden. Das Bewußtsein der gleichen Berechtigung Aller und das Streben nach gesetzlicher Freiheit ist ein allgemeineres, kräftigeres geworden. Sie können sich dieser Umwandlung nicht entziehen und haben von diesem Standpunct aus Ihren socialen Zustand aufzufassen. Auch Sie sollen Ihre Verfassung reformiren und, wo Alle in freudigem Wetteifer sich regen, nicht allein zurückbleiben.

Im Rückblick auf das zuvor Erörterte müſſen Sie ſich demnach zuvörderſt ſagen, daß Sie in dem monarchiſchen Rechtsſtaat, wie Preußen ein ſolcher iſt, keine politiſche Corporation mehr mit beſonderen Rechtsprivilegien ausmachen. Ihre Vergehen, oder gar Verbrechen, werden nach dem allgemeinen Landrecht gerichtet. Früher war das anders. Der Student durfte bei uns ſogar nur auf dem Hof des Albertinums hingerichtet werden und wirklich iſt dieſe ſchauerliche Thatſache auch einmal vorgekommen.

Zweitens müſſen Sie in ſocialer Beziehung es aufgeben, ſich von den übrigen Ständen durch ganz abſonderliche Sitten iſoliren zu wollen. Stände nennen wir jetzt, nach der oben gegebenen Erörterung, nur noch die Unterſchiede der Berufsarten. Ihr Beruf iſt die Wiſſenſchaft und die Vorbildung für die Praxis durch die Theorie. Worin Sie ſich alſo auszeichnen können und ſollen, das iſt die wiſſenſchaftliche Bildung und die mit derſelben verknüpfte, aus ihr ſich ergebende Humanität. Glauben Sie nicht, heut zu Tage das Vertrauen, die Achtung, Zuneigung der übrigen Stände durch etwas Anderes, als durch ſolche wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit, durch etwas Anderes, als durch ſolche Humanität des Betragens erwerben zu können. Wie ſehr wäre derjenige von Ihnen zu beklagen, welcher meinte, noch gegenwärtig durch ein tumultuariſches Toben, durch barocke Tracht, durch einen idiotiſchen, nur ihm und ſeinen Commentsgenoſſen verſtändlichen Jargon, durch Virtuoſität im Raufen, Saufen, Renommiren und Schuldenmachen, wie ehemals, die Aufmerkſamkeit oder gar Bewunderung des Publicums erregen zu können. Nein, dies Arkadien ſogenannter flotter Burſchenſchaftlichkeit iſt unrettbar verloren! Der Gegenſatz zwiſchen Burſchenthum und Philiſterthum iſt ſo ſehr verſchwunden, daß es jetzt ſchon, bei uns wenigſtens, Niemandem mehr einfällt, anders daran, als an eine mythiſche Geſtalt zu denken. So lange die Stände neben und gegen einander ſtanden, ſo lange der Student eine Kaſte war, ſo lange der Bürger der ausdrucksvollen Allgemeinheit des Selbſtbewußtſeins, ſo lange er der literariſchen Bildung entbehrte, ſo lange er in ſeine engen Zunftintereſſen eingepfercht war: ſo lange durfte der Student es wagen, ihn Philiſter zu ſchimpfen, in ihm den

Spießbürger zu verhöhnen. Er ſelbſt, der Student, repräſentirte zu dieſem Extrem ſehr begreiflich das andere, die Zunft der Willkür, die Poeſie des zweckloſen, arbeitsloſen Umhertreibens. Aber, wie geſagt, dieſe letzten Zeiten mittelalterlichen Unweſens ſind vorüber. Das Bürgerthum iſt in Preußen zunächſt durch die Städteordnung, ſodann durch unſere allgemeine Wehrpflichtigkeit, durch unſere allgemeinere und beſſere Schulbildung, endlich durch den lebhaften Antheil an unſeren politiſchen und religiöſen Zuſtänden ein höheres geworden, dem der Student ſich nicht mehr als Glied einer excluſiven Ariſtokratie entgegenſetzen kann. Ich glaube nicht, meine Herren, daß noch einer von Ihnen es ſich erlauben wird, auf den Handwerksgeſellen oder den Kaufmannslehrling als auf einen Knoten, wie man ſonſt ſagte, mit Verachtung herunterzublicken. Er würde eine ſolche Aeußerung eben ſo gut als eine Rohheit anſehen, wie ſie auch vom Bürger als eine ſolche aufgenommen werden würde. Sehen wir daher ja bei uns ſogar Geſellſchaften ſich organiſiren, in denen der Geſell und der Student friedlich derſelben Erholung in demſelben Local unter den gleichen Bedingungen ſich hingeben.

Iſt dies nun der wirkliche Stand der Sache, ſo folgt unabweislich, daß es Ihre Pflicht iſt, den letzten Schritt zu thun, ſich als ächte Söhne unſeres Vaterlands zu zeigen und factiſch zu beweiſen, daß Sie auch in ſocialer Hinſicht, wie in rechtlich-politiſcher, alle Ungleichheit zwiſchen ſich und Ihren Mitbürgern aufheben und nur das vor denſelben voraus haben wollen, was das Verdienſt Ihrer eigenen Bildung, Ihrer eigenen Sittlichkeit iſt. Dieſer letzte Schritt iſt ein negativer, nämlich die Abſchaffung des Duellzwanges.

Es iſt ſehr zu unterſcheiden zwiſchen der Abſchaffung des Duellzwanges und dem Aufhören des Duells. Das Duell als ein ſeinem wahren Begriff nach freier, vor Zeugen ausgeführter Kampf zweier ſich feindlicher, mit gleichen Waffen gerüſteter Männer auf Leben und Tod iſt eine Form, durch die Unvernunft des Zufalls zur Verſöhnung zu gelangen, eine Form welche nur ſehr allmälig ausſterben, nur dann erſt gänzlich verſchwinden wird, wenn wir einſt alle Illuſionen der mittelaltrigen Ritterlichkeit werden zu Grabe getragen haben. Aufhören des Duells kann ſo lange nicht erwartet

werden, als es ſtehende Heere, als es einen bewaffneten Frieden gibt. Mit der höheren und allgemeineren Geſittung, mit der entwickelteren Freiheit der Völker, wird der Reiz des Duells ganz von ſelbſt zu Grunde gehen. Wollen aber zwei Menſchen nur durch das Blut ſich Genugthuung geben, ſo wird man ſie zuletzt nicht daran hindern können. Das Geſetz verbietet zwar den Zweikampf bereits, gewährt aber ſo viel Connivenz, namentlich für das Militair, daß von Zeit zu Zeit dieſer heimliche Krieg in einem bald gefundenen Schlupfwinkel ſich immer noch wird erneuen können. Sein Leben auf das Spiel zu ſetzen, um ſich ſelbſt zu rechtfertigen, iſt aber etwas ſo Individuelles, daß man hier gewiß bei aller Unnachſichtlichkeit der geordneten Strafe die unbedingteſte Gewiſſensfreiheit walten zu laſſen hat. Um nicht von Ihnen mißverſtanden zu werden, erkläre ich deshalb, daß meiner Meinung nach Jemand von Ihnen, der ſich wirklich duellirt, von den Uebrigen nicht in Verruf gebracht werden dürfe. Er verfällt dem Geſetz des Staates, allein mit einer Aechtung ihn zu brandmarken, käme Ihnen ſo wenig zu, als wir jetzt den Unglücklichen, der zum Selbſtmorde greift, zu beſchimpfen für Recht halten, wenngleich wir ſeine That principiell nicht billigen können. Wir ſind in einer Zeit des Ueberganges begriffen, in welcher die Anſicht über die Nothwendigkeit des Duells zwar ſchon erſchüttert, allein keineswegs ausgerottet iſt. Sich zu duelliren, bleibt daher eine Sache der privateſten Ueberzeugung, der perſönlichſten Freiheit, des abſoluteſten Eigenſinns.

Etwas ganz Anderes iſt aber der Duellzwang. Dieſer verträgt ſich mit dem Standpunct unſerer Zeit durchaus nicht mehr, denn er hält als Princip eine Barbarei des Mittelalters, das heidniſche Fatum feſt, welches man nicht ſowohl ein Urtheil Gottes, vielmehr des Teufels hätte nennen können. Der Duellzwang zwingt mich als Studenten, dem Geſetz des Staates zu trotzen, will ich mir nicht mein Leben unerträglich machen. Der Duellzwang zwingt mich, vielleicht gegen meine Neigung, wohl gar gegen mein Gewiſſen, mich einer Verbindung anzuſchließen, damit mir vorkommenden Falls Waffen, Cartellträger, Secundanten, Verſteckörter zur Hand ſeien. Der Duellzwang zwingt mich, eine große Zeit dem ſogenannten Ein-

ſchlagen zuzuwenden, die ich vielleicht dem Schwimmen, dem Reiten, der Muſik, den zeichnenden Künſten gewidmet hätte, wofern meiner Neigung zu folgen erlaubt geweſen wäre. Der Duellzwang zwingt mich, den Comment, dies Corpus juris eines oft Chineſiſch weitläufigen Ceremoniels, genau zu lernen, damit ich wiſſe, was ein Tuſch im Poſitiv, Comparativ und Superlativ ſei. Der Duellzwang zwingt mich, mitten unter meinen Brüdern, welche gleich mir ſich Muſenſöhne betiteln, mit dem ſteten Mißtrauen umherzugehen, ob nicht einer das Attentat eines Tuſchs gegen mich begeht, damit ich ihm commentmäßig meine rauhe Seite herauskehren könne. Ja, er zwingt mich, Händel zu ſuchen, Andere zu tuſchiren, damit ich nur zur Ehre gelange, auch ein Duell gehabt, auch auf der Menſur geſtanden zu haben und den Füchſen zur Einſchüchterung meine Narben zeigen und beim Bierglaſe mit Livianiſcher Breite das glänzende Elend meiner Großthat zur Nachahmung erzählen zu können. Wer ſich noch nicht geſchlagen hat, genießt in ſeiner Verbindung noch kein rechtes Anſehen. Wer aber ſchon mehre Duelle, auf Stich, auf Hieb, mit krummen Säbeln, auf Piſtolen, gehabt hat — das iſt gleichſam ein Held. Gleichſam, ſage ich, denn wir wiſſen, wie ſehr der Paukapparat die Gefahr des Todes abzuhalten ſucht, wie es gewöhnlich nur auf die Befriedigung der Eitelkeit abgeſehen iſt, auch die Romantik mittelaltriger Ritterlichkeit zu genießen. Aber doch bleibt es möglich, daß durch einen Zufall, meiſtens durch Ungeſchick, die an ſich eigentlich komiſche Scene in eine tragiſche ſich verwandelt. Der Duellzwang macht das Duell zum eigentlichen Zweck des Studentenlebens, dem alle übrigen Beſtrebungen mit ſehr verkürztem Maaßſtab ſich unterordnen, denn ſelbſt das Kneipen, ſelbſt das Trinkgelag wird oft nur die Einkleidung des wichtigen Werkes, einen Skandal anzetteln und losgehn zu können.

Sie werden ſich nach dieſen Prämiſſen, nicht wundern, wenn ich meine ſchon vor acht Jahren ausgeſprochene Ueberzeugung wiederhole, daß der Terrorismus des Duellzwanges von Ihnen abgeſchafft werden müſſe, weil er einen traurigen Dualismus zwiſchen Ihrer Sitte und zwiſchen dem Geſetz feſthält, weil er eine empörende Tyrannei gegen die individuelle Freiheit ausübt, weil er jeden Stu-

direnden mit einer polizeilichen Bevormundung seiner Genossen belästigt und eine Vergiftung der natürlichen jugendlichen Unbefangenheit durch steten Argwohn, durch launische Gereiztheit bewirkt.

Aus demselben Grunde, meine Herren, wiederhole ich aber auch meine damalige Ueberzeugung, daß ein Ehrengericht, welches den Duellzwang noch involvirt, mir für den Fortschritt unserer Zeit nicht mehr ausreichend zu sein scheint, weshalb ich Ihnen damals für Streitfälle, in denen Jemand, der sich beleidigt glaubt, von der Beleidigung Notiz nehmen will, und seine Angelegenheit der ganzen Studentenschaft mittheilt, eine gutachtliche Jury vorschlug, die sich immer von Neuem zu bilden hat. Ich bin weit entfernt, das Heilsame zu verkennen, was in der Idee des Ehrengerichtes liegt, auch wenn es noch ein Leben und Tod decretirender Areopag zu sein sich anmaßt. Ich erinnere mich aus meinem früheren Leben auf verschiedenen Deutschen Universitäten nur zu wohl, welchen reinigenden, versittlichenden Einfluß das Ehrengericht, wie es aus der Burschenschaft entsprang, auf die Studenten ausübte. Das Ehrengericht war die erste kräftige Reaction gegen die Wüstheit eines Duellirens um des Duellirens willen. Es war die erste Morgenröthe einer höheren Besinnung. Allein zweierlei läßt es vermissen: erstlich die Aufhebung des Zwanges zum Duell, denn es kann mir befehlen, mich zu schlagen, wenn ich selbst nicht will; und zweitens die Freilassung meiner Individualität: denn es kann mir verbieten, mich zu schlagen, wenn ich es will. Es hält daher auch noch an gewissen Regeln für die verschiedenen Fälle des Tusches fest, welche von einem besondern Beamtenpersonal als einem längere Zeit dauernden Vorstand verwaltet werden.

Dieser Mängel wegen, glaube ich, muß weiter gegangen werden. Das Duell muß als eine Privatsache dem Gewissen der Einzelnen überlassen bleiben. Noch gilt es als eine öffentliche akademische Tugend, gerade weil es dem Staatsgesetz widerspricht; machen Sie es zu einer Privatsünde. Ob Studirende sich duelliren, muß Sie als Studirende so wenig angehen, als Sie sich darum bekümmern, weshalb der eine gern Violine spielt, der andere gern Flöte bläst. Wollen zwei sich durchaus mit einander schlagen oder schießen, so

darf dies sie eben so wenig in Verruf bringen, als wenn Jemand, zum Duell aufgefordert, dies nicht thut. Erstern soll man deswegen nicht ehren, letzteren deswegen nicht Kameel schelten.

Die Frage, wie sich denn aber eine Beleidigung soll rächen lassen, wenn der Beleidiger sich nicht zum Duell zu stellen habe und doch durch sein Nichterscheinen auch nicht ehrlos werden soll, führt mich zur Kehrseite der Sache. Es scheint nämlich, als ob durch die Abschaffung des Duellzwanges dreierlei eintreten könnte:

1) das Fortdauern des Duellunwesens. Hiergegen erwidere ich, daß, fällt nur erst der Duellzwang grundsätzlich fort, bald auch, so unbedeutend diese Maaßregel erscheint, die Geselligkeit unter Ihnen einen anderen Schwung nehmen, die einseitige Richtung auf das Händelsuchen und Abmachen allmälig einem reicheren wissenschaftlichen Verkehr weichen und eine Ihnen selbst jetzt nicht wohl mögliche Wärme, Heiterkeit, Offenheit entstehen werde, in deren Mitte der Einzelne weder auf Beleidigungen sinnen noch ängstlich abmessen wird, ob man nicht ihm welche anthue. Der Einzelne braucht dann nicht mehr sich zu scheuen, keiner Verbindung anzugehören.

2) Als eine zweite Folge könnte man anführen, daß mit der Abschaffung des Duellzwanges eine Schlaffheit des Charakters, eine Unmännlichkeit der Gesinnung eintreten könne, während jetzt die Poesie des Todes die Individualität stählen helfe. Und gewiß liegt für den Jüngling ein unendlicher Reiz darin, durch den freien Kampf auf Leben und Tod sich die Anerkennung unbedingter Gleichheit unter den Seinigen zu erzwingen. Sein Selbstgefühl culminirt in diesem Heroismus und gern verzeihen wir ihm seine Idolatrie des Schwertes als den Frühlingsrausch einer ehernen Männlichkeit, die nur auf sich stehen will. Der Feigling ist uns unter allen Umständen verhaßt. Allein theils ist es mit der gerühmten Tapferkeit der Duelle jetzt nicht weit her; sie sind nicht sowohl Zweikampf, als ein durch eine Illusion von Gefahr pikant gemachtes Fechten; theils sehen wir nicht, daß diejenigen, die sich als Duellanten einen akademischen Ruf erwarben, im späteren Leben vor Andern sich gerade durch besondere Charakterstärke auszeichneten. Es ist möglich, aber nicht nothwendig. Wir sehen auch renommirte Schläger späterhin vor Generalsuperin-

tendenten und Präsidenten oft in so zerflossenen Stellungen, in solchen Demuthsanwandlungen, daß man Mühe hat, bei solchem Anblick sich auf den einst todeslustigen Burschen zu besinnen. Der Hauptgrund aber gegen diesen vom Jüngling mit Recht befürchteten Vorwurf der Feigheit ist, daß bei uns jetzt die Wehrhaftigkeit allgemeine Pflicht ist. So lange dies nicht der Fall war, konnte der Student als ein vom Soldatenthum Eximirter in der Gefahr des Todes einen manneswürdigen Reiz erblicken. Jetzt hat diese Verlockung keine Bedeutung mehr. Jedes Jahr kann jetzt den Preußen, feindlichen Kugeln und Bajonetten gegenüber, in seinem Muth ernstlich auf die Probe stellen.

3) Endlich könnte man sagen, daß die Aufhebung des Duellzwanges den sogenannten Holzcomment zur Folge haben müsse. Mit dieser Aussicht pflegt man zu schrecken. Es ist die alte, feige, elende Jesuitische Maxime, daß man, ein größeres Uebel zu verhüten, ein kleineres dulden müsse. Meine Herren, sagen Sie, wofür hält man Sie eigentlich, wenn man zu behaupten wagt, daß einerseits der Gehorsam gegen das Gesetz des Staates, welches den Zweikampf verbietet, anderseits die Freilassung der Individualität, welche nach eigenem Urtheil abmißt, ob sie beleidigt sei oder nicht, Prügeleien unter Ihnen nach sich ziehen müsse? Hält man Sie dann für Männer, welche der Wissenschaft leben, um einst in dem Staat, in der Kirche, in der Schule die bedeutendsten Aemter einzunehmen und auf allen diesen Aemtern gegen das Duell sprechen und handeln zu müssen? Hält man Sie dann für Jünglinge, welche der Schönheit der Sitte, des freimüthigen allein auch höflichen Betragens gegen Jedermann sich befleißen? Oder hält man Sie dann nicht vielmehr für rohe, unerzogene, unmündige Knaben, welche nicht an sich zu halten verstehen und eine Beleidigung, auch die geringfügigste, nicht anders als mit Schimpfen und Schlagen zu erwidern wissen? Hält man sie dann nicht, gerade herausgesagt, für Pöbel, nach Friedrichs des Großen Worten: Pack schlägt sich und Pack verträgt sich? Nein, geliebte Commilitonen, diese Befürchtung schien mir schon vor acht Jahren unmöglich bei Ihnen zu sein. Nein, so weit kann sich Niemand von Ihnen vergessen, seinen Beleidiger zu schimpfen, oder zu

ſchlagen! Sollte einer von Ihnen ſo ganz und gar der Würde vergeſſen, die ihm als unſerem akademiſchen Mitbürger zukommt, nun freilich, einem ſolchen würden Sie nur mit Unwillen, mit Verachtung den Rücken zuzuwenden haben, denn er hätte durch ſolche Gemeinheit ſich ſelbſt von Ihrer Gemeinſchaft ausgeſchloſſen.

Nach Beſeitigung dieſer Uebelſtände erſuche ich Sie, meine Herren, reiflich zu erwägen, ob nicht der Geiſt der Zeit die Mahnung an Sie richtet, das Duell zur Zufälligkeit einer bloßen Privathandlung herabzuſetzen, den Zwang dazu als unrechtlich und unſittlich aufzuheben und nur die Gemeinheit des Schimpfens und Prügelns als Rachezoll für Beleidigungen mit gerechtem Abſcheu von ſich zu weiſen. Sie müſſen das Duell eben ſo behandeln, wie daſſelbe auch außerhalb der Univerſität behandelt wird. Das Vorurtheil aufzugeben, als könne man nicht ein wahrhafter Student ſein, wenn man nicht Menſchenblut vergieße, kann keine Schande, nur Ehre machen.

Wenn Menſchen, wenn Staaten ſich aus dem Naturſtande loswinden, dann iſt der Kampf um die Anerkennung ein nothwendiger Kampf auf Leben und Tod. Der Geiſt muß in blutigem Ringen ſich die Gewißheit ſeiner unendlich höheren Berechtigung gegen die Natur, die Gewißheit ſeiner durch keine Naturmacht zu bewältigenden Innerlichkeit, die Gewißheit ſeiner weſentlichen Gleichheit in jedem menſchlichen Selbſtbewußtſein ſchaffen. Anders ſtellt ſich aber der Zweikampf für den Culturſtaat dar, denn in dieſem iſt der Geiſt ſchon zur Anerkennung auch in den Einzelnen gelangt. Seine Gewißheit, Herr der Natur zu ſein, iſt fixirt. Die Erziehung des Culturſtaates nimmt die Anerkennung des Geiſtes, des Menſchen als Geiſtes, als Princip in ſich auf, welches immer auch die poſitiven, zeitgeſchichtlich beſchränkten Formen ſeien, worin dies geſchieht. Der Duellzwang iſt in ſolchem Staat eine Anomalie. Er macht Vorausſetzungen, welche im Grunde gar nicht mehr exiſtiren. Er appellirt noch immer an die Natur, an den Tod, wo längſt eine andere, geiſterfüllte Methode der ſocialen Entwicklung gefunden iſt. Das aber, was den ſittlichen Inhalt der Rache ausmacht, hat ſich zum poſitiven, unperſönlichen Strafrecht verklärt, zu welchem noch die öffentliche Meinung als Ergänzung tritt. Der Widerſpruch des

Duells als eines Restes jenes Ueberganges vom Naturzustand in den Culturzustand zeigt sich daher auch vorzüglich in der Seltsamkeit, daß man nur während der Studienzeit eine so extreme Reizbarkeit, eine so grenzenlose, fast hysterische Empfindlichkeit und so blutige Vergeltungsgelüste besitzt, hinterher aber, wie andere Menschen auch, ohne solche Plage der Irritabilität auskommt.

Der Duellzwang ist die letzte Scheidewand, welche Sie von der socialen Gleichheit mit den übrigen Ständen trennt. Fürchten Sie nicht, dieselbe nieder zu reißen! Vergessen Sie einmal alle Antipathien, welche sich unter Ihnen von der früheren Zeit her eingenistet haben. Vergessen Sie es, daß Sie oft schon vom Gymnasium an durch den Duellzwang, der das kastenhafte Verbindungswesen nährt, sich wie in feindlichen Feldlagern einander gegenübergestanden und wohl gar dem Proselytengewerbe bei den Neuanziehenden gehuldigt haben. Lassen Sie einmal mit freiem Muthe einen Vorhang über alle kriegerische Traditionen unserer Albertina fallen! Werfen Sie, wo es einen ehrenwerthen Entschluß gilt, alle kleinliche Eifersucht bei Seite! Lassen Sie auf einem gemeinsamen Versöhnungsaltar alle Beengtheit der Gesinnung niederbrennen! Vereinigen Sie sich Alle, Alle zu einem Schritt, den die Culturgeschichte der Deutschen Universitäten mit Dank in ihren Annalen aufzeichnen wird. Erinnern Sie sich der Jubelfeier unserer Albertina, wo Sie Alle, als freundbrüderliche Genossen, ohne Mißtrauen gegen einander, wo Sie zugleich mit Männern eben so brüderlich verkehrten, welche Sie sonst vielleicht als Philister bezeichnet hätten. Der Feigheit wird man Sie um so weniger zu bezüchtigen wagen, als Sie mit der Aufhebung des Duellzwanges die Freiheit der Individualität respectiren, denn Sie wollen auch Niemand zwingen, sich nicht zu duelliren. Das Duell soll Ihnen fortan, insofern Sie Studenten sind, etwas Gleichgültiges sein.

Aber, meine geehrten Commilitonen, Sie haben auch die Verpflichtung zu diesem Schritt, weil Sie Königsberger Studenten sind. Dies sage ich nicht, um etwa durch den Kitzel Ihres Selbstgefühls auf Sie zu wirken, um Ihnen zu schmeicheln; wie es jetzt wohl Zeitungsmode ist, unbedingt Alles zu loben, was aus Königsberg kommt. Das sei ferne von mir. Die Nothwendigkeit jener Ver-

pflichtung kommt aber daher, weil Sie, als in einer großen Stadt lebend, viel leichter über die kastenhafte Absonderung des Burschenthums hinauskommen, viel eher sich zu derjenigen Allgemeinheit des Selbstbewußtseins erheben können, welche das Princip Ihres Schrittes sein muß. Die kleinen Universitätsstädte vermögen dies nicht so leicht. Hier hält sich der Unterschied des Studenten und des Bürgers länger als Gegensatz fest; hier dient das Duell noch zu häufig als Unterhaltung. Berlin aber ist wieder zu groß, als daß von seinen zweitausend Studirenden ein einmüthiger Entschluß zu erwarten wäre. Sie, meine Herren, haben den Vortheil in einer großen Stadt zu leben, die den Anstrengungen, welche Sie jetzt machen, mit Antheil folgt. Sie dürfen keine Scheu haben, die letzte Spur des Feudalstaates, des Mittelalters, in einer Stadt von sich auszutilgen, welche durch Emancipation von solchen trüben Vorurtheilen sich schon oft den Ruhm erworben hat, nicht blos die reine Vernunft zu begreifen, sondern auch praktisch sie zu verwirklichen. Sie sind aber auch selbst im Stande, sich zu übersehen und als Ein Ganzes sich zu bewegen, daß eben dadurch Ihnen eine Harmonie der Gesinnung, ein Vereinsleben weniger schwierig gemacht ist. Heidelberg wird jetzt gerühmt. Ehrengerichte eingesetzt zu haben. Wer die dortigen Verhältnisse kennt, wird wissen, daß dies allerdings schon gegen den bisherigen Duellunfug, der dort herrschte, ein unermeßlicher Fortschritt ist. Aber Heidelberg darf für Sie kein Maaßstab sein. Keine andere Universität darf es sein. Sie müssen sich lediglich an die sociale Kritik halten, was diese von Ihnen im Namen der Vernunft verlangt. Haben Sie deren Forderung erkannt, dann darf Ihnen kein Opfer zu schwer sein, am wenigsten das der Gewohnheit. Wer das Neue fürchtet, wird niemals fortschreiten.

Auf denn, Commilitonen, geben Sie den Deutschen Universitäten das Signal! Erfüllen Sie die Erwartung, welche Deutschland von Ihnen hegt! Machen Sie wahr, was die Tagesblätter von Ihnen verkünden! Emancipiren Sie das akademische Leben vom Duellzwang! Dieser negativen That werden die schönsten positiven Früchte von selbst folgen! Handeln Sie für diese Reform in der schönen Gemeinschaftlichkeit des Sinnes, der Sie in den letzten Augusttagen des vergangenen Jahres beseelte!

IV.

Ueber den Begriff der politiſchen Partei.

1843.

Rede zum 18. Januar 1843 am Krönungsfeſte Preußens in der Königl. Deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg.

Die Sprache, als die treueſte Darſtellerin des Geiſtes, läßt uns in ihren Wandelungen die Geſchichte deſſelben wie in einem unbeſtechlichen Spiegel erblicken. Wir haben nur auf ſie zu merken, um der Veränderungen, zu welchen der Geiſt mit ſich fortgeſchritten, recht inne zu werden. Wenn uns nun epochenweiſe aus dem Wortvorrath, der im täglichen Verkehr umgeſetzt wird, ein Wort häufiger als ſonſt begegnet; wenn es in allen grammatiſchen Formen, als Subſtantiv, Adjectiv und Verbum, bald hier bald da erſcheint; wenn es ſich ungeſucht einſtellt; wenn es im Hin und Her der gewöhnlichen Debatte ein unentbehrliches Schlagwort, ein nothwendiger Gedankenhebel wird: dann dürfen wir uns auch darauf verlaſſen, daß dies ſtereotypirte Wort einen Begriff bezeichnet, der für die Bewegung des Geiſtes charakteriſtiſch iſt.

Ein ſolches Wort iſt jetzt das Wort Partei.

Dies Wort iſt ſehr alt und noch älter iſt die Sache. Partei iſt die ſelbſtbewußte Einſeitigkeit, welche das praktiſche Verhalten des Gemeinweſens bei ſeinen Gliedern in der Ungleichheit und dem aus ihr entſtehenden Conflict der Bedürfniſſe hervorruft. Auch bei uns hat es längſt Parteien gegeben, allein in dem Sinne, wie gegenwärtig, doch noch nicht. Wir bedienten uns daher auch anderer Ausdrücke. Wir ſprachen von Anſichten, Meinungsdifferenzen, Richtungen, von Klubbs, Zirkeln, von Schulen. Aber von Parteien in

der Bestimmung, daß durch sie ein politisches Element als ein für das Ganze des Staates nothwendiges gesetzt würde, sprachen wir nicht. Wir hörten nichts von dem Losungswort des Tages, daß man Partei ergreifen müsse, weil man nur so dem Indifferentismus der Gesinnung entschieden begegnen könne. Wir hörten noch nicht den nach Unparteilichkeit Strebenden der Blasirtheit beschuldigen. Wir vernahmen noch nicht, daß man das Solonische Gesetz in Erinnerung brachte, nach welchem Jeder, welcher bei Unruhen in der Stadt Athen nicht Partei ergreifen würde, als der Apragmosyne schuldig mit dem Tod bestraft werden sollte; ein Gesetz, das für eine Verfassung gegeben war, in welcher Staat und Stadt noch zusammenfielen, und von dem ich wenigstens nicht weiß, ob es jemals zur Anwendung gekommen. Noch weniger endlich hörten wir das höchst bedenkliche Wort aussprechen, daß auch die Regierung Partei nehmen müsse, und vollends würde es uns befremdet haben, dies Wort von einem Vertreter der Regierung selbst aussprechen zu hören. Denn das stand uns allen fest, daß die Regierung nicht Partei werden dürfe, daß sie alle Versuchungen dazu überwinden und in allem Sturm und Drang die allumschauende Besonnenheit nicht verlieren müsse. Wir wußten, daß da, wo der Einzelne auf seinem mannigfach beschränkten Standpunct den Waschbeckentumult eines parteiischen Treibens schon mit der sturmschnaubenden Empörung des Oceans zu verwechseln geneigt sein kann, das weiterblickende Auge der Regierung den Zusammenhang und mit ihm auch schon die Lösung des Conflictes erkannte.

Ein Irrthum ist es jedoch, wenn Viele jetzt zu glauben scheinen, daß die Forderung der Parteinahme erst seit 1840 auf dem politischen Gebiet im engeren Sinn aufgetaucht sei und bei uns von ihm ihren speciellen Ursprung datire. Nein, von hier aus ist sie nur lauter geworden. Zuerst ward sie seit der letzten großen Epoche unserer Geschichte auf dem kirchlichen Gebiet ausgesprochen, und zwar von den sogenannten Altlutheranern, wie sich dies aus den historischen Documenten ihres Streits mit der unirten protestantischen Kirche nachweisen läßt. Hierauf ward sie von dem Pietismus gemacht oder mit welchem Namen man diejenige Partei bezeichnen will, welche im Staat nur ein nothwendiges Uebel erblickt und die Vernunft buch-

ſtäblich unter den Glauben gefangen nimmt. In den Organen dieſer Partei, welche das Monopol der allein ächten Chriſtlichkeit beanſprucht, laſen wir zuerſt die dringendſten Aufforderungen, zwiſchen Göttlichem und Menſchlichem, zwiſchen Kirche und Welt, zwiſchen Gläubigen und Ungläubigen, zwiſchen Chriſtus und Belial ſtreng zu ſcheiden und nicht, wie ein Rohr, ſich vom Winde der Meinung bewegen zu laſſen. Mit großer Beredſamkeit, namentlich zur Zeit der Züricher Straußenfehde, ward das Herannahen der Zeit oder vielmehr ihr ſchon Gekommenſein geſchildert, in welcher zum letzten Kampfe, zu dem der Entſcheidung, Alles reif ſei und der Herr erkennen werde, wem er die Krone des Lebens reichen werde, denn wer ihn vor den Menſchen verleugnet, den werde auch er verleugnen vor ſeinem himmliſchen Vater. Hie Schwert des Herrn, hie Gideon! war das ſtete Feldgeſchrei. — Von hier aus verbreitete ſich das Parteiweſen auf das Feld der philoſophiſchen Literatur, nachdem eine kurze Zeit das junge Deutſchland eine Partei zu ſein geſchienen hatte, welche aber vielmehr, ohne je einig geweſen zu ſein, ſehr bald in ein ſogar feindſeliges Zerfallen der ihr Zugerechneten ſich auflöſte. Als nun hierauf Leo die Hegelingen in Anklage verſetzte, machten die damals noch Halle'ſchen Jahrbücher Ernſt mit der Parteinahme für ihre Doctrin. Für Hegel nahmen ſie nur relativ Partei, inſoweit ſie ihn billigten, dagegen waren es die Dogmen des damaligen Deutſchen Liberalismus überhaupt, welche ſie mit dem Bewußtſein, ein Extrem zu repräſentiren, verfochten. Was die evangeliſche Kirchenzeitung für den hierarchiſchen Separatismus, das waren die Halle'ſchen Jahrbücher für den damals noch theoretiſch-politiſchen. Sie drangen mit Hartnäckigkeit darauf, daß man ſich für oder wider die freie Philoſophie, für oder wider das freie Selbſtbewußtſein und das, was ſie unter dieſen Kategorien verſtanden, entſcheiden müſſe. Ueber Jeden, der nicht unbedingt den politiſchen Metamorphoſen Ruge's ſich anſchloß, ward der Stab gebrochen, und er als noch mit dem romantiſchen Zopf behaftet angeſehen. — Daran erſt ſchloß ſich ſeit einem Jahr die actuelle Politik an, unter welcher ich diejenige verſtehe, welche nicht nur mit der ſyſtematiſchen Erforſchung des Weſens des Staates ſich beſchäftigt oder mit dem hiſtoriſchen Auffaſſen und

Combiniren des Geſchehenden überhaupt ſich begnügt, ſondern auch durch die Vermittelung der Einſicht beſtimmte Reſultate für die Praxis beabſichtigt. Man könnte zwar ſagen, daß das Berliner politiſche Wochenblatt ſchon ein ſolches Streben gehabt habe. Das ſoll nicht geleugnet werden, noch weniger, daß dies Journal in der extremſten Weiſe parteiiſch war, allein es war zu wenig verbreitet und ward ſchon ſeines ſchlechten Styls halber zu wenig geleſen, als daß es in Anſchlag gebracht werden könnte. Dagegen machten die Königsberger Hartung'ſche und die Rheiniſche Zeitung es ſich zur Aufgabe, das neue Evangelium von der Nothwendigkeit der Parteinahme für oder wider den Liberalismus, für oder wider den Fortſchritt u. ſ. w. nachdrücklich zu predigen. Die Beſorgniß, daß nur zu Viele in unſerer Zeit ohne ſolchen Zuruf der Geſinnungshalbheit, der theoretiſchen und moraliſchen Haltloſigkeit verfallen würden, lockte einen Chorus von Brochüren hervor, welche daſſelbe Ziel hatten. Ja, auch die Dichter wandten ſich ihm zu, und am Schärfſten ließ Sallet dieſe Mahnung erklingen, Prutz und Herwegh an Leidenſchaftlichkeit des Pathos noch überbietend.

Dies iſt mit wenigen Worten ungefähr die Geſchichte, welche den Begriff der Partei in der jüngſten Zeit bei uns gehabt hat. Von der Kirche aus iſt er durch die Belletriſtik, Schulphiloſophie und den eigentlichen Staat gewandert. Augenblicklich ſtehen wir in dem Stadium, daß die Meiſten ſich von dem anhebenden Kampf der neuen Parteien gedrückt finden. Geſinnungslos möchte Niemand gern erſcheinen. Zu erklären, daß man nur für ſein Fortkommen in der Welt, für den Zuwachs ſeines Vermögens, für die Erhöhung ſeiner ſtandesmäßigen Ehre, nicht aber für die Entwickelung des Staats und der Kirche, ein Intereſſe habe, an dieſe vielmehr nur den Maaßſtab ſeiner privaten Wohlfahrt lege, klingt gar zu egoiſtiſch. Selbſt wenn man ſo denkt, wünſcht man doch nicht, daß Andere es geradezu wiſſen. Aber ſoll man nun ſeinen Patriotismus, ſeine Religioſität nur dadurch beweiſen können, daß man ſich einer Partei ergibt, daß man ſein Schickſal dem ihrigen vermählt? Soll man gar kein Urtheil mehr für ſich haben, ſondern es immer erſt von einer Partei ſich plombiren laſſen? Soll man gleich ein Feind des

Vaterlandes sein, wenn man an den Demonstrationen einer Partei, an ihren geschickten wie ungeschickten Ambirungen um die aura popularis, nicht Theil nimmt? Soll man nicht mehr das Wahre in den Gesinnungen Anrerer mitempfinden können, ohne sich auch für deren Handlungen schlechtweg solidarisch verantwortlich zu machen? — Hier entsteht ein ganz natürliches Schwanken und Zaudern, und es gehört bei den meisten ein ganz besonderes Erlebniß dazu, sie demselben zu entreißen. Es muß ihnen von einer Seite her so unrecht, so wehe gethan sein, daß sie von derselben nicht nur nichts Förderndes mehr für sich, im Gegentheil nur Widriges erwarten. Entdecken sie nun in sich selbst nicht die Mittel, den Kampf zu unterhalten, so werden sie, wie leicht erklärlich, sich der entgegengesetzten Seite als Stütze in die Arme werfen und von diesem Augenblick an Partei nehmen und Partei predigen.

Es dürfte daher vollkommen zeitgemäß sein, den Begriff der Partei etwas näher zu untersuchen. Die Philosophie ist an und für sich parteilos oder noch besser unparteiisch. Der Philosoph soll es auch sein. Er soll es sein! Zwischen dem, was sein soll und zwischen dem, was ist, zwischen dem Begriff und seiner Realität, ist in menschlichen Dingen immer ein gewisser Hiatus. Absolut unparteiisch ist nur Gott. Aber das Streben nach der Unparteilichkeit ist uns deshalb nicht erlassen, und dies Streben ist weder eine Schwäche noch eine Anmaaßung, sondern eine Nothwendigkeit. Die Parteilichkeit des Philosophen als solchen besteht also in dem Ringen nach Unparteilichkeit.

Der Gang, welchen die Untersuchung des Begriffs der Partei zu nehmen hat, muß erstens ihre Entstehung; zweitens ihren Kampf; drittens ihre Auflösung entwickeln.

Die Entstehung der politischen Partei muß aus dem Begriff des Staates abgeleitet werden. Der Staat ist die Form, welche die sittliche Freiheit eines Volkes als ein in sich progressives System von Gesetzen und Einrichtungen erhält. Diese Form allein ertheilt dem Inhalt Bestimmtheit. Weil aber der Inhalt in sich selbst unendlich ist, so ist die Form, die er sich gibt, ihm niemals in der Weise angemessen, daß nicht noch eine Vervollkommnung derselben

denkbar wäre. Durch dies Verhältniß erzeugt sich eine stete Unruhe. Selbst solche Staaten, in denen eine gewisse Form als die schlechthin vollkommene fixirt werden soll, zeigen uns in ihrer wirklichen Geschichte die Veränderung derselben, sollte dieselbe auch dadurch eine unmerkliche werden, daß sie, sobald sie energischer einzugreifen versucht, immer zurückgenommen wird, wie dies z. B. sehr deutlich an der Pforte wahrzunehmen ist, bei welcher seit einer Reihe von Jahren immer ein der Neuerung zugeneigtes Ministerium mit einem anderen abwechselt, welches alle Europäisirung wieder mit dem Asiatismus vertauscht. Das aber, was in der Entwickelung der Völker das Wahrhafte ist, geht nicht wieder verloren, und die Vernunft, welche das dem Begriff nach allein Wirkliche ist, behauptet sich zuletzt auch auf dem Felde der äußeren Erscheinung als Siegerin. Sie als das Sein, welches an und für sich sein soll, ist das schlechthin Bestehende, alles Unvernünftige aber als das an und für sich nicht Seinsollende ist auch das in seinem Entstehen sogleich dem Untergang Verfallene, wiewohl es in der gemeinen Wirklichkeit sich oft ein so langes Dasein fristet, daß wir darüber erstaunen müssen. Wenn wir in der Bibel, in den alten Classikern lesen, so fällt uns oft der Gedanke ein, wie es doch, da man vor so vielen Jahrhunderten schon so gute Einsicht gehabt habe, nur möglich sei, daß noch so viel Irrthum, Unrecht, Verkehrtheit in der Welt existire. Aber in dieser Beziehung ist es wahr, daß wir aus der Geschichte nichts lernen. Der allgemeine Standpunkt der späteren Geschlechter ist ein höherer, allein innerhalb desselben vermag alles früher Dagewesene sich zu wiederholen, ohne jedoch gegen die Macht des höheren Princips überhaupt etwas zu vermögen. Innerhalb des Christenthums und sogar in seinem Namen sind die größten Sinnlosigkeiten laut geworden, sind die ärgsten Greuel verübt, aber diese theoretische und praktische Unvernunft hat doch das Christenthum selbst nicht aus seiner erhabenen Stellung zu drängen vermocht, seit zwei Jahrtausenden an der Spitze des wahrhaft humanen Fortschritts zu stehen.

Die organischen Unterschiede, zu welchen der Staat sich in sich auseinanderlegt, die Familien und Stände, die Differenz der Obrigkeit und der Unterthanen, die Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen

Verbindungen, sind an sich noch keine Parteien. Die Familien können in sich und gegeneinander parteiisch sein, aber solche Parteilichkeit hat so lange keine politische Bedeutung, als sie nicht die Existenz des Gemeinwesens unmittelbar afficirt, was am ehesten der Fall ist, wenn fürstliche Familien in Entzweiung gerathen, weil an diese sich immer eine breite Masse anschließt. Wenn bei den Hebräischen Patriarchen die Brüder Josephs aus Neid ihn nach Aegypten verkauften, so werden wir dies keine politische Handlung nennen. Wenn aber die Häuser York und Lancaster sich befehdeten, so war dieser Zwist zugleich ein politischer. Shakespeare hat in seinen Tragödien mit unnachahmlicher Meisterschaft diese Verflechtung der Familie und des Staats dargestellt und sich überall, in der Römischen, mittelaltrig Italienischen und Englischen Geschichte, angelegen sein lassen, die Monarchie als das nothwendige Resultat solcher Parteikämpfe hervorzuheben. Auch in Romeo und Julie läßt er deshalb gleich Eingangs nach dem Gefecht der Bedienten den Prinzen von Verona mit den Worten auftreten:

„Aufrührische Vasallen! Friedensfeinde!
Die Ihr den Stahl mit Nachbarblut entweiht! —
Wollt Ihr nicht hören? — Männer, wilde Thiere,
Die Ihr die Flammen Eurer schnöden Wuth,
Im Purpurquell aus Euren Adern löscht!
Zu Boden werft, bei Buß' an Leib und Leben,
Die mißgestählte Wehr aus blut'ger Hand!"

So wenig als Familien an sich, sind Stände als solche Parteien. Sie werden es aber leicht, sobald ein Stand über den andern in einem solchen Grade hervorragt, daß er der Sache nach die Herrschaft über die anderen Stände erwirbt und diese befürchten müssen, es könnte die Herrschaft de facto in eine de jure verwandelt werden. Ein Stand für sich ist im Staat nur ein particuläres Element, dem also die anderen Stände nebengeordnet sind. Die Regierung als solche ist kein Stand, denn sie ist im Staat die denkende Allgemeinheit desselben, welche alles Besondere ideell in sich aufhebt. Wenn mithin ein Stand sich die Stellung einer das Ganze überwachenden und lenkenden Allgemeinheit zu geben sucht, so heißt das eben so viel als: er will zur Regierung werden. Indem aber jeder

Stand dazu die gleiche Berechtigung hätte, ſo muß eine ſolche Tendenz die Eiferſucht und den Haß der übrigen Stände erwecken. In einem ſolchen Falle hat die Regierung einen ſchweren Kampf, und ſie erliegt darin jedesmal, ſobald ſie, was aber nur zu häufig geſchieht, ihre Neutralität aufgibt, und mit einem der Stände ſich verbündet, um durch das Uebergewicht, das ſie ihm als Anerkenntniß des ſeinigen ertheilt, ſich ſelbſt die Herrſchaft über ihn und die anderen Stände zu ſicheren.

Die wirkliche Partei im rein politiſchen Sinn entſteht alſo erſt, wenn zu dem perſönlichen Intereſſe der Familien und zu dem objectiven Intereſſe der Stände das Princip des Staates ſelbſt, die Geſetzgebung, hinzutritt, weshalb in jenem Fall die fürſtliche Dynaſtie, in dieſem der Stand der Prieſter und Krieger, die Initiative der Parteigeſtaltung zu geben pflegen. Je höher die Culturſtufe iſt, auf welcher ein Volk ſteht, um ſo ideeller wird das Princip. Es wendet ſich dann als Begriff des Staats an die Einſicht der Einzelnen und ſucht durch Gründe, die nicht mehr dem bloßen Egoismus des Intereſſes angehören, ſondern aus der Reflexion über die Idee des Staats geſchöpft werden, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ſeiner Verwirklichung hervorzubringen. Dieſe Geſtaltung hat die Partei erſt bei den Griechen und Römern, und auch bei dieſen erſt ſpät, zu erhalten angefangen. Die Aſiatiſchen und Altafrikaniſchen Staaten kennen nur dynaſtiſche und abſtract-ſtändiſche Parteiungen. Das Chriſtlich-Germaniſche Europa fängt durch den Dualismus des Feudalſtaates und der kirchlichen Hierarchie ſogleich mit einem zugleich principiellen und zugleich ſtändiſchen Parteikampf an, der jedoch Jahrhunderte hindurch zu ſeinem eigentlich bewußten Inhalt nur rein perſönliche und materielle Intereſſen hatte, bis die Reformation den Standpunkt umzukehren begann, nämlich zu zeigen, daß die Erkenntniß und Durchſetzung des ideellen Princips die Förderung des äußeren Wohls und der individuellen Freiheit von ſelbſt zur Folge habe, umgekehrt aber, bei großem Wohlſtand und ziemlichem Spielraum für das Privatleben, die eigentlich ſittliche Freiheit des Ganzen doch auf's Höchſte gefährdet ſein könne. Erſt mit einem ſolchen Bewußtſein verſchwindet die Abhängigkeit der Einzelnen von dem Nepotis-

mus der Familienpartei, von dem Egoismus der Zunft, der Corporation, des Standes. Die Bezeichnungen der Parteien selbst werden verallgemeinert. Statt des zufälligen Namens der Parteistifter treten Benennungen hervor, welche selbst einen Begriff ausdrücken. Demokraten und Oligarchen, von Republicanern und Royalisten, von Liberalen und Servilen, von Radicalen und Conservativen u. s. w.

Nun erst, indem das Bewußtsein des Princips mit dem des Interesses verschmilzt, jenes diesem die idealische Begeisterung, dieses jenem die reale Verleiblichung gewährt, beginnt der Kampf der Parteien in unserem heutigen Sinn, nach welchem es möglich ist, daß Jeder, welcher Familie, welchem Stande er auch ursprünglich angehöre, durch die Vermittelung seiner Bildung, seiner Einsicht, zu einer eigenthümlichen Parteistellung gelange. Der Staat muß sich für diesen Standpunct aus der Stufe des patriarchalischen Familienstaates und des noch kastenhaften Ständestaates schon zur Form einer von den Familien und den Ständen nicht unmittelbar abhängigen Regierung heraus gearbeitet haben. Die Mitglieder der Regierung gehen allerdings aus den Familien und den Ständen hervor, müssen aber von den individuellen und particulären Interessen derselben abstrahiren lernen, um stets das Ganze des Staats vor sich zu haben, in welchem jene Interessen zwar ihre Berechtigung finden, jedoch nur in der Beschränkung durch die Einheit mit allen übrigen Interessen und nur in der Unterordnung unter das Wohl und die Freiheit des Ganzen. Das besondere Moment des Staats enthält die Allgemeinheit in sich, weil das Besondere nichts Anderes ist, als der Unterschied, zu welchem das Allgemeine sich selbst bestimmt. Eben so enthält daher an sich das Allgemeine das Besondere in sich, weil es, ohne den Unterschied desselben zu setzen, nur ein Abstractum wäre. In dieser Einheit des Allgemeinen mit dem Besondern liegt mithin die Möglichkeit, daß das Besondere sich nicht nur als dem Wesen nach identisch mit dem Allgemeinen, vielmehr als dieses selbst zu setzen versuchen kann, oder auch, daß das Allgemeine für concrete Bestimmungen sich auf den Standpunct der Besonderheit fallen läßt und denselben mit dem ihm nothwendigen verwechselt. Die Partei entsteht dadurch, daß ein Element des Staates den Charakter usurpirt,

in seiner Besonderheit nicht nur an sich, sondern überhaupt das Allgemeine zu sein. Dies Streben muß sofort die Entgegensetzung desjenigen besonderen Elementes erzeugen, welches der Natur der Sache nach das dem zur Herrschaft aufstrebenden coordinirte ist. Die Reaction desselben ist die Form, in welcher die mechanische Bewegung des Ganzen sich zum Gleichgewicht mit sich wiederherstellt. Indem jede Partei unausbleiblich die ihr widersprechende erzeugt, sieht man, daß es eigentlich das Ganze selbst ist, welches seine Unterschiede bis zum Extreme gegen einander spannt, um sich dadurch des wahrhaften Inhaltes seiner selbst, der ihm sonst ein verborgenes Gut bliebe, zu bemächtigen. Der Staat ist nur in so weit wirklicher Staat, als er ein Bewußtsein von der Nothwendigkeit der Form hat, welche die Freiheit in seinen Gesetzen und Einrichtungen gewinnt. Der Staat duldet kein träumerisches Vegetiren. Man muß ihm von seinem Willen und Thun Rechenschaft geben können. Allein dies Selbstbewußtsein entwickelt sich nur dadurch, daß es die lebendige Erfahrung von der Nothwendigkeit der im Staat geltenden Gesetze macht. Diese Erfahrung kann aber nicht gemacht werden, wenn nicht die Reflexion vor der Fixirung des Gesetzes die Nothwendigkeit desselben eben so sehr bestritten als vertheidigt hat. Dieser Gegensatz ist es, welcher sich in der Gestalt sich widersprechender politischer Parteien darstellt. Die Regierung muß über ihnen stehen, d. h. sie muß das Bewußtsein haben, daß die Parteien für sie das bequemste und angemessenste Mittel sind, das wahrhafte Bedürfniß des Volkes zu erkennen. Die Regierung hat also den Kampf der Parteien nicht im Mindesten zu fürchten. Sie hat nur dafür zu sorgen, daß, wie bei den Turnieren, einer jeden „freies Feld und keine Gunst" zu Theil werde. Denn wollte sie selbst Partei für eine Partei nehmen, so würde sie dadurch in die unfehlbare Einseitigkeit derselben und in das damit verbundene einseitige Schicksal gerathen. Die Regierung darf nicht gleichgültig gegen den Kampf der Parteien sein. Sie muß ihn stets überwachen, in allen Wendungen verfolgen und jeden Uebergriff einer Partei in Umgehung oder Verletzung der bestehenden Gesetze auf das Strengste rügen, weil sie nur so das Vertrauen beider Parteien, nur so das Vertrauen

des in ihnen mit seinen entschiedensten Richtungen sich darstellenden Volkes sich erhalten kann. Sie muß daher bei der Anstellung von Beamten nicht bloß der einen Partei sich anschließen, sondern aus beiden wählen. Denn die Neutralität der Regierung kann nicht in dem Indifferentismus gegen die Interessen bestehen, welche die Entzweiung der Parteien begründen und sie kann mithin diese Interessen nur fördern, insofern sie Männer anstellt, welche für den Fortschritt begeistert sind. Die Einseitigkeit solcher Begeisterung muß und wird sie dadurch aufheben, daß sie die ihr entgegengesetzte nicht unterdrückt, sondern ebenfalls gewähren läßt, weil durch eine solche Freilassung das organische Maaß, welches das Interesse für sich beanspruchen kann, auf objective Weise sich erzeugt, im Gegenfall aber die Zurücksetzung den Schein geben würde, als verkennte die Regierung das wirkliche, von der Partei vertretene Bedürfniß.

Schwer ist dies pädagogische Geschäft, aber nicht unmöglich, wenn wir bedenken, welche ausgedehnte Mittel der Regierung zu Gebote stehen, den Status quo nach allen Richtungen hin auf das Genaueste zu übersehen und aller Unordnung, auch ohne geheime Polizei, ohne Verletzung des Briefgeheimnisses, ohne Bestechung, vorzubeugen. Die Regierung darf sich nie von den Parteien bei dem Gebrauch unsittlicher Mittel ertappen lassen, denn sie bewirkt dadurch Mißtrauen gegen ihre Redlichkeit und giebt den Parteien eine Thatsache preis, sie auch, durch Erinnerung daran, dann zu verdächtigen, wenn sie vollkommen ehrlich zu Werk geht. Das Klügste daher, was die Regierung thun kann, ist, unmoralische Hebel gar nicht anzuwenden, sondern aus dem Buche der öffentlichen Meinung das, was Noth thut, herauszulesen. Sie muß allerdings mit ihrem Urtheile so lange als möglich zögern, um die Dialektik der Parteien auch durch das Stadium der Sophistik erst hindurchgehen und nach beiden Seiten hin allen falschen Schimmer abstreifen zu lassen. Den Tact für die Behandlung der Parteien kann die Regierung deshalb nur erwerben, wenn sie schlechthin auf die Dankbarkeit derselben verzichtet und immer in dem Bewußtsein handelt, auf die Länge hin es keiner Partei recht zu machen. Denn geschähe dies, so würde eben diese Thatsache der Beweis sein, daß sie selbst

Partei geworden. Napoleon war mit ſich ſtets am zufriedenſten, wenn Alles mit ihm am unzufriedenſten war.

Nimmt die Regierung wirklich Partei, ſo entſteht die ſchlimmſte aller Entzweiungen, weil dann die Regierungsbeamten das Volk als Partei von ſich ausſchließen und der Staat mithin in zwei Feldlager ſich theilt, welche gegen einander in ſtetem Mißtrauen und Groll ſtehen. Aber wenn auch hieraus nicht immer bürgerliche Unruhen erwachſen, ſo entſteht doch unfehlbar durch die bevorzugte Stellung der Regierungspartei als der formell herrſchenden Unſittlichkeit, weil Viele der entgegengeſetzten Partei dann gewöhnlich dadurch corrumpirt werden, daß ihre Oppoſition oft nur den Zweck hat, die Regierung zur Beſtechung zu zwingen. Die Regierung beſetzt Aemter, gibt Gehalte, Remunerationen, ertheilt Standeserhöhungen, verleihet Orden. Wirkſamkeit, Genuß, Ehre hängen ſo vielfach in einer mannigfaltigen Scala von ihr ab. Wenn ſie nun ſelbſt Partei nimmt, ſo werden von ihr nur ſolche angeſtellt werden, die ihren Anſichten unbedingt beipflichten, diejenigen aber, bei denen dies nicht der Fall iſt, werden unter formellen Vorwänden, an denen es nie fehlen kann, von aller Beamtung ausgeſchloſſen bleiben, ſollten ſie auch ſich noch ſo ſehr dazu qualificiren. Vermag eine Regierung eine ſolche Stellung längere Zeit hindurch zu behaupten, ſo wird die Folge ſein, daß hab-, genuß- und ehrſüchtige Menſchen, woran ebenfalls niemals ein Mangel, eine heftige Bekämpfung der Regierung erkünſteln. Die Regierung macht ihnen nichts recht, geht ihnen zufolge tyranniſch zu Werke, ruinirt das Wohl des Landes, ſorgt nur für den Epikuräismus ihrer Beamten, verkennt das ächte Verdienſt, überſieht das wahre Talent u. ſ. w. Indem nun die Regierung von dem unausgeſetzten Prickel der Oppoſition gereizt wird und genauer zuſieht, entdeckt ſie, daß der Mann, den ſie ſo erbitterte, mit ſeinem ſteten Tadel im Grunde nur auf ſich hat aufmerkſam machen, nur in ſolcher Form den lebhaften Wunſch hat ausdrücken wollen, angeſtellt, recht gut d. h. mit recht großem Gehalt, angeſtellt zu werden. Und da die Regierung, inſofern ſie nämlich nach unſerer Vorausſetzung ſich zur Partei degradirt hat, ihrer Schwäche ſich bewußt ſein wird, ſo wird ſie in

der Regel dies Mittel nicht verschmähen, sich eines Schreiers und Bekrittlers zu entledigen. Der ehrenwerthe Cato wird also angestellt, wird persönlich ausgezeichnet und überzeugt sich nun, daß er bis dahin die Lage des Staats doch nicht ganz richtig aufgefaßt, die wohlthätigen Absichten der Regierung oft verkannt, ihren weisen Maaßregeln einen unnöthig störenden und hemmenden Widerstand entgegengesetzt habe. Seine Opposition verstummt und unser Mann wird ein loyalster Beamter, der nun eben so für die Regierung, als vor seiner Anstellung oder Beförderung, gegen sie Partei nimmt. Die Regierung scheint gewonnen zu haben, allein wen? Einen Menschen, dem sie selbst nicht durchaus, sondern nur sehr bedingt, vertrauen kann und von dem auch sie in der Stunde der Gefahr Abfall und Verrath befürchten muß. Der Kampf war erheuchelt, die Hingebung war erheuchelt, nur die Selbstsucht, welche beide Rollen spielt, ist aufrichtig und bleibend. Dies Individuum ist der diplomate à propos. —

Aus der Entstehung der Partei geht hervor, daß sie während ihrer Dauer in einer steten Umbildung begriffen ist. Sie ist nicht ein für allemal fertiges Dasein, sondern ein Proceß. Wie eine Wolke nicht ein mit Regen, Hagel, Blitz gefüllten Schlauch, sondern eine sich unaufhörlich nach den atmosphärischen Agentien umgestaltende Existenz ist, so auch die aus der Mitte der geschichtlichen Bewegung hervorgehende Partei ein stets werdendes Dasein. Aus der unbestimmteren Gährung der Masse treten zunächst einzelne gesellige Kreise mit verwandten Ansichten hervor. Aus diesen Kreisen überragen abermals einzelne tonangebende Individuen die übrigen, bis endlich durch irgend eine Veranlassung eines derselben der entschiedene Gravitationspunct für die anderen wird. Dies kritische Individuum muß irgend eine concentrirende That vollbracht haben, wodurch es sich das unbedingte Vertrauen der Uebrigen erwirbt. Dies Individuum als der Parteichef kann und wird zwar seine Einseitigkeiten haben, muß aber im Allgemeinen an Einsicht, an Festigkeit der Gesinnung und an Kraft des Handelns den Uebrigen relativ überlegen sein. Was in ihm als Einheit existirt, kann und wird innerhalb der Partei als die extreme Eigenthümlichkeit ver-

ſchiedener Individuen ſich darſtellen. Eines wird die abſtracte reine Einſicht ohne Geſinnung und Thatkraft ſein, der feine, Plane ſchmiedende, erfinderiſche, unterrichtete Kopf. Ein anderes wird die abſtracte reine Geſinnung, das lyriſche Pathos, ohne tiefere theoretiſche Durchdringung der Sache und ohne Geſchick zum Handeln ſein, der Enthuſiaſt. Noch ein anderes wird eben dies Geſchick auf abſtracte Weiſe beſitzen. Es wird für die nothwendige mechaniſche Seite der Thätigkeit beſonders organiſirt ſein. Was der Theoretiker ausſinnt, wozu der Enthuſiaſt begeiſtert, das wird es zu realiſiren anfangen. Es wird der Geſchäftsführer, der Proſelytenmacher, Colporteur werden, Briefe ſchreiben, Geldbeiträge einſammeln, Bekanntſchaften vermitteln, Druckſchriften beſorgen u. ſ. w. Es iſt der **Faiseur**.

Alle dieſe Organe der Partei haben ihnen ſich mehr oder weniger annähernde neben ſich, die ſich aber endlich in die als Talent indifferente Maſſe, in den Schweif des Agitators, verlieren. Aber jene Organe haben auch gewöhnlich ihre Caricaturen, welche mit dem Scharfſinn der Einſicht, mit dem Feuer der Empfindung, mit dem Aufwand von Thätigkeit kokettiren. Aus ihnen ſtammt dann auch das für eine Partei, wie für jedes Gemeinweſen, ſo nothwendige Individuum, welches für alle vorkommenden Angelegenheiten, Verſtöße, Calamitäten verantwortlich gemacht wird: der Vetter Michel. Dies Individuum, harmlos, gutwillig, wird zum Auskehrichthaufen alles Verdrießlichen erleſen: ſeine Unbeholfenheit, Unvorſichtigkeit, ſein Mangel an Combination, ſein Eifer am unrechten Ort u. ſ. w. Er wird beſtändig ausgezankt. Es iſt für die Verträglichkeit der Uebrigen von der größten Wichtigkeit, daß dieſer **bon homme** ſeine Rolle gut ſpiele; einen gelinden Widerſpruch muß er jedoch vorzubringen wiſſen, um die Ablagerung aller böſen Laune vollſtändig zu machen. Wenn eine Partei langlebig wird und ſich vollſtändig entwickelt, ſo ergänzt ſich die eben beſchriebene ſündenböckiſche Paſſivität meiſt noch durch ein anderes Individuum, den activen Erheiterer, den Spaßmacher, den Witzbold, den Pointendreher, den epigrammatiſchen Buffo, den **piqueur** und **farceur**.

Es ist möglich, daß eine Partei sich so organisirt, daß die eigentlich Handelnden scheinbar die Form untergeordneter Organe annehmen und Andere als die rechten Parteihäupter vorschieben, weil dieselben gerade durch Reichthum, Geburt, bürgerliche Stellung, weite Bekanntschaft, ein unentbehrliches materielles Gewicht in die Wagschaale legen. Jedoch wird diese Stellung in der Regel nur da vorkommen, wo die Partei zur Verschwörung neigt. Haben wir aber hiermit schon alle in der Partei nothwendigen Typen bezeichnet? Nein; ein Typus fehlt uns noch, aber ein Typus, der auf der Grenze der Partei steht, der zu ihr und auch nicht zu ihr gehört, nämlich der Ueberläufer, der Apostat und Renegat, der *αλλοπροσαλλος*. Dies Individuum folgt dem Siege der Parteien. Wo es sich befindet, markirt es denselben, wie die Nummern eines Pegels den Wasserstand. Während der gefahrvollen Momente einer Partei wird es unthätiger, unsichtbarer. Krankheit, Reisen, Familienabhaltungen oder sonst eines von Old Nicks petites misères de la vie humaine nöthigen ihm dann eine Stellung à part auf. Aber so wie die Krisis vorüber und der Sieg hier oder dorthin gesichert ist, erscheint es wieder und bleibt entweder bei der früheren Partei, sofern sie die triumphirende, oder es geht zu einer anderen gewöhnlich mit der Einleitung über, daß es das private und öffentliche Verhältniß vermischt, mit einem Mitgliede der vorigen Partei sich persönlich überwirft und damit sein Ausscheiden pathologisch motivirt. Die andere Partei nimmt den Ueberläufer gewöhnlich deshalb auf, weil sie von ihm die geheimeren Beziehungen ihrer Gegnerin zu erfahren hofft. Gegen Niemand, als gegen den Ueberläufer, hat man daher vorsichtiger zu sein. Er macht den geradesten Gegensatz zu dem wahrhaften Parteiführer aus, der alle Interessen seiner Partei mit unermüdlicher Thätigkeit als seine eigensten behandelt und bis zur höchsten Aufopferung, bis zu der des Lebens, für sie zu wirken entschlossen ist.

Weil nun die Partei ein lebendiges, werdendes Dasein ist, in welchem die einzelnen constitutiven Elemente sich stets organisch reproduciren, so ist auch begreiflich, wie sie in sich selbst eine große Abstufung des Maaßes von Energie, von Verschiedenheit der An-

ſichten, enthalten muß. Die extremen Anhänger jeder Meinungsnüance nennen wir Ultra's; die Nüancen ſelbſt Fractionen, Coterien und, in der höchſten Zuſpitzung, Cliquen. Alle außerhalb ihrer ſelbſt als Gegenparteien exiſtirenden Widerſprüche muß die Partei in ſich ſelbſt tragen und in ſich ſelbſt zu überwinden haben. Sie wird mithin eine Fraction erzeugen, welche ihre Entſtehung als ſolche, die Vergangenheit, aus der ſie herkommt, noch an ſich hat und dieſer wird eine andere Fraction gegenüberſtehen, welche die Keime der Zukunft, das ungeduldige Hinausdrängen über die Gegenwart, die ſchroffe Negation derſelben zu ihrem Charakter hat. Jene noch mit dem Alten unmittelbar verflochtene ſenile und dieſe in dem Neuen, in der Vorſtellung der anderen Zeit ſchwelgende juvenile Fraction ſtehen ſich innerhalb der Partei ſelbſt mit einer nothwendigen Spannung entgegen. Jene iſt für dieſe zu langſam, zu furchtſam, dieſe für jene zu raſch, zu tollkühn. Mit einem techniſch gewordenen Ausdruck nennen wir jene die rechte, dieſe die linke Seite. Zwiſchen beiden ſteht das Centrum, welches die Neigung zum Stillſtande mit der Wageluſt des Fortſchritts, die zögernde Vorſicht mit der phantaſtiſchen Uebereilung vereint und aus dem Conflict der Oppoſition innerhalb der Partei durch ſeine Oppoſition gegen beide Extreme ſeine Kraft zieht. Es nimmt inſofern für die einzelne Partei dieſelbe Stellung ein, welche die Regierung im Staat für die verſchiedenen Parteien deſſelben und muß ſich daher, wie dieſe darauf gefaßt machen, mit doppelten Beſchuldigungen überhäuft zu werden. Die Rechte wirft ihm vor, von der Linken ſich zu vorzeitigem Uebermuth fortreißen; die Linke dagegen, ſich von der Rechten an Vorurtheilen, leeren Bedenklichkeiten zurückhalten oder gar zu retrograden Schritten verleiten zu laſſen. Dieſe Vorwürfe werden auch ſtets einige Wahrheit haben, da eine mathematiſch genaue Mitte, eine vollkommene Symmetrie der Gründe und Gegengründe, des Zurück und Vorwärts, für den empiriſchen Menſchen nicht wohl möglich iſt. Die Schwankungen des Centrums müſſen ſich aber in ihm ſo ergänzen, daß ihre Summirung approximativ die Mitte gibt.

Wie nun die ganze Partei den Widerſpruch und deſſen Aus-

gleichung in ihren Fractionen darstellt, so wiederholt sich nothwendig dieselbe Organisation innerhalb einer jeden Fraction. Jede hat wieder ihr Centrum, jede hat ihre rechte und linke Seite. Diese Unterschiede pflegen wir Coterien zu nennen; sie sind die Fractionen der Fraction. Da ihre Mitglieder in geselliger Beziehung meistens einen engeren Verkehr unterhalten werden, so erzeugt sich aus solcher vertraulicheren Beziehung bald eine eigenthümliche Modification der Sprache, welche nur dem der Coterie Angehörigen ganz verständlich ist, weil sie Bedeutungen, Stichwörter, Anspielungen, ja neugeprägte Ausdrücke enthält, die nur unter den angegebenen Bedingungen der persönlichen Sympathie und des näheren Umganges Sinn haben. — Die abermalige Specification der Coterie nennen wir Clique. Alle diese Schattirungen der Partei, die noch dazu in steter Metamorphose begriffen sind, muß das centrale Parteihaupt überschauen und in ihrer Selbstgestaltung für den einen großen Zweck des Ganzen bis auf einen gewissen Grad beherrschen. Dies Individuum, das monarchische Moment der Partei, muß für jede Coterie, für jede Fraction, für den urtheillosen Haufen, wie für die feinsten Intelligenzen und solidesten Charaktere, von gleicher Anziehungskraft sein. Es muß, wie die Franzosen zu sagen lieben, ein providentieller Mensch sein, in welchem die Anderen, was sie auch an ihm auszusetzen haben, sich doch wiederfinden. Wo ein solcher Mensch hinkommt, wird er, falls der Boden, d. h. das Bedürfniß da ist, sich die Partei schaffen. Ich kann der beschränkten Zeit halber keine geschichtlichen Beispiele durchnehmen, das Gesagte zu veranschaulichen; allein jeder ächte Parteichef, wie in unserer Zeit ein O'Connell, wird es bewähren. Einem solchen schaden Schwächen, Fehler, üble Angewöhnungen, Lücken der Bildung, Anwandlungen von Fanatismus oder von Verzweiflung, nicht nur nicht, sondern helfen ihm sogar, weil sie dem Neide der Ehrgeizigen in seiner Partei einen Tribut darbringen, woran sie sich ohne Gefahr für die Sache ersättigen und sich den Selbstgenuß ihrer relativen Ueberlegenheit geben können. Nur muß der Kern des Chefs ein substantieller, unverwüstlicher sein. Der Parteichef darf am wenigsten an Ruhm denken, der ihm ohnehin ganz von selbst zufällt. Dies Motiv muß er Anderen

überlaſſen und kann es ſogar als einen vortrefflichen Hebel gebrauchen; er ſelbſt muß darüber hinweg ſein und mit Byron ſagen:

„Ein Name nach dem Tod iſt ihr Gelüſte,
Ein elend Bild und eine ſchlechtre Büſte.“

Der Kampf der Partei iſt gegen ihre Gegenpartei, aber auch gegen die Regierung in ſofern gerichtet, als ſie dieſer ihre Richtung geben und jeden Einfluß der andern Partei auf dieſelbe unmöglich machen möchte. Die Art und Weiſe, wie dieſer Kampf geführt wird, die Pragmatik, Taktik und Strategik der Parteien, das ſogenannte Spiel derſelben, iſt dem Weſentlichen nach in ſeinen Tugenden der Aufopferung wie in ſeinen Laſtern der Selbſtſucht immer und überall dieſelbe. Die verſchiedene Culturſtufe der Völker bringt allerdings Modificationen der Form hervor, allein der Verlauf des Kampfes iſt in ſeinen Hauptmomenten der nämliche. Auch die Leidenſchaften, die ſich in ihm entfeſſeln, ſind, wie verſchieden der Inhalt ſei, in ihrem pathologiſchen Formalismus, wie in der Steigerung ihres Colorits immer und überall dieſelben. Jedesmal, wenn ein ſolcher Streit ausgekämpft worden, hält man es für unmöglich, daß ſolche Erbitterung, ſolcher Haß, ſolche Wuth, ſolche Schmähungen, ſolche Niederträchtigkeiten je ſollten wiederkehren können. Allein umſonſt. Mit dem friſchen Intereſſe ſtellen ſich auch die Leidenſchaften, mit dieſen auch die Maaßloſigkeiten ihres Ausdrucks wieder ein; peccatur intra et extra. Abſtrahiren wir nun von den nationalen, localen und temporellen Modificationen des Kampfes, ſo können wir in ihm folgende Formen ſeiner Vermittelung beobachten: erſtlich rein theoretiſche; zweitens theoretiſch-praktiſche; drittens praktiſche.

Die rein theoretiſchen Mittel beſchränken ſich auf die begriffliche Wiederlegung der Anſichten der Gegenpartei und auf eine ſtreng ſachliche Kritik ihrer Handlungen und Charaktere. Dieſer Standpunkt des Kampfes iſt der würdigſte und macht das Ideal aller Parteipolemik wie Parteiapologetik aus.

Offenbar kann er nur da dem Ideal gemäß mit Taubeneinfalt und Schlangenklugheit geführt werden, wo dem Worte keine andere Grenze, als nur die des Geſetzes, gezogen iſt. Der Mangel daran

ist es, der gewöhnlich das nächste Motiv zu einer Fälschung der Sprache giebt, indem man, was man öffentlich sagen darf, in einer Weise zu sagen bemüht ist, welche sobald als möglich das gewünschte Resultat haben soll. Diese Absicht, recht nachdrücklich sein zu wollen, läßt zunächst, gegen die Erwartung, den sachlichen Ton abschwächen und an persönliche Beziehungen streifen. Indem nun die Gegenpartei dies bemerkt, und erwidert, so führt die Replik einen neuen Stoff herbei, noch anzüglicher zu werden. Es mischt sich die Neigung ein, ohne alle Kritik vom Gegner auch das Albernste, das Schlechteste, für wahr zu halten. Die moralische Delicatesse, worin alle Parteien in Ansehung ihrer Gegner außerordentlich feinfühlig sind, wird splitterrichtend. Die Leichtgläubigkeit für jede Dummheit, für jedes Laster, für jede Bosheit, welche dem Gegner aufgebürdet werden, wächst immer mehr. Die kleinsten Gerüchte dehnen sich schnell zur Riesengröße und umgekehrt, wie mit der modernen Kritik der biblischen Geschichte, werden bloße Mythen, werden die subjectivsten Vermuthungen zu den ausgemachtesten Thatsachen gestempelt und, als aus sicherer Quelle mitgetheilt, mit Schadenfreude verbreitet. Das Unschuldigste wird verdächtigt und Zusammenhänge werden gesucht, wo sie geradezu unmöglich sind. Jeder nicht zur Partei Gehörige darf nichts als Verachtung, und, als erklärter Gegner, nichts als Verfolgung erwarten. Ist es zu dieser Erhitzung der Gemüther gekommen, so verliert sich die Polemik bald in Lüge und Verläumdung und diese ist es recht eigentlich, welche das theoretisch-praktische Moment des Kampfes bildet. Denn die Lüge und Verläumdung sind noch Fictionen, sind Phantasieproducte, sind theoretisch, aber sie sind vom Irrthum, der mit dem Streben nach dem Wahren verwachsen und durch das in ihm vorhandene Radical der Wahrheit nie so gefährlich, als die Lüge, ist, sehr verschieden, greifen bereits, wenn auch nur erst in der Vorstellung, die Personen selbst an und sind in sofern praktisch. Das Calumniare audacter, semper aliquid haeret, ist hier der Wahlspruch und die Consequenzmacherei das Mittel, der Lüge den Schein der Wahrheit zu geben. Die englischen Poeten haben in der Schilderung solcher Parteikämpfe Außerordentliches geleistet, weil sie dieselben täglich vor Augen

haben. Ich erinnere nur an die ergötzliche Beſchreibung der Partei der Blauen und Gelben in einem kleinen Burgflecken, welche Dickens Boz in den Pickwickiern macht. Es gab hier blaue und gelbe Läden, gelbe und blaue Gaſthäuſer, und ſogar in der Kirche eine blaue und gelbe Priche. Es erſchienen zwei Zeitungen, die Gazette und der Independent. Jene verfocht die blauen, dieſer die gelben Grundſätze. „Beide, ſagt Boz, wurden vortrefflich geſchrieben. Welche wundervolle leitende Artikel, welche muthvolle Angriffe!

„Unſere werthvolle Collegin, die Gazette —"

„Jenes ehrloſe und feige Tagesblatt, der Independent —"

„Die Sudeleien des lügenhaften, poſſenreißeriſchen, über allen Begriff erbärmlichen Independenten —"

„Die verläumderiſche Gazette, für deren ſchmachvolle Niedertracht das ganze Sprachgebiet keinen Namen hat —"

Dieſe und hundert ähnliche aufregende Ausfälle fand man in den Spalten jeder Nummer der beiden Blätter, und ſie verfehlten nicht, bei den Stadtbewohnern das höchſte Entzücken und die tiefſte Entrüſtung zu erregen."

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß eine jede Partei gegen die andere wahr und gerecht zu ſein, von ihr dagegen ungerecht und unwahr behandelt zu werden behauptet. Der Kunſtgriff, über das Unglück des Parteizwiſtes zu jammern, dagegen das Glück des Friedens und der Ruhe zu preiſen, wird von jeder Partei geübt; jede ſieht nur in der andern, nicht in ſich das Negative. Die Verſicherung, sine ira et studio zu ſprechen und zu ſchreiben, wird hier das alltägliche Motto. Die geiſtreiche Zerriſſenheit der Sprache, welche in dieſer Dialektik entſteht, erreicht ihren Gipfel, wenn die Regierung ſelbſt Partei geworden iſt, wie wir beſonders aus der Lectüre des Tacitus entnehmen können, welchen Camille Desmoulins 1793 in ſeinem Vieux cordelier nachahmte und in einer bekannten Stelle die Unmöglichkeit, einer parteiiſchen und zugleich tyranniſchen Regierung nicht verdächtig zu ſein, ſondern ihr durch Alles Grund zur Anklage zu geben, unübertrefflich ſchilderte. Dieſe Kraft und Schönheit der Rede kann ſich natürlich nur in thatengedrängten, ſtürmiſchen Zeiten entwickeln, wie damals, als Camille Desmoulins

seine empörten Worte gegen den fanatischen und blutigen Terrorismus Robespierre's schleuderte.

Was nun die praktischen Mittel des Kampfes betrifft, so sind sie unendlich mannigfaltig. Mit der Bestechung wird der Anfang gemacht. Man geht von dem Axiom aus, welches Pitt im Englischen Parlament aussprach, daß jeder Mensch seinen Preis habe. Wem man nicht mit Geld beikommen kann, den ladet man zur Tafel; wen die Gourmandise nicht kitzelt, wen das Knallen der Champagnerkorke ungerührt läßt, den ködert man durch Schmeichelei. Wer gegen diese gleichgültig ist, der ist vielleicht schwach gegen das schwache, allein zugleich schöne Geschlecht. In allen großen Parteikämpfen haben Weiber wichtige Rollen gespielt, wiewohl ihr Antheil an den Begebenheiten oft unbekannt bleibt. Gelingt es mit dieser reizenden Verführung nicht, so beginnt der Zwang, erst noch als psychologisch-moralischer. Man drohet, man schüchtert ein. Man intriguirt, bereitet Verlegenheiten, oft auf die einfachste, sogar offenste Weise. Wenn z. B. in Frankreich ein Journal nicht aufkommen soll, so vereinigen sich die übrigen dazu, gar nicht von ihm zu sprechen. Dies absolute Ignoriren wirkt tödtlich und ist auch den stärksten Subventionen unüberwindlich. Man nennt es alliance de silence. — Noch ein Schritt weiter, und die Verfolgung der Gegenpartei nimmt den Charakter der Thätlichkeit an; der Zwang wird Gewalt. Hiermit aber verändert sich die ganze Physiognomie der Partei. Sie ist Faction, sie ist Rotte geworden, eine Form, welche im Mittelalter fast alle Parteien hatten und die in Europa erst seit der Zeit im Verschwinden begriffen ist, in welcher die Centralisation der Regierung mit der Macht der Oeffentlichkeit sich zu vereinigen anfing. In constitutionellen Staaten, wie in England, oder in Republiken, wie in Amerika, nehmen jedoch die Wahlumtriebe oft die Form der Faction an, ohne dies wirklich zu sein. Derjenige, der mit dem Geheimniß des selfgovernments, nämlich mit der der Heiligkeit des Gesetzes als ihres eigenen Willens bewußten Freiheit, unbekannt ist, erschrickt, wenn er ungeheure Volksmassen sich versammeln, Banner mit drohenden Inschriften, mit Caricaturen einhertragen, die Bildnisse der Minister verbrennen, Rednerbühnen auf den Straßen er-

richten, die Redner mit Eierſchaalen, Kartoffeln u. ſ. w. beworfen, bald verhöhnt, bald vergöttert ſieht; er meint, es müſſe eine Alles zerſtörende Revolution ausbrechen und klagt über den Mangel an Ruhe und Ordnung ſolcher Staaten, ſehnt ſich nach dem Anblick der Polizei, der Bajonette und iſt noch mehr, als über den Tumult, zuletzt darüber verwundert, wie ſchnell und ſpurlos derſelbe wieder verſchwindet, ohne Ruinen der Häuſer, ohne Leichname Erſchlagener zurückgelaſſen zu haben. Jener unbekannte Schriftſteller, den wir Sealsfield zu nennen pflegen, hat in einem ſeiner Werke, in den Deutſchamerikaniſchen Wahlverwandtſchaften, des Preußen erſte Lehrſtunde in New York geſchildert, worin er uns das Bild eines Pöbelagitators vorführt, der von einer ſogenannten Caucusverſammlung für eine Winkelbebatte zur Ausdehnung des Credits inſtruirt wird, welche Debatte mit einer heftigen Prügelei endet. Der Preuße, der in ihr ſeine heimathliche Tapferkeit nicht verleugnet, iſt doch ſchon ſehr gegen die Nordamerikaniſche Verfaſſung eingenommen, die dergleichen dulde. Als er aber aus dem Saal ſich endlich herausſchlägt, ſtehen zu ſeinem Erſtaunen tüchtige verſchloſſene Wagen vor der Thür, in welche jeder Heraustretende von Conſtablern hineingeworfen und als Ruheſtörer in das Gefängniß mit größter Heiterkeit abgefahren wird, während unſer Landsmann Wilhelm ſchon den Umſturz alles Beſtehenden herrannahen geglaubt hatte.

Weiter, als bis zur Faction, kann ſich hier die Entwickelung der Partei nicht ſteigern. Mit ihr kommt es zum Aufſtande, der einen ſehr verſchiedenen Umfang und Verlauf haben und wirklicher Krieg werden kann. Es bleibt uns demnach nur noch die Betrachtung der Auflöſung der Partei übrig, die wir freilich nur flüchtig überblicken können. Nämlich die Partei kann ſich erſtens mit der ihr gegenüberſtehenden Partei neutraliſiren; oder zweitens in ſich ſelbſt zerfallen; oder drittens von der Regierung aufgelöſt werden. Das Erſtere, die Verſchmelzung einer Partei mit ihrer Gegenpartei, tritt ein, wenn ein ſie beide gleich ſehr afficirendes Intereſſe und mit demſelben eine weſentliche Bedingung ihrer eigenen Exiſtenz bedrohet wird. So ſehr ſie einander entgegengeſetzt ſind, ſo einig werden ſie plötzlich erſcheinen, und dieſe zunächſt nach Außen ge-

wendete Einheit kann der Anfang auch einer Verständigung und Versöhnung nach Innen werden. Diese Bewegung wird am häufigsten durch das Verhältniß eines Staates zu anderen Staaten in Ansehung ihrer möglichen Intervention vorkommen. Gegen das Ausland zeigt es sich, daß jede Partei patriotisch ist. — Das Zweite, das Zerfallen einer Partei in sich selbst, tritt ein, wenn sie die Sache, für welche sie kämpft, in der That fördert. Mit dieser Förderung erscheinen neue Seiten derselben. Vorher unbekannte oder nur dunkel geahnte Probleme stellen sich auf; die Bedürfnisse verändern sich; für die neuen Aufgaben reichen die alten Mittel nicht mehr aus. Die Unterschiede aber, zu denen sich die Sache entfaltet, constituiren sich auch als neue Fractionen, und diese Fractionen reißen sich, wie Colonien von dem Mutterlande, los, sobald sie selbstständig geworden sind, und in der bisherigen Partei keine Befriedigung mehr finden können. Mit einer solchen Verselbstständigung ist dann nicht selten eine feindselige Richtung gegen die ursprüngliche Partei selbst verbunden, die, wie unter feindlichen Geschwistern, für die äußerste Gehässigkeit empfänglich ist. Die Entzweiung einer Partei mit sich ist folglich nichts Anderes, als die Form, in welcher sich der Fortschritt der Sache darstellt, und dies ist der Sinn jenes paradoxen Ausspruchs Hegels, den man aus seiner Phänomenologie neuerdings so oft für das Schicksal seiner eigenen Schule angeführt hat und welcher so lautet: „Eine Partei bewährt sich erst dadurch als die siegende, daß sie in zwei Parteien zerfällt, denn darin zeigt sie das Princip, das sie bekämpfte, an ihr selbst zu besitzen, und hiermit die Einseitigkeit aufgehoben zu haben, in der sie vorher auftrat. Das Interesse, das sich zwischen ihr und der anderen theilte, fällt nun ganz in sie und vergißt der andern, weil es in ihr selbst den Gegensatz findet, der es beschäftigt. Zugleich aber ist er in das höhere, siegende Element erhoben worden, worin er geläutert sich darstellt. So daß also die in einer Partei entstehende Zwietracht, welche ein Unglück scheint, vielmehr ihr Glück beweist.“ So weit Hegel. Aber wohl zu merken, nur dann ist die Entzweiung ein Glück, wenn sie aus objectiver Nothwendigkeit organisch entspringt. Die gemachte Entzweiung, nach dem Mac-

chiavelliſtiſch-Jeſuitiſchen Grundſatze des divide et impera hervorgebracht, iſt nur eine Uneinigkeit, welche, wofern die Exiſtenz der Partei auf einer wirklich ſubſtantiellen Baſis beruhet, lediglich einen Wechſel der Perſonen, weiter nichts, zur Folge haben kann. In dieſer Hinſicht täuſchen ſich oft Parteien außerordentlich über einander. Sie überreden ſich, Meiſter im Kampf werden zu müſſen, wenn ſie es in der andern Partei zum Streit bringen oder eine Veränderung ihres zugführenden Perſonals bewirken können. Denn der Streit führt zu einer tieferen Erkenntniß, zu einer erregteren Energie; die Veränderung des Perſonals aber ebenfalls. Wenn die Partei ein Product der Nothwendigkeit iſt, ſo iſt es umſonſt, ſie durch Entfernung oder Vernichtung ihrer Parteihäupter zerſtören zu wollen. Nach jedem abgeſchlagenen Rumpf wächſt der Hyder aus ihrem zeugungsluſtigen Innern ein neuer zu.

Endlich kann aber die Partei auch durch die Regierung aufgelöſt werden. Es kommt hierbei ganz auf das Wie an, und dies Wie ſelbſt iſt wieder in verſchiedenen Staaten, Zeiten und Umſtänden ſehr verſchieden. In den meiſten Staaten finden wir einen durch ihre ganze Geſchichte hingreifenden Dualismus, der zwei conſtante Parteien durch die mannichfachſten Metamorphoſen hindurchführt. Die Namen wechſeln; die Bedürfniſſe modificiren ſich; aber der Grundzug bleibt derſelbe, wie z. B. bei den Römern der Begriff des Patriciates und der Plebs der Schlüſſel ihrer ganzen Geſchichte iſt. Dies zu wiſſen, den Begriff dieſer geſchichtlichen Continuität und mit ihm die Kenntniß von den particulären Bedingungen zu beſitzen, unter welchen ſie die Idee des Staates zu realiſiren hat, iſt die Stärke der Regierung. Sie muß in dieſem, das Hiſtoriſche mit dem Nationellen vereinigenden Bewußtſein vor Pſeudoauflöſungen der Parteien ſich hüten. Dieſe ſind die äſthetiſche Zerſtreuung; das juste milieu und die Gewalt.

Die äſthetiſche Zerſtreuung ſoll das Intereſſe der Parteien von der Geſetzgebung ablenken. Sie ſoll eine Verweichlichung, faſt möchte man ſagen, Vergeſſenheit des Verſtandes bewirken, indem ſie die Phantaſie durch immer neue Reize beſchäftigt. Prachtbauten, großartige Gartenanlagen, Concerte, der feenhafte Glanz

der Feste, Romanlectüre, vor allem das Theater werden Organe für dies Bestreben. Mag sich das Publicum bis zum Aeußersten für einen Schauspieler, für eine Sängerin, Tänzerin erhitzen, wenn es nur darüber von der Kritik der politischen Institutionen abstrahirt.

Eine solche perfide, eunuchisirende Pflege der Phantasie, an welche die des materiellen Wohlstandes sich gern anschließt, weil von diesem die Mittel für jene abhängen, wird nur von Regierungen bezweckt, welche das Volk als eine Partei behandeln, und wir sehen daher auch historisch die Maxime, für die Panes et Circenses zu sorgen, erst mit der Römischen Imperatorenherrschaft auftreten. Die redliche, wohlmeinende aber ängstliche Regierung sucht die Parteien durch eine Ausgleichung aufzulösen, indem sie der einen und der andern Zugeständnisse macht und durch dieselben der Gerechtigkeit zu genügen strebt. Einen Augenblick hindurch wirkt dies auch auf die Partei, welche sich gefördert sieht, günstig. Weil aber gleichzeitig oder bald darauf die Gegenpartei gleicher oder gar größerer Begünstigung sich erfreut so hebt sich der Gedanke wieder auf, die Regierung im Princip bestimmt zu haben. Das Vertrauen beider Parteien zur Regierung verkehrt sich daher in Mißtrauen gegen sie. Beide fangen an, sie der Heuchelei, der Schwäche, der Rathlosigkeit zu beschuldigen. Die Regierung, statt über den Parteien zu stehen, geräth in die schlimme Stellung, zwischen dieselben zu gerathen. Das juste milieu ist nur die äußerliche, mechanische Gleichmachung, nicht die innerliche, organische Versöhnung. Es giebt und nimmt, es schreitet vor und zurück, es zieht Alles an und stößt Alles ab, es lobt und tadelt, ohne ein wahrhaftes Princip, vielmehr nur aus dem Triebe der Selbsterhaltung. Je stärker dieser ist, um so glücklicher ist es noch, weil es dann wenigstens einigen Nachdruck, einige Consequenz zeigen wird. Man hat freilich noch sehr unvollkommene Begriffe vom Staat, wenn man für die Administration das juste milieu überhaupt verwirft. Dies abstracte Perhorresciren desselben ist leer. Ein nothwendiges Moment für die Regierung ist die Statik der Parteien, und es hat noch nie eine Regierung gegeben und wird nie eine geben, welche nicht, ohne ganz verblendet zu sein, die justitia distributiva gegen

die Parteien im äußerlichen Sinn geübt hätte oder üben würde. Dagegen ist also nichts zu sagen, und die Parteien selbst würden ohne das juste milieu noch mehr über die Regierung klagen, als sie es schon thun, indem jede die Regierung überall, wo sie nicht ihrer Richtung huldigt, der Parteilichkeit bezüchtigt. Wohl aber soll die Regierung bei ihrem Streben nach der gerechten Mitte durchfühlen, durcherkennen lassen, daß sie den Begriff der positiven Einheit besitzt, in deren Realisirung die Parteien durch die Reaction ihrer gegenseitigen Negation zu Grunde gehen. Dies ächt geschichtliche Bewußtsein, worin die höhere Gerechtigkeit von der bloßen Billigkeit sich scheidet, muß den Parteien den Wahn unmöglich machen, als ob die Regierung ihnen wechselweis aus Furcht Zugeständnisse mache. Sonst dürften die Parteien von ihrem Geist bald sagen, was Byron in der Vision vom jüngsten Gericht über den Schatten des Junius sagen läßt, und die Einleitung dieser bekannten Schilderung mit den Worten schließt:

„Wie fest man auf ihn starrt, verändert war
Er stets; doch was er war, ward Keinem klar."

Wird nun eine Regierung inne, daß das Hin und Her des juste milieu die Entzweiung der Parteien unter sich wie die Unzufriedenheit mit ihr nur nährt, statt beschwichtigt, so kann sie auf den Gedanken der gewaltsamen Unterdrückung verfallen und diese wird ihr, da sie über die polizeiliche und militairische Macht zu verfügen hat, im Moment des ersten Angriffs, fast immer gelingen. Allein so wenig der Luxus der Phantasie, das Einlullen der Geister in ästhetische Träumereien; so wenig die principlose nur äußerliche Composition den Kampf der Parteien aufhebt, so, und noch weniger, die gewaltsame Unterdrückung. Denn die Folge derselben ist unfehlbar das Entstehen geheimer Gesellschaften, welche den Parteizweck im Stillen weiter verfolgen. Ephemere Coalitionen kann der Terrorismus der Gewalt vernichten, allein von ihnen würde auch die Regierung nie etwas zu fürchten gehabt haben, und gewaltsame Maßregeln würden mithin gegen sie nur lächerlich sein. Die Partei aber, welche aus substantiellem Boden entsprossen ist, muß sich wiedererzeugen, und kann sie es nicht offen, so thut sie es heimlich. Die

gewaltsame Behandlung einer Partei, die einen wesentlichen Zweck des Staats zu realisiren strebt, vermag dieselbe nicht zu vernichten, sondern bewirkt nur eine Verzögerung ihrer Entwickelung. Aber mit den geheimen Gesellschaften, die wie ein unsichtbares Netz in den Staat sich einweben, ist die Regierung viel übler daran, als mit den Parteien, deren Manifestation sich offen darlegen darf, denn diese Gesellschaften pflegen, wenn sie sich bedrängt sehen, fanatisch zu werden, im Fanatismus aber Verschwörungen anzustiften, d. h. geheime Vorbereitungen zu treffen, den plötzlichen Umsturz der Regierung zu bewirken. Diese Form der Partei, die Reproduction der Faction in dem Dunkel des Geheimnisses, ist daher die in jeder Hinsicht für die Regierung gefährlichste.

Wenn mithin alle diese Auflösungen keine sind, so fragt sich, welches denn die rechte sei? Dies ist diejenige, welche der Partei, weil sie ein unabweisliches Bedürfniß repräsentirt, die Nothwendigkeit ihrer Geltung zugesteht und sie durch den Kampf mit ihrer Gegenpartei sich selbst auflösen läßt. Die Regierung hat beide Parteien zu controliren, damit keine über das Maaß hinausgeht, welches durch die Natur des von ihr vertretenen Bedürfnisses bedingt wird. Sie kann auch dafür sorgen, daß die zufälligen, äußerlichen Hemmungen, die eine Partei finden kann, möglichst beseitigt werden, damit ihre Gegnerin nicht einen einseitigen, für sie selbst mißlichen, Triumph feiere. Die Regierung muß sich so verhalten, wie Hegel von der Vernunft sagt, daß sie als zweckmäßig handelnde die List sei, welche das Mittel für die Verwirklichung des Zwecks sich abreiben und aufarbeiten läßt und sich den Genuß des reinen Resultates vorbehält. Dies ist der Sinn jenes oft citirten Englischen Ausspruches, daß die Regierung, welche keine Opposition vorfände, sich eine solche schaffen müßte. Die Regierung muß die Leidenschaft, die Kurzsichtigkeit der Parteien an ihren Auswüchsen hindern, aber dem Trieb des Baumes muß sie freies Gedeihen lassen, wofern sie selbst nicht seiner Früchte sich berauben will. Sie muß die Bewegung der Parteien zu einem gesetzmäßigen Proceß gestalten, weil sie den Staat nach seiner Ganzheit und Einheit zu vertreten und ihn keiner der Parteien aufzuopfern hat. Sie muß das Un-

maaß der Reſtauration der retrograden und das Unmaaß der Revolution der progreſſiven Partei in dem Maaß der Reform des Beſtehenden vereinigen und nur dieſe zum Geſetz werden laſſen. Verſteht ſie dies, ſo wird jede Partei, ſobald ſie den für den Fortſchritt des Staats nothwendigen Zweck erreicht hat, von ſelbſt ohnmächtig werden, weil dann ihre wahre Spannkraft conſtitutives Eigenthum des ganzen Staats geworden. Das Klagen über die Parteien, das Verdrießlichthun gegen ſie hilft nichts, wenn ſie einmal da ſind; nur ihre ſelbſtbewußte Freilaſſung von Seiten der Regierung verwandelt das Negative ihres Thuns in poſitive Leiſtungen. Die Reibung und freie Aeußerung der Parteien iſt die Bedingung für die Bildung einer wahrhaften öffentlichen Meinung, welche die Vorarbeit für die Richtung übernimmt, der die Regierung folgen muß. Ganz leicht, wie oben ſchon einmal erinnert, iſt dies Finden der rechten Mitte nicht, aber wäre denn ſonſt das Regieren auch eine Kunſt? Iſt nicht eben deswegen der Regent eines Staates ein wahrhaft erhabenes Individuum, weil in ihm die Totalität des Staats, die Richtung ſeiner Regierung, ſich als eine einzelne, lebendige Perſönlichkeit, als ein völlig unmittelbares, wahrhaft unparteiiſches Intereſſe darſtellt? —

Wir hätten nun die Entſtehung der Partei aus dem Begriff der Entwickelung des Staates abgeleitet. Wir hätten ferner den Organismus der Partei in ihrem Chef und ihren Nebenführern, wir hätten ihre Geſtaltung als Fraction, Coterie und Clique, wir hätten den Ueberläufer, wir hätten den Kampf mit ſeinen theoretiſchen und ſeine praktiſchen Mitteln kennen gelernt und geſehen, wie die letzteren bis zur Factioſität ſich ſteigern. Wir hätten endlich die verſchiedenen Formen der Auflöſung des Parteikampfes durch Verſchmelzung der Parteien, durch Zerfallen der Partei in Parteien oder durch Auflöſung von Seiten der Regierung, und in dieſer die Pſeudoauflöſung von der wahren unterſcheiden gelernt. Wir wären, obwohl wir unſer reiches Thema nur oberflächlich ausbeuten konnten, am Ende. Und doch ſind wir es nicht. Noch eine abſchließende Reflexion iſt erforderlich. Denn wie hoch eine Regierung ſtehe, wie klug ſie berechne, wie gütig ſie handle, wie liberal ſie denke, wie

weiſe ſie ſei — dennoch darf ſie ſo wenig, als eine Partei, die Meinung in ſich aufkommen laſſen, ſie ſei unfehlbar. Nein, über der Regierung ſteht wieder eine höhere Macht, der auch ſie mit all ihrer Einſicht, mit all ihrer Herrſcherfülle, ſich beugen muß: die Vorſehung. Zwar können wir hintennach meiſtentheils den Zuſammenhang der Begebenheiten in ſeiner objectiven Nothwendigkeit verſtehen, allein im Verlauf ſelbſt überraſcht er uns. Dinge geſchehen, wo, wann und wie man ſie nicht im Entfernteſten vermuthet. Hayti's Hafenſtadt verſchlingt ein Erdbeben; Hamburg brennt ab; der Prinz von Orleans erliegt tödtlichem Sturz; Barcelona wird bombardirt u. ſ. w. Wir ſelbſt werden plötzlich in Ereigniſſe hineingeriſſen, die wir geſtern noch für unmöglich gehalten hätten, mit Perſonen in Berührung geſetzt und zu Accidenzen ihres Schickſals gemacht, welche wir bis dahin von unſerer Biographie als für uns beziehungsloſe auszuſchließen gewohnt waren. Dies Unerwartete, aller menſchlichen Vorſicht Entzogene, dies aus einem unbeachteten Winkel mit einem Mal aufſpringende Geſchehen, das uns mit einer ganz ungeahnten Perſpective übermannt — es iſt der durch die Geſchichte ſchreitende Gott, es iſt der über allen Kämpfen der Parteien, über allen Tendenzen der Regierungen, mit dem Fluch für das Böſe, mit dem Segen für das Gute, hoch und herrlich in unvergänglicher Majeſtät waltende Geiſt. Ihm demüthiget Euch, Ihr Parteien und Parteihäupter, Ihr Völker und Gewalthaber, und vergeßt nimmer des ſchweren Spruches: Der Menſch denkt und Gott lenkt!

V.

Rede zur Säcularfeier Herder's.

1844.

Feſtrede in der Königlich Deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg.

Höchſtgeehrte Verſammlung!

Hundert Jahre ſind für die Weltgeſchichte ein Nichts. In ihrem Rieſenuhrwerk ſind ſie nur ein Pendelſchlag. Aber für ein Menſchenleben ſind hundert Jahre eine Unendlichkeit, eine Aeonenzeit. Millionen werden geboren, leben, ſterben und ſind vergeſſen. Millionen werden noch, ſind ſie geſtorben, von Einzelnen, von Angehörigen, von Freunden, Liebenden, im bald verſtobenen Gedächtniß eines treuen und zärtlichen Herzens gehegt. Aber wie viel gehört dazu, daß, nach hundert Jahren, ein Volk, daß die Welt ſich eines Menſchen erinnere; oder nicht erinnere nur, ſondern aus der Erinnerung an ihn ſich eine Ehre, eine Pflicht mache! Was muß ein Menſch nicht gerungen, gearbeitet, wie muß er nicht ſein innerſtes Herzblut in alle Adern ſeiner Nation ergoſſen haben, daß ſie nachdem an ſich kurzen und für den Einzelnen doch ſo langen Zeitraum von hundert Jahren ſich beeifere, ſein Bild mit friſchen Kränzen, mit Immortellenzweigen zu ſchmücken!

Einen ſolchen Tag erleben und feiern wir heute. Heute erſt würden es hundert Jahre ſein, daß Herder geboren iſt. Heute ſind Tauſende in Deutſchland und außer Deutſchland mit uns im Geiſt verſammelt, ſein Andenken zu erneuen und ſeinem Genius ihren dankbaren Cultus darzubringen. Wir aber haben eine beſondere Berechtigung zu dieſer Feier.

Herder ist ein Preuße wie wir; ein Ostpreuße wie wir. Herder studirte hier in Königsberg, auf dieser Universität, welche nun auch eben im Begriff ist, eine für die Dauer menschlicher Dinge sehr bedeutende Zeit, eine dreihundertjährige, durch ein Jubelfest zu feiern, so daß der heutige Tag gleichsam als ein Weiheprolog zu demselben erscheint. Hier, auf unserer Albertina, hat Herder bei Arnold, Lilienthal, Kypke, Teske, bei Kant, seine Studien gemacht und ist also unser akademischer Mitbürger gewesen. Hier hat er jene Freundschaften geschlossen, wie sie voll süßer Hingebung, voll Enthusiasmus, aus dem freien Leben der Studenten erwachsen und oft für das Leben sich begründen können. Hier fand er seinen Kurella, der ihm und dem er bis an den Tod ergeben blieb. Hier fand er seinen Hartknoch, mit welchem er zu werkthätigen Unternehmungen sich verbinden, an welchem er in Riga einen hülfreichen Anhalt haben sollte. Hier in Königsberg war es, wo sein Landsmann und Coätaneus Emmerich ihn bewog, das Studium der Chirurgie mit dem der Theologie zu vertauschen. Ja, hier in unseren Straßen müssen wir uns Herdern vorstellen, wie er, ohnmächtig fast von der Anschauung einer Cadaversection, mit verzweiflungsvollem Brüten über seine Zukunft umherschlich und wie Emmerichs Zureden ihn zu dem Wagniß ermuthigte, welches entscheidend ward für sein ganzes Dasein. Dankbar hat er, bis in's höchste Alter, sich dieses Freundes, dieses Rathes erinnert. Hier in Königsberg war es, wo Herder mit Hamann bekannt und durch diesen schon damals mit tausend Bildungskeimen befruchtet ward, welche späterhin zu den edelsten Gewächsen ausreifen sollten. Kant blieb für Herder der geistvolle Lehrer, der ihn mit beredsamem Munde in die Logik und Metaphysik, in die Ethik und Physik und in die Mathematik und physische Geographie einführte. Hamann aber trat ihm persönlich näher. Ihre Altersdifferenz war nicht so groß; kein amtlicher Respect hinderte die ungezwungenste Hingebung und so konnte es geschehen, daß Hamann Herdern das Englische lehrte und ihm zuerst den Shakespeare aufschloß. Diesen Umstand müssen wir wohl als höchst bedeutungsvoll anerkennen, denn unstreitig ist es der große Britische Dichter gewesen, welcher Herders Phantasie auch für die

Productionen der im engeren Sinn volksthümlichen Poesie zugänglich machte.

Ueberschlagen wir die Summe der angeführten Einzelheiten, so dürfen wir wohl nicht bezweifeln, daß wir Preußen, daß die Königsberger Universität, daß unsere Deutsche Gesellschaft, außer dem allgemeinen Interesse an einer so seltenen Erscheinung wie Herder, noch ein besonderes Anrecht zur Erinnerung an ihn haben, wie er selbst auch, was er an Philologie von Kypke, an Kirchengeschichte von Arnold, an Dogmatik von Lilienthal, an Philosophie von Kant gelernt, stets hochgehalten. Allein ich glaube, daß wir noch weiter gehen können. Königsberg war die erste große Stadt, in welche Herder eintrat. Für den Jüngling ist der Uebergang aus der Provinzialstadt in die Hauptstadt der Provinz oder des Landes immer ein überaus wichtiger Moment. Dort in der stillen Provinzialstadt hat das Bewußtsein sich an faßlichen Elementen geübt. Der Unterschied von Stadt und Land, von Obrigkeit und Unterthan, von Arbeit und Erholung, von Schule und Haus u. s. w. ist so einfach; die Repräsentanten der verschiedenen Lebenskreise sind so hervorstechend und das Ganze von einer so gemüthlichen Einheit zusammengehalten, daß das heranwachsende Kind sich ein charaktervolles Miniaturbild des ganzen menschlichen Daseins einprägen kann. Der Sinn kann in den beschränkten Maaßen das Detail gründlich durchdringen. Er kann sich bilden an der Anatomie auch kleiner Verhältnisse. Was aber in kleinen Städten für die begabteren Naturen von besonders erwecklicher Kraft wird, das ist unstreitig der Geist der Ahnung einer größeren, reicheren, zusammengesetzteren Welt, welche verheißend, verlockend in eine weite Perspective hineinwinkt. Dieser Dämmerhorizont enthält für die jugendliche Einbildungskraft unergründliche Schätze. Für Herder ist das Erwachsen in dem kleinen Mohrungen gewiß höchst charakteristisch gewesen. Königsberg überraschte ihn mit seiner Größe und Lebendigkeit und er konnte hier die zweite Geburt seiner Aneignung der Welt begehen. In Mohrungen hatte er seinen Erkenntniß-Durst vornämlich aus Büchern befriedigt. Wo er an einem offenen Fenster ein Buch liegen sah, trat er in das Haus mit bescheidener Bitte,

es ihm zu leihen. Hier in Königsberg war es ihm vergönnt, die reiche Realität des Lebens sich zur Anschauung zu bringen und bis an den Tod hat er unserer Straßen und Plätze, unserer Speicher und Schiffe, unserer Gärten und Wiesen, wie auch des kleinen Gasthauses an der Altroßgärtnerkirche sich gern erinnert, wo er mit einem Freunde literarischen Unterhaltungen sich hingab. In dem Uebergang des talentvollen Menschen aus dem kleineren Kreise in den größeren liegt eine naturgemäße Erstarkung für die Thätigkeit in vielseitigeren, scheinbar Verwirrung drohenden Verhältnissen. Er bringt zu ihnen die Gewohnheit der Genauigkeit, der Beachtung des Kleinen mit. Es liegt aber auch darin ein Anreiz verwunderungsvollen Anschauens, welches eigentlich die Grundbedingung aller höheren Erkenntniß ist. Der gewöhnliche Mensch sieht die Dinge nicht, wie sie an sich sind; er erblickt nur ihre Erscheinung, er erwägt nur ihre nützliche oder schädliche Beziehung auf ihn. Der freiere Geist hingegen reißt sich von sich selbst los, vergißt den Egoismus des individuellen Zusammenhanges und schauet im einzelnen Fall den allgemeinen. Für ihn ist Alles Räthsel, aber auch Alles Offenbarung, Alles verschlossen, aber auch Alles zugänglich. Dies Pathos der Verwunderung, welches Platon und Aristoteles für die specifische Stimmung des Philosophen erklärt haben, hat Herder von seinem Jünglingsalter an besessen. Eine Hauptwirkung seiner Schreibart ruht in der Kunst, den Leser mit diesem Pathos anzustecken. Mit machtvoller Beredsamkeit versteht er, uns unserer gewöhnlichen Anschauung zu entfremden und das Gemälde eines ganz anderen Daseins vor uns aufzurollen. Wie wohl ist ihm in diesem Anstaunen, wie hinreißend ist seine Gabe des Gesichts! Verschweigen wir uns nicht, daß hier auch die Ursache einer seiner Schwächen liegt. Das Schwelgen im Zauber der Ueberraschung ist ihm oft so süß, daß er es zu verlassen sich scheuet. Immer noch will er den Affect erneuen, welcher dem ersten Reiz der Berührung mit einem neuen Gegenstande entströmt. Aber der Affect ist flüchtig. Das Wesen desselben erhält sich wohl, denn es ist die Sache selbst. Auch kann er als Affect nach einiger Zeit wieder entstehen, nur in gleichmäßiger Continuität fortschwingen kann er nicht. Dies Unmögliche hat

Herder oft versucht. Daher seine Wiederholungen, daher seine Exclamationen, daher sein Uebergebrauch der Frageform, seine Häufung von Gedankenstrichen, von Ausrufungszeichen. Das Pathos der Verwunderung ist aber, wie Platon und Aristoteles richtig sagten, nur der Anfang der Erkenntniß. Man darf nicht auf ihm, der Schwelle des Tempels, stehen bleiben wollen. Der Gegensatz, welcher späterhin zwischen Kant und Herder sich entwickelte, hat gewiß auch hierin eine seiner Bedingungen, daß Kant die epische Ruhe besaß, den Begriff auch affectlos, ganz objectiv, zur Darstellung zu bringen, Herder hingegen stets ein lyrisches Feuer zu unterhalten strebte, eine Empfindung zu erregen suchte, wie groß und schön, oder wie klein und häßlich, wie wahr und gut, wie falsch und schlecht etwas sei. Noch die letzten Wochen seines Aufenthalts in Königsberg gaben Herder Veranlassung, schon damals diese Eigenthümlichkeit zu zeigen. Er erlebte noch kurz vor seinem Abgang nach Riga die entsetzliche Verwüstung, welche im November 1764 ein weitausgedehnter Brand anrichtete und entlud sein Gefühl in eine Ode, welche er: die Asche Königsberg überschrieb, worin von Cheruben und Harpyen, von Babel und Belsazar, von Abaddon und Pharos die Rede ist, aber auch nicht Ein concreter, individueller Zug sichtbar wird. Von Anfang bis zu Ende soll man nur staunen und wieder staunen, daß etwas Ungeheures geschehen.

Die Königsberger Zeitung hat den Ruhm, die literarischen Erstlinge Herders in sich aufgenommen zu haben. Anonym hatte er von Mohrungen aus einem Packet Treschos ein Gedicht: an Cyrus beigelegt, welches Kanter sogleich gedruckt und mit Beifall ausgegeben hatte. So war ihm hier für kleine Mittheilungen in die Zeitung der Zugang gebahnt und Kanter gestattete ihm mit freundlicher Liberalität die Benutzung seines Buchladens, wo er denn oft halbe Tage las und sich eine für den Absatz der Schriften sehr gefährliche Geläufigkeit im Lesen ungebundener Bücher erwarb, so daß er von hier ab sie ungebunden sogar lieber, als gebunden zu lesen pflegte.

Und nicht nur sein literarisches Debüt hat Herder bei uns gemacht, sondern auch sein amtliches. Ein Jüngling, arm aber kennt-

nißvoll, arm aber geistreich, arm aber sittenrein, arm aber eben dadurch auf sich selbst gewiesen, arm aber dadurch vor falschen Ansprüchen bewahrt, ein solcher Jüngling konnte es wohl wagen, mit achtzehn Jahren an dem Collegium Fridericianum als Lehrer aufzutreten und anderthalb Jahr hindurch einen vorzüglichen Unterricht in verschiedenen Fächern und Classen zu allgemeiner Bewunderung zu ertheilen. Herder war wesentlich eine pädagogische Natur. Sich mit Pädagogik beschäftigen, Einsichten in dieselbe haben, Bücher darüber schreiben, Vorträge darüber halten, ist vollkommen möglich, ohne eine pädagogische Natur zu sein. Kant z. B. hat auch über Pädagogik Vorlesungen gehalten, allein er war nicht zum Erzieher, sondern zum Gelehrten; zum gesellig lebenden, aber doch zu den Individualitäten und ihren Meinungen neutral sich stellenden Denker gemacht. Unter einer pädagogischen Natur verstehe ich einen Menschen, der ganz unmittelbar das Bedürfniß hat, Personen, Zustände, Einrichtungen zu verändern und dem aus diesem Bedürfniß heraus auch ein Tact für die Behandlung solcher Verhältnisse inwohnt. Der geborene Pädagoge lebt daher in einem steten Kampf des Neuen mit dem Alten, des Seinsollenden mit dem Bestehenden. Ueberall spürt er den Mängeln des Gegebenen nach. Er hat einen Witterungsinstinct für die individuellen Bedürfnisse Anderer, eine erfinderische Phantasie, Mittel zu ihrer Befriedigung herbeizuschaffen. Alles will er benutzt wissen, um richtigere Erkenntniß, größere Geschicklichkeit, festeres Wollen, bessere Gesinnung in fortwachsender Progression zu bewirken. So im Allgemeinen ist der Pädagoge von Haus aus geartet. Im Besondern aber unterscheiden sich die Pädagogen wieder in zwei Classen, welche ich als Erzieher der Kinder und als Erzieher der Völker bezeichnen möchte. Die ersteren haben erreichbare Ziele, sehen die Resultate ihres Wirkens bald vor sich, sind daher in der Regel geduldig und heiter in dem Menschenfrühling, der sie umgiebt. Die zweiten aber suchen das Ideal der Menschheit und das führt sie in das Weite, ja Grenzenlose. Die Mittel, in einen Volksgeist andere Richtungen zu bringen, sind precärer, die Aussicht auf Erfolge ist problematischer. Um so leichter werden die Gemüther ungeduldig. Sie sind sich eines so erhabenen,

ſo reinen Zweckes bewußt. Sie arbeiten dafür ſo unabläſſig. Sie reden dafür wie mit Apoſtelzungen. Sie opfern dafür, was ihnen möglich iſt. Aber ſie erfahren, wie ſchwer die Maſſe zu bewegen iſt, wie lange es dauert, bis ſie die Nothwendigkeit einer Veränderung erkennt, wie verdroſſen ſie iſt, einen von ihr ſchon verurtheilten aber einmal gewohnten Zuſtand aufzugeben und, das Unrettbare fallen laſſend, die Axt an die Wurzel zu legen. Da werden denn die Volkserzieher wohl mißlaunig und erwehren ſich augenblicklicher Verzweiflung nicht, aus der ſie freilich ſich wieder ermannen, ſobald nur der kleinſte Hoffnungsſtrahl des Gelingens ſie wieder erfreut, welche ſie aber doch oft wie der Hauch einen klaren Spiegel trübt. Es klingt paradox, aber es iſt richtig, wenn wir die ganz in ihrer Thätigkeit ſich befriedigenden Kinderpädagogen ſanguiniſche Phlegmatiker und die auf umfaſſende Reformpläne ſinnenden Volkspädagogen choleriſche Melancholiker nennen wollten.

Sie ſtehen gewiß nicht mit mir an, Herdern zu den letzteren zu rechnen. Das Höchſte wollend zwang ihn die Wirklichkeit überall zur Beſchränkung, weil ſie nichts Abſtractes, ſondern concrete Individualität iſt. Herder theilte Rouſſeaus glühende Begeiſterung für die Veredlung der Menſchheit, allein er war ſo glücklich, nicht bei dem Allgemeinen ſtehen zu bleiben, ſondern überall werkthätig in das Leben eingreifen zu können. Hier in Königsberg Gymnaſiallehrer; in Riga Lehrer und Prediger; dann Prinzenmentor; dann Hofprediger des Grafen von Bückeburg, wo er auch eine große Dorfgemeinde als Filial hatte und ſich auch dieſe durch ſeine Vorträge oder vielmehr für dieſelben zu gewinnen wußte; endlich Hofprediger, Studienrath, Vicepräſident des Conſiſtoriums zu Weimar. Was hat er nicht in letzterem Staate Alles unternommen! Man darf behaupten, daß kein Zweig des Schul- und Kirchenweſens übrig geblieben iſt, in welchem er nicht die heilſamſten Reformen durchſetzte. Der Schulplan, die Schulbibliotheken, der Katechismus, das Geſangbuch, die Verbeſſerung der oft ſo dürftigen, ſo verhältnißloſen Lehrergehalte, die Einführung beſſerer Unterrichtsmethoden und Unterrichtsbücher und was nicht Alles bis zur Anfertigung eines ABCbuches, ward von ihm der Kritik unterworfen und auf

eine höhere Stufe gebracht. Wahrlich, diese Verdienste Herders sind gewiß nicht weniger hoch anzuschlagen, als seine schriftstellerischen. Wie unabläßig war seine Sorge, wie rührend sein Dichten und Trachten, dem Herzog sein Interesse für eine neue Reform einzuflößen und neue Quellen zu ermitteln, das nöthige Geld zu beschaffen, ohne welches die schönsten Pläne Humanitätsträume geblieben wären. Man erschrickt ordentlich, wenn man sieht, welches Mühen es kostete, welche Schreiberei es verursachte, um in dem kleinen Staate ein funfzig oder gar hundert Thaler für Kirche und Schule zu erobern. Manche Lieblingspläne, die Herder aber selbst schon als einen Luxus ansah, blieben doch unausgeführt oder kränkelten an Halbheit dahin. So war er sehr für eine Verbesserung der Kirchenmusik. Weil aber die Chorknaben auch auf dem Herzoglichen Theater mitwirken mußten, so fehlte ihnen die nöthige Zeit zur Uebung des Kirchengesangs. Herder faßte in Riga den Gedanken, selbst eine große Erziehungsanstalt zu begründen und reiste ursprünglich deshalb nach Frankreich. Auch späterhin kam er mehrfach darauf zurück. Allein es war gewiß besser für ihn, daß er nicht damit reüssirte, nicht damit den Basedow, Salzmann, Campe sich anreihete, denn sein pädagogisches Streben war zu universell und eine besondere Anstalt hätte entweder ihn zu Grunde gerichtet oder er hätte eine Caricatur daraus gemacht, die er dann bald mit Verdruß aufgegeben haben würde. Noch mit einem andern Gedanken hat sich Herder Jahrelang herumgeschlagen, ohne ihn zu realisiren, mit dem einer theologischen Professur in Göttingen. Zuerst stieß ihn die Pedanterie und Engherzigkeit ab, mit welcher man ihm von London aus unwürdige Bedingungen stellte. Hinterher, als zehn Jahr später sein Ruhm über allen Zweifel erhaben war, als die Theologen, nachdem sie erst heftig genug gegen ihn geschrieen, von dem Seinigen nicht genug nehmen konnten, wollte man ihm selbst es überlassen, Bedingungen zu stellen. Allein dies Anerbieten traf ihn während seiner Italienischen Reise; er konnte sich nicht sogleich entschließen und glaubte dann doch mit Weimar schon zu enge verwachsen zu sein; er lehnte den Ruf ab. Und daran that er gewiß Recht. Herder, Hofrath zu Göttingen? Können

wir uns zu ihm als Subject wohl dieſes Prädicat denken? Würde nicht ſein ruheloſer, allſeitiger Geiſt mit dem damaligen Göttinger Cliquenweſen in noch härteren Conflict, als mit den ihm ebenbürtigen Weimar'ſchen Literaturnobilitäten gerathen ſein? Die Göttinger Bibliothek wünſchen wir ihm wohl, allein hatte nicht Heyne die Gefälligkeit, ihm das Wichtigſte deſſen, was er bedurfte, kiſtenweiſe zu ſenden? Herder war in ſeinem pädagogiſchen Beſtreben zu einer kauſtiſchen Ironie geneigt, welche er nicht, wie Lichtenberg zu Göttingen vermochte, in das leichte Spiel eines heiteren Witzes auflöſte, ſondern aus der heraus er Pfeile abſchoß, welche auch die Perſonen mit ätzender Säure trafen und durch welche epigrammatiſche Parrheſie er in Kurzem die ganze Göttinger Hofrathsariſtokratie ſich verfeindet und den Aufenthalt zur Hölle gemacht haben würde, da er ſelbſt nämlich nicht philoſophiſche Ruhe genug beſaß, um gegen die Art, wie man ihm begegnete, nicht empfindlich zu ſein. Mit ſcharfem Auge erſpähete er flugs das Schiefe, Seichte, Halbe, Eitle, Flunkernde und konnte die Aeußerung darüber ſchwer unterdrücken; von welcher Manier ſeine Begegnungsweiſe gegen Göthe in Straßburg das bekannteſte Beiſpiel iſt, theils als die Cavillation ſeines Namens, theils als das Verlachen ſeiner Sympathie für den Maler Domenico Fetis. Dieſe Ironie, dies Stachlichte der Rede, dies Aufreitzen durch den Spott, dies Einſchneiden in die Individualität ſind ganz daſſelbe Element, welches in Bezug auf ihn ſelbſt als periodiſche Niedergeſchlagenheit ſich kund gab, in welcher er bangte und zagte und über ſein verfehltes Leben jammerte. Dieſe Mißſtimmung, dieſes Unbehagen, dieſe Troſtloſigkeit, dieſe Selbſtquälerei waren allerdings nur die Uebergänge zu entgegengeſetzten affirmativen Zuſtänden, in welchen er von dem Selbſtgefühl ſeiner ſchöpferiſchen Fülle ſich mit ſeliger Trunkenheit begnadet empfand. Auf werdende Menſchen, auf Talente, welche noch im erſten Aufflug begriffen waren, wirkte er auch mit magiſcher Gewalt, weil ſeine Ungleichheit mit ſich der ihrigen correſpondirte. Jean Paul verehrte ihn daher wie ſeinen Culturgott. Allein ſchon fertige Individualitäten, Männer, fühlten ſich durch ſeine pädagogiſche Neigung, meiſtern zu wollen, oft verletzt. Mit dem Alter

nahm die Reizbarkeit Herders zu und verführte ihn wohl gar zu offenbaren Mißgriffen. Werfen wir an dieser Stätte, Angesichts der Statue Kants, einen Schleier über die leidenschaftliche Unbesonnenheit, mit welcher er Kant in dicken Büchern angriff, mit welcher er ihn verantwortlich machen wollte für die Excentricitäten, zu denen im benachbarten Jena Einzelne im Namen seiner Philosophie sich hinreißen ließen. Die Entschuldigung, welche Herders Freunde gegeben haben, daß die Antworten der Candidaten der Theologie im Examen das Consistorium zu Weimar wirklich oft in Verlegenheit gesetzt hätten, ist wohl die schlechteste Begründung jener Polemik, deren wir aber hier, deren wir heute nicht weiter gedenken wollen.

Wenden wir uns zurück, zu übersehen, welche Ausstattung Preußen, der Ostseestrand Herdern für seine Wanderung in die Welt mitgegeben, so glaube ich, können wir noch einige wichtige Puncte anführen. Ich verweile bei diesem Thema so ausführlich, denn ich kann mir nicht anders denken, als daß wir Preußen den heutigen Tag gerade dadurch uns auszeichnen, daß wir uns mit der Erinnerung an dasjenige beschäftigen, was in Herder uns heimathlich anspricht, was ein unmittelbares Band ist zwischen ihm und uns und nothwendig schon in seiner frühesten Zeit erscheint. In Weimar, in Straßburg, in Göttingen, in Darmstadt, München, Dresden und anderen Orten, die, wie wir, eine nähere Veranlassung haben, heute seiner zu gedenken, wird man mehr die glänzende Heerschau seiner großen literarischen Waffenthaten halten, während uns der Blick in seine aus dunklen Anfängen siegreich sich emporarbeitende Jugend geziemt. Da ist nun ein Hauptpunct zunächst der strenge Rechtssinn, den er in Mohrungen, in der hiesigen Stadt, wie in Riga eingeathmet hat und dem er stets treu geblieben ist. Er hat es selbst oft genug geäußert, daß die Anschauung des bürgerlichen Gemeinwesens von Königsberg und Riga, die Umgänglichkeit der verschiedenen Stände, die gleichmäßige Verbreitung der Bildung, der Sinn für Betheiligung an öffentlichen Angelegenheiten, die im Ganzen herrschende Liebe zur Gerechtigkeit ihm einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen, ihm einen republicanischen Zug eingeimpft hatten. Diesen Zug hat er vornämlich in seiner Auffassung

der Denk- und Preßfreiheit bethätigt. Zwar dachte er später nicht ganz so frei, wie Kant, der gegen alle Censur war. Herder hielt, als er Consistorialrath geworden, die Censur nicht mehr für entbehrlich, aber er glaubte, sie würde von selbst überflüssig werden, wenn nur die Schriftsteller mehr von dem Gefühl der Ehre durchdrungen wären. Herder hatte hierbei die Anonymität in Gedanken, die ihm — und wem nicht? — ein Greuel war. Auch setzte er eine vernünftige Censur voraus. Bei einer unvernünftigen aber, von inhumanen und beschränkten Selbstsüchteleien gemaaßregelten, ist es kein Wunder, wenn die Anonymität auch wohl von solchen erwählt wird, welche sie an und für sich mißbilligen. Versetzen wir uns aber ganz in Herders Gedanken, so wird uns seine Fruchtbarkeit sogleich evident sein. Ein Wort, ein Mann, so dachte er. Wenn es zur allgemeinen Sitte würde, daß jeder, was er drucken läßt, auch mit seinem wirklichen Namen, nicht mit einer Pseudonymität, die nur eine andere Art der Anonymität, zu vertreten hätte, sagen Sie, wie wollte da die Verläumdung lügen, die Seichtigkeit besser wissen, wie der Plagiator prunken, der Sykophant aufreizen, die Tücke meucheln? Würden sie nicht ihre Vernichtung mit zur Welt bringen? Jetzt leben wir in einem Zustande des Mißtrauens Aller gegen Alle. Ich kann nicht wissen, ob nicht der, welcher in meine geäußerte Meinung über ein Buch, eine Recension, einzustimmen scheint, selbst deren Verfasser ist. Man sage nicht, daß das Urtheil freier dadurch sei, denn indem die Vermuthungen über den möglichen Verfasser die meisten befangen machen, wird im Gegentheil die Sphäre des Urtheils noch beschränkter, wird das kleinlaute, lauernde, zuwartende, zurückhaltende, heuchlerische Unwesen der Zweideutigkeit ärger. Die Regierungen lieben zwar die Namenlosigkeit in der Regel, sogar jetzt noch, außerordentlich; es stammt das auch aus der Koketterie mit der nunmehr überlebten, zum Theil lächerlichen diplomatischen Etiquette, welche gern mit dem Geheimniß spielt, ihr Nichts dadurch in eine Bedeutendheit werfen zu können; allein die Regierungen erkennen übrigens an, daß die Anonymität rechtlos ist, denn sie fordern, daß, auf amtliches Befragen, entweder der Verfasser einer Schrift ihnen genannt werde, oder daß ein An-

derer, der Drucker oder Verleger, persönlich an seine Stelle trete. Ich bemerke noch, daß Herder, so lange er hier an der Ostsee war, ganz die Kantischen Ansichten hegte. In einem 1765 zu Riga geschriebenen Aufsatz; Haben wir noch das Publicum und das Vaterland der Alten? will er noch jede Meinung frei lassen: 1779 erst nahm er die so eben vorgetragene Wendung der Zulässigkeit der Censur an.

Ein zweiter Punct ist der, daß Herder, als ein aus dem Volk stammender Literat, als ein aus einem schlichten Bürgerhause sich selbst emporhebender Mann, für das Volksthümliche ein ganz unmittelbares Ohr und Auge hatte. Ich habe schon oben erwähnt, daß seine durch Hamann vermittelte Bekanntschaft mit dem Englischen, mit Shakespeare — sie lasen den Hamlet zusammen — seine Richtung auf das Nationale in der Poesie sehr angeregt haben mag. Ich finde mich darin bestärkt, wenn ich den Namen Shakespeare's mit einer Stelle aus dem Kaufmann von Venedig von Herder selbst an die Spitze seiner so berühmten Volksliedersammlung gestellt sehe. Allein noch mehr. Das vierte bis achtzehnte Lied sind sogleich Esthnische und Lettische und Litthauische Lieder. Mit diesen wurde er unstreitig bei seinem Aufenthalt in Riga bekannt. Eine Hauptquelle wurden ihm die gelehrten Beiträge, welche 1764, gerade als er nach Riga kam, erschienen waren. Müssen wir also nicht urtheilen, daß dies große Werk, diese Stimmen der Völker, ihm hier zuerst von seinem Geschick an das Herz gelegt worden?

Und endlich, ist denn nicht unsere Nordische Natur selbst, ist nicht unser Meer für Herder eine gewaltige Mitgift gewesen? Wie hat er das Meer geliebt! Wie ist Ossians Verständniß ihm dadurch aufgeschlossen. Wie hat er sich oft gewünscht, nach Kiel als Professor berufen zu werden, um des Nordens frisches Grün, um das Rauschen der See, das rythmische Gemurmel seiner Wogen, das Donnern seiner brandenden Wellen, den Hinblick auf seine Unendlichkeit genießen zu können! In einer seewärts gelegenen Stadt glaubte er seinem Genius am Nächsten treten zu können. In jenen psychologisch wie culturhistorisch so denkwürdigen Confessionen im Tagebuch seiner Reise von Riga nach Nantes vernehmen wir den

Jubel seiner Seele, welcher mit dem schäumenden Meere wettsingt. So frei hat er sich nie gefühlt. So hat er den Homer, den Ossian noch nie verstanden. So sind ihm die Möglichkeiten seines Lebens und Wirkens noch nie aufgegangen. So haben sich die Entwürfe der Zukunft für ihn noch nie dargestellt. So hat der Nordische Titan sich noch nie in ihm emporgebäumt. Er ist ganz in seinem Element und wir begreifen, wie ihm, mit dessen Haar der Seewind gebuhlt, auf dessen Kleider das Meer, auch in einem Schiffbruch, seine weißhäuptigen Wogen gestürmt hatte, wir begreifen, daß ihm in dem binnenländischen Weimar, in dem kleinen Hügellande, oft eng um's Herz werden mußte. Dann erfaßte ihn die geheime Sehnsucht nach uns. Düster ging er dann umher und man verstand nicht, was in dem Nordlandsbusen vorging. Als er 1788 in Italien war, beschäftigte Rom ihn außerordentlich, allein es ermüdete ihn auch. Neapel dagegen, das meerbespülte, entzückte ihn. Rom, dies Grab der Völker, hatte ihn vertrübt und verdumpft; Neapel macht ihn heiter, selig, läßt ihn das Denken vergessen, das Handeln nicht vermissen. Er will nur schauen, genießen. Das war die Freude am Meer. Er schreibt seiner Frau, seine Seele müsse wohl hier geboren und nach den Nordländern nur hinübergeflogen sein.

Das Unglück, sagt man, kommt nicht allein, aber auch nicht das Glück, aber auch nicht die Götter. Und so möchte denn Herders Sympathie für das Meer noch zusammenhängen mit seiner Gabe, die Musik der Sprache zu verstehen und zu würdigen, worin er sich vor allen Zeitgenossen auszeichnete, in welch' literarhistorischer Beziehung ich auf die Zusammenstellungen verweise, welche Gervinus darüber gemacht hat. Ja, wie das Meer selbst das bald mit süßem Geflüster kosende, bald mit grimmem Geheul zürnende, stets beredte Element ist, so ist es auch das völkerverbindende, die Sprachen annähernde. Und so hat Herder, dieser passive Mikrokosmus nationaler Eigenthümlichkeiten, einen unendlich feinen Sinn gehabt für alle Schönheit der Sprache, für die Eigenheit der Laute, für den Zusammenklang der Sylben, für den Tanz der Wörter, für den Geist der Versarten, für den Charakter des Periodenbaus. Nicht blos der Inhalt der Poesie, nicht blos der trockene Unterschied der Metra mit

der Anzahl, Länge und Kürze der Sylben, sondern auch die ätherische Form des Wortes als Schall fesselte ihn. Die Tongestalt zeichnete sich ihm auf's Deutlichste ab. Er hat zwar auch für die bildende Kunst viel Interesse gehabt, stand aber Winkelmann und Göthe im unmittelbaren Verständniß derselben schlechthin nach. Liest man seine Betrachtungen über antike Statuen, seine schon sehr früh concipirten Ideen über Plastik, so erkennt man bald, daß seine Stärke darin liegt, den musikalischen Hauch der Bildsäulen zu entdecken, den in allen ihren Gliedern gegenwärtigen Ton, der sie beseelt, zu finden, in jeder Statue, um mich so auszudrücken, einen Memnon zu vermuthen. Dieser Sinn für die Musik der Sprache erklärt uns auch eine seiner Schwächen. Als eine auf die große Volkspädagogik angelegte Natur war Herder wesentlich rhetorisch organisirt, er war kein Dichter. Der Dichter lebt so in den Tönen, wie der singende Vogel in den seinigen. Er hört sie wohl, aber auch nicht. Herder war wohl dichterisch erregt, allein er war nicht Dichter genug, um in die Sprache ganz aufzugehen. So geschah es, daß sie ihm vollkommen gegenständlich ward. Nun erfreuete er sich oft so sehr an dem rein Musikalischen der Rede, an dem Ton als Ton, an dem Malerischen des Lautes, daß ihm wohl der Inhalt darüber entschwand. Als Dichter wie als Redner führte ihn dies zu manchem Leeren und Falschen. Herder war im Stande, ein Wort für sich allein schon in seiner Poesie und in der Schönheit seines Lautes mit Entzücken zu genießen und daher besonders an Wortzusammensetzungen sich zu erlaben, deren er viele geschaffen hat, glückliche und unglückliche. Man darf nur diesen Gesichtspunct gefaßt haben, so springen einem aus seinen Werken zahllose Neuheiten des Ausdrucks entgegen und viele sind noch immer werth, verallgemeint zu werden. Eben das jedoch, was, in dem eigenen Produciren, oft in Schwäche ausschlug, die sich ihm jedoch nothwendig verbergen mußte, wurde für ihn ein trefflicher Beistand bei dem Uebersetzen. Kein großer, selbstständiger Dichter wird ein treffender Uebersetzer anderer Dichter sein. Halbschlächtige Poeten dagegen, Reflexionsdichter, welche in eigenem Hervorbringen zum Didaktischen neigen, werden gut übersetzen. Nehmen Sie von unseren noch lebenden Dichtern August

Wilhelm v. Schlegel und Rückert als Beispiel, welche als Ueberſetzer Außerordentliches geleiſtet haben. So auch werden Sie zugeſtehen, daß, was Herder als Ueberſetzer Spaniſcher, Italieniſcher und Engliſcher Volkslieder, der Romanzen des Cid, der Lateiniſchen Oden Balde's und vieler Stücke der Hebräiſchen Dichtung geleiſtet hat, das, was er ſelbſt dichtete, lang überleben wird. Man wird ſeine Gedichte wohl leſen und den reinen Menſchen, den gedankenvollen Weiſen, den ſprachkühnen und ſprachgewandten Rhetor, den formenreichen Experimentator darin verehren, allein ſich ſonderlich poetiſch daran auferbauen wird man nicht. Die lehrhafte Tendenz zog ſeine Phantaſie in's Proſaiſche und den ſymboliſch didaktiſchen Geiſt der Hebräiſchen Poeſie zu penetriren war er daher auf das Vollkommenſte organiſirt. Wie ſehr ihn ſein pädagogiſches Naturell, ſein rhetoriſcher Hang, herunterziehen konnten, zeigte ſich recht merkwürdig in der Parodie, die er auf Schillers Räuberlied machte und welche die Wildheit ſeiner von Herder verdammten Gedanken, zu Anfang, in folgende für wohlgeſittete Jünglinge empfohlene Verſe umgeſänftigt hatte:

Der Muſe Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne,
Beſcheidenheit iſt unſ're Zier,
Die Wahrheit unſ're Sonne. —

Nachdem Herder Preußen verlaſſen, hat er es nie wieder geſehen. Doch blieb er mit ihm durch ſein Verhältniß zu Hamann und Hartknoch in ſtetem Verkehr, wie auch die ſeit Anfang der achtziger Jahre mächtig aufſtrebende, durch ganz Deutſchland ſich ausbreitende Philoſophie Kant's ſeine Aufmerkſamkeit ſtets auf uns zurücklenken mußte. In Weimar repräſentirte er dem Schwaben Schiller und den Weſtfranken Wieland und Göthe gegenüber das Preußiſche Element. Leſſing aber war ſchon 1781 geſtorben, als Kant erſt recht in die Literatur eindrang.

Herder hatte zu allen dieſen Claſſikern ein durch ſeine Eigenthümlichkeit feſt beſtimmtes Verhältniß. Mit Leſſing theilte er die Gabe der Kritik, unterſchied ſich aber von ihm durch die empfindungsvolle Phantaſie, mit welcher er den Gegenſtand der Kritik

auch für die Phantasie zu reproduciren wußte. Lessing sah schärfer, Herder fühlte weiter; Lessing urtheilte wahrer, Herder wärmer; Lessing wußte Alles gründlicher, Herder ersetzte den Mangel seines Wissens durch einen Ueberschwang eigener Hypothesen; Lessing durchbohrte sein Object mit unwankendem Auge, Herder besaß das Talent, es gesellschaftlich zu gruppiren. Es ist hier nicht der Ort solcher Untersuchungen, sonst könnte der ausgesprochene Gegensatz gerade auf solchen Gebieten nachgewiesen werden, wo sie dasselbe Thema behandelten. — In Verhältniß zu Göthe und Schiller entbehrte Herder ihrer poetisch productiven Kraft. Diese Ungleichheit ließ sie, bei sonstigen vielfachen Uebereinstimmungen, doch zu keiner innigen Harmonie gelangen. Der Sache nach hätte Herder sich mehr zu Schiller gezogen fühlen sollen, da dieser, wie er, das Ideal der Menschheit und Menschlichkeit mit Inbrunst pflegte. Es war aber nicht der Fall und Herders Kaltsinn gegen Schiller ging durch ihn auch auf Jean Paul über. Herder liebte zwar die Griechen, allein er liebte auch das Phantastische des Orients und des Nordens; er begeisterte sich für die Scandinavische Mythologie und dergleichen. Schiller war dagegen von dem Hellenenthum und seinem maaßvollen Wesen so durchdrungen, daß er diesen Geschmack nicht theilen konnte. — Besser stellte sich das Verhältniß zwischen Herder und Wieland, dessen mehr reproductive Phantasie, dessen Uebersetzungsgabe, dessen literarische Toleranz, dessen Alexandrinisch polirter Humanitätssinn, dessen Hang zu pädagogischer Didaktik, dessen redneriſche Breite entschiedene Anknüpfungspuncte für ihn waren. — Mit Hamann stand er zwar dem Ton nach in einem brüderlich freundschaftlichen Verhältniß, der That nach aber war Hamann ihm überlegen. Die genaue Kenntniß der Theologie und Philosophie und die Originalität eines mystisch-prophetischen Ausdrucks hatte Hamann vor Herder voraus; eine Superiorität, welche durch den Briefwechsel beider ganz zweifellos ist, in welchem Hamann den Censor und Castigator oft ohne sonderliche Schonung macht. Ja auch an eigentlicher Gedankenerfindung, an Ideenschöpfung, behauptete Hamann den Vorrang. Da er aber seine Geburten in änigmatischer Rede, in grotesken Abbreviaturen und oft sehr beiläufig und

zufällig zur Welt förderte, so bedurfte er eines Herder, um sie dem Publicum zugänglich zu machen, sie zu explaniren. In Herder gährte auch ein stets Gedankencombiniren, allein eine große Leichtigkeit der Feder verhütete, daß es sich bei ihm so, wie bei Hamann, hieroglyphisch zusammenballte. Desto eher vermochte er, Gedanken, die er ursprünglich gar nicht selbst gefunden hatte, durch weitere Analyse so auszugestalten, daß er sie wohl für die seinigen halten konnte und durfte. Hamann's geistschwangere, orakelnde, zwischen Poesie und Prosa schwebende Weise, mußte Herder durchaus zusagen, weil er zwar eine unendliche Elasticität der passiven Reproduction, eine große Reinheit des Echo's der Phantasie, nicht aber eine eben solche Reinheit positiver Production besaß. Herder hat nirgends eine bestimmte Form classisch durchgeführt, mit Ausnahme etwa der Rede und Epistel d. h. derjenigen Formen, welche es möglich machen, sich bequem rechts und links gehen zu lassen und den dichterischen Ausdruck mit dem begrifflichen, die Metapher mit der bildlosen Nüchternheit nach Belieben zu mischen. Bedenken wir seine beispiellose Receptivität, so begreifen wir, daß dieselbe in solchem Maaße nur durch einen mindern Grad spontaner Production erreicht werden konnte. Oder auch so können wir uns seine Situation erklären, daß, während das Bedürfniß der Formreinheit in der Kritik durch Lessing, in der Poesie durch Klopstock, Göthe, Wieland und Schiller, in der Historie durch Spittler, Schlözer, Müller, in der Philosophie durch Kant befriedigt ward, ein Genius da sein mußte, der gewissermaaßen das Band aller dieser Tendenzen ward. Ein solcher Genius mußte reden, Briefe schreiben und in steter gleichsam elektrischer Erregtheit nach allwärts hin seine schillernden Leuchtkugeln sprühen. Ein solcher mußte die Nothwendigkeit der Begriffsarchitektonik eines Kant zuletzt verkennen und in der Strenge des systematischen Denkens lediglich eine Fessel erblicken, gegen welche sein unruhiger, rastlos vorwärts dringender Geist lebhaft sich anstemmte.

Diese Unruhe, diesen Drang nach Vorwärts, sollen wir sie nicht ebenfalls zu den Geschenken rechnen, welche die Heimath Herdern ertheilte? Man kann nicht als Preuße geboren werden, ohne nicht diesen rastlosen Bildungstrieb, in welchem Grade es auch sei,

in sich zu tragen. Durch ihn unterschied sich Herder von den damaligen übrigen Classikern. Nicht als wenn nicht auch sie den Fortschritt gewollt hätten, allein sie waren, selbst Schiller, zugleich durch ihr Produciren ruhiger, gesättigter, oder wie Lessing, durch tiefe speculative Studien zu einer göttlich kühlen Gleichmüthigkeit gelangt. Nicht also bei Herder, der, nach seinem pädagogischen Wesen, auch praktische Erfolge wollte. Fragen Sie sich z. B., worin denn Herders Wirkung auf die Theologie bestehe, so werden Sie sich antworten müssen: darin, daß er durch einen poetischen Eklekticismus die Confessionsunterschiede stürzte, daß er, indem er die Dogmatik als Scholastik in Verachtung brachte, doch zugleich die Ehrfurcht vor der Bibel durch ihre naturſinnige Deutung und die Achtung vor dem geistlichen Stande durch seinen Preis als des Priesters wahrhafter Humanität zu heben wußte. Und nun fragen Sie sich, in welchem Staate factisch eine solche Theologie, ein solches Kirchenthum existirt, so werden Sie doch sagen müssen, daß Preußen durch die Union der evangelischen Kirche und durch die strenge Parität der Confessionen, welche es praktisch beobachtet, während es theoretisch den Kampf ihrer Principien frei gibt, daß Preußen, sage ich, bisher wenigstens, realisirt hat, was Herder als Theologe wollte. Oder wenn Sie sich fragen, was denn in Herders Geschichtsauffassung der innerste Kern sei, so werden Sie sich doch antworten müssen: der an sich sehr einfache Gedanke des unendlichen Fortschritts der Menschheit zur Verwirklichung der Menschlichkeit. Diese Vorstellung, daß wir noch im Werden begriffen, daß wir unserer Idee noch nicht entsprechen, daß wir noch vollauf zu thun haben, daß herrliche Zustände der Menschheit, Lichtphasen höherer Gesittung, als Trümmer, sogar uns schon wieder im Rücken liegen, daß wir nimmer müde werden dürfen im Ringen und Arbeiten, — sagen Sie, ist diese Perfectibilität, diese Progressivität, nicht recht eigentlich das, was Herder seine Philosophie der Geschichte der Menschheit, seine Humanität nannte? Kommt es auf Philosophie, auf strenges Denken an, so überbieten ihn hier Lessing und Kant, jener mit seiner Erziehung des Menschengeschlechts, dieser mit seinem Plan zu einer Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. Kommt es aber

darauf an, das Geſchick der Menſchheit, geſtatten Sie mir den Ausdruck, mit zärtlichem Herzen in ſich nachzuempfinden, alle Vollkommenheit wie alle Verirrung, alle Tugenden, wie alle Laſter, alle Freuden wie alle Schmerzen unſeres Geſchlechts als die unmittelbar ſeinigen zu fühlen und zu ſchildern und dies Gefühl auf Andere zu übertragen — o, da iſt Herder einzig! Da wetteifert in ihm die Poeſie der Begeiſterung mit der Begeiſterung der Poeſie. Dieſe Fortſchrittluſtigkeit, dieſer thatenrüſtige Jünglingsmuth, dieſe Richtung zu einem Lebenslauf in aufſteigender Linie, wie der Oſtpreuße Hippel bedeutungsvoll den ſeinigen nannte, dieſe Morgenſonnenſtimmung, wie, ſollen wir nicht glauben, daß Herder ſie mitnahm aus Preußen, nicht glauben, daß das Evangelium des Weiterſtrebens ihm von hier zur Miſſion für ganz Deutſchland, für die Welt gegeben ward? Sollen wir nicht glauben, daß ſein häufiger Unmuth, ſeine Herbheit eben darin auch wurzelten, daß der Fortſchritt zum Beſſern ſich ſo langſam macht? Und nun ſehen Sie auf Preußen, ſo werden Sie ſagen müſſen, daß ſeine Individualität darin liege, der Staat der Zukunft zu ſein. Wenn Oeſtreich die Vergangenheit Deutſchlands repräſentirt, wenn die conſtitutionellen Staaten ſeine Gegenwart abſpiegeln, ſo iſt Preußen mit der ſchweren Verantwortlichkeit für ſeine Zukunft geſegnet. Ich ſage geſegnet, denn ich fürchte nicht, daß es ſeinem Beruf nicht entſprechen werde.

Die heutige Säcularfeier kann uns ſchließlich einen Beitrag gründlicher Einſicht geben, den Fortſchritt zwiſchen dem Sonſt und Jetzt zu ermeſſen, zu erkennen, was ſchon hinter uns, was noch vor uns liegt. Wenn man eine Säcularfeier begeht, ſo verſteht ſich es ganz von ſelbſt, daß der Gegenſtand, dem ſie gilt, ein ſchlechthin verehrungswürdiger, daß das Verdienſt des Mannes, dem ſie ſich widmet, ein ſchlechthin zweiffelloſes iſt. In Betreff Herders würden uns, der Reihe nach, der Philologe, der Literat, der Theologe, der Hiſtoriker, der Dichter, der Philoſoph, ein Gemälde ſeiner vielſeitigen Leiſtungen geben können, nach deren jeder beſonderen ſchon ihm ein Anſpruch auf dankbarſte Erinnerung zukäme. Sehen wir aber auf den Unterſchied der Gegenwart von der Zeit, in welcher Herder lebte, ſo iſt es der, daß damals die Literaten noch eine viel größere Wirk-

samkeit hatten, als heut zu Tage. Gedichte, Kritiken, Bücher waren damals noch Thaten. Heute ist diese Bedeutung sehr zusammengeschrumpft. Die Publication Eines wichtigen Actenstückes im trockensten Geschäftsstyl wiegt jetzt ganze Jahrgänge von Musenalmanachen auf. Wer würde sich wohl um ein Gedicht an Cyrus, den Enkel des Astyages, kümmern, womit Herder bei uns zuerst als Jüngling Aufsehen machte? Wer würde sich nach so vielen Enttäuschungen noch einbilden durch eine Schrift Umwälzungen der Gesinnung in nicht zu großer Frist durchsetzen zu können? Nein, diese Zeiten eines individuellen literarischen Herrscherthums sind vorüber. Die Literatur selbst wird immer ihren Werth, ihre Würde, ihren Cultus behalten, allein die damalige Omnipotenz der Literaten, ihrer Organe hat sie momentan verloren. Warum aber? Weil sie eben gewirkt, weil sie Früchte getragen hat, weil ihr Wort in uns Fleisch zu werden angefangen, weil wir ernster damit umgehen, das Ideal auch zur Wirklichkeit zu machen und an die Stelle der Sehnsucht, der bloßen Vorstellung, mehr und mehr das Gefühl der wirklichen Uebereinstimmung zwischen Begriff und Realität zu setzen. Darum erregt jetzt eine kleine That, ja nicht selten eine Scheinthat, wohl gar Schandthat, oder eine Person, welche sich auch nur die Miene gibt, handeln zu wollen, ein Interesse, welches das an den Büchern und Kritiken weit überflügelt. Die Literaten, welche noch ihrer Bildung nach der älteren Zeit angehören, klagen deshalb jetzt über Vernachlässigung. Sie schreiben doch einen so guten Styl und nehmen doch, auch an den zeitläufigen Begebenheiten, einen so aufrichtigen Antheil — und doch liest man sie so wenig, doch spricht man so wenig von ihnen. An dieser Lauheit für das rein Literarische und an jener heißhungrigen, oft krankhaften Gier nach dem Thatsächlichen sollte man aber gerade ermessen, welche Wirkung unsere Classiker schon gehabt haben. Wozu soll denn Alles zweimal gesagt werden? Nicht darum handelt es sich jetzt, eine classische Literatur zu schaffen, denn sie ist geschaffen, sondern darum, die in dieser Literatur enthaltenen Ideen zur Gegenwart des eigensten Lebens zu verwandeln, die abstracten Götter des Begriffs zu warm fühlenden Menschen zu machen und ihren Olymp mitten unter uns

zu haben. Dies ist der wahre Grund, warum alle Talente unserer jetzigen Literatur doch nicht Classiker im Sinn eines Lessing, Klopstock, Kant, Goethe u. s. f. werden können. Sie scheitern an dem für die Gegenwart dringenderen Bedürfniß der That. Herder aber hat dies Bedürfniß im höchsten Grade gehabt. Seine literarische Physiognomie ist deshalb der Gegenwart wieder verwandter geworden, als sie es eine geraume Zeit hindurch war. Daher kommt die Erinnerung an ihn durch seine Säcularfeier in der wahrsten Bedeutung des Wortes als eine zeitgemäße. Nur ein so zukunftsvolles Gemüth, als das seinige, nur ein so auf das lebendige Thun gerichteter Charakter, wie Herder, war im Stande, mitten in einer theologischen Abhandlung über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, mitten unter Hebräischen und Phönizischen Namen, die Durchnahme von Seths Geschlechtsregister mit folgenden Worten zu schließen, mit denen auch ich diese Betrachtung abbreche, weil ich über sie hinaus nichts mehr zu sagen wüßte, was ihn uns, seinen Landsleuten, charakteristisch näher bringen und ihn selbst in höherem Grade ehren könnte. Jene Flammenworte, die nur einem ächtgeschichtlichen Genius die Prophetenzunge zur Ermuthigung der leidenden Menschheit, zur Erfrischung jeder ecclesia pressa entbinden konnten, lauten:

„Kleiner Haufe, verzage nicht! Ein Noah in dir findet für eine ganze Welt Gnade, und wird selbst dieser ganzen neuen Welt Vater. Verzage nicht! sie werden hinunterfahren mit dem Klange ihrer Harfen, ihr Bette Schlamm und Würmer ihre Decke. Verzage nicht! In dir ruht Adam und alles Heilige des Ursprungs vorm Angesichte Gottes. In dir ruht das erste unschuldige Opfer und ruft unterm Altar die reihanfangende Märtyrer, in dir Henoch, und was er war, was er weissagte, wie er lebte und hinging; die That und Lehre fürs Menschengeschlecht ist mehr als Cither- und Harfenerfindung, gibt Unsterblichkeit höherer Ordnung. —"

VI.

Peſtalozzi.

Rede zur Feſtfeier ſeines hundertjährigen Geburtstages.

1846.

Hochgeehrteſte Anweſende!

Frühere, zum Theil mythiſche Culturſtufen ſtrahlen uns mit dem Glanz ihrer Prieſter, Geſetzgeber und Heroen entgegen. In einer Zeit, wie die unſ'rige, ſind ſo einfache Geſtalten nicht mehr möglich. Die vorgeſchrittene Civiliſation verwickelt jetzt den Menſchen in eine unendliche Breite von Beziehungen, welche die Kindlichkeit und ihre naive Größe durch die Ueberfülle unvermeidlicher Reflexion leicht zu erſticken vermögen. Der Cultus der Gottheit, die Schöpfung der Staaten, der Kampf für die religiöſe und politiſche Freiheit ſind aber ewige Attribute der Menſchheit, die in immer neuen Impulſen ſich verjüngen. Es muß alſo auch immer wieder Prieſter, Geſetzgeber, Heroen geben. Nur auf den Nimbus der mythiſchen Zeit, auf den alterthümlichen Roſt der Sage müſſen wir verzichten, um ſie zu finden. Es ſind Menſchen wie wir. Ihre Thaten liegen uns offen; ihre Schriften ſind in unſern Händen; ihr Leben iſt oftmals von ihnen ſelbſt und oftmals mit all ſeinen Flecken und Verirrungen beſchrieben worden; es fehlt uns nicht an Material, ihnen ihre Arbeit von Tag zu Tag nachzurechnen. Und doch iſt es ihnen gelungen, ſich zum plaſtiſchen Ausdruck irgend einer weſentlichen Richtung des Geiſtes zu machen und einen auf Jahrhunderte hin nachhaltigen Einfluß zu gewinnen.

So feiern wir heute das Andenken eines Mannes, der, fern von uns geboren, ein unglücklicher Landwirth, ein in dürftigen Um-

ſtänden ſich abmühender Schulmeiſter, nichts deſtoweniger durch die fortdauernd ſich ſteigernde Macht ſeines Wirkens immer entſchiedener als ein wahrhafter Prieſter und Geſetzgeber offenbar wird. Wir feiern heute den welthiſtoriſchen Repräſentanten nicht nur der wahrhaften Idee der modernen Erziehung, ſondern auch den Helden der Liebe, der mit unabläſſigem Ringen ſeinen Ahnungen, ſeinen hohen, dem Innerſten des Menſchenweſens entſproſſenen Bedürfniſſen genug zu thun ſuchte, — wir feiern das Andenken Peſtalozzi's.

Was iſt es denn, was wir mit ſolcher Feier wollen? Doch nicht eine müßige Schauſtellung unſerer Kenntniß der Verdienſte jenes edlen Schweizers? Doch nicht der eitle Genuß, mit ſeines Namens Gedächtniß von ſeinem unſterblichen Ruhm auch uns einen Theil zuzueignen? Oder gar das Streben der Unterhaltungsluſt, die immer wieder nach Neuem haſcht, die den Geburtstagen großer Männer nur hold iſt, weil ſie eben ein Feſt, ein Gethue, ein Beſprechen und zuletzt, wenn die Cenſur nichts dawider hat, einen Umlauf von Zeitungsartikeln veranlaſſen?

Nein, von ſolchen Beweggründen ſprechen wir uns frei. Nein, theurer Vater Peſtalozzi, wir haben Dir und Deinem Geburtstag nicht aufgelauert, Dich zu einem Surrogat anderweitiger Tendenzen zu machen, ſondern unſer Herz zieht uns zu Dir in aufrichtigſter Begeiſterung. Wir ſind hier verſammelt, uns zu vergegenwärtigen, was Gott durch Dich nicht blos für die Schweiz und Deine Zeit, nicht blos für Deutſchland und die nächſte Zukunft, vielmehr für immer gewollt hat.

Schwer iſt es, von Dir zu reden, denn die Klarheit der Erkenntniß muß ſich vermählen mit der Wärme des Gefühls. Du ſelbſt, warſt Du nicht ganz Seele, ganz Mitgefühl, Hingebung, Selbſtvergeſſenheit und thätige Aufopferung? Unterſchied Dich nicht dieſer Grundzug von Deinem Frankreich zugewandten Landsmanne Rouſſeau, welchem die Kraft ſittlicher Entäußerung fehlte, welcher die eignen Kinder dem Findelhauſe überwies, während Du die Waiſen und die Bettelkinder ſchaarenweis zur Pflege in Dein Haus aufnahmſt?

Ja, ehrwürdige Verſammlung, ſchwer iſt es, von Peſtalozzi zu reden und ich muß mir nicht blos als eine rhetoriſche Phraſe, Ihr Wohlwollen zu beſtechen, ſondern alles Ernſtes Ihre Nachſicht erbitten. Die Fülle meiner Aufgabe iſt ein weiterer Grund der Erſchwerniß. Namentlich muß ich mir verſagen, das Verdienſt zu würdigen, welches Peſtalozzi ſich als Schriftſteller um die Deutſche Sprache und Literatur durch die Eigenheit und Friſche ſeiner Darſtellung erworben hat. Nur von dem Erzieher will ich reden. Da wir uns alſo mit der Ausführung zu beſchränken haben, ſo glaube ich, können wir, wodurch Peſtalozzi für Gegenwart und Zukunft ein Wendepunct der ganzen Pädagogik geworden, in folgende Puncte zuſammenfaſſen:

Erſtlich hat er in der Methode des Unterrichts an die Stelle aller künſtlichen oder ſpielenden Verfahrungsweiſen das Streben nach dem heitern Ernſt der von der Natur ſelbſt gebotenen Form der Entwicklung geſetzt.

Zweitens hat er die Zucht der Jugend von allem Terrorismus emancipirt. An die Stelle des Zwanges und des todten Mechanismus hat er die liebevollſte Behandlung des Zöglings geſetzt, um ihn zur Selbſtthätigkeit und Selbſtachtung zu gewöhnen.

Endlich drittens hat er uns die Augen geöffnet, daß alle Bildung der individuellen Intelligenz, alle moraliſche Hebung des einzelnen Willens zuletzt ohnmächtig ſind, wenn ſie nicht aus dem ganzen Geiſt eines Volkes hervorquellen, wenn ſie nicht in ihn als ſein urſprüngliches Eigenthum zurückſtrömen. Er hat uns die Erziehung weſentlich als Nationalerziehung begreifen gelehrt.

Die Naturgemäßheit der Methode im Lehren und Lernen; die Liebe als die nothwendige Form alles Menſchenverkehrs, mithin auch des zwiſchen Erziehern und Zöglingen; die Ausgeſtaltung der Erziehung zu einem nationalen Syſtem, das, Verehrte, ſind die ewigen Ideen, welche Peſtalozzi's Gemüth bewegten und welche für uns wie für alle Folgezeit, zwar in's Unendliche hin perfectibel, aber niemals wieder aufzugeben ſind.

Freilich, blicken wir auf die Biographie Peſtalozzi's, muſtern wir die unmittelbaren Reſultate ſeiner eigenen Verſuche, ſo nehmen

wir überall einen Widerspruch gegen diese Ideen wahr. Die Ausführung derselben war ihrem Begriff oft nichts weniger als entsprechend. Wir wissen, wie die Polemik gegen Pestalozzi aus diesem Umstande die größte Nahrung sog. Ueberdem legen seine eigenen Bekenntnisse uns offen das Geständniß ab, wie er selbst oft rathlos war, wie das Gefühl seiner Unkunde, seiner Fehlgriffe ihn drückte, ja wie er, wenn nach vieljährigem Bemühen oft Alles scheiterte, auf Augenblicke der Verzweiflung verfiel.

Allein dies Alles ist gar kein Grund, die Wahrheit seiner Ideen selbst anzuzweifeln. Das Irren und Schwanken, wie es der Geschichte des Individuums angehört, ist keine Instanz gegen die Gediegenheit seiner Sache. Darin gerade war Pestalozzi ein rechter Kernmensch, daß er sich immer erst aus größter Unklarheit, aus einem träumerischen, allein bei ihm wirklich prophetischen Drange zur Deutlichkeit und Bestimmtheit aufzuringen hatte. Er verfuhr nach keinem abstracten Schema, sondern in immer neuen Ansätzen mühete er sich, zu erreichen, wozu der Geist ihn trieb. Das Pfund, das Gott ihm anvertraut, ließ er in unerschöpflicher Fruchtbarkeit wuchern. Der kleine Mensch ist bald zu Ende mit seinem Rath. Er nimmt, was nur eine aufhebliche Schranke, für eine unüberwindliche Grenze. Dann wird er verzagt nnd überläßt sich mit gedankenloser Fügsamkeit der Gewalt des Geschicks. Nicht so der große Mensch. Aus der Nothwendigkeit der Sache, die er vertritt, erzeugen sich ihm unversiegbare Mittel. Die Verlegenheit des Augenblicks dient nur dazu, ihm an seinem Werk, welches zugleich das der Gattung selbst ist, eine andere bis dahin noch unbemerkte Seite zu entdecken. Das Unglück selbst beugt nicht seinen Willen, sondern reinigt ihn nur mehr und mehr von allem Selbstsüchtigen, von allem Selbstbetruge, befreiet ihn von der störenden und verwirrenden Halbheit der Theilnahme solcher, die etwas Anderes meinten, als die Sache. Sein Muth stellt sich deshalb immer wieder her und auch im letzten Athemzuge bleibt er der Fahne treu, der er nicht diente äußeren Lohnes willen, zu welcher vielmehr der Weltgeist selbst ihn weihete.

So Pestalozzi. Hat ihn je die trübste Erfahrung, hat ihn die

ſchnödeſte Undankbarkeit, hat ihn Neid und Verläumdung, hat ihn die Noth, ſie, welche ſo viele Menſchen meiſtert, jemals von ſeinem Streben abbringen können? Blieb er nicht, auch in der herbſten Armuth, derſelbe edle, freundliche, wohlwollende, ſtets hülfbereite, großmüthige Menſch? Und ſo war denn auch die Erkenntniß ſeiner Irrungen bei ihm nicht im Stande, ſeinen Eifer zu lähmen, ſondern hob ihn nur zu einer höhern Stufe empor, befeuerte ihn aus der reinen Tiefe ſeines gottergebenen Gemüthes mit friſcher Energie.

Seine Methode — ſie ſollte die lebendigſte ſein — und war ſie nicht oft ein dürrer, formaliſtiſcher Mechanismus? Die Wohnſtube und die Mutter ſollten das Kind am unmittelbarſten und nachhaltigſten bilden — und war nicht das Inſtitut und wieder das Inſtitut mit ſeinen Lehrern die ſtete Loſung, ſo daß Peſtalozzi's eigener Schüler, der Lehrer Schmidt, die Erziehungsinſtitute für eine Peſt der Menſchheit erklärte? Die Erziehung ſollte Volkserziehung ſein — und war ſie nicht im Inſtitute, wo Schweizer, Deutſche, Franzoſen, Britten, Amerikaner und Ruſſen durcheinander wohnten, eine kosmopolitiſche? Aber alle dieſe Widerſprüche ſind kein Widerſpruch gegen das Princip, welches mit dem Menſchen Peſtalozzi ganz Eines war und ſich in ihm ſo entfaltete, daß er unabſichtlich von beſtimmten Bedürfniſſen aus allmählig ſich immer mehr zu allgemeinen Geſichtspuncten ſteigerte und einen immer freieren Umblick über das Gebiet der Erziehung gewann. Nur in dieſer Magie der intenſivſten Wahrheit können wir den Aufſchluß über das merkwürdige Phänomen finden, daß entſchiedene Fehler im Unterricht, offenbare Verſtöße gegen die Disciplin, nicht größeren Nachtheil hervorbrachten. Die Lauterkeit der Intentionen machte im Verborgenen gut, was in der augenfälligen Handhabung der Sache verkehrt war. Der ächte Glaube, nicht die einzelnen Werke, rechtfertigten Peſtalozzi, ſo daß, bei tauſendfachen Mängeln und Kümmerniſſen, doch die Begeiſterung in ſteter Wiedergeburt ihn und die Seinigen verjüngte.

Wir können aber dieſen Betrachtungen uns hier nicht weiter überlaſſen. Auch bedarf es keiner Apologie Peſtalozzi's mehr. Wenden wir uns zur Würdigung ſeiner Ideen. Wie glücklich ſind

wir da, bei jedem Schritt die gesegneten Spuren seines Vorganges zu empfinden. Welche Vorurtheile sind nicht schon von ihm besiegt und wie stehen so viele Erzieher, oft ohne es zu wissen, oft ohne es zu wollen, schon längst auf gleichem Boden mit ihm! Die Zukunft der Erziehung im Großen und Ganzen kann nicht mehr zweifelhaft sein, denn ihr wahrhafter Begriff, einmal gefunden, muß alle Hemmungen, welche man seiner Verwirklichung bereitet, unaufhaltsam zerstören.

Was nun zuvörderst die Bildung der Intelligenz anbetrifft, so ist darin zu unterscheiden zwischen einem subjectiven und objectiven Element, zwischen dem Gang nämlich, welchen das Erkennen überhaupt für sich nimmt, und zwischen der dem besondern Inhalt, mit welchem es sich beschäftigt, selbst inwohnenden Form.

In ersterer Beziehung können wir als Pestalozzi's bleibende Errungenschaft annehmen, durch die Methode alle Willkür des Lehrens und Lernens zu entfernen. Der menschliche Geist hat, etwas klar zu erkennen, eine nothwendige Stufenfolge von Processen zu durchlaufen. Vom Empfinden und Anschauen muß er sich durch das Vorstellen zu deutlichen Begriffen erheben. Ohne diese Nothwendigkeit zu beachten, kann der Unterricht keine wahre Einsicht eröffnen. In dieser psychologischen Grundlage stimmte Pestalozzi ganz mit Kant's berühmtem Ausspruch überein, daß Anschauungen ohne Begriffe blind, Begriffe ohne Anschauungen leer sind.

Allein der Gegenstand, dessen die Intelligenz sich bemächtigt, hat auch an sich selbst eine Bestimmtheit, eine Ordnung. Diese ist eben so nothwendig. Jeder Begriff kann im System aller Begriffe oder in der absoluten Wissenschaft, die von allem relativen Wissen vorausgesetzt wird, nach seiner völligen Eigenthümlichkeit nur Eine bestimmte Stelle haben, in welcher er sowohl durch den ihm vorangehenden, als durch den ihm nachfolgenden Begriff eben so erklärt wird, als er seinerseits umgekehrt auch sie wieder erklärt. Dies Nacheinander, wie es dem Object selber angehört, wollte Pestalozzi daher nicht weniger streng beachtet wissen, als die gesetzmäßige Entwicklung des Bewußtseins.

Bei aller Verworrenheit und von der Hauptsache oft abschwei-

fenden Breite der Darstellung, ja bei der nicht selten barocken Form der wirklichen Ausführung hatte er doch den ganz richtigen Spürsinn, daß der Unterricht weder dem Organismus des Geistes, noch der in der Sache liegenden Unterscheidung Gewalt anthun dürfe. Dies sind die Angeln, auf denen sich alle wahre Methodik bewegt und alle sogenannte Methoden, welche nicht jene beiden Bestimmungen harmonisch vereinigen, können auch nicht den Zweck des Unterrichts erfüllen. Sie sind ephemere Manieren, Spielereien des pädagogischen Charlatanismus (wie wir ihn unter Anderem jetzt wieder mit hundertmal dagewesenen mnemonischen Abenteuerlichkeiten die naturgemäße Cultur des Gedächtnisses vernichten sehen).

Die nähere Eigenthümlichkeit der Pestalozzi'schen Methode besteht aber in dem sogenannten Elementarunterricht d. h. bei dem Unterricht diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten voranzustellen, welche dem Geist die Möglichkeit geben, sich in's Unendliche hin andere Kenntnisse und Fertigkeiten zu schaffen. Noch bevor das Kind eine besondere Richtung eingeschlagen, wollte er demselben die absoluten Mittel aller höheren Bildung zueignen: das Wort, die Form und die Zahl. Das Kind sollte sprechen, lesen und schreiben, zeichnen und rechnen lernen und zwar in der naturgemäßen Methode des objectiven Zusammenhangs der einzelnen Operationen. Diese Elemente wurden bekanntlich im Pestalozzi'schen Institute häufig überschätzt, allein gegen den ihrem Unterricht zu Grunde liegenden Gedanken läßt sich, zumal in unserer modernen Welt, nichts einwenden. Pestalozzi fühlte vor allen Dingen, daß es des Menschen unwürdig sei, wenn er nicht sowohl spreche, als nur stammle. Er wollte daher, daß Jeder gut sprechen lerne. Die Selbstständigkeit des Geistes kann erst dann zur Verwirklichung gelangen, wenn er deutlich zu sagen weiß, was er ist. — Sodann aber soll auch das Maaß, soll die Schönheit der sichtbaren Welt erfaßt werden. Sie beruhet auf einfachen Formen, welche in's Unendliche hin sich zu immer mannigfaltigeren verbinden. Jene Formen und ihre Uebergänge in einander sollen jedoch nicht blos angeschauet, vielmehr auch selbst hervorgebracht werden. Der Schüler soll zeichnen lernen, damit das Geheimniß aller sinnlichen Gestaltung ihm zum eigensten

Besitz sich erschließe. Diese ästhetische Anschauung ist vorzüglich von unserer neueren Geometrie und Geographie pädagogisch weiterentwickelt, hat aber ihrem Wesen nach einen ganz allgemeinen Sinn, der für alle industrielle Technik von höchster Fruchtbarkeit ist. — Endlich, indem die Gleichheit und Ungleichheit der Größe und die Vergleichung des Gleichen mit dem Gleichen, des Ungleichen mit dem Ungleichen und des Gleichen mit dem Ungleichen ein nothwendiges Moment alles Daseins, alles Werdens ist, muß die Zahl als der bestimmte Ausdruck solcher Verhältnisse hervortreten. Der Schüler muß rechnen lernen, um die quantitativen Verwandlungen der Dinge mit Leichtigkeit erfassen und beherrschen zu können.

Diese Elementarbildung ist für jeden Menschen zu fordern. Pestalozzi wollte sie von den Schnörkeln befreien, mit denen eine spielerische Pädagogik sie überladen und erschwert hatte. Die naturgemäße Genesis der Operationen sollte den Leitfaden des Unterrichts ausmachen. Nichts sollte atomistisch vereinzelt, sondern Jedes in seinem Verhältniß zum Ganzen ergriffen werden. Garantirt nun freilich die Aneignung dieser Fertigkeiten keineswegs schon eine wahrhafte Bildung; müssen wir sogar zugestehen, daß mit dem Uebermaaß des Lesens, Schreibens und Rechnens der eigentliche Geist völlig blödsinnig gemacht werden könne; so bleibt doch gewiß bei uns jeder Mensch, der nicht lesen, schreiben und rechnen gelernt hat, gegen diejenigen, welche es verstehen, ein theoretisch unmündiges Wesen. Lernt er aber diese Fertigkeiten überdem, wie Pestalozzi es wollte, so, daß sie ihm zugleich einen organischen Zusammenhang darstellen, er also nicht blos mechanisch durch sie beschäftigt wird, so hören sie auf, eine nur formale Uebung zu sein. Unsere Volksschulen dürfen daher weder diese Elemente noch die von Pestalozzi aufgestellte Methode verlassen. Er erkannte nicht nur, was die ganze Weltgeschichte lehrt, daß der Mensch erzogen werden müsse; er erkannte auch, daß die Erziehung, wie sie immer sich modificire, ewigen Gesetzen unterworfen sei und hing daher mit unerschütterlichem Bewußtsein an der Nothwendigkeit der Methode.

In Ansehung der Disciplin ist Pestalozzi's Wirken nicht weniger segensreich gewesen. Aller äußerlichen Uniformirung, allem

das Recht des Unterschiedes verkennendem und verachtendem Nivellement abhold, wollte er das fröhliche Gedeihen der Individualität. Er war ein kindlicher Mensch und er forderte auch vom Erzieher wie vom Zögling Kindlichkeit. So naheliegend scheint diese Forderung, so über Alles nothwendig und doch, bis es zu ihr kam, wie viel hat es nicht gekostet! Das Kind muß kindlich behandelt werden. O wie viel besser ist es in dieser Hinsicht schon geworden! Wie können wir, wenn irgend worin, den Fortschritt der Zeit in dem veränderten Betragen der Lehrer und Schüler, der Erzieher und Zöglinge beobachten! Das Princip der älteren Haus- und Schulzucht war der Terrorismus. Stets sollte das Kind seine Möglichkeit, zu fehlen, stets seine durch das Fehlen verwirkte Strafwürdigkeit vor Augen haben. Von der Ruthe an, die hinter dem Spiegel der Wohnstube steckte, bis zum Auswendiglernen des hundert und neunzehnten Psalms, das für eine der härtesten Schulstrafen galt, schien die Strafe in allen möglichen Formen der eigentliche Zweck der Erziehung. Auf die Besserung kam es viel weniger an, als eben auf das Schelten, Schlagen, Demüthigen, Einsperren, deren Härte und Häufigkeit die Kinder nur vertrotzt und verstockt, heuchlerisch und lügenhaft machte. Ein solcher Zustand der Erziehung war mit dem des übrigen Lebens in Uebereinstimmung, denn auch in diesem herrschte überall, namentlich im Militairwesen und in der Criminaljustiz, die Rachsüchtigkeit des harten Strafens und das Vorurtheil der faulen Schwäche, durch Androhung der Strafe von Vergehen abzuschrecken. Unseliger Wahn! Gewiß ist das Böse strafbar, aber liegt nicht seine vernichtendste Strafe in seiner eigenen Existenz; nicht darin, daß es, indem es doch das Gute sein könnte, dessen Gegentheil ist? Wir müssen den Menschen zur Erkenntniß des Guten führen, so wird der klaren Einsicht die Liebe, so wird das freie Vollbringen, das vor Gott allein einen Werth hat, von selbst folgen. Der Terrorismus hingegen will das Unmögliche; er will die Freiheit durch die Unfreiheit erzeugen. Durch einen psychologischen Zwang, durch eine angstvolle Aufregung der Phantasie, durch eine Befangenheit des Gefühls, will er das Gute bewirken. Wie die holde Morgenröthe die Nachtschauer fort-

leuchtet und mit lieblich erquickendem Schein am blauen Himmel sich ausdehnt, so ging Pestalozzi's Vaterherz über der Kinderwelt auf. Vieles schon hatte Rousseau, Vieles hatten die Philantropen bewirkt. Die Unnatur der Tracht der Kinder war schon gebrochen; das freie Spiel der Glieder durfte sich wieder regen; die so natürliche Verbindung des Kindes mit der Natur ward wieder hergestellt und die alberne Altklugheit, zu der man mit ödem Zwang und gemachter Ernsthaftigkeit die Kinder heranpräparirte, ward schon mit glücklicher Ironie verspottet. Pestalozzi aber brachte die Pädagogik zum Bewußtsein, daß die rechte Strenge nur aus der rechten Liebe entspringen könne. Er brachte sie zum Bewußtsein, im Kinde den Menschen, das Menschengeschlecht zu ehren und aus diesem Grunde mit ihm sowohl freundlich als voll heiligen Ernstes zu verkehren. Freundlich, denn das Kind ist noch ein unmündiges Wesen, das von unserer Seite mannigfacher Zurechtweisung, vielfacher Nachsicht, weiser Zuvorkommniß, zärtlicher Pflege bedarf. Voll heiligen Ernstes, denn dies biegsame unselbstständige Wesen, es ist dennoch, was wir sind. Die ganze Kraft des Geschlechts, in welchem Maaß auch immer, wohnt in ihm und das Kind, weil es so gut als wir Geist ist, hat selbst den Trieb nach Wahrheit und Ordnung. Pestalozzi's Kindlichkeit war daher von aller sentimentalen oder jocosen Spielerei weit entfernt.

Diese Auffassung der Kinderzucht, ehrwürdige Versammlung, darf die Pädagogik nicht wieder fallen lassen. Die Bildung ist nicht Bildung, wenn sie nicht als freie That sich auswirkt. Der Zögling muß zur Selbstachtung und dadurch zur Scham vor sich selbst, vor dem in ihm, in seinem Wissen und Gewissen als deren Wahrheit sich bezeugenden göttlichen Geist gebracht werden. Die Liebe treibt die Furcht aus; diese ist nur der Anfang der Weisheit. Wenn ich aber ein Kind stets zum Wurm herabwürdige; wenn ich seinen engen Horizont stets mit Drohwolken umlagere; wenn ich all seine Beschäftigung dem Inhalt wie der Form nach nur darauf berechnet zu haben scheine, ihm Unlust zu erwecken und wenn ich dieser finstern Freudelosigkeit noch schmerzliche Mißhandlungen hinzufüge — wie soll da ächter Menschensinn erwachen!

Da erzielt man nichts, als Menschen, die vor Mächtigeren, denn sie selbst sind, mit heuchlerischer Unterwerfung, mit steter Angst, ihnen zu mißfallen, sich schmiegen; gegen Schwächere aber, wie alle Knechtsnaturen, empörenden Uebermuth auslassen, weil sie nichts Anderes gelernt haben, als zu knechten, weil sie keine andere Aufgabe des menschlichen Daseins kennen, als entweder selbst Furcht zu empfinden oder Furcht zu erregen. Solche Menschen sind der That nach Atheisten, sollten sie auch formell den Lehren und Gebräuchen einer Kirche fleißig anhängen. Sie leugnen durch ihre Praxis das Christenthum, nach welchem wir uns alle als Brüder wissen, weil wir alle Kinder desselben Gottes sind. Man hat Pestalozzi auf der Wage der Rechtgläubigkeit gewogen und ihn nicht ganz vollwichtig gefunden. O über die frömmelnde Kleinmeisterei! Dieser Liebessinn, der so ganz voll Aufopferung und Treue, so ganz voll Milde und Demuth war — er soll noch nicht die wahre Christlichkeit sein, weil er nicht die banale dogmatische Sprache redet! Und besäßen wir nicht von Pestalozzi noch die Aphorismen, welche er die Abendstunden eines Einsiedlers nannte, so hätte die zelotische Orthodoxie wohl noch ein strengeres Urtheil über ihn gefällt.

Pestalozzi gestaltete aber dadurch die Kinderzucht von Grund aus um, daß, nachdem die Römische Herbheit der väterlichen Gewalt ihr Aeußerstes erreicht, er in ihr die Germanische Süßigkeit des mütterlichen Wesens zur Anerkennung brachte und der Mutter wie der Wohnstube eine neue und höhere Weihe gab. Die ersten Athemzüge des Kindes, sein erstes Aufdämmern aus dem Schlaf und Traum des Anfangs, sein erstes Begehren, sein erstes Schreien und Lächeln — alles dies ist für das Kind eben so wichtig, als uns Erwachsenen große Arbeiten sind. Von Rousseau unterscheidet sich Pestalozzi's Theorie wohl in Nichts stärker, als in dieser Hochachtung der Mutter und Hervorhebung der Wohnstube, der ersten Welt des Kindes. Hier ist denn wohl der rechte Ort, wo wir, Pestalozzi's Angedenken feiernd, auch Deiner dankbar erwähnen, Mutter Pestalozzi, die Du getreulich ausgehalten hast bei Deinem Manne, in allen Stürmen der Zeit, die über sein Haupt hinweg-

brauſten, die Du unermüdet geweſen biſt, den Kindern, die er von der Straße her Dir in's Haus brachte, Wartung zu geben. Ehre und Friede ſei auch Deiner Aſche!

In den Kreis der Erziehung wollte Peſtalozzi auch die Arbeit mit aufgenommen wiſſen. Für das Kind iſt allerdings weſentlich, daß der Unterricht ihm als Arbeit erſcheine. Wollte man mit dem eigentlichen Unterricht noch Handarbeiten verbinden, ſo würde er dem Kinde ſeine Wichtigkeit verlieren; es würde eine Halbheit entſtehen, gegen welche ſchon Fichte in den Reden an die Deutſche Nation ſich erklärte. Bei Peſtalozzi lag dieſer Mißgriff inſofern nahe, als er Bettelkinder dem Elend zu entreißen und ihnen durch Handarbeiten ein Mittel zu geben ſuchte, ſich für ihren Unterhalt ſelbſtſtändig zu machen. Allein Peſtalozzi blieb hierbei nicht ſtehen. Er erkannte allmälig, daß die Arbeit ein univerſeller ethiſcher Begriff ſei, welchen die Erziehung als conſtantes Element in ſich aufnehmen müſſe. Die frühere Pſychologie hat eine Menge Merkmale aufgeſucht, den Menſchen vom Thier zu unterſcheiden; unſere heutige praktiſche Philoſophie könnte ſagen: der Menſch unterſcheidet ſich vom Thier durch die Arbeit. Kein Thier arbeitet, dem Menſchen aber iſt die Arbeit, das Produciren weſentlich. Zu den chriſtlichen Cardinaltugenden des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung hat unſer Jahrhundert als vierte die Tugend der Arbeit hinzuzurechnen. Jeder Menſch ſoll ſo viel lernen, daß er ſich ſelbſt Unterhalt ſchaffen könne, damit das Warten auf fremde Hülfe immer mehr verſchwinde, damit ſich der Einzelne, voll Selbſtvertrauen auf ſeine Kraft und Bildung, in das Leben wage, damit er einen objectiven Halt gewinne. Die Erziehung muß ihn alſo zur Arbeit gewöhnen, muß ihm in ihr die Bedingung alles humanen Genuſſes zeigen, muß das Bedürfniß, thätig zu ſein, in ihm erwecken und entwickeln.

Mit dieſer Anerkennung der Arbeit tritt nun ein großer, für alle ſocialen Verhältniſſe entſcheidender Wendpunct in die Geſchichte. Es entſteht die Einſicht, daß der Quell alles Elends, aller Armuth, aller Rohheit nicht in einer ſtiefmütterlichen Ungleichheit der Natur zu ſuchen iſt; nicht auch in einer Unfähigkeit der Einzelnen, ſondern in dem Zurückbleiben einer Menge von Menſchen in dem ſelbſtloſen

und ohnmächtigen Zustande der Unbildung und der daraus entspringenden Arbeitsunfähigkeit und der aus dieser wiederum resultirenden Abhängigkeit vom Zufall und von andern Menschen. Der Ungebildete vergöttert in der Trägheit, im gedanken- und thatlosen Vegetiren das Ideal menschlichen Lebens. Die Scham, ohne sein Zuthun sich kleiden, sich füttern zu lassen, erlischt in ihm und er sinkt in jenes formlose Chaos herunter, welches die Culturvölker bisher aus ihrer socialen Gestaltung noch nicht haben austilgen können, und welches wir sowohl in den Pariahkasten und Proletariern der Priester- und Kriegerstaaten der alten, als in den organisirten Bettlerschaaren der mordernen Welt antreffen. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts sehen wir nun das passive System des Wohlthuns bestehn, welches, dem augenblicklichen Mangel abhelfend, im Grunde doch nichts verändert: Der Hunger wird gestillt, die Blöße bedeckt, der Schmerz gelindert. Das ist recht, das ist schön. Kein Tadel falle auf solche Handlung. Aber was geschieht denn, damit dieselbe Noth nicht nach kurzer Zeit wiederkehre? Das ist die Frage. Das Mittelalter und die nächste Folgezeit verstanden noch gar nicht, was eigentlich das Elend, den Jammer des Armen ausmacht, dem die Klöster und Kirchen ihre Spenden reichten; für dessen Pflege man Spitäler, Krankenanstalten, Waisenhäuser errichtete, zu dessen Unterhalt schwere und immer schwerere Taxen den Besitzenden aufgebürdet werden mußten. Man betrachtete den Armen als einen unausrottbaren Parasiten des gesellschaftlichen Körpers, der übrigens gesund sei. Im Geben besaß man die einzige Form des Antagonismus gegen Armuth und Elend. Als ob das bloße oft begriff- und gemüthlose Geben und das oft eben so stupide und apathische Empfangen das Uebel nicht in steigender Progression vergrößern müßte!

Durch die genaue Beobachtung des Volkslebens, wie er es in Lienhard und Gertrud mit epischer Klarheit schilderte; durch seine Untersuchungen über den Kindermord und ähnliche gesetzgeberische Arbeiten, insbesondere jedoch durch seinen vieljährigen, stets erneueten Umgang mit Bettelkindern, deren Lebenslauf und Eigenheiten er bis in's Einzelne erforschte, ward Pestalozzi vollkommen mit dem trau-

rigen Cirkel bekannt, in welchem ſich das Leben desjenigen Dürftigen drehet, der zugleich der Ungebildete und darum nicht ſelten Arbeitloſe iſt. Dieſer Cirkel iſt folgender:

die Unwiſſenheit und Unbildung erzeugt Hülfloſigkeit;
die Hülfloſigkeit erzeugt Noth;
die Noth erzeugt das Vergehen, ja das Verbrechen.

Auf dem Punct, wo aus dem Ungeſchick und dem Mangel an roher Handarbeit oder dem phyſiſchen Unvermögen zu ihr Noth entſteht, tritt nun zwar nicht ſelten die Hülfe der Geſellſchaft ein. Das erbetene Almoſen wird gereicht, die erflehete Unterſtützung wird gewährt. Allein wer ermißt die moraliſche Vernichtung, die in dem Selbſtgefühl erſt vor ſich gehen muß, bevor man ſich zum Bitten entſchließt, da das Geben ſogar dem edlen Menſchen nur nach einer Seite hin Freude gewährt, nach der andern jedoch ihn mit ſchmerzlicher Wehmuth erfüllt? Was aber auch der Beſitzende dem Beſitzloſen opfere, in jedem Fall iſt es darum unzulänglich, weil die Wurzel ſelbſt, aus welcher die Noth entſtammt, nicht ausgetilgt wird. Das ſoeben abgehauene Haupt der Hyder ſchießt wieder empor. Da, im Drange des Augenblicks erliegt der Arme der Verſuchung, durch ein Vergehen, wohl gar Verbrechen ſich über die Qual des Daſeins hinwegzuhelfen. Es iſt geſchehen, das Entſetzliche — wer aber will den erſten Stein auf den Unglücklichen werfen?

Auf den Unglücklichen! Denn mit dieſem Moment tritt die Geſellſchaft ganz anders gegen ihn auf. Sie ergreift ihn, feſſelt ihn, entehrt ihn, beraubt ihn ſeiner Freiheit oft auf Jahre hin, oft zeitlebens. Er hat, was er nicht hatte, aber bedurfte, mit Liſt, vielleicht mit Gewalt genommen. Er hat die Sicherheit des Eigenthums bedroht. Unzweifelhaft hat er Unrecht gethan. Dafür ſtraft die Geſellſchaft und zwar, ſo lange in ihr die perſönliche Freiheit noch ſehr niedrig ſteht, mit den härteſten Strafen. Wohlverſtanden, noch rede ich nicht von dem ſyſtematiſchen Böſewicht, ſondern von dem Armen, den die Entbehrung zum Vergehen verleitet und der mit ihm dem Gerichte verfällt.

Iſt er nun aber geſtraft, wie ſteht es dann mit ihm? Iſt er

dann besser daran? Hat er durch die Strafe etwas gelernt, das ihm förderlicher durchs Leben hülfe? Ist er durch seine Entehrung fähiger zum Verkehr geworden oder nicht vielmehr erst recht davon ausgeschlossen? Hat ihn das Gefängniß zur Besinnung, hat die Züchtigung ihn zur Reue gebracht? Hat der Umgang mit andern Verbrechern ihn gebessert? Ist er nicht mit Groll gegen die Gesellschaft erfüllt? Kehrt er nicht, abgestraft und freigelassen, als ihr erklärter, selbstbewußter Feind zu ihr zurück? Ist nicht zwischen ihm und ihr von nun an ein Abgrund aufgethan, der ihn gleichgültig gegen alle macht, die nicht, wie er, trogen, stahlen, raubten, mordeten? — —

Ach, haltet ein, ihr Fragen, uns zu überstürzen! Genug schon. Wie Pestalozzi stehen wir mit Schaudern vor diesem Gemälde; das Gefühl des Mitleids und unserer Schwäche will uns zermalmen! — Oder schilderte ich zu schwarz? Uebertrieb ich? O blickt um Euch! Die Observatenvereine, die Zellengefängnißbauten, die Anstalten zur Rettung verwahrloster Kinder, die Kleinkinderbewahrschulen, die Seltenheit der Todesstrafe, die Revision der Strafgesetzbücher der Völker — sie mögen Euch antworten. Sie mögen thatsächlich Euch darthun, wie lebhaft die Gesellschaft fühlt, daß der Verbrecher eine andere Stellung, das Verbrechen gleichsam einen neuen Begriff erwarte. Wo aber zeigt sich eine Rettung der Gesellschaft, eine Versöhnung mit sich? Können wir wohl anders, als Pestalozzi, sie einerseits in der Liebe zu finden, welche sich nicht für zu gut hält, mit den Unreinen Gemeinschaft zu pflegen, um in ihnen das Ebenbild Gottes, das Gott selbst ja in sie gelegt, aus dem Schutt, der darüber geworfen herauszuschälen? Können wir wohl anders, als Pestalozzi, sie anderseits in der Bildung zur Arbeit zu finden, welche den Unglücklichen unabhängig vom Zufall, unabhängig von den Launen Anderer macht, welche ihm ein wahrhaftes, nachhaltiges Selbstgefühl einflößt, welche ihn mit der heitern Zuversicht erfüllt, wie die Gesellschaft auch auf ihn gerechnet habe, wie auch er in irgend einer Beziehung ihr unentbehrlich sei? — Gewiß müssen wir Pestalozzi hierin beistimmen, soll nicht der alte Cirkel wieder beginnen, soll nicht Unwissenheit und Unbildung den Menschen von

Neuem in Noth versenken, die Noth ihn wieder zum Verbrechen verführen, das Verbrechen ihn wieder dem Gefängniß und der Entehrung überliefern.

Was folgt aus alle diesem? Unausweichlich, daß wir das alte einseitige System der Wohlthätigkeit ganz aufzugeben haben, da wir in ihm weiter nichts, als das Mittel erkennen, die schon so trostlose Lage der Culturvölker in reißendem Wachsthum immer trostloser zu machen. Alle diese Geldsummen, die wir in Wohlthätigkeitsvereinen zusammenbringen, alle diese Beiträge, die wir, auch nur nach den Zeitungsberichten, wirklich zum Erstaunen fleißig und reichlich für Nothleidende anhäufen, sind nur Palliative. Mißverstehen Sie mich nicht. Es soll natürlich Niemandem benommen sein, dem Leidenden auch so zu helfen. Handelt es sich aber um ein Princip, den Pauperismus eben so gründlich als human aufzuheben, dann ist das Verfahren des bloßen Schenkens schlechthin verwerflich, weil es das Leiden nur verlängert; dann müssen wir tiefer dringen; dann müssen wir von vorn herein zu verhüten suchen, daß es überhaupt Arme gibt, die einem solchen Grade von Hülflosigkeit erliegen. Nicht in der naiven Weise ist diesem Uebel abzuhelfen, wie die ersten Christen es wollten, indem sie allen Privatbesitz aufhoben und eine abstracte Gütergemeinschaft versuchten, die nur kurze Zeit möglich war und nur in den Mönchsorden, weil sie das Familienleben ausschließen, sich erhalten konnte. Auch nicht von der modernen Berechnung ist auszugehen, die Arbeit des Einzelnen nur als eine Waare zu nehmen, die nach dem Procentsatz verwerthet wird, den sie als Theil des Gesammtcapitals verdient, sondern die Sittlichkeit der Arbeit selbst, die innere Nothwendigkeit derselben für die Freiheit ist das wahrhafte Princip, einen befriedigerenden Zustand der Gesellschaft herbeizuführen. Der Müßiggänger muß zugleich als der Unsittliche gelten. Die Verpflichtung zur Arbeit ist eine Allen gemeinsame. Ist erst der falsche Optimismus der gar nicht arbeitenden, nur genießenden Nichtsthuer gestürzt, so ist auch der grause Pessimismus der nur arbeitenden und gar nicht genießenden Heloten verschwunden. Die mit Verstand und Wohlwollen angelegte Organisation der Arbeit hat den schönen Segen einer wahrhaften Muße,

eines ächten Genusses für Alle von selbst zur Folge. Der Neid verflüchtigt sich. Der Besitz gleicht sich natürlich aus; die Versuchung zum Betrug und Diebstahl existirt nicht mehr; die Gerechtigkeit, die Seele eines jeden Gemeinwesens, genügt sich und die Arbeit, da sie, wenn Alle arbeiten, nicht übermäßig sein kann, da sie, wenn sie mit Freiheit vollbracht wird, nicht als ein unvermeidlicher Zwang mit Unwillen und Widerstreben gegen sich erfüllt, die Arbeit wird selbst zum Genuß. Es war in Pestalozzi's Gemüth ein hoher Schwung, der ihn, obwohl er selbst so oft mit irdischem Druck zu kämpfen hatte, vor der Kläglichkeit bewahrte, in der bequemen Stillung der thierischen Bedürfnisse des Menschen bereits die vollständige Garantie aller Cultur zu erblicken. Er vertrauete, daß ein gut unterrichteter und liebevoll gearteter Mensch seinen Unterhalt finden müsse. Er opferte den Geist nicht der Materie, dem Sensualismus, sondern ging auf die Herrschaft über die Natur durch den Geist und daher auf dessen möglichst allseitige Bildung. Sein eigenes Leben war ein Zeugniß für sein Princip, ein Triumph des Geistes über das Schicksal. Wie rauh ihn selbst auch die Noth prüfte, doch hatte er, der Arme, immer für den noch Aermeren entbehrlichen Ueberfluß und die Liebe vollbrachte auch bei ihm das Wunder, mit wenigen Broden Tausende zu sättigen.

Die Entsittlichung der Gesellschaft zu einem Pöbel gänzlich zu verhindern, wollte Pestalozzi für die Erziehung die Selbstachtung und Selbstbildung zur Richtschnur machen. O meine Freunde, ist es nicht zum Entsetzen, wie sehr wir uns an die Entmenschung unserer Brüder gewöhnen, daß wir den Begriff des Pöbels, die Existenz des Pöbels, die Anschauung des Pöbels, bei jedem Gang über die Straße, die Folie des Pöbels, für den feinen Schliff und den gesättigten Comfort des Luxus, daß wir dies Alles hinnehmen, als wär' es eine unantastbare Nothwendigkeit, als wär' es, so zu sagen, eine Idee? Pöbel! Auskehrichtshaufen der Menschheit, Verwesungsdünger der um die Spanne der Existenz und des halb bewußtlosen Genusses gierig sich drängenden Generationen. Pöbel ist die demoralisirte und endlich auch physisch vernichtete, die gesinnungslose, die thierisch egoistische Menschheit. Pestalozzi's Herz blutete

zeitlebens, daß ein ſolcher exiſtirt. Er empörte ſich dagegen, daß es immer ſo bleiben ſollte. Mit aller Gluth des Gefühls rief er uns zu, aus dem Schlaf unſerer Gewohnheit zu erwachen und, alle ſchlechte Vornehmheit bei Seite werfend, uns der Verwahrloſten anzunehmen. Mit aller Macht, die er als Einzelner aufbieten konnte, verſuchte er, ringsum ſich den Neubau der Menſchheit zu beginnen. Alle ſeine Schriften und Journale culminirten in dem Gedanken, es ſoll kein Pöbel mehr exiſtiren. Die Beſitzenden, die Gebildeten, die Genießenden können in dieſer Hinſicht nicht ruhig, nicht glücklich ſein, ſo lange noch Menſchen, ihre Brüder, in ſolcher Entwürdigung leben und durch viele Einrichtungen der beſtehenden Geſellſchaft darin conſervirt werden.

Aber dies Streben führte ihn nun eben zur Einſicht, daß die Erziehung, ſoll ſie ihren hohen und umfaſſenden Zweck erreichen, nicht die Angelegenheit vereinzelter Kräfte, bloßer Privatperſonen ſein könne, vielmehr Angelegenheit des Volkes werden müſſe. Er begründete die Volksſchule. Dies Wort hat einen doppelten Sinn. Einmal verſtehen wir darunter vorzüglich diejenigen Anſtalten, welche der elementaren Bildung des bäuerlichen und des ſogenannten niederen Bürgerſtandes gewidmet ſind. Sodann aber bezeichnet dieſer Ausdruck die Schule als das nationale Syſtem der Unterrichtsanſtalten. An und für ſich ſoll jede Schule, auch die höhere Bürgerſchule, auch das Gymnaſium, auch die Univerſität, auch die Fachſchule, Volksſchule ſein. Daſſelbe und in ſich einige Volk iſt es, welches in allen dieſen Anſtalten ſich die Organe ſeiner Jugendbildung ſchafft. Wie hoch auch Jemand ſtehe, niemals ſteht er ſo hoch, daß er nicht ſein Volk, deſſen Geiſt und Bildung, deſſen Geſchichte als das verhängnißvolle Weſen über ſich anzuerkennen hätte, von welchem er ſelbſt abhängig iſt. Jedes Volk ſoll trachten, das, was das Problem der Menſchheit iſt, nämlich die Menſchlichkeit, in ſich auf alle Weiſe zu realiſiren. Der Einzelne iſt beſchränkt; bald fehlt die rechte Einſicht, bald gebricht es an Energie. Ein Volk aber iſt ein coloſſales Individuum, ausgeſtattet mit tauſendfachen Mitteln; um ſich blickend, ein Argus der Intelligenz, mit tauſend Augen; hinſchreitend durch das ephemere Gewirr der beſondern Be-

gebenheiten, welches die Einzelnen oft rathlos macht, mit dem ehernen Tritt welthistorischer Nothwendigkeit; überdauernd in seiner hundert- ja tausendjährigen Langlebigkeit den Untergang zahlloser Individuen, vieler Generationen. Für ein Volk giebt es keine unersetzlichen Verluste, es wäre denn, daß es seine Selbstständigkeit und Freiheit einbüßte.

Pestalozzi wollte die Erziehung als Volkserziehung d. h. er wollte, daß Alle, welche zu einem Volke gehören, sich als lebendige Glieder Eines untheilbaren Ganzen betrachten und in diesem Sinne solidarischer Verbundenheit wirken sollten. Er wollte, daß Alle, der Möglichkeit nach, sich derselben Bildung, des gleichen Genusses erfreuen sollten. Er wollte, daß die Erziehung sich zu einem nationalen System entwickelte, welches den Samen der Humanität durch Erkenntniß der Wahrheit und Liebe des Guten über alle Bürger gleichmäßig ausstreuete. Er wollte, daß das bleiche Schattenbild eines hungrigen, verlumpten, lasterhaften, unwissenden, doch in nichtswürdigen Ränken verschmitzten, bis zur Freude am Bösen heruntergesunkenen Pöbels durch die Volkserziehung absolut ausgerottet würde. Doch würden wir Pestalozzi's Idee derselben irrig auffassen, wenn wir der Meinung wären, daß er nur diese proletarische Form des Pöbels im Auge gehabt. Nein, er wollte den vornehmen Pöbel eben so wenig. Mit welch' einem Ingrimm, mit welch' Juvenalischen Farben schilderte er uns nicht die Versunkenheit desselben in ein Wohlkönnen des Unnützen und Nichtkönnen des Nothwendigen! Wie edelzornig eifert er nicht gegen die mit großen und prächtigen Worten ihre Lüge verhüllende Eitelkeit und Flachheit, welche sogar, wie er sich einmal ausdrückt, in politischen und religiösen Meinungen heute von der Capucinade zum Unglauben und morgen von dem Unglauben zur Capucinade übergeht! Die Frivolität war es, die er als das Kriterium des reichen und vornehmen Pöbels hervorhob und deren Grund er in einer Erziehung fand, welche bei den höheren Ständen oft nur eine vortheilhafte Schaustellung der Persönlichkeit statt eines tiefen, gemüthvollen Strebens und ein gefälliges, höchstens glänzendes Schwatzen statt eines klaren, gründlichen Wissens erzeugt. Es gehört noch immer zum Fluch der modernen Erziehung, zu

meinen, ein wenig Geographie und Naturgeſchichte, ein wenig Welthiſtorie, ein wenig antike Mythologie, ein wenig Deutſche Literatur aber viel Tanzen, viel Clavierſpielen, viel Franzöſiſch und viel ſogenannte Weltklugheit, nämlich die feinſte Selbſtſucht in dem Gewande der eudämoniſtiſchen Moral und die Kunſt der Zweideutigkeit, — dies heiße, eine gute Erziehung genoſſen zu haben. Dieſe Scheinbildung, dieſe falſche Ariſtokratie des Geiſtes, ſofern ſie durch ein unſittliches Kokettiren mit gewiſſen Künſten und Kenntniſſen ein unendliches Voraus beanſprucht, wollte Peſtalozzi eben ſo gut zerſtören, als die Unwiſſenheit, Rohheit, Gewiſſenloſigkeit, Beſtialität des Pöbels in den unterſten Schichten der Geſellſchaft. Das eitle Gemächt einer fundamentloſen Weisheit, welche die Erziehung zu einer Abrichtungs- und Verhüllungskunſt verkehrt und erniedrigt, widerte ihn an. Menſchen wollte er, wahrhafte, ganze Menſchen. Der Egoismus, der alles Wiſſen und Können des Zöglings nur auf den äußeren Gewinn, auf das Fortkommen in der Welt, auf den Kauf berechnet, ſollte dadurch vernichtet werden, daß der Einzelne von früh auf ſich als dem großen Ganzen ſeines Volks gehörig empfinden und erkennen und in der Demuth gegen die ſittliche Macht des Volksgeiſtes auch im Kleinen treu ſein lernte.

War es nicht dieſer Begriff der Volkserziehung, der unſer Vaterland mit ſtill nährender Kraft durchdrang, als wir, wie es ſchien, einem fremden Volke, als wir dem Schlachtengott Napoleon erlegen zu ſein ſchienen? War es nicht dies Hoffen auf die Unüberwindlichkeit des reinen, des heiligen Geiſtes, welches namentlich uns Preußen in jenen Jahren des Druckes und der Buße aufrecht hielt und ſtählte? War es nicht das Vertrauen, daß ein Volk im Bewußtſein, der Vernunft und Freiheit von ganzem Herzen gehorſam ſein zu wollen, auch aus verzweifelten Zuſtänden wieder zum Vollgenuß ſeines Weſens hervorgehen könne? Bewahrte nicht dieſe Ueberzeugung unſerm angeſtammten Fürſtenhauſe, als es in der Trübſal hier unter uns weilte, den rechten, gottgeſegneten Muth? War es nicht dieſe Gewißheit, welche Friedrich Wilhelm den Dritten beſeelte, welche ihn mit dem größten Intereſſe für Peſtalozzi erfüllte und ihn zu dem Entſchluß bewog, ſeinen Anſichten und ſei-

nem Wirken in unserem Staate die möglichst große Ausdehnung und tiefe Einwurzelung zu schaffen? Haben wir nicht in unseren Schullehrerseminaren, in unseren, durch Dinters ächt populäres Bemühen besonders emporgekommenen Volksschulen die schönen Früchte jener schmerzlichen Zeit unserer Wiedergeburt, jener erhabenen, wahrhaft volksthümlichen Rathschlüsse unseres Königs noch vor uns?

Allerdings war Pestalozzi nach seiner Weise von beschränkten Vorstellungen, von ganz bestimmten Bedürfnissen ausgegangen. Fichte war es, der das, was Pestalozzi ursprünglich Volkserziehung nannte, 1807 zu dem weiteren Begriff der Nationalerziehung erhob und Herbart, der pädagogisch ganz von Pestalozzi'schen Grundsätzen ausging, war es, der auch über die Nationalität sich zu der noch höheren Stufe des Begriffs der freien, der beseelten Gesellschaft als des letzten Zieles der praktischen Entwicklung emporschwang. Der Idealismus Pestalozzi's, der ihn oft als Träumer erscheinen ließ, war einer solchen Verklärung seiner Urgedanken zu allgemeineren Standpuncten nichts weniger als verschlossen und dieser all sein Dichten und Trachten adelnde Grundzug der reinsten Humanität ist es vorzüglich, der ihm unsere innigste Sympathie zuwendet.

Er giebt seiner Idee der Volkserziehung welthistorische Bedeutung. Ueberall, ehrwürdige Versammlung, bricht bei ihm das Bewußtsein hindurch, daß der Geist eines Volkes nicht aus der Fixirung seiner Beschränktheit, nicht aus dem abstoßenden Eigensinn der Nationalität seine Kraft entnehmen dürfe, vielmehr aus dem Streben, in sich dem Geiste der Gattung, dem Geiste der Menschheit Raum zu schaffen. Die einzelnen Völker sind nicht die Menschheit selber, aber die Menschheit incarnirt sich in ihnen. Das Volk, welches Epoche macht, macht sie nur, indem es dem allgemeinen Geist in sich eine Wohnstätte bereitet. Alle Völker, welche nicht dazu gelangen, zum Bewußtsein der Ewigkeit des Geistes hindurchzudringen und dies Bewußtsein in einer Form auszudrücken, die auch für andere Völker verständlich wird, gehen spurlos unter, bleiben in die Nacht der Geschichtslosigkeit eingehüllt. Je mehr aber ein Volk aus dem natürlichen Egoismus sich herausarbeitet; je mehr es die Schranken nieder wirft, die es von dem Bruderbunde

mit andern Völkern trennen; je freierem Verkehr mit ihnen es sich überläßt, ohne die schnöde Angst, mit dieser Hingebung sich zu verlieren, sondern in der Zuversicht, bereichert in sich zurückzukehren; je mehr es in seinen Einrichtungen und Sitten die allgemeine Vernunft zu verwirklichen und den Geist der Menschheit zu seinem Recht gelangen zu lassen bestrebt ist: um so geschichtlicher wird es.

Zu diesem Ideal der Humanität schaut Pestalozzi's Volkserziehung beständig, bald bewußt, bald unbewußt empor. Darin liegt ihr allmächtiger Hebel. Nicht engherzigen, mit philisterhaftem Dünkel sich selbst bewundernden Patriotismus wollte er, nicht einen seichten, von der Macht nationaler Individualität abstrahirenden Kosmopolitismus. Mag der Brite, mag der Franzose auf uns Deutsche mitleidig herabblicken, daß unser nationales Selbstgefühl, dem seinigen gegenüber, so gar winzig ist, und ist es zweifelsohne auch zu bedauern, daß wir uns politisch oft zu selbstlos benehmen, so liegt der Grund doch tiefer, als in bloßer Schwäche. Er liegt darin, daß wir Deutsche nicht blos Deutsche in exclusivem Sinn, daß wir als Deutsche zugleich Menschen sein wollen. Insofern das Christenthum allen Völkern diese Aufgabe stellt, ist Pestalozzi's Volkserziehung ächt christlich. Ein Volk daher, nach seinen Principien sich zum Humanitätsstaat entwickelnd, würde ein Schauspiel sein, von dem wir ausrufen müßten: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Lasset uns denn, meine Freunde, mit aller Kraft, jeder in seinem Beruf und Lebenskreise, dahin arbeiten, daß man zunächst von uns Preußen wenigstens sagen könne, daß wir diese Menschwerdung des Staates begriffen haben und ihr, so viel an uns ist, selbstbewußt zu genügen suchen. Das Andenken an diesen Tag; die Vergegenwärtigung der Opfer, welche Pestalozzi der Menschheit brachte; die Macht der edlen Entschlüsse, die wir bei der heutigen Feier für die Erziehung der Jugend und des Volks fassen, begleite uns segensvoll in unser ferneres Leben! Der Geist der Wahrheit und der Liebe, der allein der Geist des wirklichen Fortschritts, der der göttliche Geist selber, leuchte fortan aus allen unsern Werken!

VII.

Rede am Dinterfeſt

am 29. Februar 1848 zu Königsberg.

Dies Jahr, Verehrteſte, iſt ein Schaltjahr, und daß es ein ſolches iſt, beurkundet uns der heutige Tag, der Geburtstag des alten Dinter, den das Geſchick ſelbſt noch, ſchon auf der Neige ſeines Lebens, hier einſchaltete, um auch in Preußen, wie er in Sachſen gethan, die Blüthen ſeines unverwelklichen Herzensfrühlinges auszuſtreuen.

Eingeſchaltet wurde er hier in Preußen, denn er erſchien hier in der That zunächſt als eine Epiſode, die jedoch, wie die rechte Epiſode im poetiſchen Kunſtwerk, durch ihre Nothwendigkeit ſich rechtfertigte; wie ja auch der Schalttag, der außerordentliche, doch erforderlich iſt, um eben die wahre Ordnung des Jahreslaufes zu erhalten.

Die Entwickelung des Preußiſchen Schulweſens hatte bereits, als Dinter zu uns kam, in Folge der ſchmerzlich tiefern Selbſterkenntniß unſeres Staates, die entſchiedene Richtung auf die Bildung der Volksſchulen genommen. Nachdrücklich hatte Fichte bereits in ſeinen Reden an die Deutſche Nation auf Peſtalozzi hingewieſen. Herbart, als Philoſoph nicht nur durch ſeine Metaphyſik und Pſychologie, ſondern auch durch ſeine praktiſche Philoſophie und Pädagogik hervorragend, hatte ſchon, ebenfalls von Peſtalozzi'ſchen Ausgängen her, die Erziehung zur Wiſſenſchaft und Kunſt zu bilden verſucht. Friedrich Wilhelm III. endlich hatte den Peſtalozzianer Zeller aus Würtemberg hieherberufen, um Peſtalozzi's Methode hier ganz unmittelbaren Eingang zu ſchaffen. Allein mit Zeller trat auch manche Abirrung von geſunder, naturgemäßer Pädagogik auf.

Er hielt nicht ſelten für Natur, was in der That nur mechaniſche Dreſſur, für Methode, was oft nur langweilige Verweitläufigung war. Dinter ſelbſt, bei aller Anerkennung der Verdienſte Zellers, hat deshalb doch nicht umhin gekonnt, manche dieſer Sonderbarkeiten tadelnd mitzutheilen, um die Veränderungen, die er in den Seminarien einrichtete, zu motiviren.

Dinter, der fröhliche Mann, kam ſchon bejahrt doch nicht nur als ein Jüngling an Geiſt und Leib, ſondern auch als ein Junggeſell hierher. Merkwürdig genug, ſind die Männer, die hier in Königsberg vorzugsweiſe der Pädagogik gelebt haben, nicht ſelber Väter geweſen. Kant war gar nicht verheirathet; Herbart war verheirathet, allein kinderlos; Dinter war Cölibatair aus romantiſcher Aufopferung. Seinem Weſen nach aber gehörte er der Kinderwelt. Vom Affect der Väterlichkeit war ſein ganzes Herz durchdrungen. Vom innerſten Gemüth heraus verſtand er ſich vortrefflich auf alle Regungen der Kinderſeele, lebte mit ihr in unmittelbarer Sympathie, wußte ihre Bedürfniſſe im Voraus zu errathen und den Sonnenſchein gedeihlichen Vertrauens um ſich her auszubreiten. Alle Welt nannte ihn den Vater Dinter, und er, um recht innig lieben zu können, machte ſich wenigſtens zum Adoptivvater. Er mußte Jemand haben, dem er unbedingt alle Fülle und ſorgliche Zärtlichkeit ſeines Herzens widmen konnte und nichts daher iſt gewiß ſeinem kindlichen und kinderfreundlichen Sinn entſprechender geweſen, als die Verknüpfung ſeines Namens mit unſern Kleinkinderſchulen.

Wie er aber ſchlechtweg Vater Dinter hieß, ſo hieß er auch der alte Dinter. Dies Prädicat, iſt es nicht eines der ſchönſten Schmeichelworte, die wir einem Menſchen ertheilen? Der alte, d. h. der zuverläſſige, der ſich in Freud' und Leid als derſelbe bewährt hat; der alte d. h. der gütige; der alte d. h. der nicht blos gütig geſinnte, ſondern mit Rath und That helfende; der alte d. h. eigentlich alſo der junge, der in der Kraft des Geiſtes und Herzens unalternde.

Das Feuer ſeiner Jünglinghaftigkeit und die Burſchenſchaftlichkeit ſeines Junggeſellenthums machten dem alten Dinter möglich, das Immergrün ſeiner Menſchenliebe in einem größeren Umkreis

auszudehnen, als es wohl dem wirklichen Familienvater gelingt. Sie erleichterten ihm die Rastlosigkeit seines Wirkens, die Ungebundenheit seines Wanderlebens, die Hingebung an Andere, die Bequemlichkeit des persönlichen Verkehrs und sein Vatersinn, um es für diese ungenirte Thatenluft nie an Stoff fehlen zu lassen, schuf sich überall neue Kindschaften.

Nur drei Lustren ist es ihm hier zu wirken vergönnt gewesen und doch ist es ihm, dem Fremden, gelungen, in so kurzer Zeit eine unermeßliche Popularität zu erobern, von welcher eben auch dieser Tag ein ehrenvolles Zeugniß ablegt. Drei Lustren schlummert er nun schon, aber noch soll, noch kann er nicht vergessen werden! Noch immer drängt es die Männer, die mit der Bildung der Jugend sich beschäftigen, sein Andenken auch öffentlich zu erneuen. Müssen sie doch seiner so oft gelegentlich und unwillkürlich gedenken! Dinter besaß unter vielen Gaben auch die seltene, das Charakteristische einer Person oder eines Verhältnisses in einzelnen, schlagenden Zügen zu erfassen und zur Anekdote zu gestalten. Solche Anekdoten verstreuete er mit beredsamem Munde als eine im Stillen oft mehr denn ein Buch fortwirkende Fruchtsaat. Diese epigrammatischen Blitze haben in gar vielen Köpfen den Boden gelockert und viele Anekdoten laufen nun schon als ein volksmäßiges Gut hier in Preußen um, welche von Dinter ihren Ursprung genommen haben.

Treten wir nun aber der Betrachtung des Mannes näher, so versteht es sich vorweg, daß nicht davon die Rede sein kann, sein Leben erzählen, seine besondern Verdienste schildern zu wollen. Beides ist noch in zu lebhaftem Andenken. Wohl aber dürften wir uns fragen, für welche Idee Dinter von der Erinnerung geheiligt werde? Denn irgend ein einfacher hervorstechender Kern muß doch in dem Manne liegen, der den Blick noch immer rückwärts zu ihm wendet. Lassen Sie uns, Verehrteste, diesen Kern suchen! Dinter war kein großer Philosoph, wie Kant; kein speculativer Pädagoge wie Herbart; kein socialer Pädagog, wie Pestalozzi, der auf eigene Hand die Reform der Massen begann; kein gelehrter Theologe, wie sein Reinhard. Es liegt in dem kindlich heitern, unablässig eifrigen Manne Nichts, das man als eine besondere Größe zu bewundern

und zu bestaunen hätte. Die Empfindung, die er in uns erregt, enthält nichts vom Idealismus erhebender Begeisterung. Sie stimmt uns männlich, muthig, rüstig, aufrichtig, wahrheitsliebend, voll Ehrfurcht gegen das Göttliche, wohlthätig, fröhlich, liebreich. Allen Anflug aber von Ueberschwänglichkeit, wie er beim Andenken an wichtige, thatenvolle Männer uns wohl überkommt, weiset das Bild Dinters sogar ausdrücklich von sich zurück. Er selbst konnte einer gewissen Sentimentalität huldigen, wenn er ausrief: mein Kitscher, mein Dresden, mein Mühlhausen — allein solcher Affect war bei ihm ohne die geringste Spur von schwärmerischem Enthusiasmus; er war vielmehr voll von praktischem Realismus und überwacht von nüchterner Besonnenheit.

Allein wenn es sich auch so verhält, wenn wir ihn nicht den welthistorischen Größen zurechnen dürfen, wer würde wohl wagen, dem Manne seine große Bedeutung für das Culturleben des Protestantismus in Deutschland abzusprechen? Zwar könnte man vorerst fragen, ob nicht etwa sein Schicksal dieselbe in sich trage? Diese Frage ist indessen schlechtweg zu verneinen, denn seine Geschichte ist die einfachste von der Welt, worin von herben Widersprüchen, von interessanten Begebenheiten, von gewaltigen Handlungen gar nicht die Rede ist. Dinter selbst preist sein Geschick als ein glückliches und weiß nur drei Unglücksfälle seines Lebens aufzuzählen. Sonst spann er dessen einfachen Faden vergnügt und thätig ab. — Oder aber man könnte, sein Gewicht zu schätzen, an seine Bildung denken, ob er nicht als Schriftsteller Epoche gemacht habe?

Hier allerdings erscheint Dinter bedeutender als in seinem Schicksal. Als Autor hat er eine reiche Wirksamkeit geübt. Er war von der Erkenntniß durchdrungen, daß die Bibel erst dann recht verstanden und vom Volk angeeignet werden könne, wenn an ihr die Fremdheit der ursprünglichen individuellen Erscheinung aufgehoben wäre. Dieses Streben beseelte schon Luther, als er die Bibel verdeutschte und die Kraft des göttlichen Wortes auch den Ungelehrten zugänglich machte. Späterhin jedoch erkannte man, daß die Uebersetzung allein noch nicht ausreiche, dem Volke das Verständniß völlig

aufzuschließen. Trotz der Richtigkeit der Einsicht in den Begriff des Textes und trotz der Wahrheit seines Deutschen Ausdrucks, der oft den Werth einer schöpferischen Production hat, konnte Luther doch diejenigen Schwierigkeiten nicht wegräumen, die in den Sachen selber, in dem Heterogenen der ganzen Orientalischen Weltanschauung und ihrer Symbolik liegen. Diesem Mangel wollte man in der Periode der Aufklärung abhelfen. Man machte neue Uebersetzungen, neue Paraphrasen. Das bekannteste Denkmal jener Zeit ist Bahrdt's Bibel im Volkston, zugleich das verrufenste, weil sie die hohe Poesie der biblischen Sprache in eine elende Prosa umsetzte, die energische Salbung vieler Stellen verwässerte, und den erregenden Reiz des symbolischen und änigmatischen Ausdrucks der plattesten Verständelei aufopferte. Dinter hatte diese Erfahrung hinter sich. In seiner Schullehrerbibel Alten und Neuen Testamentes bemühete er sich dies Extrem zu vermeiden, aber Klarheit der Anschauung, Deutlichkeit der Begriffe nach Kräften zu erreichen. Er wollte dem Schullehrer die Resultate der wissenschaftlichen Theologie vermitteln, damit derselbe dem Unterricht in der Religion wirkliche Bestimmtheit und gemeinfaßliche Darstellung im Verein mit praktischer Wärme zu geben vermöchte. Die Theologie, welcher er folgt, war allerdings die des Rationalismus, wie er von Morus, Niemeyer u. A. gelehrt ward. Dieser Standpunct mag von uns jetzt als eine Einseitigkeit betrachtet werden, die der Wissenschaft nicht mehr genügt, allein solche Einsicht kann den Werth der Dinter'schen noch immer unentbehrlichen Arbeit nicht vermindern und hier in Preußen mußte sie einen ganz besondern Eingang finden. Denn hatte nicht Kant in seinem Werk über die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft ganz dasselbe versucht, was Dinter wollte, nämlich die Bibel Deutsch reden zu lassen? Hatte Kant nicht seine Uebersetzungsterminologie aus dem anthropologisch-moralischen Element hergenommen? Erscheint also, da Herbart auch im Wesentlichen Rationalist war, Dinters Streben nicht in einem völlig organischen Zusammenhange mit dem Wege, den die Bildung unseres Volkes genommen hatte und nehmen mußte?

Dinter war Rationalist, allein er war keineswegs, wozu ihn

orthodox-fanatische Neider und Gegner gern herunterstempelt, ein seichter Aufklärling. Wie sehr ihn auch die Anekdote, welche ein lächerliches Mißverständniß eines Bibelworts erzählt oder die Ignoranz eines Theologen geißelt oder die menschlichen Schwächen einer pfäffischen Anmaaßung aufdeckt, ergötzen konnte, so war doch sein Gemüth von tiefer Religiosität durchdrungen, welche vor der Bibel die gründlichste Ehrfurcht hegte und zu Gott und Christus sich eines persönlichen Verhältnisses bewußt war, aus dem heraus er Kraft, Trost und Freudigkeit schöpfte. Dinter redete in der Sprache seiner Zeitbildung, er nannte z. B. Gott gern nach dem Vorgange Klopstocks den Allvater. Wer aber würde wohl hieraus schließen wollen, daß er ein Pantheist gewesen?

Insbesondere war Dinter auch von dem Extrem der Aufklärungsperiode entfernt, den Cultus ganz in die Innerlichkeit des Gewissens und in den rechtschaffenen Lebenswandel zu absorbiren. Im Gegentheil hielt er nicht weniger auf Kirchlichkeit. Das Auswendiglernen des Luther'schen Katechismus, ordentliche Bekanntschaft mit Bibel und Gesangbuch, der Besuch der Predigt, der Kirchengesang, die Spendung der Sacramente u. s. w. lag ihm sehr am Herzen. Er war überzeugt, daß die Religion, obwohl sie Alles umfassen, Alles durchdringen soll, doch auch, um dies zu vermögen, im Leben als eine besondere Erscheinung neben den übrigen Mächten hervortreten müsse und daß sie nur in solcher ausdrücklichen Unterschiedenheit ihre segenvolle Energie äußern könne. Und so finden wir ihn selbst unter denen, welche im Eifer für den Cultus die Einführung der Hof-, Dom- und Garnisonagende angelegentlich betrieben.

Hier also, als Schriftsteller, stellt sich uns Dinters Wirksamkeit schon in bestimmterer Fassung dar. Allein seine eigentliche Bedeutung dürfte doch noch anders aufzufassen sein. Wir können uns irren, allein sollte nicht das, was Dinter eben zu Dinter macht, darin liegen, daß er als eine gediegene Persönlichkeit auf naive Weise das war, was eine der schwersten Aufgaben der Gegenwart bildet? Sollten wir nicht deshalb an ihn gerade uns erinnern, weil wir fühlen, daß in ihm auf unmittelbare Weise vorhanden war,

was die Zeit unter vielen Kämpfen zu erringen sich bemüht? Sollte er nicht deshalb uns anziehen, weil wir uns sagen, daß, wenn ein Mensch in seinem Dasein ganz harmonisch, dem Anschein nach fast mühelos, gewisse Unterschiede zur Einheit bewältigt, diese Einheit auch als objective in der Gliederung des Lebens, im Zusammenhang der Institutionen möglich sein müsse? Sollte mithin Dinters Andenken nicht gerade darin ihre Kraft äußern, daß es uns als Bürgschaft für den glücklichen Ausgang so vieler Conflicte der Gegenwart gilt?

Um es nämlich mit einem Wort zu sagen, so halten wir die Bedeutung Dinters für eine cultur-politische.

Für eine cultur-politische nämlich in Beziehung auf das Verhältniß von Staat, Kirche und Schule. Diese drei Mächte des Geistes sehen wir jetzt in Europa auf die mannigfaltigste Weise miteinander ihre Synthese anstreben. In dem einen Lande existirt nur eine Staatskirche, eine Staatswissenschaft; in einem andern nur ein von der Kirche patentirter Staat, eine von ihr theils decretirte, theils tolerirte Wissenschaft. In einem dritten steht Radicalismus aller Art gegen einander u. s. w. Diese Unterschiede von Staat, Kirche, Schule und ihre Kämpfe haben einen tiefen Sinn. Sie zeichnen unsere Zeit vor andern aus. Der Kampf von Staat und Kirche gehörte schon dem Mittelalter, allein der Kampf der Schule sowohl mit dem Staat als der Kirche und dieser mit ihr ist erst durch den Protestantismus möglich geworden, weil bis auf ihn die Schule nur die Kirche inhärirte. Die Kirche, könnte man sagen, enthält in ihrem Glauben an sich die Idee, allein es fehlt ihr die Vermittelung der Selbstgewißheit durch den Beweis. Der Staat dagegen enthält die Unendlichkeit der subjectiven Form, welche nichts glaubt, sondern überall den Beweis verlangt. Der Staat ist auch selbst Idee, denn er realisirt die Freiheit des Geistes als ein System objectiver Sittlichkeit. Wenn die Kirche aber die Idee als Princip absoluter Weise zu ihrem Inhalt hat, so hat sie der Staat practischer Weise als Zweck zu seinem Inhalt. Schon aus diesen Umrissen ihres Begriffs sehen wir, wie sie innerlich zusammenhängen, aber auch, wie die Schule aus beiden sich hervorbilden kann, aus der

Kirche von Seiten des Problems des Wiſſens, aus dem Staat von Seiten der nothwendigen Form des Wiſſens. Die Kirche geſtattet die Wiſſenſchaft, macht jedoch die Vorausſetzung, daß ſie in ihren Reſultaten mit ihren Dogmen übereinſtimmen ſolle. Sie will die Wahrheit ihres Glaubens durch die Wiſſenſchaft zwar bewieſen, nicht aber bekämpft haben. Der Staat hingegen bedarf der Wiſſenſchaft, weil er Geſetze für die Wirklichkeit giebt, weil er nicht in einem vorgeſtellten Jenſeits, vielmehr im gewußten Dieſſeits exiſtirt. Es iſt möglich, daß auch er der Wiſſenſchaft Schranken ziehen, daß er ihr beſondere Richtungen vorſchreiben will, allein dann verdirbt er die Wiſſenſchaft und ſchadet zuletzt dadurch ſeiner eigenen Sicherheit und Wohlfahrt, während er ſie durch ſolche Maaßregelungen zu ſchützen und zu fördern meint. Seinem Weſen nach, als der bewußten Selbſtbeſtimmung zur Freiheit, kann der Staat die Wiſſenſchaft ſchlechthin frei laſſen, weil die Freilaſſung eine deſto größere Unbefangenheit und Unparteilichkeit der Forſchung zur Folge haben wird und weil er, da er in allen ſeinen Verhältniſſen des Beweiſes bedarf, der natürliche Verbündete der Wiſſenſchaft iſt. Die Schule iſt die Anſtalt, in welcher die Wiſſenſchaft von den erſten Anfängen bis zur letzten Reife, vom engſten Umfange bis zur weiteſten Ausdehnung öffentlich gelehrt und gepflegt wird. Die Schule iſt durch die Idee der Wiſſenſchaft, durch das dem menſchlichen Geſchlecht nothwendige Streben nach Erkenntniß, in ihrem eigentlichen Weſen ſelbſtſtändig. Von Seiten der univerſellen Weltanſchauung grenzt ſie an die Kirche, von Seiten der concreten Praxis an den Staat und kann daher den Beginn ihrer äußeren Exiſtenz der einen oder dem andern zu danken haben. Dieſe Entſtehung begründet indeſſen weder jener noch dieſem das Recht, die Schule innerhalb ihrer ſelbſt zu beherrſchen, weil ſie hier gänzlich von der Nothwendigkeit des Erkennens und geiſtigen Vermögens ſelber abhängig iſt, der ſie ſich nicht entziehen kann, ohne ihrem Zweck ungetreu zu werden.

Der proteſtantiſche Staat kann nicht nur dies Recht der Schule auf ihre innere Selbſtſtändigkeit anerkennen, er muß es auch, weil es mit ſeinem eigenen durch das Chriſtenthum vermittelten Princip der freien Individualität daſſelbe iſt. Der Staat kann alſo in der

Regierung der Schule nicht sich selbst verleugnen, widrigenfalls er seinem eigenen Begriff widersprechen würde.

Der katholische Staat freilich ist übel daran, weil er der Kirche gegenüber noch als profan, als ein weltliches Reich gilt, das an der Heiligkeit der Kirche lediglich durch eine äußere Weihung derselben theilnehme. Wie in der Platonischen Philosophie die Dinge der wirklichen Welt doch nur unvollkommene Erscheinungen des Empyreums der Ideen, wie sie nur vorüberschwankende Abbilder ihrer ewigen Urbilder sind und der Absolutheit als der eigenen Seele entbehren, so auch sind im katholischen Staat alle Verhältnisse zeitlich, endlich, äußerlich und, wie die Paradeigmata Platons, zu einer bloßen μεθεξις an der Idee degradirt. Und so zerfällt auch im katholischen Staat das Schulwesen in ein kirchliches und in ein weltliches, wenn gleich die Kirche auch dies noch, wie es in den Fachschulen sich hervorarbeitet, indirect sich zu unterwerfen trachtet. Der protestantische Staat hingegen hat die Idee der Sittlichkeit mit seiner Kirche gemein. In ihm giebt es keine Laien, weil es in der Kirche keine giebt. Die Vorstellung eines Irdischen, Weltlichen, dem die Heiligung durch eine priesterliche Magie von Außen nur angethan werden könnte, ist in ihm dem höhern Bewußtsein gewichen, daß es für den Menschen schlechterdings kein objectives Verhältniß geben könne, welchem nicht von vorn herein ethische Unsterblichkeit einwohnte. Ehe, Familie, Erziehung, Geschäft, Arbeit, jeder Tag, jede Stunde, jeder Augenblick sind dem Protestanten von absolutem Werth; er kennt nicht mehr jenen Dualismus, der von dem Gegensatz der Kleriker und Laien an auch alle übrigen Verhältnisse des katholischen Lebens bis in die kleinsten Fasern hin durchdringt. Weil der protestantische Staat mit der Kirche in der Idee der Freiheit identisch ist, so kann er die Kirche überhaupt nicht nur als protestantische, sondern auch als katholische, sondern auch als Secte in jeder Gestalt in sich hegen. Für die Kirche kann es Dissidenten geben, für den protestantischen Staat nicht. Er kennt nur gute oder schlechte Bürger und die Guten sind ihm, welche das Gute um seiner selbst willen lieben und bethätigen. Sein Selbstbewußtsein ist nicht mehr formal, es ist das mit dem Begriff des Guten sich selbst erfüllende

und daher in ſeiner Wirkſamkeit darauf ſich hinrichtende, alle ſeine Bürger zur unintereſſirten Liebe der Freiheit zu befreien, in welcher ſie dem Geſetz gehorſamen, weil ſie den Ausdruck der vernünftigen Nothwendigkeit ihres eigenſten Willens darin anerkennen. Der proteſtantiſche Staat gewährt den verſchiedenen Confeſſionen in ſich nicht blos eine kalte Duldung, vielleicht aus Klugheit, ſich äußerliche, wohl gar gefährliche Unruhen dadurch zu erſparen, ſondern er hat für alle eine warme Theilnahme, ſofern ſie ſämmtlich in dem aufrichtigen Streben nach Sittlichkeit dieſelbe Aufgabe mit ihm zu löſen verſuchen.

Gegen dieſen hohen Begriff des Staates darf man die Widerſprüche nicht einwenden, welche zwiſchen ihm und ſeiner empiriſchen Realität beſtehen. Man darf nicht ſagen, daß doch dieſer oder jener Staat, der ſeinem Urſprung und Weſen nach ein proteſtantiſcher, nicht im Bewußtſein ſolcher Freiheit zu handeln ſcheine; denn wir müſſen bedenken, daß die Geſchichte langſam geht, daß die Maſſen nicht ſo ſchnell von einer Stufe zur andern ſich erheben, als es dem Einzelnen in ſeiner Bildung möglich wird; bedenken, daß der moderne Staat nicht nur in ſich ein unendlich mannigfaltiger Mechanismus iſt, ſondern auch nach Außen hin den vielſeitigſten, über die ganze Welt hin greifenden Beſchränkungen unterliegt, bedenken vor allen Dingen, daß ein Princip mächtiger iſt, als die momentanen Hemmungen ſeiner Entwicklung es erſcheinen laſſen können. In allen Kämpfen darf der proteſtantiſche Staat, falls er nur ſeiner Aufgabe bewußt bleibt, des Sieges über ſich ſelbſt und der Verſöhnung mit ſich im Voraus gewiß ſein, weil er nicht mehr vom Inſtinct getrieben wird, wie die alten Naturſtaaten; auch nicht mehr, wie die katholiſchen, das Pathos der Heiligung außer ſich hat, ſondern durch den ſelbſtbewußten Begriff der Freiheit ſich zur Freiheit als ſeiner Nothwendigkeit beſtimmt.

Doch wir fangen an, uns von unſerm eigentlichen Gegenſtande, dem Verhältniß der Kirche und des Staats zur Schule, zu weit zu entfernen. Die Schule nämlich iſt es, welche im proteſtantiſchen Staat die ideelle Vermittelung der Kirche mit dem Staat vollbringt. Sie lehrt die in beiden geſetzte Vernunft erkennen. Die Kirche will

den Glauben und die Liebe, der Staat das Recht und das Wohl, die Schule die Erkenntniß und die Fertigkeit. Die christliche Kirche hat schon das Ausgezeichnete, mit ihrem Glauben die Prätension zu machen, daß er an sich vernünftig und deshalb der Glaube der Welt sei. Dieser Glaube trat daher auch sogleich bei seinem primitiven Erscheinen als die Kritik einer schon lange bestandenen, positiven Religion auf. Die Selbstkritik aber, als der Impuls zu steter Selbstverjüngung, zu unendlichem Fortschritt, zu nie für immer ersättigter Reform, zieht sich durch die ganze Geschichte des Christenthums, durch alle seine Gestalten, ja, wenn man Schleiermacher glauben will, durch alle Acte seiner Frömmigkeit. Das Christenthum macht Anspruch darauf, als geoffenbarte Religion die Vernunftreligion selber, die absolute Wahrheit des Geistes zu sein. Sehen wir nicht wirklich noch in unsern Tagen bald hier bald dort Preise ausgesetzt, die Apologie des Christenthums, nämlich gegen die Polemik der radicalen Kritik, bis zur Zweifellosigkeit zu steigern? Müssen wir uns nicht eingestehen, daß viele Predigten Denkversuche genannt werden könnnen, den Verdacht der Unvernünftigkeit von dem Christenglauben abzuwehren? Entwickeln sich nicht von Zeit zu Zeit immer Philosophieen, die sich nicht blos in der Allgemeinheit, wie alle neuere Philosophie culturgeschichtlich durch die Existenz des Christenthums vermittelt ist, sondern mit ausdrücklicher Betonung christliche nennen? Ist nicht die Kirche, wie sie die Katechumenen unterrichtet, das Leben und seine Zustände deutet, die Bibel lesen lehrt und die Masse in gemeinverständlicher Weise über alle sittlichen und religiösen Fragen belehrt und erbauet, ist diese Kirche nicht selbst Schule?

Der moderne Staat aber bedarf nicht weniger als die Kirche der Wissenschaft. Die Kirche kann ohne Theologie, ohne wissenschaftliche Selbstverständigung, nicht bestehen. Einzelne Gemeinden vermögen wohl von der Theologie zu abstrahiren, nicht aber das große Ganze der Kirche. Eben so der Staat. Er kann in der Künstlichkeit seiner Verhältnisse weder von der Natur noch von der Geschichte wegsehen. Die Natur für seine Nothdurft immer ergiebiger auszubeuten, der Agricultur und Industrie immer neue Wege

anzubahnen, dem Handel immer einen neuen Markt zu ſchaffen, bedarf er der Naturwiſſenſchaft. Seine Stellung in der Geſchichte klar zu erfaſſen, ſeinen Wechſelbezug mit den übrigen Völkern zu ermeſſen, die Zukunft ſeiner Verwicklungen im Voraus zu erſpähen und im Frieden immer für den noch jeden Augenblick möglichen Krieg ſich zu rüſten, dazu bedarf er der Geſchichtswiſſenſchaft. Der moderne Staat muß daher Schulen ſtiften, weil er ohne Bildung der Erkenntniß ſofort eine Beute der rückſichtsloſen, klügeren Nachbarn werden würde, wie dies in der Geſchichte ſeit jeher ſo geweſen. Ja der Staat läßt nicht nur ſeine Bürger unterrichten, ſondern wird, je mehr er fortſchreitet, wie die Kirche, inſofern ſelbſt zur Schule, als die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege und politiſchen Debatte zur Schule der concreten practiſchen Philoſophie wird, in welcher ein Volk zu ſelbſtbewußten Grundſätzen für ſein Handeln ſich emporarbeitet.

Was folgt nun aus dieſem Allen? Unſtreitig die Nothwendigkeit der Schule ſowohl für die Kirche, als für den Staat, alſo auch ein Ausgehen der Schule ſowohl von der Kirche als vom Staat. Aber nur dies? Nein, es folgt auch, daß die Kirche wie der Staat zuletzt in der Vernunft die einzig wahre Auctorität ihres Weſens ſuchen, denn weder die Offenbarung der chriſtlichen Kirche noch die Verfaſſung des modernen Staates will als unvernünftig gelten. Sie freuen ſich beide, wenn ſie mit ihren Beſtimmungen den denkenden Menſchen befriedigen und ihm keine Entfremdung ſeines Selbſtbewußtſeins an einen der Vernunft widerſtrebenden Inhalt zuzumuthen brauchen.

Wir können der Kirche die Offenbarung als ihre geſchichtliche Baſis, wir können ebenſo dem Staat die Sonderkraft der Nationalität, die Eigenheit des poſitiven Rechts, die Beſchränkung der politiſchen Lage als ſeine hiſtoriſch unvermeidliche Einſeitigkeit zugeben; allein wir dürfen nicht vergeſſen, daß ſie ſelbſt den Trieb haben, über ſolche Grundlegung zu wirklichem Geiſt hinauszugehen und dieſen nur finden können in der Freiheit der ſich ſelbſt begreifenden, mit ſich einſtimmigen, die göttlichen Geſetze als den ewigen Halt von Himmel und Erde erkennenden und bethätigenden Vernunft.

Nun sehen wir deutlich, welch' große Mission der Schule zu Theil geworden. Nun verstehen wir den tiefen Sinn ihres Kampfes mit Staat und Kirche um ihre Selbstständigkeit. Nun leuchtet uns ein, weshalb diese drei Mächte nimmer von einander lassen können und weshalb der protestantische Staat zu ihrer Versöhnung am geschicktesten ist. Die Schule spinnt das unscheinbare und doch innigste Band des Gedankens hervor, das die Geister innerlich viel stärker verbrüdert, als die sie umzirkenden Landesgrenzen, als Wälle und Mauern, als der drohende Blitz der funkelnden Bajonette, als der Feuerschlund der Geschütze, stärker, als das Interesse der Hab- und Gewinnsucht, als die Furie der Noth und des Hungers jemals äußerlich es vermögen. Manchen Kirchen, manchen Staaten ist daher die Schule gefährlich erschienen, allein dies ist selbst ein sehr gefährlicher Irrthum, denn die Erkenntniß, als die Function des Schulorganismus, geht ja auf die Vernunft und ohne Vernunft ist das Leben nicht menschlich. Zwar kann die Schule äußerlich niemals neben Staat und Kirche als eine besondere ihnen coordinirte Macht sich hinstellen, weil sie nicht, wie diese, den Menschen nach seiner Totalität und nicht für die ganze Dauer seiner Existenz umfaßt. Wer die Selbstständigkeit der Schule so versteht und in diesem Sinn ihre Emancipation fordert, mißversteht dieselbe. Es ist jedoch oben gezeigt worden, daß die Regierung der Schule von dem protestantischen Staat am freiesten geübt werden kann, weil er mit der Schule die Nothwendigkeit der Selbsteinsicht, der auf dem Beweis ruhenden Ueberzeugung gemein hat und nicht, wie die Kirche, mit der Gesinnung zufrieden sein kann. Wehe dem Staat, der die Bestimmtheit des Wortes und der That als die unzweideutige Erscheinung des Geistes der subjectiven Unbestimmtheit der Gesinnung unterordnet. Er verirrt sich damit von seinem Gebiet auf das kirchliche, denn wenn der Staat das Recht, so soll allerdings die Kirche die Moralität entwickeln und die Aeußerlichkeit der Werke in die Tiefe des Glaubens und der Liebe versenken. Derjenige protestantische Staat, der seinen Beruf, der die Aufgabe der Schule und die Bedeutung der Kirche richtig würdigt, wird deshalb auch stets darum bemühet sein, die Regierung der Schulen in der seinigen zu

concentriren und nicht fürchten, die Kirche mit dieſem Streben zu kränken.

Preußen, meine Herren, iſt oft im ſpöttiſchen Sinne das Land der Caſernen und Schulen genannt worden. Was nun die Caſernen betrifft, ſo wollen wir dieſelben hier auf ſich beruhen laſſen. Was aber die Schulen angeht, ſo müſſen wir ſie in Schutz nehmen und ich denke, unſer vereinigter Landtag hat dem Auslande die in der That glänzende Ueberraſchung gewährt, hunderte von wohlunterrichteten und wohlredenden Männern in ernſter Dialektik verhandeln zu hören, die nicht, wie in conſtitutionellen Staaten, durch eine parlamentariſche Propädeutik, durch eine nationale Schule politiſcher Oeffentlichkeit hindurchgegangen waren. Dieſe Männer und ihre Reden, legten ſie nicht ein Zeugniß ab für unſere Schulen?

Insbeſondere aber hat Preußen ſeinen Beruf zur Pflege und Ausbildung der Volksſchulen erkannt, die dem Romaniſchen Süden Europa's fremd und in England und Amerika dem Zufall des Privatwillens überlaſſen ſind. Volksſchulen ſtiften heißt den Willen an den Tag legen, die ſelbſtbewußte Mündigkeit des Menſchen ſyſtematiſch zu begründen und Niemand in einem Staat von den Vorzügen und Segnungen der Cultur auszuſchließen. Sie zu fördern, ward Dinter einſt hierherberufen und die Regierung hatte in ihm ſich nicht getäuſcht. Er wirkte als ein mächtiger Hebel auf dieſem Gebiete. Sein Leben hatte ihn ſtufenweiſe fortgebildet, hier in Preußen noch das größte Reſultat ſeiner Leiſtungen zu erreichen, in einem Alter zu erreichen, wo Viele ſchon invalide zu werden und ſich aus dem Amt in die Gleichgültigkeit des penſionirten Privatlebens hinüberzuſehnen beginnen. Nach einander war er Hauslehrer, Prediger, Seminardirector geweſen. Hier ward er Schulrath und akademiſcher Lehrer. Ein Staat, wie der Preußiſche, von cölibatären Rittern begründet, aus Eroberungen zuſammengewachſen, durch die geographiſche Lage der heterogenſten Nachbarſchaft zugewieſen, von jeder Veränderung der übrigen Staaten durchzuckt, ja bedrohet; ein Staat, der einen Königs-Philoſophen auf dem Thron gehabt, der alle großen proteſtantiſchen Philoſophen, einen Leibnitz, Wolf, Leſſing, Kant, Fichte, Hegel, Herbart, Schelling in ſeine Cultur-

geſchichte hineingezogen hat; ein Staat, der zum Mittelpunct aller progreſſiven Bewegungen der Gegenwart auf dem religiöſen Gebiet geworden iſt; ein Staat, dem Deutſchland, weil Oeſterreich zurückblieb und ſein ihm organiſch gewordenes Mißtrauen gegen den Geiſt, gegen die Vernunft nicht aufgab, dem Deutſchland, ſage ich, ſtillſchweigend die Hegemonie übertragen mußte und ſeitdem jede ſeiner Entwickelungen mit bänglichem Lauſchen verfolgt; ein Staat, der nur durch die ſtets bereite Schärfe ſeines erprobten Schwertes die Lüſternheit Slaviſcher und Galliſcher Uebergriffslaunen zurückhält; ein ſolcher Staat kann ſich nur eine Zukunft ſichern, indem er der Vernunft die Ehre giebt und all' ſeine Productivität ihrer Kritik zu unterwerfen den demüthigen Muth hat; den demüthigen Muth, weil bekanntlich ſolche Kritik oft auch, um Heil zu bringen, herbe Schmerzen bereiten muß. Dieſe Beſtimmung Preußens zum ſelbſtbewußten Vernunftſtaat begriff Dinter und wirkte in dieſem Sinne.

Doch iſt es falſch, wenn ich ſage, er begriff dieſe Beſtimmung. Nein, Verehrteſte, er war vielmehr ſo glücklich, von ihr ergriffen zu werden. Ohne viel Reflexionsaufwand lebte er in heiterer Naivetät der Sache ſelbſt. Seine unermüdliche Arbeitſamkeit ging ganz darin auf. Ihn quälten nicht die Widerſprüche, die uns jetzt in Staat, Kirche und Schule öfter bedrücken. Er handelte aus dem Ganzen heraus, aus dem Gefühl der nothwendigen Einheit jener Mächte, von denen die Schule und in der Schule wiederum die Volksſchule als die Schöpfung erſt unſeres Jahrhunderts noch am meiſten zurück iſt. In dieſer naiven Syntheſe des Schulweſens, Staats- und Kirchenthums kann Dinter als ein claſſiſches Symbol derjenigen Einheit von Kirche, Staat und Schule gelten, welche ihre Selbſtſtändigkeit anerkennt und ſie in ihrem Unterſchied miteinander zu kräftigem Leben vermittelt.

Und ſo meine Freunde, rufe ich Ihnen am Schluſſe zu: wenn Ihr Männer der Kirche, des Staats oder der Schule ermüdet ſeid, wenn Ihr unſchlüſſig werdet, wenn die Sorge Euch befällt, wie die oft grellen Diſſonanzen des Tages in Harmonie ſich löſen ſollen, wenn Ihr zweifelhaft fragt, ob unſer Vaterland ſein großes Ziel erreichen werde; dann erinnert Euch zuweilen des fröhlichen, des

alten Dinters als einer perſönlichen Bürgſchaft, daß, was Euch augenblicklich mit ſeiner Entzweiung erſchreckt, dennoch der endlichen Verſöhnung in vollendeter Geſtalt entgegenreift! Die Loſung der Schulmänner inſonderheit aber ſei, was Dinters geſammtes Leben ausſpricht: die Selbſtſtändigkeit der Schule in ihrem unmittelbaren Unterſchied von Kirche und Staat wie in ihrer ſich ſelbſt vermittelnden Einheit mit beiden!

Die Schule ſoll nicht ein bloßer Anhang zur Kirche ſein; die Schule ſoll nicht zu einer bloßen Abrichtungsanſtalt für den Staat ſich erniedrigen laſſen; die Schule ſoll noch weniger die Kirche in ſich abſorbiren oder ſich zum Staat im Staate aufwerfen; wohl aber ſoll ſie das Mark ſein, deſſen ſenſible Idealität die ſtille Vegetation der religiöſen Innerlichkeit, wie die Irritabilität des politiſchen Selbſtgefühls, mit der heitern Ruhe wahrhafter Selbſterkenntniß des Geiſtes durchdringt! Sie ſoll die Hodegetin werden, welche die Völker allmälig dazu führt, in ihrer Geſchichte nicht nur hinterher rebus peractis, einen Vernunftinſtinct zu entdecken, vielmehr von vorne herein aus dem Begriff der Vernunft und ihrer abſoluten Berechtigung zu handeln und mit ſolcher ſich ſelbſt in den tiefſten Gründen verſtehenden Thatſächlichkeit die Wahrheit unſeres Glaubens zu erweiſen, daß wir göttlichen Geſchlechtes ſind!

VIII.

Republik und constitutionelle Monarchie.

März 1849.

Nichts ist heut zu Tage gewöhnlicher, als die Voraussetzung, daß die Republik schlechthin das Ideal aller Staatsverfassung sei. Die Halbbildung brüstet sich mit dieser Hypothese als mit einem sich von selbst verstehenden Grundsatz der Philosophie. Von wie vielen Rednerbühnen herab, in wie vielen Zeitungen haben wir nicht seit dem Februar 1848 das Bekenntniß vernommen, daß nur die Unvollkommenheit der Menschen die sofortige Einführung dieser vollkommensten Staatsform verhindere. Nur einstweilen, bis die Menschen gebildeter und leidenschaftsloser würden, nur provisorisch, bis sie die gehörige politische Reife erworben, müsse man sich mit der Form der constitutionellen Monarchie begnügen. Die Praxis erheische noch interimistisch die Anbequemung an die so tief gewurzelten Vorurtheile für die Monarchie.

Die Allgemeinheit dieser Thatsache hat ihren schlechten, äußerlichen Grund in der politischen Unselbstständigkeit vieler Deutschen, die sich daran gewöhnt haben, alle Wendungen der französischen Nation zu copiren und jede derselben zu ihrem Evangelium zu machen. Diese Deutschen leben mit ihren Vorstellungen mehr in Paris, als in ihrem Vaterlande. Sie sind so verloren in die Anschauung des fremden Lebens, daß sie sich nicht schämen, das Andenken der Februarrevolution der Franzosen durch Bankette feierlich zu begehen, eine der monströsesten Verirrungen, welche das Selbstgefühl jeder andern Nation zurückweisen würde.

Ihren inneren, wahrhaften Grund aber hat jene Thatsache allerdings in dem Selbstbewußtsein der heutigen Menschen, einander wesentlich gleich zu sein und deshalb Fürsten, die, ihnen gegenüber, als qualitativ andere, als höhere, als göttlich bevorzugte Menschen ausdrücklich anerkannt werden sollen, nicht mehr ertragen zu können. Das Fürstenthum kann jetzt nicht mehr theokratisch, es kann nur noch anthropologisch gerechtfertigt werden. Die Antipathie gegen eine mystische Oberhoheit der fürstlichen Gewalt ist ein Fortschritt der politischen Bildung.

Allein etwas Anderes ist das Illusorische in einer gleichsam magischen Suprematie der fürstlichen Personen als solcher; etwas Anderes ist die fürstliche Gewalt selber.

Diese kann bestehen ohne den transcendenten Schimmer einer künstlichen Vergöttlichung. Sie kann bestehen im vollen Licht der reinen Vernunft. Die Göttlichkeit der Vernunft ist der Boden, auf welchem sie durch alle Geschichte hin immer bestanden hat. Unsere Zeit stellt sie aber mit Bewußtsein auf denselben. Die Geschichte des Fürstenthums ist von dem allgemeinen Fortschritt der Geschichte nicht zu trennen. Die tiefere Erfassung des Geistes hat den Standpunct der äußerlichen Theokratie, der einen mehr oder weniger hierarchischen Exponenten fordert, in sich aufgehoben. Der Begriff der fürstlichen Gewalt kann nicht umhin, diesen Fortschritt zu theilen.

Wir sehen daher auch, daß Völker, die sich neue Verfassungen geben, keineswegs sich sofort republikanisiren, vielmehr sich einen Fürsten wählen, sogar aus andern Volksstämmen entsprossene, wie die Griechen den Baierischen Otto, die Belgier den Koburger Leopold. Bei solchen Fürsten kann von der Poesie eines mythischen Angestammtseins gar nicht mehr gesprochen werden. Ihre Existenz ist das Werk der Reflexion, ein Product des kritischen Selbstbewußtseins.

Die fürstliche Gewalt ist die vernünftige, vollendete Form der Souverainetät eines Staates. Die Präsidentur des republikanischen Staates bildet zu ihr immer nur den Uebergang und wird auch in Nordamerika nicht ausbleiben. Der Präsident kann nur in einem kleinen republikanischen Staate sich erhalten; in einem größeren nur

ſo lange, als die Mehrzahl ſeiner Bürger noch aus atomiſtiſchen Perſönlichkeiten beſteht, wie dies in Nordamerika wegen der fortdauernden Einwanderung der Fall iſt; oder ſo lange, als ein größerer Staat vorübergehend in eine Epoche der atomiſtiſchen Zerſetzung eingetreten iſt, wie wir dies in Frankreich ſehen. Die Familie iſt der urſprüngliche Staat. Sie, der Anfang des Ganzen, muß auch als ſein Gipfel ſich wiederholen. Die Volksſouverainetät erreicht in der fürſtlichen Souverainetät ſich ſelbſt. Sie wird, als fürſtliche Familie, die lebendige, perſönliche Selbſtanſchauung des Volkes, welche ſich eben ſo forterbt, wie dies. Die fürſtliche Gewalt vererbt ſich durch die Vermittelung der Natur, aber dieſe Natürlichkeit iſt ihrerſeits eine ſelbſt durch die Geſchichte begeiſtete. Sie iſt nicht der rohe Zufall, ſondern eine durch Thaten geweihete. Die in der fürſtlichen Familie zur Geſchichte werdende Natur, dieſe in ihr zur Natur werdende Geſchichte iſt der einfache Schwerpunct des Ganzen. Alle übrigen Verhältniſſe des Staates unterliegen der Vermittelung durch die Reflexion, nur hieher hat ſich die unbedingte Kraft der Unmittelbarkeit gerettet. Im Wechſel aller Zuſtände und Perſonen erhält ſich hier die immer gleiche Konzentration, die nicht von der Unruhe der Parteikämpfe, nicht von dem Zufall einer einzigen Stimme abhängt und nicht einer beſiegten Partei ihren Feind gegenüberſtellt, dem ſie, als dem nach ihrer Anſicht unverdient Glücklichen, nur mit Widerſtreben ſich fügt.

Für die politiſche Praxis kommt es überall und immer auf Ergründung derjenigen Möglichkeit an, die in der ſchon vorhandenen Wirklichkeit die Bürgſchaft ihrer Verwirklichung beſitzt. Für dies Urtheil reicht die bloße Theorie nicht aus; es fordert weſentlich die geſchichtliche Durchdringung. Man kann deshalb nicht ohne Weiteres ſagen, welche Staatsform für ein beſtimmtes Volk in einer beſtimmten Zeit die beſte ſei. Wer z. B. in dieſem Augenblick die Republik in China oder die Monarchie in Nordamerika einführen wollte, würde wahnſinnig ſein. Wie es aber ein flacher Rationalismus iſt, irgend eine Staatsform, ohne Rückſicht auf die geſchichtlichen Bedingungen, zur allein ſeligmachenden zu erheben, ſo iſt es auch ein eben ſo flacher Empirismus, der den Schluß macht, daß,

weil in Nordamerika die Republik noch existirt, sie auch sofort bei uns eingeführt werden müsse. Es wäre deshalb auch ganz verkehrt, zu behaupten, daß die constitutionelle Monarchie, obwohl sie dem Begriff nach höher steht als die absolute Monarchie und die absolute Republik, sofort überall realisirt werden müsse. Läßt man sich nur etwas gründlicher in die Geschichte ein, so wird man immer finden, daß die Staaten niemals eine Form in abstracter Reinheit verwirklicht haben, vielmehr jede principielle Einseitigkeit durch anderweite Gegengewichte auszugleichen bemüht gewesen sind.

Diese große, nicht genug gewürdigte Thatsache, die Tendenz der Praxis zur Temperirung der Staatsgewalten durcheinander, ist der empirische Hauptbeweis für die Nothwendigkeit der constitutionellen Monarchie, während ihr logischer darauf beruht, daß der Gegensatz von absoluter Monarchie und Republik in ihr sich auf concrete Weise zu einem höheren Princip vereinigt. Platon verwarf deshalb die Demokratie; Xenophon stellte einen Fürstenspiegel auf; Aristoteles und Cicero neigten sich zu gemischten Verfassungsformen hin.

Der reale Grund der monarchischen Verfassung bleibt immer die Einheit des politischen Ganzen. Ihrem besonderen Ursprung nach kann die Einheit von sehr verschiedenen Puncten ausgehen. List und Gewalt machen diese Seite der Entstehung von Staatsganzen überall zu keiner erfreulichen Geschichte. Auch die nordamerikanischen Staaten bilden durch ihr Benehmen gegen die Indianer keine Ausnahme von dieser traurigen Erfahrung. Die Einheit des Staates bedarf aber immer einer Einheit des wirthschaftlichen und strategischen Lokals, einer gewissen Gemeinsamkeit der Abstammung und irgend einer hegemonischen Persönlichkeit. In der Familie sind alle diese Elemente als eine natürliche Organisation gegeben. Sie stiftet daher den ersten Staat, den Naturstaat, in welchem die patriarchalische Gewalt regiert, die zur Despotie entartet, sobald die Familien aus sich einen anderen Organismus, den der bürgerlichen Gesellschaft, erzeugt haben. Die Stämme Arabiens z. B. stehen noch wesentlich auf dem Standpunct der natürlichen Einfachheit des Familienlebens und bilden noch wirklich kleine Pa-

triarchieen, während China längst durch seine polizeistaatliche Ausbildung mit seinem Princip in Widerspruch gerathen ist.

Der reale Grund der Republik hingegen ist die Gleichheit eines bestimmten Interesses, dessen Entwicklung sofort zur Gleichheit der Rechte und Pflichten führt. Es entsteht hiermit die Eifersucht der verschiedenen Personen, gleich viel zu gelten und nur das von ihnen vertragsmäßig stipulirte Gesetz als die herrschende Gewalt über sich anzuerkennen, wie dies im Kampf der aristokratischen Familien und Zünfte in den Freistaaten des Mittelalters, im Kampf der Plebejer mit den Patriziern zu Rom u. s. f. erscheint. Weil das Gesetz von allen Einzelnen gegeben werden soll, so kann der Kampf für die Gleichheit endlich zum Kampf gegen die bloße Möglichkeit der Ungleichheit ausarten. Die Verdächtigung des Mißtrauens löst den Staat auf. Unter dem Titel der Verbesserung kann Jeder eine Veränderung der bestehenden Gesetze versuchen. Eben hiermit aber erzeugt sich ein Mangel an dem nothwendigen Gehorsam gegen das Gesetz, ein Mangel an wahrhaft gesetzlichem Sinn. Das Gesetz soll herrschen; Alle sollen ihm sich unterordnen; da aber Jeder in der Lage ist, seine Veränderung herbeiführen zu können, so beginnt seine Nichtachtung. Die Gesetzgeber werden durch die Willkür, die sich des Gesetzgebens bemächtigt, endlich selbst vernichtet. Die theoretische Verwirrung untergräbt die Achtung vor dem Gesetz und erzieht die Sittenlosigkeit des Pöbels, die zur Herrschaft der brutalen Masse führt. Gegen die Ausschweifungen derselben hat die Gesellschaft endlich kein anderes Rettungsmittel, als den Absolutismus der Dictatur, mit welcher aber auch die demokratische Gestaltung des Staates sich gewöhnlich zur tyrannischen aufhebt. Natürlich kann die innere Auflösung auch zur Unterwerfung unter eine von Außen kommende Macht führen, wie dies die polnische res publica erfuhr.

Dieser Gang ist die Geschichte aller Republiken. Es wird auch der der Nordamerikanischen werden, sobald die bisher ungehemmte Ausdehnung nach dem jetzt noch uncultivirten Westen aufhört, sobald die dichter werdende Bevölkerung Ansätze zum Proletariat hervortreibt, sobald die inneren Gegensätze der südlichen und nördlichen Staaten sich stärker spannen, sobald der auswärtige Handel durch

die steigende Concurrenz anderer Nationen, namentlich der Deutschen, an Umfang verliert, sobald endlich die Familien zu Traditionen und die Parteien für die Wahl des Präsidenten zu Collisionen gelangen, die von der Form der Debatte zu Bürgerkriegen umschlagen.

Die Republik ist nicht mehr als Naturstaat, nur als Culturstaat möglich. Sie ist wesentlich, aber auf die mannigfaltigste Weise, mit der Entwickelung des Städtelebens verknüpft. In der neueren Zeit hat man darüber gestritten, ob die republikanische Staatsform sich auf ein kleineres Terrain, auf eine städtische Organisation beschränken müsse oder große Staaten umfassen könne. Rom war wesentlich ein an diese Stadt gebundener Staat; Frankreich ist in Paris centralisirt. Paris ist der herrschende Mittelpunct, die monarchische Energie der Nation, gebe nun dort ein König oder ein Präsident Audienzen und Bälle. In Nordamerika ist, wie unvollkommen auch noch das Aggregat der Einwanderer eine eigentlich nationale Einheit mache, in jedem Sonderstaat die Hauptstadt von entscheidendem Einfluß. Der Centralstaat ist wegen der eigenthümlichen Lage des Landes zwischen Meer und Gebirge ohne große, irgend zu fürchtende feindliche Nachbarmächte noch schwach. Viele hundert Anordnungen, selbst Kriegsbefehle sind von den Einzelstaaten nie ausgeführt worden, namentlich im Verhältniß zu Canada. In Frankreich wird die Republik nur dadurch formell erhalten, daß die Anhänger der Bourbonen, der Orleaniden und Napoleoniden, den Communisten gegenüber, sich um die Herrschaft bekämpfen. Das Charakteristische bleibt immer nur die Suprematie von Paris. Die Knechtung durch diese Stadt ist von manchen Fractionen der Socialisten auf das schmerzlichste empfunden worden. Die Egalitaires wollten sogar alle großen Städte als Quellen und Sitze der Entsittlichung verbrennen, eben so freilich auch alle kleinen Städte als Quellen und Sitze der bornirten Philisterhaftigkeit und es sollten nur die Phalangen mit den Phalansteren bleiben. Auch haben wir gehört, wie die Provinzen mit der Decentralisation gedroht haben, allein auch nur gedroht, denn als zu Paris das Fatum der blinden Masse die Herrschaft zu gewinnen schien, erhoben sich vielmehr die Provinzen, die Anarchie, die Paris gründlich vertilgt haben würde,

bekämpfen zu helfen. Die Centraliſation in Paris iſt einmal dem franzöſiſchen Geiſt Bedürfniß.

Die Deutſchen Republikaner hielten ſich an den urſprünglichen Begriff der Republik als eines ſtädtiſchen Staates. Sie ſuchten deshalb einerſeits die großen perſönlichen Centralpuncte durch Spott, Haß und Verachtung zu ſchwächen, andererſeits in den bedeutenderen Städten, denen ſogleich ein Kreis von Filialſtädten ſich anſchließen mußte, in Mainz, Köln, Frankfurt, Erfurt, Halle, Berlin, Breslau, Königsberg, eine ſtarke demokratiſche Partei zu organiſiren. Sie fanden daher auch die vielen kleinen Staaten Deutſchlands und die vielen ſo charakteriſtiſch individualiſirten Provinzen Preußens für ihren Plan gar zu bequem, viele kleine Republiken und aus ihnen zuſammen Eine große Deutſche Föderativ-Republik zu bilden. Ganz folgerichtig ſtrebten ſie, die Rheinprovinz, die Provinz Sachſen, Schleſien und ſelbſt Oſtpreußen von Berlin ſo lange zu iſoliren, bis ſie in dieſer Stadt die Centraliſation der ganzen republikaniſchen Bewegung feſtgeſtellt zu haben glaubten. Von dieſem Moment an ſuchten ſie die Provinzen wieder von Berlin aus zu beherrſchen, um der Erſtarkung der Regierung in ihnen entgegenzutreten. Aus demſelben Grunde betrieben ſie in Frankfurt die Einheit Deutſchlands ſo lange, als ſie in ihr das Mittel erblickten, die Dynaſtie zu ſtürzen, und verketzerten das Parlement von dem Augenblick als volksfeindlich, in welchen es den Erzherzog Johann zum unverantwortlichen Reichsverweſer erhoben hatte. Endlich wandten die Republikaner aus derſelben Abſicht heraus eine beſondere Sorgfalt auf eine ſolche Einrichtung der Gemeinde-, Kreis- und Bezirks-Ordnung, daß ſie der Centralregierung gegenüber möglichſt ſouverain ausfiele.

Der reale Grund der conſtitutionellen Monarchie iſt die ſelbſtbewußte Freiheit, die keinen andern Zweck mehr hat und ihm ſowohl die Familie als die bürgerliche Geſellſchaft unterordnet. Ihr Urſprung iſt der Kampf der Einheit des Ganzen mit der Gleichheit der Einzelnen. Sie will die Verſöhnung derſelben als ein politiſches Kunſtwerk herbeiführen. Das monarchiſche Princip entartet, wie wir zuvor ſahen, aus ſeiner natürlichen Unmittelbarkeit, ſobald der Naturſtaat ſich ſchon thatſächlich zum Culturſtaat fortgearbeitet hat,

wie China, wie die arabiſchen Khalifate in Afrika und Europa u. ſ. w. Das republikaniſche Princip entartet, ſobald es über ſeinen Grundbau, die Organiſation der Stadtgemeinde hinausgeht, wie Athen, als es die Seeherrſchaft erlangte und ſich in ſeine Kolonieen ausdehnte, wie Rom, als es Italien, Karthago und Griechenland erobert hatte, wie Venedig, als es in der Levante und den Inſeln des Mittelmeeres ſich feſtſetzte, wie die franzöſiſche Republik, als ſie die Alpen und den Rhein erobernd überſchritt und die Stadt der Städte, Paris, in ſolche Ferne hin nicht mehr, wie in Frankreich ſelbſt, hegemoniſch wirken konnte. Die Quantität verändert auch die Qualität.

Die zweite Monarchie, welche der Auflöſung der erſten natürlichen folgt, ſetzt erſt die qualitative Ungleichheit des Fürſten und der Unterthanen. Sie erſt treibt dieſe Ungleichheit bis zur Despotie des Herrſcherwillens. Geht ſie aus der Unterwerfung einer Oligarchie oder Ochlokratie hervor, ſo macht ſie den Fürſten ſogar zum Staatsgott, wie es der römiſche Kaiſer war, von deſſen Majeſtät die franzöſiſchen Bourbonen nach dem Siege über den Adel ein ſchwaches Nachbild verſuchten. Die Republik aber wird, ſobald ſie in der Mitte anderer Staaten liegt, deren Bewegung ſie ſich nicht entziehen kann, gegen ihre Vorausſetzung zum Polizeiſtaat. Ihrem Principe nach ſetzt ſie die abſolute Gleichheit aller Staatsbürger als ſeinſollende, muß aber in der Wirklichkeit bei dem Sollen ſtehen bleiben, denn das weibliche Geſchlecht und die, welche noch nicht das geſetzlich beſtimmte Alter erreicht haben, ſind von der Ausübung des allgemeinen Stimmrechts und der Volksvertretung ausgeſchloſſen. Aber ſelbſt unter den Gleichberechtigten iſt der Unterſchied des gewählten Volksvertreters von den Wählern in einem großen Staat ein ſolcher, der über den der ariſtokratiſchen Vorrechte weit hinausgeht. Der Abgeordnete ſoll Tauſende vertreten. Sie vertrauen ihm. Er iſt relativ Herr ihres Schickſals. Sie bemühen ſich durch Mißtrauensvota, durch Berichte, durch Kritiken auf ihn moraliſch einzuwirken — aber an ſich iſt er unverletzlich und nur ſeinem Gewiſſen verantwortlich. In einem kleinen Staat, der noch, wie die Schweizercantone, mit einer Stadt zuſammenfällt; vielleicht noch in Frank-

reich, dessen geschichtliches Leben gänzlich mit der Pariser Stadtgeschichte zusammenfällt: in solchen Verhältnissen wird die Bevorrechtung des Abgeordneten weniger empfunden; empfunden aber wird sie. Zu diesen Ungleichheiten, die gesetzlich festgestellt sind, gesellen sich nun aber, unter den Volksvertretern selber, die unvermeidlichen Ungleichheiten der Einsicht, des Talents, der Geschicklichkeit, des Vermögens, der persönlichen Vorzüge, des Ruhmes u. s. w.

Dieser Ungleichheit sollte wiederum nur durch edlen Wetteifer begegnet werden, allein man bekämpft sie auch durch Verdächtigung des Strebens nach monarchischer Gewalt, durch Ostracismus, durch Meuchelmord, durch Verschwörungen. In solchen Zuständen geht nicht nur die Einheit, es geht auch die Freiheit zu Grunde, weil die Wahrheit zu Grunde geht. Gegen die Gefahren, welche die Leidenschaften der Einzelnen dem Ganzen bereiten, sucht sich dies nach Innen durch geheime Polizei, nach Außen durch ein stehendes Heer zu sichern, sollte dies letztere auch, wie in Karthago, Venedig u. s. w., aus Miethstruppen bestehen.

Die constitutionelle Monarchie sichert die Einheit des Ganzen zunächst durch die Erblichkeit des Fürstenthums. In ihr bringt sie das Element des Naturstaates, die Familie, zur politischen Anerkennung, während der atomistische Egoismus des Republikaners, wenn er folgerichtig handelt, immer darauf ausgeht, die Familie aufzulösen, emancipirte Ehen, oder, wie Platon sagt, heilige Hochzeiten, Staatssäuganstalten und allgemeine Erziehungshäuser einzuführen. Die Präsidentenwahl stürzt den Staat noch öfter, als die Wahlmonarchie, in große Aufregung, die nur dadurch über die Eitelkeit des persönlichen Interesses sich erheben, nur dadurch inhaltsvoll werden kann, daß in ihr sich nicht blos ehrgeizige Individuen, sondern zwei Systeme bekämpfen. Die in der Wahl unterliegende Minderheit bleibt die Gegnerin des Präsidenten und sucht oft dem Sprunge zur Empörung nahe, in der nächsten Wahl ihre Herrschaft durchzusetzen.

Die constitutionelle Monarchie macht einen unmittelbar festen Mittelpunct des Ganzen möglich.. Eben diese Unmittelbarkeit verwerfen die Republikaner als unsittlich, als unpractisch, als dem

Weſen der Geſchichte, der im Fortſchritt beſtehe, als dem Weſen des Geiſtes, der von dem Zufall der Natur ſich frei machen müſſe, widerſprechend. Das durch die Natur gegebene fürſtliche Individuum leiſte gar keine Bürgſchaft, der gerade laufenden Phaſe der Geſchichte zu entſprechen, und nicht die unfreie Natur, ſondern die ſelbſtbewußte Intelligenz müſſe das Schickſal des Staates beſtimmen.

In der Familie aber als ſolcher liegt keine Unſittlichkeit; die Unſittlichkeit der Erbmonarchie ſoll darin liegen, daß ſie das Fürſtenthum zu einer Kaſte macht, weil ſie dem Einzelnen ſchon durch ſeine Geburt ſeine Beſtimmung zuertheile. Allein in dieſer Auffaſſung herrſcht eine Unrichtigkeit. Der Fluch des Kaſtenthums würde nur dann auf dem Fürſten laſten, theils, wenn er nicht auch die Freiheit hätte, dem Thron zu entſagen, während ein in einer Kaſte Geborener zu keiner anderen Kaſte übergehen darf; theils wenn er nicht, indem er ganz unmittelbar Fürſt iſt, doch zugleich die Freiheit hätte, die der Kaſtenſclav nicht hat, ſeine individuellen Anlagen zu irgend einer beſonderen Thätigkeit zu entwickeln, meinetwegen Siegellack zu machen, wie Kaiſer Franz, Schlöſſer, wie Ludwig XVI., Uhren, wie Karl V., oder zu dichten und ſich bei Cotta herauszugeben, wie Ludwig von Baiern, zu philoſophiren, wie Friedrich II. Es wird aber jeder Menſch durch die Familie, innerhalb deren er geboren wird, mehr oder weniger dem Kreiſe der Thätigkeit zugelenkt, dem er ſich als ſeinem Beruf widmet. Der Fürſt macht hiervon keine Ausnahme.

Die Unſittlichkeit der Erbmonarchie ſoll aber vorzüglich in der Unverantwortlichkeit des Fürſten liegen. Dies iſt ein wichtiger Punct, denn die Verantwortlichkeit für ſein Handeln iſt die Ehre des freien Menſchen. Jeder ſoll, wie auch die Schrift ſagt, Rechenſchaft geben können von ſeinen Werken. Der Menſch ſoll nur das thun wollen, was er als ſittlich nothwendig erkennt. Alle Gewiſſenhaftigkeit gründet auf Verantwortlichkeit.

Und von dieſem Geſetz ſollte der Fürſt nicht blos vorübergehend, wie der Volksvertreter für die auf der Tribüne geäußerte Anſicht, ſondern überhaupt, eine geſetzliche, geheiligte Ausnahme machen dürfen? Hieße das nicht aller Moral ins Geſicht ſchlagen?

Unmöglich! Das Vorrecht der straffreien Unsittlichkeit darf Niemandem, schon um seiner selbst willen, zugestanden werden. Der Fürst ist Mensch, und als Mensch, wie jeder Andere, dem Sittengesetz unterworfen.

Der Absolutismus hat hier, die Moral zu retten, noch die Hinterthür eröffnet, daß der Fürst allerdings verantwortlich sei, aber nur Gott in seinem Gewissen; zur Rechenschaft jedoch dürfe er nicht gezogen werden.

Dies ist ein gefährlicher, ein höchst inconstitutioneller Irthum. Nur in der absoluten Monarchie, nur in der Despotie, hat der Fürst solche absolute Unverantwortlichkeit. Hier kann er in seiner Willkür ungescheut bis zum Läppischen, ja bis zum Ruchlosen sich gehen lassen und selbst die scheußlichsten Verbrechen mit Allerhöchster Hand so lange verüben, bis ihn die Nemesis, „die im Dunkeln schreitende Göttin", mit sicherem Rachschwert trifft.

In der constitutionellen Monarchie ist der Fürst nicht nur moralisch, er ist auch politisch verantwortlich, nur ist er es, der Form nach, indirect. Er ist es moralisch, denn einen positiven Verbrecher, einen Dieb, einen Mörder als persönlichen Ausdruck seines Willens anzuerkennen und zu verehren, würde ein Volk, das es bis zur constitutionellen Verfassung gebracht hat, nicht ertragen. Freilich giebt es Immoralitäten, die bei allen Staatsbürgern vorkommen können, ohne sie deshalb für die politische Oeffentlichkeit zu vernichten, wie schlechter Haushalt, Schuldenmachen, Trunksucht, Lüderlichkeit. Wie viele Bürger dürften auch nicht zu Volksvertretern gewählt werden, wenn man sie mit dem Maß der Moralität in dieser Hinsicht messen wollte! Pierre Leroux hat den Ehebruch als eines der Verbrechen durchgesetzt, welche von der Wahlfähigkeit ausschließen; allein der Ehebruch kann doch nur durch Anklage des Gatten und durch richterliches Urtheil über die Unbestimmtheit eines bloßen Geredes erhoben werden. Beginge ein constitutioneller Fürst ein positives Verbrechen, sei es ein Diebstahl oder ein prämeditirter Mord, so darf man überzeugt sein, daß er nicht einen Tag länger auf dem Thron sitzen könnte. Nichts gewiß hat gegen Louis Philipp in den Massen so viel Empörung verbreitet, als der Verdacht,

den Louis Blanc in seiner Geschichte der zehn Jahre gegen ihn zur Wahrscheinlichkeit zu erheben suchte, daß der König, um das Vermögen des Herzogs von Condé zu rauben, diesen ermorden ließ.

Der constitutionelle Fürst ist aber auch politisch verantwortlich, denn da die verantwortlichen Minister die Diener seiner Wahl sind, so ist der Angriff gegen sie indirect ein Angriff gegen ihn und er muß, bei entschiedener und anhaltender Opposition der öffentlichen Meinung und der Volksvertreter, die Minister wechseln. Daß er aber direct nicht verantwortlich ist, bildet einen großen Vorzug des constitutionellen Systems vor dem republikanischen; denn diese Einrichtung verbürgt die Erhaltung der Einheit des Ganzen, die sogleich gefährdet ist, wenn sein persönlicher Mittelpunct für politische Handlungen in Anklagestand versetzt werden darf. Dies hat selbst L. Blanc in England während seines jetzigen Exils einsehen gelernt und offen zugestanden. Ginge jedoch ein constitutioneller Fürst darauf aus, durch einen offenen Gewaltstreich oder durch heimliche Verschwörung mit anderen Fürsten die von ihm anerkannte Verfassung des Staates zu stürzen, so beginge er selbst ein politisches Verbrechen. Das Volk würde ihn als einen Verräther entweder durch seine gesetzlichen Organe sofort seiner Freiheit berauben, oder ihn, indem es der fürstlichen Revolution gewaltsam begegnete, zum Exil nöthigen, wenn nicht tödten. Dieser Blitz der Revolution, das Volksgericht in höchster Instanz, wird jedem constitutionellen Fürsten vorschweben und nur im verblendeten Rausch seiner Macht wird er sich durch Ordonnanzen das Geschick Karls X. heraufbeschwören. Ludwig Philipp hatte sich keiner besonderen und directen Verletzung der Verfassung schuldig gemacht, galt aber in der öffentlichen Meinung als ihr Gegner, der den Geist der Freiheit heimlich und auf krummen Wegen zu entmannen strebe. So mußte er denn vor einem Aufstande fliehen, der allerdings nur von der kleinen Partei des National durch die Reformbankette vorbereitet und als Revolution improvisirt war.

Die Unverantwortlichkeit des constitutionellen Fürsten hat nur den Sinn, die Majestät des Volkes in der persönlichen Erscheinung des Monarchen auszusprechen. Ein Volk kann in seinen Einzel-

handlungen mit sich in Widerspruch gerathen und bleibt doch dasselbe ganze und Eine Volk. So auch kann ein Fürst abwechselnd sich widersprechende Ministerien haben, während sein Wille im Wesentlichen doch dieselbe Richtung behält. Die Gesandten und Abgeordneten eines Volkes sind auch unverletzlich und unverantwortlich, weil auch sie die Majestät der Selbstbestimmung des Volkes ausdrücken. Wollte man den Grundsatz der Verantwortlichkeit auf's Aeußerste treiben, so müßte hier ein bloßes beschränktes Mandat eintreten, so müßten die Personen nur als mechanische Organe wirken, d. h. sie wären überflüssig; ein beschriebenes Blatt würde dieselbe Wirkung haben und den Zweck noch besser erfüllen.

Die Politik der heutigen Demokratie nimmt immer nur den atomistischen Menschen zur Grundlage. In Folge dieses Fehlers kommt sie zur Mißhandlung der Natur, zur einseitigen Auffassung des Geistes. Sie verkennt die sittliche Bedeutung der Familie und das Bedürfniß des Volkes, nicht nur in einem Fürsten, auch in einer Fürstin, nicht nur in einem Individuum, auch in einer Familie sich wieder anzuschauen.

Doch ganz abgesehen von allen diesen Gründen, so behaupten wir auf dem Grunde der historischen Erfahrung, daß auch die paragraphenmäßig votirte und stipulirte Verantwortlichkeit eines Präsidenten practisch so schwer sich ausführen läßt, daß sie an das Illusorische gränzt. Es soll aber die Erbmonarchie nicht nur unsittlich, sondern auch unpractisch sein, weil der Fürst, als ein zufälliges Individuum, der Aufgabe einer Epoche nicht gewachsen sein könne. Das Problem der Regierung werde daher viel besser durch einen Präsidenten gelöst, den die Einsicht des Volkes nach dem Bedürfniß der Geschichte erwähle. Diese Forderung, daß der Erste im Staat immer auch der Weiseste, Kräftigste, Beste sein solle, ist an sich unbedingt wahr. Die Republik muß diesen politisch-ethischen Superlativ suchen. Wer ist es? Mit dieser Frage beginnt der Zweifel, beginnt der Kampf der Parteien. Sie machen in der öffentlichen Meinung ihre Gründe geltend. Gründe jedoch entscheiden nicht zuletzt; es entscheidet nur die Mehrheit. Und diese sollte nicht dem Zufall ausgesetzt sein? Ist ihre Geburt nicht ebenfalls mißlich?

Iſt in der Wahlurne kein Irrthum möglich? Ledrü Rollin, Lamartine, Cavaignac ſtanden den Begebenheiten unendlich näher — und doch kam Louis Bonaparte aus dem Glückstopf zum Vorſchein. — Nun ſoll aber der relativ rechte Mann gefunden ſein, ſo bleibt er doch, von ſeiner Wahl an, mit dem Zweifel der Gegenpartei behaftet. Um die Macht derſelben zu entkräften, wird er entweder ſie zu beſtechen ſuchen, ihre Stimmen zu gewinnen; oder er wird ſie einſchrecken und damit zugleich den Staat heftigen Erſchütterungen Preis geben. Auch in Nordamerika, das noch ſo bequem zu regieren iſt, pflegen daher die Präſidenten bei Antritt ihres Amtes die Verſicherung abzugeben, daß ſie Beamte, die einer anderen politiſchen Ueberzeugung anhingen, nicht verfolgen, nicht mißliebig behandeln würden.

Alles in der Welt, auch das Herrſchen, will gelernt ſein. Mit Erfolg und Leichtigkeit in Etwas ſich zu benehmen, müſſen wir es uns zur Gewohnheit gemacht haben. Der geborene Fürſt lebt vom erſten Athemzug an in einer politiſchen Atmoſphäre. Er lernt die objectiven Intereſſen als die ſeinigen eben ſo auffaſſen und behandeln, wie der Privatmann ſeine Privat-Intereſſen. Von vorn herein auf die Höhe des Ganzen geſtellt, einer allſeitigen Erziehung genießend, wird ſein Blick frei und weit, eignet er ſich die Kunſt des Befehlens ſpielend an, empfängt er eine Menge Traditionen, die weltgeſchichtlichen Inhalts ſind, trägt er ſich ſchon immer mit der Zukunft ſeines erhabenen Berufes. Und dieſem Beruf geht er mit der Zuverſicht eines bleibenden, als dem Inhalt ſeines ganzen Lebens entgegen.

Wenigſtens, daß es ſo ſein könnte, daß die Stellung eines Prinzen alle dieſe Momente in ſich trägt, wird Niemand leugnen, wenn gleich die Wirklichkeit gerade die Prinzen-Erziehung oft zur einſeitigſten und verfehlteſten macht. Solche empiriſche Mißſtände beweiſen nichts gegen die Wahrheit der Idee. Nicht jeder Kronprinz findet, wie Alexander, ſeinen Ariſtoteles.

Der gewählte Präſident, welch' trefflicher Mann er ſei, wird das Gefühl der Abhängigkeit von ſeiner Partei ſchwer in ſich austilgen können, wird oft, ſich zu halten, nach der Volksgunſt haſchen,

wird den letzten Augenblick, wo er, wie der Schauspieler von seiner Rolle, wieder abtritt, selten aus den Augen verlieren, während der durch die Natur schon zum Scepter berufene Fürst es Niemandem dankt und auch, auf dem Recht seines Volkes stehend, Niemanden, außer sich selbst, zu fürchten hat.

Es ist etwas Ungeheueres, mit seinem Denken und Wollen so sehr auf das Geschick von Millionen einzuwirken, als ein Fürst, als ein Präsident, als ein Ministerpräsident es vermag! Die überweise Aufklärung liebt es, das Moment der Verkettung der Geschichte mit der Natur zu leugnen, aber die Natur ist das wunderbare Medium der Offenbarung Gottes nach Außen. Sie ist nicht blos, wie die Geistschwelgerei sich einredet, dumme Materie; sie hat auch an sich ein Verhältniß zur Geschichte und findet erst in dieser ihren Zweck. Der Mensch wird daher zwar ganz natürlich erzeugt, aber doch zugleich aus dem Geist der Geschichte, der seinen Eltern in Fleisch und Blut einwohnt, und so ist denn ein Fürst auch ein Kind seiner Zeit, wie jeder im Volke, nur daß in ihm Natur und Geschichte sich potenziren. Daß ein Fürst lediglich aus dem Umstande, weil er geboren wird, zum Regieren unfähig, daß er von Geburt durch Gottes Ungnade mit einem Organ des Nichtverständnisses der Geschichte ausgestattet sein müsse, das ist denn doch abgeschmackt zu sagen. Der Fürst ist seiner Geburt nach eben so nothwendig, wie jeder andere Mensch, und eben deshalb ein Anderer im Volke unmittelbar noch nicht ein nothwendigeres Subject.

Auch giebt man wohl zu, daß ein geborener Fürst ein tüchtiger Fürst sein könne, allein die Fürstlichkeit als solche, ihre Hochstellung und Macht, soll ihn nothwendig verderben, weil ihm zu sehr geschmeichelt werde. Dies ist wieder im Allgemeinen wahr. Nichts hat das Herz der Fürsten mehr vergiftet, nichts ihren Verstand mehr beengt, als die maßlose, oft geradezu niederträchtige Schmeichelei ihrer Umgebung, welche auch die winzigste Durchlaucht mit dem Füllhorn ihrer Phrasen nicht verschont. Alleine welchem machtbesitzenden Menschen würde nicht geschmeichelt? Etwa den Ministern nicht? Etwa dem Präsidenten der Republik nicht? Als ob nicht noch die Bedienten derselben ihre Schmeichler hätten!

Die conſtitutionelle Monarchie ſichert nicht nur die Einheit des Ganzen, ſie ſichert auch die politiſche Gleichheit der Staatsbürger, weil ſie alle, dem Fürſten gegenüber, die gleichen Rechte und die gleichen Pflichten haben. Er allein iſt die nothwendige, nicht die willkürliche Ausnahme. Worin dieſe Nothwendigkeit beſteht, iſt durch das Geſetz beſtimmt. Das Volk ſelbſt erkennt ihm gewiſſe ſouveraine Handlungen als ihm allein mögliche zu, wie die Beſtätigung der Geſetze, die Wahl der Miniſter, die Einſetzung der Beamten, die Eröffnung und den Schluß der Verſammlung der Volksvertreter, den Beſchluß über Krieg und Frieden, den Oberbefehl über das Heer. Indem ihm dieſe Functionen gegeben ſind, hat der Ehrgeiz der Strebenden ſeine beſtimmte Schranke. Innerhalb der Republik iſt Jeder in der Möglichkeit, Präſident des Staates zu werden: Dies ſcheint gerechter, ſittlicher, in Wahrheit jedoch wird der Staat hierdurch der Intrigue der Herrſchſüchtigen preisgegeben. Es entſteht ein Krieg Aller gegen Alle um die Macht. Der Hochmuth, die Selbſtüberſchätzung, der Neid, die Kabale kriechen aus den Winkeln der ſelbſtſüchtigen Herzen hervor und ſchütteln ihr Schlangenhaupt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß, der Phraſe nach, nichts patriotiſcher iſt, als ihr Beginnen. In der Erbmonarchie dagegen iſt das Individuum einmal als fürſtliches da. Es iſt dem Spiel der Reflexion, dem Zufall der Wahl, der Berechnung, der Machination ſchlechthin durch das Schickſal entnommen. Es iſt in ſofern, was es iſt, von Gottes Gnaden, d. h. durch die Zulaſſung der Vorſehung, durch die Vermittelung der Geſchichte, und eben ſo ſehr durch die an ſich blinde, ſcheinbar dem Zufall überantwortete Natur. Hiermit fällt alle Mißgunſt fort in dem Grade, daß der Fürſt in ſeiner Einzigkeit Urſache hat, zu erwägen, wie ſehr er zur rechten Handhabung ſeines Amtes der Gnade Gottes bedarf. Der folgerechte Republikanismus kommt zu dem Standpunct der abſoluten Pietätsloſigkeit. Für ihn gilt nur die craſſe Objectivität. Er hält ſich an den Ausſpruch: la loi est athée! In der conſtitutionellen Monarchie aber ſind die Bürger nicht blos dem Abſtractum des Gegenſatzes gegenüber gleich, ſondern der lebendigen Perſon, dem Träger des Staats gegenüber. Hierdurch, man ſage was man

wolle, kommt eine ganz andere Wärme, ein ganz anderer menſchlicher und menſchheitlicher Hauch in die ſittliche Selbſtbeſtimmung. Die Geſinnung kann ſich ausbilden. Der Republikaner, der nur das aus der Mehrheit hervorgezählte Geſetz als ſeine Norm anerkennt, und deshalb von dem Inhalt abſieht, vergöttert die Form der Selbſtbeſtimmung. Im Fürſten erkennt er dieſe nicht. Er kann ihn nur haſſen, ſchmähen oder lächerlich finden. Die Theorie der imaginairen Größen zeigt, wie eine an ſich irrationale, unmögliche Behauptung doch zu richtigen Reſultaten führen kann. So iſt es auch mit der conſtitutionellen Monarchie. Es ſcheint dem Verſtande ein Fehler zu ſein, ſich bei ihr noch aufzuhalten, und nicht ſogleich zur Republik zu ſchreiten, die vom Alpdruck dynaſtiſcher Intereſſen, fürſtlicher Perſonen frei iſt, und in welcher Alles mit Hülfe der Reflexion gemacht wird. Allein es ſcheint nur ſo. Das im Fürſten perſönlich werdende Geſetz iſt eine ganz andere Macht.

Indem alſo die Einheit des Ganzen und die Gleichheit der Einzelnen durch die conſtitutionelle Monarchie geſichert wird, kann ſie Alle zur wahrhaften Freiheit gelangen laſſen; gelangen laſſen, denn am Ende kann die wirkliche Freiheit doch Niemandem gegeben werden, ſondern muß ein Jeder ſie ſich ſelbſt ſchaffen. Der Staat kann immer nur die Bedingungen bieten, die Jedem inwohnende Möglichkeit der Freiheit zu realiſiren. Nur die äußeren Hemmungen dieſer Freiheit kann er fortſchaffen. Durch ſeine Organiſation kann er nur bewirken, daß der Einzelne von überall den Zauberruf der Freiheit an ſein Ohr ſchlagen hört. Nur Formen kann er erzeugen, die mit der Freiheit als ihrem vorausgeſetzten Inhalt ausgefüllt werden ſollen. Allein actu kann er Niemanden frei machen, denn der Gott ſelber vermag es nicht, weil er ja damit die Freiheit ſelber wieder aufheben würde.

Nichts Fauleres daher, als das wüſte Geſchrei nach Freiheit ſo in's Blaue hinein. Dem unerfahrenen Jünglinge ſchwillt dabei das Herz; der Klubredner erobert damit ſeine Zuhörer; dem Gedrückten erquickt ſich bei dieſem Wort das Gemüth in's Unbeſtimmte hin; der Kleinbürger und der Bauer überſetzen ſich ſehr zufrieden das Abſtractum in das Concretum der Abgabefreiheit. Zeigt ſich hinter-

her, daß die Freiheit eine noch größere Thätigkeit, einen noch emsigeren Fleiß von uns fordert, als der früher bevormundete Zustand, so finden das Viele gewaltig unbequem und halten dann einen solchen Zustand wohl gar für einen Rückfall in überwundene Zeiten. Die Unbekanntschaft mit dem wahren Wesen der Freiheit erklärt uns jene seltsame Erwartung der Menschen, den Trost von außen her zu empfangen und in den Klubs wie in den Journalen nach dem Worte zu jammern, das Alles erklären, das Alle erlösen soll. Aber kein Wort, keine Einrichtung, kein Gesetz, keine Verfassung vermögen als solche die Befreiung durchzusetzen; nur die lebendige Selbsterfüllung des Geistes mit der Freiheit ist die Freiheit; nur ihre Selbsterzeugung ist auch ihr Selbstgenuß. So ist einmal die göttliche Ordnung, und wer daher das Kreuz der sittlichen Wiedergeburt aus den Tiefen des Geistes nicht auf sich nimmt, dem wird die Freiheit nimmer geschenkt werden.

Die absolute Monarchie läßt die Freiheit insofern nicht zu ihrem völligen Rechte kommen, als sie die Form der politischen Selbstbestimmung, die dem Geist so wesentlich ist, wie der Inhalt, nicht verwirklicht. Die Republik aber befriedigt die Freiheit insofern nicht, als sie den Inhalt des Willens, das Gute, welches dem Geist so wesentlich ist, wie die subjective Form, dieser aufzuopfern Gefahr läuft. Sie erfüllt Alle mit dem absoluten Verdacht gegen Alle, der Brüderlichkeit nicht aufrichtig zu huldigen. Sie zerreißt durch das Postulat der unbedingten Gleichheit die Brüder in Parteien, die sich um die Herrschaft im Namen der Freiheit befehden und sich gegen einander Alles, bis zum ekelhaftesten Ausspähen und Veröffentlichen der Privatverhältnisse, erlauben; ein Kampf, der endlich, wie wir in Nordamerika's Journalen sehen, zur Gewohnheit des Verleumdens und zum Verderbniß der Sprachweise durch den grellsten Cynismus führt.

Die constitutionelle Monarchie ist die Möglichkeit, den Begriff des Staates vollkommen zu realisiren, weil sie in der Einheit und Gleichheit der Staatsbürger ohne engherzige Nationalität, ohne Bevorrechtung von Ständen, gar keinen andern Zweck mehr haben kann, als den der Vernunft und Humanität. Der zerrüttenden Anmaßung

des Ehrgeizes ist durch die Existenz des Monarchen die Gränze gezogen; die Herrschsucht des Fürsten ist durch die Volksvertretung beschränkt; die Volksvertretung ist durch die Sonderung der gesetzgebenden Gewalt von der vollziehenden und durch die freie Presse beschränkt. Durch die Erblichkeit der Monarchie aber ist sie davor geschützt, sich in eine blos formale Politik zu verlieren. Sie kann sich desto gründlicher mit der Sache, mit den wirklichen Bedürfnissen des Landes beschäftigen. Ihre Parteiungen können nie die Heftigkeit erreichen, welche der Republik eigen ist, weil diese in jedem hervorragenden Manne den Tyrannen — dies Wort in griechischen Sinn genommen — fürchtet.

Die constitutionelle Monarchie ist daher sowohl gegen die absolute Monarchie als gegen die absolute Republik die höhere, freiere und sittlichere Form. Sie ist die neue Staatsform, die in England, in Frankreich und den deutschen constitutionellen Staaten bisher nur unvollkommen existirte, weil sie in England sich nur aristokratisch, in Frankreich nur als Ausdruck der Bourgeoisie, in den deutschen Staaten nur als Organ der Regierungen zur Bewilligung des Budgets gestaltet hatte. Nun ist der Augenblick gekommen, wo sie in Deutschland, besonders aber in Preußen, eine höhere Stufe der Entwickelung betritt, die man nicht wohl anders als demokratisch benennen kann. Es ist schade, daß dies Wort so in Verruf gekommen, denn es enthält den richtigen Gedanken, daß Fürst und Volk eine unzertrennliche Einheit ausmachen sollen. Jener Verruf ist dadurch entstanden, daß Demokratie mit Republik oder mit Ochlokratie gleichbedeutend genommen wurde. Von der Ochlokratie, von der Herrschaft des wüsten Haufens, ist nun der Begriff der constitutionellen Monarchie am Weitesten entfernt; ihre besondern Einrichtungen aber haben allerdings einen republikanischen Typus, weil sie überall die Selbstgesetzgebung und Selbstverwaltung anstreben, ohne die feste Gliederung und Geschlossenheit des Ganzen aufzugeben.

Daß die Republik den Künsten und Wissenschaften nicht so günstig wäre, als die Monarchie, wie man oft sagen und deshalb die Monarchie preisen hört, ist eine jener oberflächlichen Allerweltsphrasen, die bedachtlos so hingesprochen und hingeschrieben werden.

Wie die Geſchichte von Athen, Venedig, Florenz, Zürich, Genf, Hamburg u. ſ. w. lehrt, iſt es empiriſch unwahr. Sodann aber haben viele Monarchen Kunſt und Wiſſenſchaft gar nicht der heiligen Schönheit und göttlichen Wahrheit halber, ſondern ihrer Eitelkeit wegen gefördert, ſich einen Nimbus zu machen, den Schein hoher Bildung zu erheucheln, wohlfeilen Kaufs durch Verknüpfung ihres Namens mit dem Namen durch ſich ſelbſt denkwürdiger Männer zu verunſterblichen, oft ſogar nur, um ſich angenehm zu unterhalten. Der perſönliche Beigeſchmack, der dadurch, wie unter Ludwig XIV., in die Werke der Kunſt und Wiſſenſchaft gekommen, hat der reinen Verwirklichung des Ideals keinen Vorſchub gegeben.

Blicken wir nun zum Schluß noch auf Preußen, ſo zeigt es ſich reif zur conſtitutionellen Monarchie. Bis zum Tode Friedrichs des Großen hatte es vom erſten Könige an, der ſich die Krone ſelbſt octroyirte, die Phaſe der abſoluten Monarchie vollendet. Unter Friedrich Wilhelm II. ging dieſe Form ſchon ins Verderben über. Unter Friedrich Wilhelm III. empfing Preußen ſeine demokratiſchen Einrichtungen: die Städte-Ordnung, die Landwehr, die Aufhebung der Hörigkeit, die Befreiung des Grundbeſitzes, die Gewerbefreiheit, die Gleiberechtigung aller Staatsbürger zu allen Aemtern und die Volksſchule als Organ einer allgemeinen, gleichmäßigen Volksbildung.

Durch alle dieſe Schritte ſtand Preußen ſo groß da, daß ihm nur noch die Mitwirkung des Volkes ſelber zur Geſetzgebung fehlte. In dieſe Epoche, die conſtitutionelle, iſt es mit Friedrich Wilhelm IV. getreten. Hätte derſelbe bei ſeinem Regierungsantritt die einſeitige Berechtigung zur politiſchen Vertretung lediglich durch den Grundbeſitz geändert, hätte er die Bevorzugung des Adels in der Beſetzung der Officierſtellen ermäßigt, hätte er die Empfindlichkeit und Parteilichkeit auf dem religiöſen Gebiet vermieden und die Cenſur aufgehoben, ſo würde Preußen ſchon ſeit einem Decennium der entſchiedene Schwerpunct der ganzen deutſchen Bewegung geworden ſein, alle ſüddeutſchen Antipathieen gegen ſich verflüchtigt und niemals eine blutige Kataſtrophe erlebt haben. Dieſe, mit tiefer Berechnung, mit kluger Benutzung aller Zeit-Umſtände um jeden Preis vom republikaniſchen comité directeur herbeigeführt, durch Verzögern

der Concessionen und durch steife und mißtrauische Haltung von Seiten des Hofes begünstigt, machte den Riß zwischen König und Volk zu einem tieferen, als er an sich war, so daß nun die Regierung, plötzlich aus ihrer polizeistaatlichen Ordnung herausgerissen, im Entsetzen über den hundertarmigen Volksriesen, der auf den Straßen Berlins erstanden war, sich eine Zeit lang dem französischen Doctrinarismus in die Arme warf. Diese Richtung siegte im zweiten vereinigten Landtag, der die Urwahlen und die Beschickung des Frankfurter Parlamentes decretirte; siegte im Cabinet, das im Ministerium Auerswald-Hansemann die Revolution anerkannte; siegte in der National-Versammlung, die sich zum Convent fortgestaltete, bis die Reaction des nach seiner Wahrheit zurückgedrängten geschichtlichen Thatbestandes eintrat und das monarchische Princip, das, was es früher an Energie versäumt hatte, nachzuholen suchte.

Preußen kann das monarchische Princip nicht aufgeben. Ganz Deutschland wäre damit sicherem Untergange geweiht. An die Stelle des Monarchen müßte wegen unserer Mittellage zwischen Romanen und Slaven sofort der perennirende Dictator gesetzt werden. Es kann der kräftigen Zusammenfassung in Eine Persönlichkeit nicht entbehren. Leicht würde es sonst den Russen und und Franzosen anheimfallen, zu denen noch einige andere Liebhaber sich gesellen würden. Unsere Klubredner und Journalisten spielen jetzt immer Republik im Schatten der schirmenden Königseiche. Dies Spiel hat für sie jetzt einen wollüstigen Reiz, der sich aber, sobald die ersehnte Republik da wäre, gewiß in ganz andere Empfindungen verkehren würde.

Schlag auf Schlag hat sich bei uns Preußen Alles ausgeglichen. Der Moment ist groß, ist unwiederbringlich! Die jetzt zusammengetretenen Kammern müssen rasch aus der gegebenen Verfassung alle diejenigen Elemente ausscheiden, welche den Constitutionalismus, wie die Gegenwart ihn fordert, zu einem bloßen Schein herabsetzen könnten. Einige Ausschnitte der Verfassung, einige Correcturen, einige Löschung von Zweideutigkeiten, das ist die Hauptsache, über welche bei der Mehrheit gar kein Zweifel stattfindet.

Nächſtdem iſt das Wichtigſte die Ausarbeitung der ſogenannten organiſchen Geſetze, damit ſie nämlich nicht mechaniſch ausfallen.

In die formale Politik mögen die Kammern ſich ſo wenig als möglich vertiefen. Sie giebt zwar die ſchönſte Gelegenheit zu geiſtreichen Reden, zu rhetoriſchen Fechterſtücken, allein ſie iſt ſchon veraltet, unfruchtbar, intereſſelos. Deſto mehr mögen ſich die Kammern den ſocialen Fragen zuwenden, welche der modernen Politik ihr Ziel vorſchreiben. Dann kann Preußen eher, als jeder andere Staat der Welt, diejenige Verfaſſung entwickeln, welche die Vernunft und Humanität am meiſten zu befriedigen, welche die Freiheit mit dem Glück zu vereinen, welche die Nothwendigkeit des Geſetzes mit der Selbſtbeſtimmung des Einzelnen zu verſöhnen und das Volk mit dem Könige als denſelben freien und mächtigen Willen zu ſetzen im Stande ſein wird.

IX.

Unger's landſchaftliches Gemälde der Urwelt.

1852.

(Die Urwelt in ihren verſchiedenen Bildungsperioden. 14 landſchaftliche Darſtellungen von Kuwaſſeg mit erläuterndem Text von F. Unger. Wien gr. Fol.)

Schleiden hatte im Deutſchen Muſeum am Schluß einer Abhandlung über die populäre Behandlung der Naturwiſſenſchaften auf das Werk eines öſterreichiſchen Künſtlers Kuwaſſeg hingewieſen, der es unternommen, die Urwelt landſchaftlich darzuſtellen. Wir leben im Zeitalter der Illuſtrationen. Aber die Holzſchnittilluſtration, ſo vollendet ſie geworden iſt, fängt an uns ebenſo zu ermüden, als früher die Stahlſtichmanier. Wir ſehen daher andre Darſtellungsmittel wieder Bedürfniß werden. Das Auge ſehnt ſich von dem einfachen Schwarz auf Weiß wieder nach Farben und von der ſcharfen Begrenzung und Schraffirung des Strichs nach weicheren Conturen und ſanfteren Uebergängen. Die Lithographie, der Tondruck, der Farbendruck werden ſeit einigen Jahren wieder häufiger. Holzſchnittilluſtrationen zu geologiſchen Werken ſind längſt etwas Gewöhnliches, aber wiſſenſchaftliche Bilder zur Erdgeſchichte, von einem genialen Künſtler als Kunſtwerke im Steindruck ausgeführt waren mir ein ganz neuer Gedanke. Ich ließ mir das Werk kommen, voll unbeſtimmter Erwartung, wie die Kunſt die ſo ſchwierige Aufgabe der Wiſſenſchaft ausgeführt haben würde.

Da ich in den Naturwiſſenſchaften kein Fachkenner, ſondern nur ein lernbegieriger Philoſoph bin, ſo beſcheide ich mich, über den wiſſenſchaftlichen Werth dieſer Leiſtungen mein Urtheil abzugeben.

Ich überlasse es einem Humboldt, einem Vogt, einem Schleiden, einem Buch, Ritter, Leonhardi, Meyer, auszumachen, ob immer die am meisten charakteristischen Pflanzen und Thiere jeder Epoche richtig gewählt und ob die geologische Grundlage für sie mit prägnanter Treue untergebreitet ist.

Ich will hier nur vom ästhetischen Standpuncte einige empfehlende Worte sagen, die man mir wohl erlauben wird und durch welche ich zugleich dem trefflichen Künstler für den Genuß seiner originellen Schöpfungen danken will.

Erwägen wir die Bedingungen, die ihm gestellt werden mußten, wenn seine Arbeit, auch nur annähernd, den Postulaten der jetzigen Wissenschaft entsprechen sollte. Er mußte zunächst die eigenthümliche Bodengestalt der verschiedenen Erdbildungsperioden fixiren; sodann die eines jeden eigenthümliche Temperatur in ihrer meteorologischen Erscheinung sich klar machen; hierauf die einer jeden geologischen atmosphärischen Phase correlate Pflanzenwelt zusammenstellen und hier oft nur nach Fragmenten und Analogieen die untergegangenen Typen erfinden; endlich mit der Bodengestalt, mit der Atmosphäre, mit der Vegetation diejenigen Thierorganismen hervortreten lassen, die unter jenen Bedingungen möglich geworden waren. Dies sind die wissenschaftlichen Bedingungen, wie der geneigte Leser in der Kürze sie sich etwa aus Humboldts Kosmos I, 286—304 vergegenwärtigen kann.

Aber alle diese Thatsachen geben dem Künstler nur erst ein todtes Material. Nun sollte er diese Elemente aus ihrer Vereinzelung zu einem lebendigen Ganzen zusammenfassen, nun sollte er Erde und Meer, Boden und Pflanze, Luft und Licht, Fisch und Eidechse, Vierfüßer und Vogel als eine harmonische Totalität, als eine Landschaft, geschwellt vom Hauche des gewaltigst arbeitenden Lebens, zur Erscheinung bringen! Welche zahllose Combinationen mußte er hier aufnehmen, fallen lassen, welche Möglichkeiten in sich bewegen, welchen Kampf seiner über dem Chaos brütenden Phantasien bestehen, welches Studium der heutigen Natur wie der unterirdisch begrabenen machen, um sich mit Freiheit an seine Compositionen, an ihren endlichen Abschluß zu wagen!

Nehmen wir einen Augenblick an, daß Kuwasseg in diesen vierzehn Bildern nur Landschaften componirt hätte, die eben nur Landschaften sein wollten, ohne jede wissenschaftliche Nebenrücksicht, so würden wir ihn schon bewundern müssen. Neuheit der Erfindung, Großheit des Stils, köstliche Gruppirung des Einzelnen, gründliche Treue der charakteristischen Besonderheiten und vor Allem Poesie würden wir ihm als entschiedne Vorzüge zuerkennen müssen. Auch ohne den Werth, instructiv zu sein, würden diese Landschaften einen ästhetischen Werth behaupten.

Nun denke man sich aber hinzu, wie alle diese Vorzüge noch dadurch einen magischen Reiz gewinnen, daß sie mit dem wissenschaftlichen Interesse auf das Engste verknüpft sind, indem diese Landschaften den Versuch machen, uns die geheimnißvolle Welt des jugendlichen Lebens unseres Planeten mit objectiver Treue darzustellen und uns Zeugen derjenigen Scenerien werden zu lassen, die Jahrtausende hindurch unsere Erde schmückten, bevor sie in dem menschlichen Auge ihren Reichthum wiederspiegeln konnten! Wir sehen in diesen Bildern die Pflanzenwelt in üppiger Kraft aufschießen, während noch kein Vogel in den heißen Lüften, kein Vierfüßer, ja kein Reptil auf dem brennenden Boden dauern konnte, während nur erst das ungeheuer anwachsende Meer Schalthiere zu ernähren vermochte. Dann sehen wir den feuchten Boden mit Schilf, den trockneren mit Gramineen und Pinien sich bekleiden und gewaltige Saurier in verwunderſamen Gestalten aus dem Meer und den überall stagnirenden Gewässern hervorkriechen. Wir sehen sie auf Felsblöcken und zerschellten Baumstämmen am Seeufer nach Raub ausspähen, wir sehen sie zwischen den Wurzelverschlingungen des Urwaldes gierig dahinrascheln; wir sehen die Ungethüme ihre Riesenleiber in wilden Thalschluchten zum gräßlichen Kampf verwickeln, aber wir sehen nur sie erst als die drachenartigen Herren alles Lebens auf Erden. Erst als Land und Meer sich fester geschieden haben, erst als Laubbäume, Fruchtsträuche, Parasiten und mannigfaltige Gräser in wetteifernder Ueberfülle, von Erderschütterungen seltener gestört, sprießen, sehen wir Dickhäuter im hohen Schilfgrase trotten, sehen wir sie in feuchten Wiesengründen vor der

Sonnengluth den Schutz der Bergschatten suchen, sehen wir die Gerippe der gigantischen Reptile im Schlamm vermodern und den Vogel sich durch die elastischen Lüfte schwingen. Und nun erst erblicken wir in der Diluvialperiode den Höhlenbären, wie er, ein Mammutsgerippe benagend, einer Heerde Büffelochsen ansichtig wird, die von jenseitigen Bergabhängen, einem Wasserfall vorüber, durch ein seichtes Flußbett seinem Ufer zuschreitet. Erst nachdem Millionen Stämme schlanker Farren, Lepidodendren u. s. w. von dem Erdfeuer verkohlt, von den über sie stürzenden Gebirgen eingesargt und selbst zu Felsen versteint waren, erst nachdem Millionen und Millionen Grashalme und Blumen und Sträuche zu vermooren und den Boden auf seiner Oberfläche mit einem Filz von Wurzeln und Fasern zu durchwebent angefangen hatten, konnten die warmblütigen Thiere gedeihen und nun erst konnten die heißblütigen Raubthiere im Aufschlürfen des dampfenden Blutstromes ihre liebste Nahrung finden.

Diesen ganzen Prozeß der Natur mußte der Künstler, sich bis in die geringsten Details hin geläufig machen, um aus der steten Metamorphose die qualitativ entscheidenden Momente herausgreifen zu können. Wir sprechen zwar in der Wissenschaft von den verschiedenen Perioden so, als wenn dieselben völlig gesonderte Sphären bildeten. Wir geben die einer jeden zugehörigen Steinarten, Pflanzen- und Thiergattungen an. Allein, der Künstler, der die lebendige Wirklichkeit wieder schaffen soll, kann nicht blos katalogartig isoliren. Er muß die Thaten der einen Periode in die der anderen mit hinübernehmen und doch den Moment entdecken, der uns das Neue, noch nicht zuvor Gewesene, zur Anschauung bringt. Dies hat Kuwasseg meisterhaft verstanden. Man merkt bei ihm keinen Zwang, die Perioden auseinander zu halten; und doch fühlt man auf jedem Bilde den Fortschritt der Natur zu neuen Formen. Ich empfehle die Landschaften neben einander als eine Folge zu legen, um sich von der Wahrheit meiner Behauptung recht schlagend zu überzeugen.

Wenn von der Urwelt die Rede ist, so pflegt man gewöhnlich den Fehler zu machen, sich den Planeten in seinen Embryonal-

zuſtänden ſchon zu geſtaltenreich vorzuſtellen. Man bringt immer noch zu viel von unſrer heutigen Erdgeſtalt mit. Aber die anfängliche Erde war, ſelbſt als ſchon die Kryſtalliſation der Maſſen begonnen, ſehr einfach. Sie war eben nur eine flüſſige, nach und nach erkaltende Kugel. Die großen Spalten der trocknenden Oberfläche klafften nur allmälig auf, die Scheidung des Starren vom Flüſſigen ging ſehr langſam von Statten. Kuwaſſeg hat daher ganz Recht, auf den erſteren Landſchaften nur einen Flachboden mit inſelartigen, aber niedrigen Erhebungen zu zeigen. Eigentliche Berge ſind ein Product erſt viel ſpäterer Formationen, denn das Erdfeuer mußte erſt in das Erdinnere gebannt werden, bevor die titaniſche Spannkraft der Dämpfe die von Oben erkaltende Erddecke von Unten heben und den Oſſa auf den Pelion thürmen konnte.

Ein geringerer Künſtler, als Kuwaſſeg, hätte der Begierde ſchwerlich widerſtehen können, die von der heutigen Flora und Fauna abweichenden Formen recht grell und abenteuerlich zu malen. Er hätte die Urwelt in eine ganz und gar fremde verunſtaltet und in ſolchem Effect des Wunderſamen ſeinen eigentlichen Triumph erblickt. Er hätte deshalb namentlich von den monſtroſen Thierbildungen, von dem Hydrarchos, von den Fiſcheidechſen, den Vogeleidechſen, den Rieſenflughäutern, den koloſſalen Pachydermen, dem giraffenartigen Mylodon u. ſ. w. ganz unzweifelhaft den ſtärkſten Gebrauch gemacht. Kuwaſſeg hat ſich hier außerordentlich beſchränkt. Er hat bei den foſſilen Pflanzen nie vergeſſen, daß ſie doch eben als Pflanzen mit den unſrigen Kinder ein und deſſelben Planeten, als Erſcheinung Ausdruck der ewigen Idee der Pflanze ſind. Er hat ſie nicht zu Geſtalten verzerrt, die meinetwegen auf dem Saturne oder Sirius, nicht aber bei uns, auch nicht in der Urwelt möglich wären. Die Thiere aber hat er den großen landſchaftlichen Verhältniſſen auf das Natürlichſte eingeordnet. Sie fehlen nicht. Sie treten in charaktervollen Repräſentanten auf. Der Cheirosaurier, der Nothosaurier, das Iguanodon, der Scheuchzer'ſche Salamander, das Paläontherion, der Ursus spelaeus und bos primus markiren den Fortſchritt der animaliſchen Organiſation. Auch den Pterodaktylus und Pleſioſaurus finden wir, allein in einer Entfernung,

welche beweiſt, daß der denkende Künſtler hier mehr andeuten als ausführen wollte, da wir auch mit einer Cuvier'ſchen Divination hier aus den Knochenreſten uns doch nur ungefähre Vorſtellungen machen können. Welche geniale Schöpferkraft Kuwaſſeg auch hier inwohnt, hat er bei der meiſterhaften Gruppe der drei kämpfenden Saurier in der Wealdenperiode hinlänglich bewieſen. Als Landſchafter, um den Totalproſpect nicht zu ſtören, hat er aber die Thierſtaffage die übrigen elementaren Factoren nie überwuchern laſſen.

Daſſelbe ſtrenge Maaß hat er in der Darſtellung der Pflanzen angewendet, denn obwohl er die Eigenthümlichkeit derſelben nach den möglichen Angaben auf das Genaueſte beachtet hat, ſo hat er doch alle Oſtentation vermieden. Er hat die Gräſer, Kräuter, Bäume ſo zu gruppiren verſtanden, daß diejenigen, welche der gerade zu zeichnenden Epoche angehören, ſich ungeſucht ſignaliſiren. Lomatophloyos crassicaule, stigmaria ficoides, Lepidodendron, Pterophyllum, Araucaria u. ſ. w. ziehen unſere Aufmerkſamkeit an, ohne uns mit einer ſchulmeiſterlichen Abſichtlichkeit aufgedrungen zu werden. Sie ſprechen uns durch die Originalität ihrer Form von ſelbſt als neue Phänomene an, während die ſchon bekannten Geſtalten, ſo weit ſie in dem ganzen Zuſammenhange ſichtbar werden können, in die Stellung der Folie ungezwungen zurücktreten. Genug, Kuwaſſeg hat, in ſtrengem Gehorſam gegen die Wiſſenſchaft, ihren Zweck nie aus dem Auge verloren und doch zugleich immer als Künſtler gehandelt. Er nur das Maleriſche gemalt und hat ſich daher auch gehütet, ſeiner Kunſt Darſtellungen zuzumuthen, die gar nicht für ſie gehören, die nur der Poeſie überlaſſen bleiben müſſen. Er hat das vulcaniſche Element in Blitzen, in Fumarolen, in Rauchſäulen dampfender Krater erſcheinen laſſen, allein mehr ſeitab, mehr im Hintergrunde, da es Thorheit iſt, den gebirgsſchöpferiſchen Act der telluriſchen Feuermächte durch die Malerei zur Anſchauung bringen zu wollen. Den Erguß eines fertigen Vulcans kann die Malerei darſtellen, nicht aber die Erhebung desſelben im Moment ihres Werdens.

Um nun dem Leſer das hier aufgerollte Panorama in ſeiner Stufenfolge vorzuführen, will ich mit den eignen Worten des Text-

verfassers, Dr. Unger, die landschaftliche Situation jedes Bildes kurz angeben und mich bemühen, in diesem Auszuge die unterscheidendsten Puncte hervorzuheben.

I. Uebergangsperiode. Aus den unbegrenzten Wassern, die den Erdball rings umgeben, tauchte das erste feste Land in kleinen, wenig zusammenhängenden Inseln hervor. Eine solche Festlandsgruppe felsiger und offenbar granitischer Natur, die sich noch nicht zu Gebirgen, wohl aber zu zerrissenen Plateaus mit schroffen Abstürzen erhebt, sehen wir in diesem Bilde vor uns. — Die Atmosphäre liegt durch ihren dichten Wolkenschleier noch schwer und düster auf diesen einsamen Eilanden. — Die Formen der Pflanzen sind gewaltige kolossale Bäume mit dem einfachsten Laubwerk oder unförmige säulenartige Stöcke ohne Blätter, oder endlich fast stammlose Gewächse mit gipfelständigen Wirteläſten — kryptogamische Gefäßpflanzen.

II. Steinkohlenperiode. 1) Man sieht sich auf eine kleine Insel in das Innere eines feuchten, von stehenden Gewässern vielfach durchschnittenen Waldes versetzt. Durch die eng verschlungenen Wipfel der Bäume bricht nur spärlich das Licht der durch athmosphärische Dünste erbleichten Sonne herein. — Die vorherrschenden Bäume sind hier die durch ihre narbige Rinde und durch die eigenthümliche gabelige Verzweigung ausgezeichneten Schuppenbäume (Lepidodendren), wovon mehrere im Vordergrunde stehen. Ihre dicht belaubten, schön geschwungenen Aeste bilden breite Kronen, die so wie der Schmuck ihrer Zapfen an manche von unseren Nadelhölzern erinnern, aber diese durch das geheimnißvolle Dunkel, das sie verbreiten, noch weit übertreffen. Eine Menge parasitischer Gewächse haben allenthalben auf ihren abgestorbenen wie auf ihren lebenden Stämmen Platz genommen. Weiter nach rückwärts erscheinen mit den Schuppenbäumen vermischt baumartige Farren, durch ihre schlanken unverzweigten Stämme und die prachtvollen Kronen ihres mächtigen feingefiederten Laubes ausgezeichnet.

III. Steinkohlenperiode. 2) Die durch Jahrtausende zu vielen Klafter hohen und Meilen weiten Massen aufgeschichtete Vegetation sehen wir hier durch Erschütterung mit theilweiser Ver-

ſenkung und Hebung des Bodens zerſtört und zertrümmert. Noch ragt ein Theil jenes Urwaldes, auf den wir früher unſere Blicke ſchweifen ließen, mit ſeinen übereinanderliegenden Pflanzenkoloſſen und der daraus hervorgegangenen Torfſubſtanz mehrere Klafter hoch aus dem Waſſer, dem er einſt entſtieg, empor: aber die empörten Fluthen drohen im Augenblick ſich darüber zu ergießen und ſie mit ſchlammigen und ſandigen Abſätzen zu bedecken. Die Hauptmaſſe bilden die Lepidodendren, zu welchen ſich hier noch die in jener Zeit ebenſo verbreiteten Sigillarien geſellen. — Schaudervoll beleuchtet die grelle elektriſche Fackel, die ſich von Zeit zu Zeit durch die Wolkenſchichten ſchwingt, dieſe Zerſtörungsſcene.

IV. Periode des Todtliegenden. Wir ſtehen auf dem Kamm eines in den großartigſten Trümmern zerriſſenen Gebirges. Die hervorbrechenden Porphyre haben die bereits beſtandenen kleinen Inſelgruppen erweitert und erhöht, ſich ſelbſt aber durch die entſtandenen Spalten zu kammförmigen Kuppen über ihre Trümmer emporgethürmt. Die weiche, teigartige Maſſe konnte ſich nur in mehr oder weniger abgerundeten Formen ausbilden, und ſo ſehen wir im Mittelpunct der Landſchaft einen ſolchen Porphyrkegel in ſeiner jungfräulichen Geſtalt ohne Riſſe und Vertiefungen, jenen Zeugen tauſendjährigen Beſtandes, kühl, ohne die geringſte Spur einer Vegetation, denn er iſt noch nicht vollkommen abgekühlt. Links befindet ſich ein ähnlicher Porphyrkegel und im Hintergrunde des von beiden gebildeten Thales tritt ein eben ſolcher Gebirgskamm hervor. Den Fuß dieſer jüngſt gehobenen Porphyrmaſſen faßt ein mächtiger Trümmerwall ein. Aus den Schrunden der geborſtenen Erdkruſte qualmen Dampfwolken. — Eine Fumarole in Verbindung mit Schlammergüſſen tritt hier unter dem Meeresſpiel auf und reißt eine gewaltige Waſſermaſſe in Begleitung mit heißen Dämpfen gleich einem gigantiſchen Springquell in die Höhe. Jene, auf der Stelle abgekühlt in der Luft, ſtürzen in dichten Strömen in der Nähe ihrer Geburtsſtätte wieder nieder. Feurige Blitze durchzucken die Dampfwolken: das Meer wallt und kocht rings umher. — Farrenbäume und Cykadeen erſcheinen hier faſt ausſchließlich und unter den erſteren machen ſich die Pſaronien als ſchöne ſchlanke

Stämme mit einer herrlichen Krone eines mehrfach gefiederten Laubes bemerkbar.

V. Periode des bunten Sandsteins. Dies Bild versetzt uns in eine flache von untiefen Gewässern allenthalben umschlungenen Gegend mit der Fernsicht auf niedere Eilande. Auf Sandsteinmassen des Rothliegenden, die sich wenig über eine vom Wasser bespülte schlammige Niederung erheben, breitet sich ein dünner Wald von Nadelhölzern aus, der Neuholländischen Araucaria in ihrer Tracht nicht unähnlich. Die kräuterartigen Gewächse, **Aethophyllum speciosum** und **Schizoneura paradoxa**, bedecken stellenweis den Boden. Ein salamanderartiges Reptil schleicht darüber hin.

VI. Periode des Muschelkalks. Nicht fern dem Rande eines insularen Flachlandes, das der vielbegrabende Ocean nicht überfluthet hat, in trostlose Oede versunken, gleitet unser Blick hinaus auf den ewig gleichen Spiegel der Wellen. Auf einem riffigen Boden, ebenso ein Bauwerk als eine Wohnstätte von Korallen und anderen Meeresgeschöpfen, die die Ebbe hier entblößt zu haben scheint, sehen wir die Mannigfaltigkeit des untermeerischen thierischen Lebens in seiner ganzen Fülle ausgebreitet, Ammoniten, Nautilen, Turitellen, und die schönen lilienförmigen Enkrimiten. Mit gierigem Blick betrachtet sie ein seltsames Ungeheuer von krokodilartiger Gestalt, das den Meeresbewohner durch die Schwimmfüße die Floßen abgeborgt zu haben scheint. Es ist der **Nothosaurus giganteus**, der diese Korallenbank zu erklimmen sucht, sich da seine Nahrung zu verschaffen. — Die Trümmer von Nadelholzbaumstämmen, die hier schauerlich nah und fern aus den Fluthen auftauchen, zeigen von einem nahen Festlande. Ein Sturm hat sie hieher geführt, was aus den Resten von krautartigen Pflanzen, womit sie beladen sind, ersichtlich ist. — Der Mond, ein mattes, blasses Leichenantlitz, scheint klagend über dieser grausen Meereswüste zu weilen.

VII. Periode des Keupersandsteins. Es dehnen sich vor unsern Blicken die flachen Ufer eines großen Landsees aus. Die trocknen sandigen Dünen sind noch ganz von Vegetation entblößt, die sich nur auf die moorigen, vom Wasser bespülten Niederungen beschränkt. Auf diesem Marschlande hat sich eine ziemlich

üppige, jedoch nicht sehr reichhaltige Pflanzenwelt angesiedelt. Rechts ist das Ausgehende eines Waldes von Calamites arenaceus, dem vorherrschenden Baume dieser Periode. Der bis auf eine gewisse Höhe astlose Stamm mit gestreifter Rinde, ähnelt den cannellirten Säulen, über welchen sich das von quirlförmig übereinander stehenden Aesten getragene Laubdach, wie die Kuppel eines Tempels erhebt. Einen verschiedenen Charakter bietet der sumpfige Boden an der linken Seite des Bildes dar, der sich in dieser Art über lange Strecken ausdehnt. Das am meisten in die Augen fallende Gewächs ist hier die schachtelhalmähnliche Equisetites columnaris, der einer Säule gleich, mit dem ovalen Fruchtknopf geschmückt, sich weit über die niederen Pflanzen erhebt. — Von den Batrachiern, die zu Tausenden in diesen Schlammniederungen hausen, erblicken wir hier das Labyrinthodon pachygnatus. — Die warme und feuchte Atmosphäre ist mit Dünsten so geschwängert, daß die Sonnenstrahlen durch die bald geöffneten, bald wieder verschlossenen Risse der Wolkenmassen sich nur auf Augenblicke den Weg zu bahnen vermögen.

VIII. Oolith-Periode. Hier öffnet sich der Blick ins weite Jurameer, das nur in kleinen Strichen Festlands die gehobenen Schichten der Triasperiode erkennen läßt. Eine solche Küstengegend, umsäumt mit den zwar niederen, aber weit hingreifenden Korallenriffen, stellt sich uns hier mit dem eigenthümlichen Schmuck seiner Vegetation (vorzüglich Pterophyllum- und Zamites-Arten) und seiner seltsamen Bewohner (Ichthyosaurus, Plesiosaurus, Pterodaktylus) dar. Besonders merkwürdig sind die an der äußersten Rechten Pandanusartigen Stämme mit dem sonderbaren Gestell ihrer Luftwurzeln und den die Spitzen der Zweige bekleidenden prachtvollen Blätterkronen.

IX. Wealdenperiode. In einer heißen, an Kohlensäure vielleicht reicheren Atmosphäre sind wir auf einer feuchten Insel in das Halbdunkel eines von Farren, Cykadeen, Coniferen und wenigen Monokotyledonen gebildeten Waldes versetzt, dessen geisterhafte Stille nur durch das eintönige Rauschen einer Caskade und durch die zischenden und gähnenden Töne einiger kämpfenden Saurier unterbrochen wird.

X. Kreideperiode. Der Sturm, der das unüberſehbare Kreidemeer aufwühlte, iſt dem Ende nahe, Donner und Regen ziehen müde in die Ferne. Vom hohen Kreidemeer zieht ſich, beglänzt von den Strahlen der untergehenden Sonne, eine Meeresbucht zwiſchen den Klippen von ſchmalen Inſeln hin. Eine ſparſame, meiſt nur auf die feuchten und weniger ſchroffen Ufergegenden beſchränkte Vegetation hat ſich über den nackten Boden verbreitet. Die Cykadeen und Farren ſind bis auf wenige Arten verſchwunden, dafür erſcheinen neue Palmen, Nadelhölzer und am Ueberraſchendſten die erſten Formen der Laubhölzer. Die imponirendſte Pflanzengeſtalt in dieſem Bilde iſt unſtreitig die Baumgruppe der Credneria, auf der Spitze der gegen das Meer anſteigenden Kalkſchichten, die ſelbſt die tobendſten Wellen nicht mehr erreichten.

XI. Eocenperiode. (Dieſer von Deshayes herrührende Name iſt ſchon von Humboldt im Kosmos als wenig paſſend beſprochen, da das Weſen der Morgenröthe, um die es ſich hier handelt, Pariſer Grobkalk iſt).

Die zerſtreuten Inſeln ſind zu einem Continent verſchmolzen. — Das Bild ſtellt eine Gebirgsſchlucht vor, durch die ſich ein langſam fließender, beinahe ſtagnirender Fluß, der eben eine unüberſehbare Grasfläche verließ, windet. Der felſige verwitterte Kreideboden iſt mit Kräutern, Sträuchen und Bäumen einer ſehr mannigfältigen Pflanzenwelt geſchmückt, die, von einzelnen Puncten entſpringend, ſich ſtrahlenförmig nach allen Seiten auszubreiten ſuchte. — Nichts unterbricht die paradieſiſche Ruhe dieſer Gegend, weder die in den Lüften kreiſenden Haliätas, noch der am Ufer wachende Tantalus, ja nicht einmal die Heerden von Paläotherium, die ſich von den verſengten Grasflächen in dieſe feuchten Thäler zurückziehn. (Vollkommene Tropenlandſchaft).

XII. Miocenperiode, d. i. Braunkohlenperiode. Ein üppiger Pflanzenwuchs, wie er ſeit der Steinkohlenperiode ſich nie mehr geltend zu machen vermochte, eroberte, von milder Luft, von Sonne und Waſſer begünſtigt, nach und nach die ganze Oberfläche des Feſtlandes, dem höhere Berge und Gebirgsſyſteme noch fehlten. Unüberſehbare Torfgründe mit Wäldern bedeckt verwandelten ſich zu

vegetabilischen Mumien — Braunkohlen. — In diesem Bilde überblicken wir, durch die Wipfel der Bäume hindurch, die weite Ebne eines Stromgebietes mit dem zu einem See angeschwollnen Fluß. Es ist kein geschlossener Wald, der die Aussicht hemmte, sondern eine Aue, die sich der Strom bereits zu eigen gemacht; im Vordergrunde stagnirendes Gewässer mit Rohr umsäumt, links davon die malerische Pforte eines unberührten Waldes, dessen altergraue Laubbäume mit der Wucht ihrer Aeste den Boden erreichen. Frisch und lustig klettert daran neues Leben empor. Rechts stampfen Mastodonten durch das Gebüsch und in der Ferne erblicken wir die rauhen Basaltkegel eines Mittelgebirges.

XIII. Diluvialperiode. Diese Landschaft zeigt uns die Verwandlung des flüssigen Wassers in feste Massen. Diese Verwandlung, eine Folge der mit der Continentalformation veränderten Wärmevertheilung, ging an den Firsten der höheren Gebirge vor sich. Die von dort aus vorgeschobenen Eismassen, drängten sich weit in die Thäler vor. Einen solchen Gletscher sehen wir hier zwischen Felsen, die er zertrümmerte, mit Gewalt hervortreten. Dies geschah, als mit einer kräftigen Vegetation von Nadelhölzern, Eichen, Buchen und ähnlichen Waldbäumen eine noch immer sehr massenhafte Thierwelt zusammenlebte.

XIV. Periode der Jetztwelt. Es mag erlaubt sein, seine Wiege unter den freundlichsten Himmel zu stellen und sie von der segenreichsten Natur zu umgeben. Freigebige Palmen, Bananen, Bromelien mögen ihre süßen, nährenden Früchte auf den hilflosen Ankömmling herunterschütteln!

Aus dieser Uebersicht wird man sich zwar von dem reichen Stoff, den der treffliche Künstler verarbeitet hat, eine genügende Vorstellung machen können. Von der tiefen, aller Formen mächtigen Ausführung aber wird man nur durch die Anschauung seines Werkes selbst sich die rechte Vorstellung erwerben können, da er jenen Stoff, nach meiner Meinung wenigstens, wirklich zur Idealität zu erheben die Kraft und die Ausdauer gehabt hat. Eine durchdringende, alle von der Wissenschaft gegebenen Data liebevoll vereinigende Sinnigkeit hat jede Landschaft zu einer glücklichen Einheit gemacht.

Man betrachte von den Landſchaften, welche man wolle, ſo wird man in jeder den Ausdruck einer eigenthümlichen Stimmung, im Ganzen wie in allen Einzelheiten, wiederfinden; z. B. den melancholiſchen Ton der Landſchaft, welche die Muſchelkalkperiode durch ein Korallenriff im Ocean verſinnlicht! Wie ſchön und wie ſchwermuthsvoll iſt hier das Meer gemalt, wie ſchön und wie geſpenſtiſch der Wolkenhimmel, der den Mond zur Hälfte verſchleiert! Wie wird einem die ungezähmte Wildheit des uferloſen Oceans in dieſem überaus gelungenen Bilde nahe gebracht! Oder man nehme das Bild der Olithperiode. Wie reizend tritt hier die Vegetation hervor! Wie iſt das Sonderbare im Detail ihrer Formen hier doch zur köſtlichſten Anmuth in der Gruppirung verwendet worden! Man ſehe nur in der Mitte dieſe kräftig aufſtrebenden Pterophyllumbäume, wie ſie gegen die Gruppe der Bäume zur rechten Hand contraſtiren und man wird den dichteriſchen Genius bewundern müſſen, der ſolche Geſtalten und Gruppen erfand. Und bis zum letzten Blatt hin iſt Kuwaſſeg ſich gleich geblieben. Ein Andrer hätte leicht verſucht ſein können, bei unſerer jetzigen Periode eine Nachahmung der herkömmlichen paradieſiſchen Schilderung zu geben. Kuwaſſeg hat gefühlt, daß er auf dem Boden der Wiſſenſchaft ſtehend, auch hier eigenthümlich ſein müſſe. Er iſt religiös geweſen; allein er iſt über die kirchliche Manier der Malerei hinausgegangen. Er ſtellt uns nicht nur die beiden Protoplaſten, er ſtellt uns ſogleich eine Familie dar, wie ſie am Saum eines herrlichen Waldes der aufgehenden Sonne ſich anbetend entgegen wendet. Die Mutter mit den Kleineren kniet am Boden; dem aufſtrebenden Jüngling zeigt der Vater mit ernſter Würde das ſchöpferiſche Geſtirn des Tages. Rechts aber ſehen wir in einer Buſchebene das edle Roß ſich tummeln, das Thier, welches dem Menſchen am nächſten ſteht. Stier, Hund, Katze, Kameel, Elephant, Affe, machen ihre beſonderen Anſprüche auf den Umgang mit dem Menſchen, aber keines dieſer Trabantenthiere kann das kluge, das muthige, das ſchöne Pferd übertreffen, welches ſchon Hiob mit Recht über alle Thiere erhoben hat. Wie ſinnig von unſerem Künſtler, daß er da, wo am Schluß der gewaltigen Metamorphoſen unſeres Sterns der Menſch als die be-

wußte und ordnende Intelligenz hervortritt, ihm das Pferd zum Gefährten giebt, auf deſſen Rücken er ſich die Herrſchaft dieſer ſublunariſchen Welt eroberte.

Schließlich müſſen wir auch dem Lithographen L. Rottmann unſere Anerkennung zollen, der die Zeichnungen trefflich behandelt und ihnen durch äußerſt geſchickte Anwendung gelblicher und bräunlicher Töne eine Wirkung zu verleihen gewußt hat, die es beinahe vergeſſen läßt, daß wir nicht volle Farbenbilder vor uns haben.

X.

Ueber das Naturgefühl nach Verschiedenheit der Zeiten und Völkerstämme.

Randgloſſen zu Alexander von Humboldt's Darſtellung deſſelben.

1852.

Im Eingange zum zweiten Theil des Kosmos hat A. v. Humboldt unter der Kategorie Naturbeſchreibung auch die dichteriſche geſchildert und S. 6 die nähere Beſtimmung hinzugefügt, das Naturgefühl nach der Verſchiedenheit der Zeiten und der Völkerſtämme darzuſtellen.

Dieſen Ausdruck ſelbſt hat er jedoch nicht näher beſtimmt, vielleicht weil es ihm überflüſſig erſchien, inſofern er durch ſich ſelbſt klar genug ſei. Allein das Wort Naturgefühl iſt nur im Allgemeinen deutlich, nämlich die Natur als Inhalt des Gefühls zu bezeichnen. Wir ſprechen ebenſo von dem Kunſtgefühl, um die Kunſt, von dem Religionsgefühl, um die Religion, von dem Vaterlandsgefühl, um das Vaterland u. ſ. w. als Inhalt des Gefühls von anderm Inhalt zu unterſcheiden: denn das Gefühl als ſolches iſt nur die pſychiſche Form, die ſich mit jedem Inhalt zu erfüllen vermag. Wird die Natur gefühlt, ſo wird das Leben im Allgemeinen gefühlt; oder es wird der beſondere Reiz gefühlt, den einer der Sinne empfindet, das Rauhe und Glatte, das Warme und Kalte, das Dunkle und Helle, das Saure und Süße u. ſ. w.; oder es wird im Einzelnen die beſtimmte Luſt oder Unluſt gefühlt, die mit irgend einem ſinnlichen Eindruck verbunden ſein kann.

Aber von dieſem eigentlichen Naturgefühl will Humboldt, wie ſeine Ausführung darthut, offenbar nicht reden. Er nimmt das

Wort in dem theoretischen Sinne, mit ihm das Verhältniß des erkennenden Geistes zur Natur nach seiner poetischen Unmittelbarkeit zu bezeichnen. Er will unstreitig nur von dem Naturgefühl handeln, welches die Natur als Kosmos, als ein geordnetes Ganze, zu seinem Inhalt hat. Nicht das so zu sagen natürliche Naturgefühl, sondern das ästhetische will er sich zum Gegenstand machen, dasjenige, welches die Formen der Natur in sich reflectirt.

Ein solches Thema scheint von Niemandem besser, als von Humboldt gelöst werden zu können, d. h. von einem Manne, der bei seiner großen Erdschau das Naturgefühl unter allen localen Bedingungen, in der Gebundenheit aller religiösen Differenzen vor Augen gehabt, der es aus dem lebendigen Laut der verschiedensten Sprachen vernommen, der es auf allen Stadien seiner Existenz von dem rohesten Wilden bis zur sentimentalen Ueberbildung moderner Schwärmerei beobachtet hat. Die Klarheit seines Verstandes, der unermeßliche Umfang seiner vielseitigen Kenntnisse, die Gefälligkeit seiner beweglichen Phantasie und die ihm zur Gewohnheit gewordene Neigung, jede Untersuchung mit Rücksicht auf die Geschichte ihres Problems vorzunehmen, haben ihm eine außerordentliche Virtuosität in der populären Behandlung der Wissenschaft verliehen, die sich mit einem wohlverdienten Ruhm gekrönt sieht.

Indessen hat Humboldt sich hier die Grenze enger gezogen, als sein Reiseleben und seine sonstigen Arbeiten es könnten erwarten lassen. Er hat sich auf die Naturanschauung beschränkt, wie sie vorzüglich durch die poetische Literatur der Völker zur Erscheinung gekommen ist, während man erwarten konnte, daß er aus der Natur selbst auch das Gefühl abgeleitet hätte, welches sie durch die Eigenthümlichkeit ihrer Werke und Formen zu erregen vermag, oder daß er auf die natürliche und constante Individualität eingegangen wäre, mit welcher das Gemüth der Völkerstämme der Natur gegenüber zu stehen scheint.

Es sei gestattet, zu dem, was A. v. Humboldt giebt, einige Randglossen zu machen, die nicht sowohl eine Kritik, als eine bescheidene Andeutung sein sollen, wie der Stoff, den uns der gelehrte Kosmograph bietet, durch eine etwas veränderte Anordnung sich

mit Leichtigkeit viel überſichtlicher und naturgemäßer hätte darſtellen können. Auch finde ich, daß unter der Menge, die ſich Humboldt's Kosmos als Commentatoren angeſchloſſen haben, einer der beſſeren dieſer Schriftſteller, Schaller in ſeinen Briefen, ſtillſchweigend eine ganz andere Anordnung befolgt hat, als ſein Text ihm geboten hätte. Wahrſcheinlich hat er in ſeiner Explanatorrolle die Kritik für unziemlich gehalten und ſie nur durch die That erkenntlich machen wollen. Allein gerade bei einem großen Geiſte iſt die Erkenntniß auch ſeiner kleinen Mängel ebenſo intereſſant als lehrreich.

Wie Humboldt ausdrücklich in der Ueberſchrift dieſes Capitels ſagt, will er das Naturgefühl nach der Verſchiedenheit der Zeiten und Völkerſtämme beſchreiben.

Betrachten wir zuerſt das Naturgefühl nach der Verſchiedenheit der Zeiten, ſo muß ſogleich auffallen, daß Humboldt ſich den Vortheil entgehen läßt, den der natürliche Fortſchritt der Geſchichte darbietet. Man dürfte erwarten, daß er von den älteſten Zeiten anfinge und bis zu den neueſten herunterſtiege. Allein dies iſt nur ſehr ungefähr, mit einiger Genauigkeit erſt bei den europäiſchen Culturvölkern ſeit der Entdeckung Amerika's, geſchehen. Bis dahin werden einzelne Erſcheinungen ohne allen innern Zuſammenhang vorgeführt. Humboldt fängt mit den Griechen und Römern an, geht dann zu den chriſtlichen Kirchenvätern und dem Deutſchen Mittelalter, dann zu den Celten und Finnen, hierauf zu den Indern und Perſern und endlich zu den Semiten, namentlich zu den Hebräern und Arabern. Dieſe durch kein Princip motivirte Eintheilung, dieſe durch den Abfluß der Zeit nicht gegebene Ordnung, dieſe mithin ganz äußerliche und zufällige Gruppirung reſumirt Humboldt ſelbſt wieder mit den ihr nicht entſprechenden Worten: „So haben wir die Erſcheinungswelt abgeſpiegelt geſehen in der Phantaſie der Völker im Norden und Südoſten von Europa, in Vorderaſien, in den perſiſchen Hochebenen und im indiſchen Tropenlande.“ Wie leicht wäre es einem Humboldt geweſen, den hiſtoriſchen Fortſchritt zugleich mit der Aenderung des geographiſchen Locals nachzuweiſen!

Mußte man nicht erwarten, daß zur Entwicklung des Naturgefühls nach den Zeiten die ältere Zeit der jüngern vorantreten

würde? Nicht erwarten, daß die Naturpoeſie vor der Kunſtpoeſie erſchienen wäre? Statt deſſen fängt Humboldt mit den Griechen, mit dem helleniſchen Alterthum an, „als dem Blüthenalter der Menſchheit", wie er es nennt. Und nachdem er einige patriſtiſche Naturſchilderungen und einige Bemerkungen von ſeinen Freunden Jakob und Wilhelm Grimm über den Ausdruck des Naturgefühls in den Dichtungen des deutſchen Mittelalters mitgetheilt, ſpringt er zu den Indern und Perſern über.

Eine ſo gewaltſame Behandlung der Geſchichte verſuche ich mir einigermaßen dadurch zu erklären, daß A. v. Humboldt ſich zu ſehr an die Außenſeite der Chronologie gehalten und durch ſie zu ſolcher Miſchung ſich hat verleiten laſſen. Z. B. das Schahnameh des perſiſchen Firduſi iſt allerdings erſt im eilften Jahrhundert nach Chriſtus verfaßt. Humboldt könnte alſo geltend machen, daß von ihm erſt nach den Griechen und Römern, erſt nach den Kirchenvätern die Rede ſein müſſe. Allein iſt denn der Dichter Firduſi der Erfinder des perſiſchen Epos geweſen? Hat er daſſelbe nicht aus der Sage überliefert erhalten? Gingen ſeinem Königsbuch nicht die Baſtannamés als Quelle voraus? Reicht der Kampf von Iran und Turan, reicht das Alterthum Ruſth'ms, reicht die Geſchichte Feridun's, Zohak's, Afraſiab's nicht tief in die perſiſche Vorzeit hinein? Hat die griechiſche oder römiſche Cultur auch nur eine entfernte Einwirkung auf dieſe perſiſche Mythik und Epik geübt? Iſt alſo nicht die Priorität dieſer Sagenwelt vor der abendländiſchen dennoch das Richtige, wenn auch Firduſi ein Muhamedaner war? Ein Muhamedaner etwa ſo, wie der letzte Diaskeuaſt der deutſchen Nibelungen auch ſchon ein Chriſt war, d. h. ein Kreuz ſchlug, mit Weihwaſſer ſich ſprengte und die Meſſe hörte. Das Naturgefühl in Firduſi's Epos iſt noch altperſiſch und gehört einem dualiſtiſchen Standpunct an, der, ſeiner geſchichtlichen Geneſis nach, dem Helleniſchen und vollends dem Chriſtlichen weit voraus liegt.

Wenn Humboldt aber von den Hebräern erſt nach den Griechen und Römern, Indern und Perſern nicht nur, ſondern erſt nach den Chriſten und Deutſchen ſpricht, ſo iſt das Letztere mit der Chronologie auch äußerlich nicht mehr zu reimen. Die Kirchenväter wur-

den in ihrem Naturgefühl nicht blos durch die antike Idyllik, sie wurden auch durch die hebräische Psalmodik und Prophetik bestimmt, wie man sehr bald erkennt, wenn man nicht blos einzelne descriptive Passagen aus ihnen herauszulesen sich begnügt.

Warum aber, wird man fragen, spricht Humboldt in seiner Völkergalerie sogar von den Finnen, nicht aber von den Chinesen als dem Volke, dessen Cultur nachweislich die älteste continentale ist, von dem Volke, welches seinem Naturgefühl in den uralten Liedern des Schiking einen so unsterblichen Ausdruck gegeben, von dem Volke, welches so früh schon vom Ackerbau zu landschaftlichen Gartenanlagen überging und dessen Kaiser noch jetzt in ihren Mußestunden die Blume des Thees besingen? Diese Auslassung ist um so weniger zu begreifen, als A. v. Humboldt in dem bald folgenden Abschnitt seines Buchs, der von der Landschaftsgärtnerei handelt, nicht nur der Chinesen anerkennend erwähnt, sondern selbst auch in Bezug darauf die Worte eines alten chinesischen Autors, des Lieutscheu, in Erinnerung bringt.

Wenden wir uns nun von der Zeitfolge zu der andern von A. v. Humboldt aufgestellten Kategorie, zu der der Völkerstämme, so dürften wir wohl erwarten, daß nach ihr die Racen und in den Racen die Hauptstämme in Ansehung ihres Naturgefühls wären unterschieden worden. Zeigt sich nicht, könnten wir fragen, in der schwarzen, gelben und weißen Race eine ursprüngliche Verschiedenheit ihres Naturgefühls? Ist nicht das eingeborene Naturgefühl der äthiopischen Race nur practisch in seinem Verhalten, also nur auf den sinnlichen Genuß ohne alle Berücksichtigung der Form gerichtet? Ist nicht das Naturgefühl der mongolischen Race und ihrer Verästelungen schon theoretisch, aber nur erst prosaisch, nur erst bemüht um eine abstracte Sonderung der Gegenstände der Erscheinung, wie z. B. der Chinese ohne Licht und Schatten malt, weil er behauptet, daß dieselben accidentell sind und daß die Objecte an sich frei davon dargestellt werden müßten, sollten sie anders wahr dargestellt werden? Ist nicht endlich das primitive Naturgefühl der kaukasischen Race vielleicht das unmittelbar ästhetische von der Schönheit und Häßlichkeit der Formen ergriffene? Diese Fragen, glaube

ich, hätten hier aufgeworfen und ihre Beantwortung versucht werden müssen. Humboldt spricht zwar von den Völkerstämmen, vom Indogermanischen, vom Arischen, Keltischen, Semitischen, ohne aber das Specifische ihres Naturgefühls anzugeben. Er bleibt bei unbestimmten Wörtern stehen, wie zart, tief, erhaben und dergleichen, die in ihrer Allgemeinheit ein charakteristisches Bild zu geben unvermögend sind.

Das Mangelhafte eines solchen Verfahrens können wir uns schwerlich verbergen. Die Ausführung könnte vielleicht durch Neuheit und Fülle für das Ungenügende des Plans entschädigen. Allein die Lectüre macht den Eindruck, als habe der Verfasser diesen Abschnitt nur aus Pflicht, ihn nicht vermissen zu lassen, nicht aber aus Liebe geschrieben. Humboldt nennt dies und jenes Gedicht, citirt diese und jene Stelle, allein er leitet nichts ab, er concentrirt nichts und eilt nach einigen wohlwollenden Worten von Erscheinung zu Erscheinung weiter, wie ein Fürst bei einer Vorstellung Hunderten ein freundlich Grußwort zuspricht, dies auch recht gern thut, aber doch wünscht, die Reihen endlich hinter sich zu haben. Niemand wird Humboldt eine wahrhaft Aristotelische Polyhistorie absprechen. Allein gerade weil wir diese an ihm kennen, gerade weil die Noten zum Text sie unwiderleglich beweisen, mag uns das Viele, was er giebt, noch immer nicht genug dünken. Es sei vergönnt, dies nur an einigen Beispielen zu verdeutlichen. Bei der griechischen Poesie erwähnt Humboldt mehrer Sophokleischer Stellen. Vom Aeschyleischen Drama sagt er kein Wort, obwohl dasselbe namentlich im Prometheus höchst eigenthümlich im Ausdruck des hellenischen Naturgefühls erscheint. Aber er sagt auch kein Wort von der Aristophanischen Komödie, die reich ist an schönen Naturschilderungen. Ich erinnere nur an die Wolken, an die Frösche und die Vögel. Und dies meine ich nicht nur wegen der Zeichnung individueller Naturgestalten, sondern auch in Betreff des erhabenen Schwungs der Aristophanischen Naturbegeisterung und ihres herrlichen landschaftlichen Elementes, w. z. B. gleich beim Auftreten des Chors in den Wolken nach Droysen:

„Wolken im ſchwimmenden Zug,
Sichtbar laſſet in Thaues Geſtalten uns
Leicht hinſchwebend
Fern von des Vaters Okeanos Wogen her
Nach den bewaldeten Gipfeln der ragenden
Berge geſchaart ziehn,
Wo von der Warte wir fernhin Schimmernden
Heil'ge Gefilde, mit Saaten geſegnete,
Heilige Bäche, ſo hellhinrieſelnde,
Tiefaufrauſchendes, toſendes Meer ſchaun!
Hellt doch das nimmer ermüdende Auge des Aethers
Leuchtenden Blicks die Fernen!"

„Von Ovidius, ſagt Humboldt, hätten wir als Frucht ſeines langen Aufenthaltes in Tomi (Untermöſien) eine dichteriſche Naturbeſchreibung der Steppen erwarten können, deren keine aus dem Alterthum auf uns gekommen iſt. Der Verbannte ſah freilich nicht die Art von Steppen, welche im Sommer mit vier bis ſechs Fuß hohen, ſaftreichen Kräutern dicht bedeckt ſind u. ſ. w." „Der gebrochene Geiſt des unmännlich Klagenden war mit Erinnerungen an die Genüſſe der geſelligen Welt, an die politiſchen Ereigniſſe in Rom, nicht mit der Anſchauung der ihn umgebenden ſcythiſchen Einöde erfüllt." Dies iſt ein Irrthum Humboldt's. In den Triſtien wird Ovidius die Vorſtellung nirgends los, in einer barbariſchen Natur, unter einem barbariſchen Volke zu leben. Das Wintergefühl ſeiner Stimmung ſchildert auch den Nordſturm, die oft gefrorenen Ströme, den Schnee, die im Vergleich ſpärliche Vegetation, den Mangel an Bäumen, z. B. Trist. I, 11. III, 4, 10, 12. IV, 1, 7, 8. V, 1, 3, 7, 10, 12. Was aber die Steppen angeht, ſo hat Kohl im zweiten Theil ſeiner Reiſen in Südrußland, (1841) ſeiner Charakteriſtik der pontiſchen Steppen ausdrücklich Ovid's Verſe als noch immer ſich bewährende vorangeſetzt:

„Pace tua, si pax ulla est tua, Pontica tellus,
Finitimus rapido quam terit hostis equo,
Pace tua dixisse velim, tu pessima duro
Pars es in exilio, tu mala nostra gravas,
Tu neque ver sentis cinctum florente corona,
Tu neque messerum corpora nuda vides.
Nec tibi pampineas autumnus porrigit uvas,
Cuncta sed immodicum tempora frigus habent,

Tu glacie freta vincta tenes, et in aequora piscis
Inclusus tecta saepe natavit aqua.
Nec tibi sunt fontes, laticis nisi paene marini;
Qui potus, dubium est, sistat alatne. sitim.
Rara nec haec felix in apertis eminet arvis
Arbor, et in terra est altera forma maris.
Non avis obloquitur, nisi silvis si qua remotis
Aequoreas rauco gutture notet aquas.
Tristia per vacuos horrent absinthia campos
Conveniensque suo messis amara loco est."

Ueber die deutſche Dichtung des Mittelalters bringt Humboldt von den Grimm's einige Stellen bei, die allerdings richtig ſind, allein das Charakteriſtiſche des damaligen Naturgefühls der Deutſchen nicht genugſam ausdrücken. Es iſt dem vielbeleſenen Humboldt hier eine Abhandlung von Profeſſor Koberſtein entgangen: Ueber das gemüthliche Naturgefühl der Deutſchen und deſſen Behandlung im Liebesliede; im Album des literariſchen Vereins zu Naumburg 1846. Nach meinem Dafürhalten beſteht das Eigenthümliche des deutſchen Naturgefühls im Frühlingsgefühl. Den rechten Deutſchen iſt das Frühlingsgefühl des Optimismus eingeboren. So tief lebt es in ihnen, daß ſie auch nach den eiſigſten Wintern ihrer oft ſo traurigen Geſchichte doch immer hoffnungsvoll auf das Grün des nächſten Lenzes hinausblicken. In der Lyrik unſeres Mittelalters begegnen wir dem Ausdruck der Frühlingsfreude unzählige Mal. Der Schnee iſt vergangen; die Quellen rieſeln wieder; das Gras ſprießt empor; die Blumen dringen aus dem Raſen mit ſpielendem Schein hervor und der Sonnenſtrahl lockt die Mädchen auf die Haide, Ball zu ſchlagen —

„Uns iſt aber kommen ein lichter Maie,
Der machet mannich Herze froh!"

Das ſind ſtereotype Elemente zahlloſer Liedanfänge.

Doch ſolcher Einzelheiten laſſen ſich bei einem ſo reichen Thema immer neue auffinden. Ich breche ſie daher ab und ſchließe mit einer Betrachtung, die ſich aus Humboldt's eigenen Worten unwillkürlich aufdrängt. Er hat nämlich nicht umhin gekonnt, das Naturgefühl der Völker auf ihr religiöſes Gefühl zu beziehen. Er deutet mehrfach die Stellung an, welche die Natur im Religionsſyſtem der

Völker einnimmt und erläutert das Naturgefühl durch die specifische Differenz des Religionsgefühls. Dies halte ich für ganz richtig und beklage nur, daß Humboldt dieser Spur nicht weiter nachgegangen ist. Er würde sich dann nicht auf pittoreske Naturbeschreibungen der Poesie zu beschränken gehabt haben, sondern konnte die bildende Kunst, die Farbensymbolik, die Behandlung der Kranken und Todten, die Gesetzbücher und Liturgieen der Völker ebenfalls als Quelle benutzen. Bei den Indern nennt er auch die Veden als das älteste Zeugniß des indischen Naturgefühls, allein die chinesischen Kings, die Hymnen des Zendavesta, die großartig wilden Naturzeichnungen der Edden, die Suren des Koran werden von ihm unberücksichtigt gelassen.

In den bekannten Unterschieden der Religion als Ethnicismus, Monotheismus und Christenthum setzt der erstere die Natur selbst noch als das Göttliche und unterscheidet den Geist noch nicht von der Natur als Geist. Der zweite setzt die Natur als das Product des Einen göttlichen Geistes, den er in seiner sich immer gleichen Ewigkeit von ihr als der geschaffenen unterscheidet. Das dritte setzt die Natur als die nothwendige Form, durch welche der göttliche Geist, indem er sich von ihr als seiner Schöpfung unterscheidet, sein Wesen schaffend zur äußern Erscheinung bringt. In diesen geschichtlichen Gestalten der Religion entsteht nun dadurch eine unendliche Mannichfaltigkeit, daß sie ihren Unterschied nicht mit abstracter Monotonie festhalten. Dennoch läßt sich derselbe in verschiedenen Formeln mit ziemlicher Bestimmtheit aussprechen, was ich hier in Betreff der Natur mit einigen Sätzen näher andeuten will.

Der Ethnicismus läßt den Geist mehr oder weniger in die Natur aufgehen; der Monotheismus setzt der Natur den Geist entgegen; das Christenthum versöhnt den Geist mit der Natur, indem er selbstbewußt in ihr, dem Element des Unbewußtseins, doch Geist von seinem Geist findet.

Man kann daher das Naturgefühl der ethnischen Religionen göttlich nennen, weil sie die Natur in ihren Erscheinungen als unmittelbar göttlich fühlen. Das Naturgefühl der monotheistischen dagegen kann man insofern menschlich nennen, als sie die Natur,

wie den Menſchen, als eine von Gott geſchaffene Erſcheinung fühlen. Das Naturgefühl endlich des Chriſtenthums iſt göttlich-menſchlich, d. h. die Natur wird in ihrem Weſen als das ſelber göttliche Organon des Geiſtes gefühlt, ſo daß der Geiſt, indem er von ihr ſich unterſcheidet, ſich zugleich in ihr anerkennt, und ſich aus ihr wieder zurückſpiegelt.

Die Poeſie des Ethnicismus beweiſt daher die Vernunft und Göttlichkeit der Natur ontologiſch, die des Monotheismus kosmologiſch, die des Chriſtenthums teleologiſch.

Das Naturgefühl des Paganismus geſtaltet ſich demnach im Beſondern naiv, aber auch phantaſtiſch; das des Monotheismus verſtändig, aber auch triumphirend; das des Chriſtenthums ſeelenvoll, aber auch ſentimental.

Das Naturgefühl des Ethnicismus iſt naiv, weil es die Natur als Perſönlichkeit behandelt und merkwürdiger Weiſe wird es eben hiermit auch phantaſtiſch, weil es die Bewegungen der Natur pathologiſch als Affecte darſtellen muß. Die griechiſche Phantaſie z. B. erblickte in dem Zucken eines Erdbebens nicht blos die Erſchütterung der Erde, ſondern in ihr zugleich die empörte Wuth eines gefeſſelten Gottes.

Das Naturgefühl des Monotheismus iſt verſtändig, weil es ohne Ueberſchwang und Hypoſtaſe die Berge als Berge, die Cedern als Cedern, die Wellen des Meeres als Wellen u. ſ. w. fühlt. Aber eben, weil es hierin auch die Macht und Weisheit des Gottes fühlt, der da war, ehe denn die Berge waren, der die Rieſenceder des Libanon gepflanzt hat als Zeugen ſeiner Herrlichkeit, der zum tobenden Meere ſpricht: bis hieher und nicht weiter, hier ſollen ſich legen deine ſtolzen Wellen! ſo wird es auch triumphirend und jauchzt auf über die Größe des Allmächtigen.

Das Naturgefühl endlich des Chriſtianismus iſt ſeelenvoll: denn nach ihm wird Gott ſelber Menſch. Chriſtus liebt die Natur. Wir erblicken ihn zwiſchen Kornfeldern, am Geſtade der Seen, in Gärten, in der Wüſte, auf der Spitze von Bergen. Seine perſönliche Erſcheinung hat, ſo zu ſagen, von vorn herein einen landſchaftlichen Nimbus. Gern nimmt er ſeine Gleichniſſe von der Natur her und

preiſet auch die Lilien des Feldes, daß ſie herrlicher ſind, als Salomo es war in all ſeiner Pracht. Aber dies tiefe Naturgefühl wird auch ſentimental, weil die Natur, wie ſchön ſie ſei, dem Geiſte nicht mehr genügt, der Gott den Geiſt nur noch im Geiſt und in der Wahrheit anzubeten vermag, dem Geiſte, der ſich als die Wahrheit weiß. Wohl ſucht ſich der Geiſt in der Natur und wohl findet er ſich auch in ihr, allein ſie findet ſich nicht wieder in ihm und ſo kehrt er ſehnſüchtig aus ihr in ſich zurück oder transcendirt über alle Naturerſcheinung in das Myſterium des göttlichen Schöpfers. Der Händedruck, der Blick, der Gruß eines Menſchen erſt laſſen ihn Seele in Seele ſchmelzen. Chriſtus geſteht, daß auch die Sperlinge ein Gegenſtand der göttlichen Vorſehung ſeien: aber, ſetzt er hinzu, ſeid Ihr denn nicht viel mehr als ſie?

XI.

Venedig 1853.

Vortrag zum Beſten des Guſtav Adolph-Vereins im Junkerhof zu Königsberg gehalten.

1854.

Der Name Venedig gehört auch jetzt noch, wo es einem immer tieferen Verfall entgegengeht, zu den Zaubertönen, die uns zum Reiſen locken. Man hat bei ihm ſogleich die Vorſtellung eines Gegenſtandes, der nur ſich ſelber vergleichbar, der in ſeiner Eigenthümlichkeit einzig iſt. Allein eben ſeines Reizes wegen gehört es, wie Paris, auch zu den Orten, die von den meiſten Reiſenden beſucht werden und deshalb überbekannt ſind.

Und dennoch wage ich von dieſer Stadt zu ſprechen? Ich wage es, weil ſie in ihrer Einzigkeit für die Betrachtung unerſchöpflich iſt und weil ſie in der Seele eines jeden Reiſenden je nach ſeiner Individualität ein anderes Bild zurückſpiegelt. Ich bitte als Philoſoph um die Erlaubniß, in der Kürze unterſuchen zu dürfen, worin denn gerade jene Einzigkeit Venedigs beſteht, die ihm von allen Reiſenden ſo bereitwillig zugeſtanden wird und in Reiſebeſchreibungen und Reiſehandbüchern zum ſtereotypen Prädicat deſſelben geworden iſt. Ich will verſuchen, uns zum Bewußtſein darüber zu bringen, auf welchen Gründen das Vorurtheil für jenes allgemein gewordene Beiwort beruht. Ich abſtrahire daher von den Einzelheiten der unermeßlich vielen Werke der Sculptur und Malerei, die in den Paläſten und Kirchen Venedigs angehäuft ſind, und beſchränke mich auf die Schilderung der allgemeinen Phyſiognomie des heutigen Venedigs, die es von jeder andern Stadt unſeres Planeten charak-

teristisch unterscheidet und dem Reisenden das Verweilen in ihm zu einer so außerordentlichen Genugthuung macht.

Dies Unvergleichliche beruht nun im Allgemeinen, wie immer ganz richtig gesagt worden, darin, daß es eine Inselstadt ist. Es ist nicht eine Stadt am Meere, wie Neapel; nicht eine Stadt auf einer dem Lande nahen Insel, wie das alte Tyrus; sondern es ist auf einer Menge von Inseln erbaut, die im nordwestlichen Winkel des adriatischen Meeres durch die Ausmündung kleinerer und größerer Flüße, namentlich des Po, der Brenta und der Etsch, im Laufe der Jahrhunderte angeschwemmt wurden. Der Meeresgrund selbst ist hier nicht sehr tief und wird von einer Schicht Thonmergel gebildet, die, mit vielen Eisentheilen gemischt, eine große Festigkeit hat und von Chiozza bis Triest reicht, wo sie zu Tage kommt und unter dem Namen Crostolo bekannt ist. Die Holzsubstruction auf den Inseln hat deshalb nur acht, höchstens zwölf Fuß zu dringen, um durch den Schlamm einen felsenharten Boden zu erreichen. Der höchste Punct, von dem aus die Flüchtlinge zur Zeit der Völkerwanderung die Inseln bebauten, empfing den Namen „hohes Ufer", rivo alto, woraus Rialto geworden. Hier, im Mittelpuncte des Detailverkehrs, wurde zuerst eine hölzerne Brücke gebaut. 1588 wurde endlich durch Andrea del Ponte eine Marmorbrücke in einem einzigen gewaltigen Bogen von 187 Fuß Länge und 43 Fuß Breite hinübergeführt, die einzige bekanntlich über den großen Meeresarm, der Venedig in eine größere nordöstliche und in eine kleinere südwestliche Hälfte trennt. Diese Brücke ruht auf 6000 eingerammten Pfählen aus Ulmenholz von nur einem Fuß Länge, über welche dann der Breite nach ellendicke Bretter von Lärchenholz genagelt sind. Auf nachhaltige Dauerbarkeit der Hölzer scheint man allerdings bedacht gewesen zu sein und oft ein sehr kostbares Material verwendet zu haben, wie dies bei einer besondern Gelegenheit in unserm Jahrhundert zur Sprache gekommen ist. Ein Engländer nämlich hatte einen Palast gekauft, ließ ihn Stein vor Stein abbrechen, einpacken, nach England schicken und dort wieder aufbauen. Als bald darauf zwei jüdische Kaufleute einen Palast kaufen wollten, fürchtete man eine ähnliche Speculation und machte ihnen Schwierig-

leiten. In der Hoffnung, dieſe hinwegzuräumen, verriethen ſie ihr Geheimniß, daß es ihnen gar nicht um die Steine und die ſchöne Architectur, ſondern um den Pfahlroſt von Ebenholzſtämmen zu thun ſei, auf welchem der Palaſt ſtehe. Seit dieſer Zeit hat die Regierung ein eigenes Geſetz gegeben, welches das Abbrechen der Paläſte genau controlirt. Steine zum Bauen brannten ſich die Venetianer anfänglich aus dem trefflich dazu geeigneten Lagunenſchlamm. Später nahmen ſie ihre Ziegel aus dem paduaniſchen, ihren Marmor aus dem iſtriſchen nahen Gebirge. Eine große Menge Steine ſind aber auch von Tyrus gebracht, nachdem die Venetianer es erobert hatten, ſo daß man merkwürdiger Weiſe in Venedig noch mit Trümmern dieſes Venedigs der alten Welt ſich unmittelbar berührt.

Die eigentliche Stadt liegt auf einem Complex von 136 kleinen Inſeln, die allmälig zu zwei großen, in ihren allgemeinen Umriſſen leicht überſichtlichen Maſſen zuſammengewachſen ſind. Dieſe Inſelchen ſind durch eine Menge ſchmaler Canäle getrennt, über welche 450 Brücken führen, die mit Ausnahme von dreien ſämmtlich aus Einem Bogen beſtehen. Die ganze Stadt iſt in 6 Bezirke eingetheilt, die eben von dieſer Sechszahl den Namen Sestieri empfangen haben. Nach der Meerſeite zu hat ein jedes eine breitere Canalmündung, die das Einlaßen auch von größeren Schiffen möglich macht. Die großen Brücken dieſer Canalausgänge kann man als die Thore der Stadt betrachten. Der Meeresarm, welcher die beiden Hauptmaſſen ſcheidet, ſchlingt ſich bekanntlich von Nordweſt nach Südoſt in der Form eines lateiniſchen S hindurch und bildet den großen Canal. Dadurch, daß an dem obern Puncte gegenwärtig die Strada ferrata, die Eiſenbahn, mündet, hat unſer Jahrhundert eigentlich den rein inſularen Charakter Venedigs, der es ſo unangreifbar machte, aufgehoben. Dieſe Eiſenbahn, von dem Fort Malgherra geſchützt, iſt eine der coloſſalſten Waſſerbauten. Sie geht von Meſtre auf 222 in das Meer hineingebauten Rieſenpfeilern bis in den Anfang des gran canale und hat den Uebergang zum feſten Lande der Zeit nach bis auf wenige Minuten zuſammenſchrumpfen laſſen.

Um jene beiden Hauptmaſſen breitet ſich nun in bald kleinerer,

bald größerer Entfernung eine Flur von Inseln aus, die mit ihren Gärten, Häusern und Kirchen den Anblick des Meeres bei Venedig zu einem so überaus malerischen und mannichfaltigen machen. Von dem südlichen Chiozza streicht der Zug derselben bis zum nordöstlichen Torcello. Das ganze Seebecken, worin sie liegen, führt den Namen der Lagunen, welches Wort wohl von lago herkommt, im venetianischen Dialect auch lagone gesprochen wird und so viel als Sumpf, Morast bedeutet. Lido hingegen, vom Lateinischen litus, also Ufer, Gestade, heißt jede Erhebung des Landes aus den Lagunen. Es sind ursprünglich schmale Sanddünen, die aber von der Kunst theilweise in Gärten umgeschaffen sind, so daß sich zwischen Insel und Lido kein genauer Unterschied feststellen läßt; die längsten Lidi sind der von Peleſtrina, von Malamocco und von Cavallino. Auf dem Lido von Malamocco haben die Venetianer ihren Hafen angelegt, weil der Ausstrom der von Padua herunterkommenden Brenta hier eine natürliche Austiefung im aufgeworfenen Schlamm und Sand unterhält. Auf den Inseln haben sich kühne Fischerfamilien angesiedelt, wie auf San Michele, Mazorbo, Torcello, auf welchem einst Attila seine Hofhaltung aufgeschlagen. Wein-, Obst-, Melonen- und Gemüsegärten sind hier gepflegt, wie auf Malamocco, Crasmo, Burano; Landhäuser und Klöster sind hier in lieblicher Stille überall erbauet, und noch jetzt ist das Kloster der Armenier auf San Lazaro durch seine Handschriften und seine griechischen Druckereien berühmt; Fabriken sind hier angelegt, wie nördlich von Venedig die einst so bedeutenden Glasfabriken auf Murano, das wegen seiner Straßen, Canäle, Kirchen, Klöster und Kirchhöfe nicht mit Unrecht das kleine Venedig genannt wurde. Venedig unmittelbar gegenüber liegen zwei Inseln, la Giudecca und San Giorgio oder, wie der weiche Venetianische Dialect spricht, San Zorzi. Die letztere ist eigentlich eine Fortsetzung der erstern, die ihren Namen, Giudecca, von den Juden empfing, denn zuvor hatte sie Spina longa geheißen. Die Juden wurden späterhin in die Parochie des heiligen Hieronymus hinüberversetzt am Westende der Nordhälfte, wo sie sich immer sehr wohl befunden haben. Eine große Zierde der Giudecca ist noch jetzt das prachtvolle Nonnenkloster, Convento delle Zitelli, mit den

herrlichſten Gärten, in welche mir jedoch der Eintritt verweigert ward. Ziemlich in der Mitte der Inſel iſt auch ein Mönchskloſter errichtet, deſſen Kirche del redemtore nach einem Entwurf von Palladio viel von den Fremden beſucht wird. Ihr Portal iſt unmittelbar an der Waſſerſeite nach Norden gelegen und präſentirt ſich wunderſchön. Die Mönche dieſes Kloſters ſieht man den Tag über in Venedig mit Körben umherlungern, Lebensmittel einzuſammeln, von denen ſie erſt das Beſte ſelber wegeßen und mit dem Reſt die Armen ſpeiſen. Die Mönche ſowohl wie die Armen werden von den Gondolieren unentgeltlich übergefahren, weil ein ſolcher traghetto für ein frommes Werk gilt. In dies Kloſter fand ich Eingang. Der Pförtner war ein ſchöner, großer Mann von ausdrucksvoller Phyſiognomie mit weißem Bart, in deſſen Garten ich die ſchönſten Blumen und Früchte zu bewundern hatte. Das Innere des Kloſters erſchien mir viel ſauberer als ſeine Bewohner, wenn ich ihren braunen Kutten in der Stadt begegnete. Sonſt war nichts beſonders Merkwürdiges vorhanden, einen Saal ausgenommen, in welchem die Köpfe der Märtyrer des Capuzinerordens von einem Mönche ſehr natürlich in Wachs boſſirt waren und mit ihren klaffenden Wunden und mit ihren bleichen, im Todeskampf verzogenen Antlitzen einen ſchauerlichen Eindruck hinrichterlicher Anatomie machten. Die frommen Väter, hatte mein Führer mir vor dem Eintritt in das Kloſter geſagt, dürften durchaus kein Geld nehmen. Als mir daher der Sacriſtan die Kirche gezeigt hatte, aus deren Thür man ins Freie entlaſſen wird, wollte ich mich mit einem mille grazie empfehlen. Sofort flüſterte mir mein Servitore zu, doch wenigſtens einen halben Zwanziger zu geben, was ich denn auch that, draußen aber den Widerſpruch mit ſeiner frühern Weiſung bemerklich machte. Da hieß es denn, daß der Sacriſtan nicht ſelber ein Mönch ſei, alſo Geld nehmen dürfe, daß er aber die Hälfte des Einkommens von den Trinkgeldern zum Ankauf von Schnupftabak verwenden müſſe, den die Mönche leidenſchaftlich liebten. Außer dieſen beiden Klöſtern ſtehen auf der Giudecca hauptſächlich Speicher, und es wurde mir bei ihnen da gerade auch ein paar norwegiſche Schiffe vor Anker lagen, ziemlich ſo zu Muthe, als ginge ich an unſerm Königsberger Bohlenwerk

ſpazieren. Die Sackträger freilich, die ich hier von griechiſchen Schiffen Cucuruzzen, d. h. Maiskorn, tragen ſah, näherten ſich in der gewaltigen Auguſthitze dem Naturzuſtande noch bedeutend mehr, als die unſrigen. Sie waren ohne allen weitern Kleiderluxus nur mit einem kleinen Schurz um die Hüften umgürtet. Auf dem Kopfe trugen ſie ein Strohkäppchen; übrigens waren ſie ganz nackt; coloſſale, bronzene, maleriſche Geſtalten. Die Inſel Giorgio iſt viel kleiner als die Giudecca. Sie hat eine Kirche San Giorgio maggiore, die ein Meiſterwerk Palladio's iſt, deren Kuppel ſo wie der ſchlanke Glockenthurm neben derſelben ſo bedeutend ſind, daß dieſe Architektur den großartigen Bauten, die ihr gerade gegenüber auf dem Marcusplatz vereinigt ſtehen, vollkommen ebenbürtig erſcheint. Der Blick von hier aus auf Venedig iſt bezaubernd, aber auch der Blick von der Piazetta oder der Riva dei Schiavoni aus auf die Inſel iſt es ebenfalls. Freilich hat auf ihr ſich viel geändert. Früher beſaß ſie ein Benedictinerkloſter und den ſchönſten Garten unter all den Inſelgärten, die Venedig wie ein Kranz umſchlingen. Gegenwärtig wird ſie zu einem ſtarken Fort umgearbeitet, von ihm aus Venedig ſogleich in einen Haufen zuſammenſchießen zu können. Mit Ausnahme derjenigen Uferſeite, auf welcher ſich die Station für die Schiffe des Freihafens befindet, ſchien mir Alles triſt und verödet. Die Kloſtergebäude ſind in Caſernen umgewandelt. Ich erblickte nur Soldaten und vernahm von Zeit zu Zeit nur das Signalhorn. Das gegenüberliegende Venedig ſelber kam mir in dieſem Augenblick, da man nur auf Schiffen von ihm ſich entfernen kann, wie ein großes, von den Oeſterreichern bewachtes Gefängniß vor.

Die Lidis und die eigentlichen Inſeln bilden nun eine ſchon von der Natur geſchaffene Abdämmung der Stadt gegen das Meer, ſo daß es der Kunſt leichter geworden iſt, ihre völlige Abſchließung zu bewirken; lange Zeit hindurch, indem man Pfähle einrammte und mit Brettern verkleidete, der Waſſerſtrömung und der Anſammlung von Schlamm und Sand eine beſtimmte Richtung zu geben. Solche Holzwerke zum Schutz der Dünen gegen Meer und Sturm heißen Palaë und werden noch überall angewendet, wo man nicht bis zu Mauerarbeiten vorgeſchritten iſt, die man Murazzi nennt.

Dieſe ſollen erſt 1719 von Bernardino Zendrini, einem Mathematiker, empfohlen ſein. Sie ſind nach außen terraſſenförmig aufgemauert, ſo daß die Fluth von Stufe zu Stufe hinaufſpringen kann, bis die Zinne der Mauer, gleichſam Halt bietend, ſich überkrümmt. Das Meer iſt daher unmittelbar am Ufer der Stadt durchſchnittlich ſehr zahm. Will man das Schauſpiel der Meereswellen haben, wie ſie anrollen und ſich am Geſtade brechen, ſo muß man zu einem Lido hinausfahren. Ich habe in Venedig an einem Abend zwar einen Siroccowind erlebt, der aber mit ſeiner unangenehm laulichten Luft nur ſanft einherſtrich und mit einem heftigen Gewitter in der Nacht aufhörte. Es iſt jedoch eine ſonſt bekannte Thatſache, daß der Sturm das Waſſer zuweilen in die Straßen und auf die Plätze treibt. 1825 ſoll der Marcusplatz ſo hoch bedeckt geweſen ſein, daß die Gondeln auf ihm herumſchifften, den Verkehr zu unterhalten. Iſt nun aber auch das Meer im Allgemeinen in der Nähe der Stadt ein ziemlich ebener Spiegel, ſo wird doch durch die Fluth, die zwei Fuß hoch ſteigt, und die Ebbe ein ſteter Wechſel hervorgebracht, der die Erſcheinung der Lagunen unaufhörlich verändert, indem eine Menge Dünen bei der Ebbe hervortauchen, die bei der Fluth verſchwinden.

Wenden wir uns nun zur Stadt ſelber, ſo iſt, wie ſchon erinnert worden, ihr topographiſches Bild in ſeiner Totalität ſehr leicht zu faſſen, denn im Innern macht der große Canal und nach Außen zu das Meer eine ſo entſchiedene Grenze, daß man ſich bald orientiren kann. Im Beſondern freilich wird es anfänglich ſchwer, ſich im Gewirr der Gaſſen und Gäßchen zurecht zu finden, weil die Straßen hoch, dunkel und größtentheils außerordentlich ſchmal ſind, zuweilen ſo ſehr, daß zwei Perſonen gerade nur Raum haben, einander auszuweichen. Sie erſcheinen dem Fremden daher zunächſt unheimlich, wenn er auch jetzt, unter dem Schutze der öſterreichiſchen Polizei, nicht das Geringſte zu fürchten hat. Bevor man im Dämmer dieſer ſtillen, kloſterartigen Gänge ſich zu bewegen gelernt hat, kann man bei einem Geräuſch über dem Kopfe ſich wenigſtens der Sorge nicht erwehren, einen Blumentopf oder noch etwas Schlimmeres auf ſich herabſtürzen zu fühlen. Iſt man ortskundig, ſo kann

man zu Fuß ganz Venedig durchwandern. Die Kirchen und Plätze, die campi genannt werden, und deren es an 40 giebt, dienen als vorzüglichste Anhaltspuncte in dem Straßenlabyrinth. Die Straßen heißen callis, also eigentlich Fußsteige. Wo die Straßen neben den Canälen noch einen Weg haben, oder nach der Meerseite zu, wo eine Mauerbrüstung gemacht ist, haben sie den Namen fondamento, wie insbesondere auf der Nordostseite das Fondamento nuovo, und auf der Südwestseite das Fondamento delle zattere, d. h. der Flöße, die hier anlegen.

Das heutige Venedig ist in den Prachtbauten, mit welchen es imponirt, hauptsächlich ein Werk des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, als es zwar noch einen einträglichen Handel trieb, jedoch seine politische Bedeutung bereits verloren hatte und die angesammelten Capitalien, die es nicht mehr im Handel und Kriege aufbrauchen konnte, zu seiner eigenen Verherrlichung und Verschönerung zu verwenden begann. Damals wurde es die üppigste Stadt Europa's, dem die reiche, vergnügensdurstige Jugend allwärts her ähnlich zuströmte, wie sie sich nach Paris während des achtzehnten Jahrhunderts wandte. Shakespeare in seinem Othello und in seinem Kaufmann von Venedig hat uns farbenfrische Bilder jener Epoche aufbehalten. Aber auch anderwärts spielt er auf Venedig als auf den Ort an, der den britischen Reisenden vorzugsweise fesselte und verausländerte. So läßt er in: „Wie es Euch gefällt" Rosalinde zu Jaques sagen: „Fahrt wohl, mein Herr Reisender! Seht zu, daß Ihr lispelt und seltsame Kleidung tragt, macht alles Ersprießliche in Eurem eigenen Lande herunter, entzweiet Euch mit Euren Sternen, und scheltet schier den lieben Gott, daß er Euch kein anderes Gesicht gab; sonst glaub' ich's Euch kaum, daß Ihr je in einer Gondel gefahren seid!" — Will man sich das alte Venedig einigermaßen veranschaulichen, so muß man sich in seine Gassen hinein wagen, in diese oft lautlosen, engen Pfade, in denen man keinem Wagen, keinem Pferde und Esel, selten einem Menschen begegnet, in denen unsere Tritte wiederhallen und die hundertjährigen, sehr einfachen Häuser uns mit ihrem trümmerartigen Aussehen gespenstisch anstarren. Es giebt hier kleine Plätze, Winkel, Sackgassen

von so grotesker Physiognomie und solcher Einsamkeit, daß das Bild der lebendigen Welt uns in eine unendliche Ferne gerückt wird. Solche düstere Straßen athmen eine gorgonenhafte Melancholie. Wohin das Auge blickt, kalte, näßige, schwärzliche Steinmassen, die sich in dem trüben, schmutzigen, stagnirenden Wasser der Canäle mühsam wie vermummte Unholde abspiegeln. In breiteren Straßen sind die unteren Geschoße allerdings mit Läden und Werkstätten erfüllt, namentlich in den Umgebungen des Marcusplatzes. Die Handwerker arbeiten bei offenen Thüren und Fenstern, das spärliche Licht benutzen zu können und einigermaßen in diesen kellerartigen Gewölben frische Luft zu genießen, denn unterhalb ist die Feuchtigkeit sehr groß, und die Wände blinken oft von Nässe. Zwar sind in den Quadern, welche die Wege bilden, überall Löcher eingebohrt, durch welche der Regen und unreine Effluvien sogleich abfließen können, so daß man im Ganzen ziemlich reinlich geht, allein die feuchten Gründe, die überall sich durchwindenden Canäle, die Enge auch derjenigen Gassen, die wir nur nach venetianischen Begriffen breit nennen, und in denen es daher doch an frischem Luftzug fehlt, machen erklärlich, daß in diesen Eingeweiden Venedigs eine dumpfe, stockige Atmosphäre die herrschende ist. Die Canäle werden oft pfützenartig und hauchen modrige Gerüche aus. Ist es auch streng verboten, Abfall, Gemüll und sonstigen Unrath in die Canäle zu schütten, so wird doch natürlich dies Verbot nicht streng befolgt. Die Obrigkeit hat eigens Orte zur Ablagerung des Kehrichts angeordnet, von wo er durch bestimmte Gondeln abgeholt und als Dünger zum Gemüsebau nach den Inseln übergeschifft wird. Fällt aber ein plötzlicher Gewitterregen, oder steigt die Fluth einmal etwas höher, so werden diese Haufen in die Canäle geschwemmt. Ich wohnte am Marcusplatz im Hotel San Marco nach hinten hinaus, wo ich gerade unter meinen Fenstern eine Canalbrücke, rechts und links eine Canalstraße mit ihren Balconen und direct gegenüber eine für venetianische Verhältnisse ziemlich breite Straße hatte, welche in die Merceria mündete. Hier habe ich unwillkürlich Gelegenheit genug gehabt, die nicht angenehmen Heimlichkeiten venetianischer Wirthschaften zu beobachten.

Obwohl nun Venedig eine Meerstadt ist, so besitzt es doch süßes Wasser, das in Cisternenbrunnen gesammelt wird. Man kann sich aber denken, daß dasselbe mit größter Sparsamkeit als ein kostbares Element behandelt wird. Wo nicht ein Brunnen in der Nähe, wird es ausgetragen und macht einen besondern Erwerbszweig aus, der von Mädchen und Weibern aus dem istrischen Gebirge ausschließlich betrieben wird. In andern Städten ist es die Milchverkäuferin, die man am frühen Morgen zuerst gewahr wird; in Venedig ist es die Wasserverkäuferin. Wenn ich des Morgens gegen sieben Uhr meine Fensterladen aufstieß, so erblickte ich gewöhnlich vor der Thür des Gegenhauses eine Frau in einem langen schwarzen Oberrock mit einem bunten Halstuch, barfuß und mit einem schwarzen Cylinderhut, wie wir Männer ihn bei uns tragen. Ueber die eine Schulter hatte sie ein hölzernes Joch gelegt, an welchem auf jeder Seite ein kleiner kupferner Kessel hing, worin sie süßes Wasser trug. Solche Frauen sieht man durch ganz Venedig. Nachmittags finden sie sich an dem großen Brunnen im Hofe des Dogenpalastes in Schaaren ein, ein Plauderstündchen zu halten, bevor sie das für den Abendbedarf nöthige Wasser schöpfen. Sie liegen hier im kühlen Schatten auf dem Marmorboden in den malerischsten Gruppen umher, während auf der andern Seite des Hofs die Börse abgehalten wird, die wieder Scenen ganz anderer Art darbietet.

Venedig ist in seinem Innern sehr gleichartig und einförmig. Mit den stillen Häusern wechseln nur kleine Tavernen, Kirchen und Klöster. Zuweilen öffnen sich kleine Plätze, die uns jedoch hier größer erscheinen, weil sie uns innerhalb der schmalen Straßen überraschen, wie namentlich der Campo von Maria formosa und der von San Giovanni und Paolo, auf welchem 1495 dem General Colleoni sogar eine Reiterstatue gesetzt ist. Bestimmtere Unterschiede thun sich erst am großen Canal und an dem Meeresufer hervor. Ich glaube, man kann den großen Canal die Wasserboulevards von Venedig nennen, denn man kann auf ihm nur in Gondeln sich bewegen. Die Riva bei Schiavoni hingegen kann man seine Landboulevards nennen, denn auf ihrem breiten Kai tummelt sich beständig eine geschäftige und flanirende Volksmenge. Den Marcus-

platz selbst in der Mitte zwischen dem Gran Canale und der Riva bei Schiavoni kann man dem Palais royal vergleichen. Der Platz des letztern sieht zwar nicht so groß aus, theils weil er nicht von so erhabenen Gebäuden, als der Marcusplatz, eingefaßt ist, theils weil er einen mit Statuen und Springbrunnen verzierten Garten enthält, während der Marcusplatz ganz leer ist. Aber es kann gar kein Streit darüber sein, denn der Platz des Palais royal ist 700 Fuß lang und 300 breit, der des heiligen Marcus 680 lang und 315 breit. Ich führe dies nur an, weil in Venedig in meinem Hotel, dessen Speisezimmer die schönste Aussicht auf den Marcusplatz darboten, von den Reisenden bei Tisch nicht selten hierüber habe sprechen und den Platz des Palais royal gewöhnlich als viel kleiner und als überhaupt nicht vergleichbar herunterseßen hören.

Der große Canal ist das fabelhafte Monument der venetianischen Aristokratie, denn zu beiden Seiten an ihm erheben sich die stolzen Marmorpaläste derselben mit ihren breiten Auftreppen, ihren blumenbedeckten Balconen, ihren säulengeschmückten Galerien, ihren reichverzierten Fenstern. Eine solche Versammlung phantastischer, bald durch Größe und Pracht imponirender, bald durch Anmuth und Zierlichkeit süßlockender Gebäude, die im Strome ihr Bild verdoppeln, existirt auf der Welt nicht zum zweiten Mal. Es ist kein Wunder, wenn die Malerei der Canaletti's aus dem Malen dieses Canals ein eigenes Metier machte. Vom Palast Vendramen in Nordwest bis zum Palast Treves unweit des Marcusplatzes sehen wir hier die köstlichen Reliquien der Nobili, deren Namen in den Annalen der Republik glänzen. Byron, der selbst an diesem Canal im Palast Mocenigo wohnte, legt in seinem Marino Falieri dem Patricier Lioni eine Schilderung desselben in den Mund, worin er unter anderm sagt:

„Welten
Im Meer sich spiegelnd, wohl ein schönrer Anblick,
Als Kerzenschein, den buntes Glas zurückwirft;
Das große Element, das Meer des Himmels,
Es breitet seine blauen Tiefen aus,
Gesänftigt von des Frühlings erstem Hauche.

Hoch segelt auf dem schönen Weg der Mond,
Die stolzen Mauern jener seeumbrausten
Paläst' und hohen Häuser rein umglänzend,
Wo Porphyrsäulen und die reichen Fronten,
Bedeckt mit Marmorn, Beute aus dem Osten —
Altären gleich längs des Canals gereiht,
Die Siegeszeichen mächt'ger Thaten scheinen,
Der Fluth entstiegen, fast so wunderbar wie
Die stärkern und geheimnißvollen Riesen
Der Baukunst, diese Werke von Titanen,
Auf Zeiten in Aegypten deutend, denen
Kein andres Denkmal blieb. —"

Auf der Nordseite schließen die Paläste mit dem Palast des Königs und mit der Zecca, d. h. der Münze; auf der Südseite zeichnet sich die Akademie der Künste, die Kirche Maria della salute und die Dogana aus. Die Academia delli belli arti befindet sich in einem von Palladio entworfenen, jedoch nicht ganz ausgeführten, ehemaligen Kloster, wovon sie noch den Namen Scuola della carita führt. Goethe in seinen Briefen kann dies Gebäude, worin gegenwärtig die Bildergalerie, nicht hoch genug stellen, meint, nichts Höheres und Vollkommneres gesehen zu haben und schließt seine enthusiastische Bewunderung mit den Worten: „Du liebes Schicksal, das du so manche Dummheit begünstigt und verewigt hast, warum ließest du dieses Werk nicht zu Stande kommen!" Die heutigen Kenner der Baukunst sind in ihrem Beifall mäßiger. Auch die Kirche Maria della salute, 1631 von Dessano erbaut, wird oft weit über ihren architektonisch-ästhetischen Werth gepriesen, wie ich vermuthe, weil der Gasthof „Europa" ihr gerade gegenüber liegt und viele Reisende sich daher ihr Bild besonders einprägen. Ihren malerischen Werth schlage ich auch sehr hoch an, denn ihre Kuppel nimmt sich von Ferne überall vortrefflich aus. Ihren Namen hat die Kirche von der Maria, welche die Stadt von der Pest und von der Cholera errettete, für welche letztere rettende That sie von der überlebenden Generation einen überaus kostbaren Kronenleuchter geschenkt erhalten hat. Endlich ganz auf der äußersten Zunge der südlichen Stadthälfte befindet sich die 1682 nach dem Plane von Giuseppe Benoni erbaute Dogana da mare. Dies Wort würde man

am richtigsten „Tonnenhaus des Meeres" übersetzen, denn doga heißt so viel als Faßdaube, Tonne. Nunmehr bedeutet es auch den Zoll, der von den Waaren erhoben wird, und ist auch als douane ins Französische übergegangen. Dieß mächtige Gebäude hat vorn eine schöne Façade von herrlichen Marmorsäulen und auf einem kleinen, aber geschmackvollen Thurme die colossale Bildsäule der Fortuna, die auf einer vergoldeten Kugel steht. Welche Stadt könnte wohl der Launen dieser Göttin mehr eingedenk sein, als Venedig, einst die Beherrscherin des Mittelmeeres und jetzt ein traurig hinsiechender Ort, nur künstlich von dem Besuch der Fremden belebt, welche die Poesie seiner einstigen Größe mit sybaritisch wehmüthiger Wollust genießen wollen.

Bietet nun der große Canal eine schweigsame, durchaus vornehme Physiognomie dar, so gibt uns die Riva den Anblick eines bunten, lärmigen Volkslebens. Gasthöfe, Kirchen, Casernen, Speicher, Volksgarküchen, Kneipen, Spelunken und anständige Privathäuser wechseln hier in grellen Contrasten. Den Beinamen dei Schiavoni hat die Riva von den Slavonen, welche die Venetianer als Miethstruppen gebrauchten und die hier gelandet und casernirt wurden. Sie ist sehr lang und breit und gewährt mit ihren Quadern von unpolirtem Marmor (marmore selvaggio) einen Spaziergang, der in der That eben so einzig ist, als eine Spazierfahrt auf dem Canale grande. Der aristokratische Baustyl hört bald hinter dem Dogenpalaste mit dem Palazzo Barbaro auf, der jetzt in das Hotel Danieli umgewandelt worden. Nach ihm beginnt ein Durcheinander der verschiedensten Formen, wie gerade das Bedürfniß sie hervorrief. Unter ihren weit ausgespannten Baldachinen versammeln hier die Kaffeehäuser die Schiffer aller Nationen. In den mannigfaltigsten oft reizendsten Gruppen sind Obstverkäufer mit den köstlichsten Melonen, Pfirsichen, Feigen, Limonen, Granatäpfeln, sind Blumenhändlerinnen, Kastanienbrater, Trödler, faullenzende Facchinis überall ausgestreut. Am Rande der Riva lagern größere und kleinere Fahrzeuge, deren zum Theil farbige Segeltücher eine höchst malerische Wirkung hervorbringen. Nach der östlichen Spitze zu begegnen wir Seife-, Terpentin- und Wachsfabriken, Brettschneidereien, und Holz-

lagern. Endlich auf der Spitze ſelbſt, nachdem wir eine ſehr breite und belebte Straße durchwandert ſind, biegen wir nach rechts um und treten in die hohen Baumgänge der Giardini pubblici, welche unter der napoleoniſchen Herrſchaft der Herzog von Leuchtenberg als Vicekönig hier durch Demolirung eines Kloſters und Zuſchüttung mehrer Canäle möglich gemacht hat, zum Palais royal des Marcusplatzes gleichſam auch die elyſäiſchen Felder zu ſchaffen. Man hat von dieſen Gärten, die Jedermann offen ſtehen, eine ganz entzückende Ausſicht. Ich habe ſie deshalb zweimal beſucht, jedesmal aber nur wenig Spaziergänger, meiſtens Fremde, gefunden. Theils ſoll hieran die weite Entfernung von andern Stadttheilen Schuld ſein, theils ſoll es den Venetianer, wenn er gegen Abend ausgeht, immer nach dem Marcusplatz locken, wo er das intereſſanteſte Menſchengewühl trifft und alle Neuigkeiten vernimmt.

Dieſe Riva iſt es, welche der Erinnerung des Fremden ſich unauslöſchlich einprägt, weil die Abendpromenade auf ihr ſelten unterlaſſen wird. Die nördliche Gegenſeite der Stadt iſt ſtill, ja öde gegen die tumultuariſche Lebhaftigkeit der Riva. Fährt man in einer Gondel von den Volksgärten von Oſten nach Weſten die Nordſeite entlang bis zu der idylliſch-ländlichen Santa Chiara hin, ſo bekommt man nacheinander das Caſtell San Pietro, den neuen Hafen und die Darſena oder die Docks, das Arſenal, die Hinterfronte mehrer Kirchen und den Sacco della miſericordia zu Geſicht, aber alles erſcheint triſt und einſam. Das Arſenal war früherhin weltberühmt und entwickelte im Schiffsbau eine ungeheuere Thätigkeit, weil die Venetianer ihren Handel nur mit eigenen Schiffen trieben. Gegenwärtig modert das Prachtſtaatsſchiff, der Bucentoro, auf welchem der Doge die ſchöne Venetia dem adriatiſchen Meere zum Zeichen der Herrſchaft mit einem Ringe vermählte, als eine Antiquität zuſammen, und als ich in Venedig war, wurde nur ein einziges Schiff gebaut.

Wenden wir uns nun zum Herzen und Gehirn des venetianiſchen Lebens, zum Marcusplatz, der zwiſchen den größten Contraſten, die Venedig beſitzt, zwiſchen dem Gran Canale und der Riva, gerade in der Mitte liegt, ſo bemerke ich zunächſt, daß unter dieſem Namen

zwei Plätze begriffen werden, ein größerer und ein kleinerer, die jedoch in einander laufen und daher bei Abbildungen vieles gemeinsam zeigen. Der größere führt den Namen Piazza und ist auf drei Seiten völlig, auf der vierten fast ganz von Gebäuden eingeschlossen. Der kleinere führt den Namen Piazetta und ist eigentlich nur eine Straße, mit welcher die Piazza nach dem Meere zu sich öffnet. Diese merkwürdige Verbindung eines fast stubenartig abgeschlossenen Raumes mit einem Raume, der den Blick auf den Spiegel des Meeres hinausgleiten läßt, macht das Mysterium des Marcusplatzes aus, wodurch er so unwiderstehlich anzieht. Die Piazza ist auf drei Seiten mit ziemlich gleichförmig gebauten Palästen umgeben, die den Procuratoren der Republik zur Wohnung dienen sollten und daher noch den Namen der Procuratieen führen, wiewohl jetzt nur Kaufhallen, Kaffeehäuser, Restaurationen und Chambres garnies sich darin befinden. Auf der vierten Seite nach Morgen zu steht die Marcuskirche. Stellen wir uns mit dem Rücken gegen sie, so laufen auf der rechten nördlichen Seite die alten von Buono und Lombardo gebauten Procuratieen hin; in denen sich dermalen par terre unter anderm das berühmte Café militaire von Quadri und im ersten Stock der nicht weniger berühmte vieux restaurant français befindet. Links auf der südlichen Seite laufen die neuen von Scamozzi gebauten Procuratieen hin, welche die heutzutage so stark frequentirten Kaffeehäuser von Sutil und Florian enthalten. Der Marcuskirche gegenüber an der Ostseite stand früher eine Kirche des heiligen Geminiano, welche Napoleon hat niederreißen und den Platz mit einem den Procuratieen ähnlichen Gebäude im Renaissancestil hat schließen lassen. In der linken Ecke ist ein Durchgang, an welchem sich sehr vortheilhaft die deutsche Buchhandlung des Herrn Münster etablirt hat, vor deren Fenstern sich beständig eine Menge Schaulustiger versammelt. Die Westseite des Platzes wird vom erzbischöflichen Palast, von der Marcuskirche und dem Anfang des Dogenpalastes eingenommen. Die Piazetta aber ist eine breite, über 200 Fuß lange Straße, die auf der linken Seite durch den Dogenpalast, auf der rechten westlichen durch die von Sansovino erbaute Bibliothek des heiligen Marcus begrenzt wird und unmittelbar in

die Riva übergeht. Dem Ufer nahe stehen hier zwei colossale Säulen von orientalischem Granit, welche die Venetianer aus Konstantinopel gebracht haben. Es sollten drei solcher Säulen hier stehen. Die eine aber sank durch Ungeschick beim Ausladen in das Meer und konnte aus dem Schlamme nicht wieder herausgehoben werden. Auch die beiden andern lagen lange Zeit da, weil man sie nicht aufzurichten verstand. Als endlich ein Mechaniker sich dazu anheischig machte, bedingte er sich zum Lohn dafür das sonderbare Privilegium, daß alle sonst in Venedig verbotenen Spiele zwischen ihnen frei gespielt werden dürften, was dann auch über vierhundert Jahre lang geschehen ist. Um diesem Scandal ein Ende zu machen, verlegte ein Doge die Hinrichtungen hieher und es sind hier die Köpfe vieler Mörder und Seeräuber gefallen. Die eine der Säulen, nächst der Bibliothek, trägt die Statue des heiligen Theodor, der, mit Speer und Schild bewaffnet, seinen Fuß auf den Rücken eines Krokodils gesetzt hat. Er war der Venediger ursprünglicher Schutzpatron, bis er von dem heiligen Marcus überflügelt wurde, dessen Reliquien Venetianische Kaufleute aus Alexandrien stahlen. Diesem ist die andere Säule nächst dem Dogenpalast gewidmet. Sie trägt sein Sinnbild, den geflügelten Löwen, dem man in Venedig überall begegnet. Die Ecke an der Marcusbibliothek, von welcher man nach den neuen Procuratieen umbiegt, wird von dem Glockenthurm des San Marco eingenommen, ein einfacher, starker, viereckiger Thurm von 334 Fuß Höhe, auf dessen Spitze ein Engel aus Erz von 16 Fuß steht. Dieser Thurm war eine Nothwendigkeit für Venedig, nicht nur für die Ertheilung der Feuersignale, wozu er noch jetzt dient, sondern auch zur Beobachtung des Meeres in Kriegszeiten und zum Leitstern der Schiffe, da er sehr weit gesehen werden kann. Er sollte unterhalb mit Loghetten nach Zeichnungen von Sansovino geschmückt werden, allein nur eine derselben, dem Dogenpalast gegenüber, ist fertig geworden und diente als Hellebardierwache. Jetzt ist sie geschlossen; auf den übrigen Seiten ist der Thurm von kleinen Kaufläden, von den Büreaus öffentlicher Schreiber und der Wohnung des Pförtners umgeben. Dieser Thurm, der auch in der Geschichte der Wissenschaften berühmt ist, weil Galilei lange Zeit auf ihm

Beobachtungen angeſtellt hat, wird ſeiner ſchönen Ausſicht halber, die ein in der That einziges Panorama gewährt, von allen Reiſenden beſtiegen. Mir erging es, als ich eines ſchönen Morgens dieſer angenehmen Pflicht genügen wollte, etwas ſonderbar damit. Aus Herrn Bädeker's Reiſehandbuch, dem unvermeidlichen Begleiter jedes Touriſten vorigen Sommers, wußte ich die Taxe, ging daher ziemlich zuverſichtlich in den dunkeln Gang der Pförtnerwohnung, zog mein Portemonnaie, langte drei Kreuzer hervor und wollte ſie einem jungen Mädchen, das inzwiſchen erſchienen war, als ſchuldigen Tribut übergeben. Zu meinem Erſtaunen wurde das Geld nicht genommen und ich ſelbſt zurückgewieſen. Da ich oben auf der Galerie ſchon Perſonen geſehen hatte, ſo fragte ich nach dem Warum. Es müßten, hieß es, zwei Perſonen ſein. Auf die italieniſche Geldgier rechnend, erbot ich mich, die Taxe für zwei Perſonen zu bezahlen. Zu meinem noch größeren Erſtaunen wurde jedoch dies Erbieten nicht angenommen. Es müßten durchaus zwei Perſonen ſein. So artig, als es mir in meinem unvollkommenen Italieniſch möglich war, bat ich die blaſſe junge Schöne, ob ſie nicht vielleicht ſelbſt die Gefälligkeit haben möchte, für mich die geſetzlich geordnete zweite Perſon zu werden, da ich mich erinnerte, den Thurm der Danziger Marienkirche, des Doms von Magdeburg, von Erfurt und Antwerpen in Begleitung von Küſtertöchtern beſtiegen zu haben. Mit lächelndem Munde aber ſehr entſchieden, erfolgte abſchlägige Antwort. Nun bat ich auf einem alten Lehnſeſſel am Eingange auf andere Reiſende warten zu dürfen, ſetzte mich und ſchaute alle Vorübergehenden auf dem Marcusplatze an, ob nicht einer dem Thurme die Schritte zulenken möchte. Umſonſt. Es kam niemand und, nachdem ich elf bis zwölf Minuten gewartet hatte, gieng ich fort, die koſtbare Zeit nicht zu verlieren. Gegen Abend deſſelben Tages wurde es die ſchönſte Beleuchtung, die man ſich nur erſinnen kann. Die roth angeſtrichenen Cedernmaſten vor der Marcuskirche, die Goldgründe ihrer muſiviſchen Bilder, dieſe ſelber, die goldgrünen Roſſe des Lyſippus auf der Galerie der Kirche, im dunkeln Blau des Himmels ſanft heraufſchwimmende Streifwolken, glänzten von den Strahlen der Abendſonne in ſo magiſchem Lichte, daß mir das Herz

brannte, den Thurm zu besteigen. Zeit war nicht zu verlieren. Ich eile in die Portierloge. Dieselbe für einen einsamen Reisenden trostlose Antwort, wie am Morgen: due persone; so sei es einmal angeordnet per ordine superiore. Verstimmt will ich schon wieder umkehren. Da erblicke ich auf dem Platze einen Mann aus dem Volke von wohlwollendem Aussehen, in einer grauen Jacke, wie sie dort viele tragen, anständig, einen Hut auf dem Kopfe, große silberne Ringe in den Ohren. Aufs Gerathewohl rufe ich ihn an und trage ihm mein Anliegen vor, mich gegen eine buona mana oder mancia, d. h. Trinkgeld, begleiten zu wollen. Er ging darauf ein, war schon dreimal oben gewesen und ich hatte an ihm einen recht sorglichen und verständigen Führer, der mir oben alle merkwürdigen Gebäude und Puncte zeigte. Meine nächste Frage während des Hinaufsteigens war nun, weshalb durchaus zwei Personen sein müßten, worauf er mir erzählte, daß bis vor zwei Jahren diese Anordnung noch nicht bestanden habe. Ein junger Franzose aber, von unglücklicher Liebe zur Verzweiflung gebracht, habe sich aus einem Fenster, das er mir auch zeigte, auf den Platz heruntergestürzt und ein junger Engländer sei einige Monate darauf seinem finstern Beispiel aus dem nämlichen Fenster gefolgt. Seitdem habe die Regierung jedes Fenster in der Mitte mit einer Eisenstange durchziehen lassen und das Gesetz gegeben, daß immer nur zwei für einander verantwortliche Personen den Thurm besteigen dürften. Der Blick von seiner Galerie auf die Stadt ist unvergleichlich. Alle Thürme, die man sonst in den engen Straßen nicht sieht, treten hervor und die Dächer scheinen mit einem Walde von Schornsteinsäulen überdeckt, als wollten sie mit ihrer Pracht daran erinnern, daß die Einrichtung der Schornsteine im Zeitalter der Kreuzzüge von Venedig aus eine europäische geworden sei. Die Archäologen behaupten, daß die Römer an ihren Badehäusern auch schon Schornsteine besessen hätten; die neueren Historiker aber, daß das Wort camino, cheminée, das bei den romanischen Völkern allgemein dafür in Gebrauch gekommen, zuerst von den Venetianern für den Weg des Rauches gebraucht sei, denn camino heißt ursprünglich Weg und wird heutzutage nur durch ein Doppel=m vom Rauchfang

in der Schreibung unterschieden. Die Schornsteine in Venedig sind hohe, schlanke Rundsäulen mit kelchförmigen Oeffnungen, den muhamedanischen Minarets vergleichbar. Aber nicht nur der Blick auf die Stadt ist von unendlicher Schönheit, sondern auch der auf die Berge der nahen Küste, auf die Schiffe und auf die Inseln. Dieser gigantische Campanile concentrirt alle unter ihm liegenden Baulichkeiten in einen einzigen Punct, so daß man ihn unwillkürlich mit dem Mastbaum eines Schiffes zu vergleichen geneigt ist, wie Leo im Eingang seiner italienischen Geschichte in folgenden treffenden Worten gethan hat: „Venedig liegt im adriatischen Meerbusen gewissermaßen ein Riesenschiff in einem riesigen Hafen vor Anker. Seine engen Straßen, die dadurch, daß sie blos für Menschen bestimmt sind, daß nie weder Wagen noch Lastvieh darin gesehen werden, ein gewisses Ansehn von Häuslichkeit bekommen, als seien es nur Gänge desselben Gebäudes, lassen sich ohne Zwang dem innern Raum eines Schiffes vergleichen, in welchem der herrliche Marcusplatz als Saal, die Riva dei Schiavoni als Verdeck erscheinen. Vom hohen Glockenthurm, des Schiffes würdigem Hauptmast, gesehen, erscheinen die andern entfernteren Inseln in den Lagunen nur als Boote und Schaluppen, die zum Dienste des großen Fahrzeugs bestimmt sind."

Daß nun der Marcusplatz jeden Reisenden zuerst in einen ästhetischen Rausch versetzt, ist eine bekannte Thatsache. Versuchen wir, uns den Grund dieses Entzückens klar zu machen, so dürfte er, von dem Treiben auf dem Platze abgesehen, hauptsächlich in zweierlei liegen. Erstlich in der großen Mannigfaltigkeit classischer Architekturwerke, die hier auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengedrängt sind, und zweitens in den schönen Contrasten, welche sie hervorbringen.

In ersterer Beziehung finden wir in der Marcuskirche den byzantinischen Stil. Sie stellt uns mit ihren fünf weißen Bleikuppeln und musivischen Werken die älteste Zeit der Republik dar, denn sie wurde 970 begonnen und 1071 vollendet. Der Dogenpalast neben ihr wurde allerdings schon im neunten Jahrhundert angefangen, aber, ein treues Bild des Wechsels in der venetianischen

Geſchichte fünfmal zerſtört und wieder erbaut. Er iſt unterhalb im gothiſchen Stil, oberhalb aber geht er in den ſarazeniſchen Geſchmack über, ein ſymboliſcher Ausdruck der venetianiſchen Entwickelung, die, im Abendlande wurzelnd, ins Morgenland hinüberwuchs. Der Palazzo ducale hat unterhalb gothiſche Bogengänge, nach der Piazetta zu 18 in einer Länge von 215 Fuß, nach dem Kai zu 17 in einer Länge von 205 Fuß. Sie beſtehen aus Schwibbögen, die auf dickſtämmigen Säulen ruhen, deren jede mit einem andern Capitell von ſo ſcharfer, feiner Arbeit geziert iſt, als wäre ſie geſtern erſt gemeißelt. Ueber dieſen Arkaden erhebt ſich eine Galerie von Spitzbögen, die über ſich ein oeil-de-boeuf haben, das von der übrigen Wand durch einen gezahnten Streifen abgeſchnitten iſt. Dieſe Wand bildete eine große Fläche aus bräunlich röthlichen Steinen in gewürfelten Muſtern, ganz im mauriſchen Typus. Sie wird von nur wenigen, aber großen Fenſtern in den edelſten Formen durchbrochen. Dieſe Fenſter ſind im gothiſchen Schwibbogenſtil und enthalten die zierlichſten Säulen. Jede Façade hat einen kleinen Vorſprung in der Mitte, der ſie ſymmetriſch theilt und einen Altan ſtatt des Fenſters beſitzt. Ueber den Fenſtern folgt zwiſchen jedem Paar wieder eine Reihe großer oeils-de-boeuf. Das Dach ſchneidet glattlinigt ab, iſt aber mit einem Kranz ſpitzer Mauerzinnen beſetzt. Der Effect dieſes Bauwerks im Allgemeinen iſt der eines jeden gothiſchen Werks, einer gewaltigen Macht, die zugleich im Detail mit Beſonnenheit ſich dem Spiel eines zierlichen Luxus überläßt; im Beſondern aber der einer rieſigen Kraft, die ſich durch eigenen Druck in den Boden wurzelt. Die großen, weiten Mauerflächen laſten mit der Wucht einer Ramme auf den dicken Säulen, die ihrerſeits wie Erdgiganten dem Drucke zu trotzen ſcheinen. Dem Dogenpalaſte gegenüber ſtellt die Marcusbibliothek den neuitalieniſchen Bauſtil in der größten Vollendung dar. Wenn ich ſage Marcusbibliothek, ſo iſt das nur noch der Name des Gebäudes, denn ſeit 1814 ſind die Bücher und Statuen, die in ihm ſeiner Beſtimmung gemäß aufgeſtellt waren, nach dem Dogenpalaſte hinübergeſchafft, es ſelbſt aber zum Palazzo reale geſchlagen worden. Man ſagt daher jetzt auch wohl Libreria antica. Die Procuratieen endlich,

das letzte Product der Baukunst am Marcusplatz, sind im völligen Renaissancestil. Wir haben also in der Folge des byzantinischen, gothischen und romanischen Stils in der Marcuskirche, in dem Dogenpalaste, in der Marcusbibliothek und in den Procuratieen bis auf den von Napoleon erbauten Schluß derselben zugleich die ganze Geschichte der Stadt vor uns.

Aber diese Mannigfaltigkeit wird nun auch durch die schönsten Contraste gehoben. Es contrastiren die Kuppeln, die Rundbögen und grottenhaften Eingänge der Marcuskirche sowohl mit den geraden Linien der Procuratieen, als mit den Spitzbögen des herzoglichen Palastes. Die vollen, energischen Rundsäulen des letztern contrastiren mit den Halbsäulen und ionisch anmuthigen Pilastern der Bibliothek. Es contrastiren die reinen Constructionen aller Hauptgebäude mit den bunten Schnörkeln und phantastischen Formen, die am Torre del orologio, an dem großen Uhrthurme, angebracht sind, der vor dem Anfang der alten Procuratieen an der Straße Bassi steht, unterhalb das Thor zur Merceria enthält, oberhalb auf einem platten Dach eine Glocke, auf welcher zwei eherne Riesenfiguren mit großen Hämmern die Stunden schlagen. Vom Meere die Piazetta heraufkommend, macht dieser kräftige, aber ins Spiel einer Kinderphantasie ausgehende Thurm den Schluß des wunderbaren Prospectes. Es contrastirt ferner die saalartige Abgeschlossenheit der Piazza mit der offenen Meereshalle der Piazzetta. Es contrastirt die obere Hälfte des Dogenpalastes als ein massenhaftes Continuum mit der Vielgliederung der untern Hälfte. Es contrastiren die schweren, bauchigen Formen der Marcuskirche mit den drei schlanken rothen Masten, die den Zwischenräumen ihrer fünf Pforten gegenüber auf candelaberartigen ehernen Untersätzen als Siegeszeichen über die einst unterworfenen Königreiche Morea, Candien und Cypern aufgepflanzt sind. Es contrastiren diese Bauten, die sich sämmtlich in bequemer Breite hingelagert haben, mit der centralen Erhebung des Campanile, der als das allumschauende Auge der Stadt zur Sonne und zu den Sternen sich emporgipfelt. Und all diese Contraste fassen sich schließlich in den einen großen Contrast zusammen, der uns in Venedig überall als der Grundton seiner

Schönheit entgegentritt, in den Contraſt des Landes und des Meeres; des Landes aber, wie es hier zum ſteinernen Kunſtwerk geworden iſt, des Meeres, deſſen königliche Wildheit hier vom Menſchen gleichſam mediatiſirt iſt und das uns mit Anmuth entgegenlacht. Dem Marcusplatz, als dem erhabenen Theater ſo vieler welthiſtoriſcher Staatsactionen, ſteht würdig nur das Meer mit ſeinem ewig jungen Reiz und dem unbeſchreiblichen Farbenſpiel gegenüber, das der zitternde Reflex ſeiner Lichtwellen auf dem Marmor der Paläſte und Kirchen hervorbringt.

Nunmehr werden wir an der Einzigkeit dieſes Platzes wohl nicht mehr zweifeln. Sagt man aber von ihm und von Venedig überhaupt einen orientaliſchen Charakter aus, wie viele moderne Reiſende dies thun, ſo kann, glaube ich, dies Prädicat nur in einem ſehr beſchränkten Grade gelten. Das Arbeiten der Handwerker bei offenen Thüren und Fenſtern, das öffentliche Kaffeetrinken, das Feilhaben der Südfrüchte, die Zurückgezogenheit des geſellſchaftlichen Lebens am Tage und ſein Hervordringen am Abend iſt noch nichts ſpecifiſch Orientaliſches, nicht einmal Venetianiſches, nicht einmal Italieniſches, ſondern macht ſich überall mit einer gewiſſen Wärmezone von ſelbſt. Die Marcuskirche wird oft orientaliſch genannt, während ſie doch nur byzantiniſch iſt. Daß die Venetianer mit den Griechen und Sarazenen Kriege geführt haben, daß ihr Doge Dandolo 1205 Konſtantinopel erobert hat, daß ſie aus der Levante und den griechiſchen Inſeln viele Schätze nach Haus geſchleppt, daß ſie einen Mohren ſogar, den Othello, zum Feldherrn gehabt haben, deſſen Statue noch im Hof des Dogenpalaſtes ſteht, dieſe und ähnliche Züge reichen noch nicht hin, einen orientaliſchen Typus anzuſprechen, zu welchem doch mindeſtens Wüſte und Kameel, Oaſe und Palme, Harem und verſchleierte Weiber gehören. Eher wirken noch die phantaſtiſchen Trachten der Levanteſchiffer an der Riva und im Cafe Coſtanza, wo die griechiſchen Capitaine Abends ihren Punſch trinken, einen morgenländernden Einſchlagsfaden hinein. Verſteht man aber unter Orientaliſch nur die Ingredienzien des muhamedaniſchen Himmels, ſo mag man Venedig allenfalls auch jetzt noch ſo nennen. Der große Reichthum, der ſich in ſeiner Ariſtokratie

anhäufte, ein zahlreicher geiſtlicher und weltlicher Pöbel, der ihr ſich anhieng, der Beſuch von Fremden, die hierher wallfahrteten, ein üppiges Wunſchleben zu führen, mußte eine Verweichlichung der ganzen Lebensart hervorbringen, die ſich ſogar aus der Sanftheit des venetianiſchen Dialekts heraushört. Nicht umſonſt iſt der größte Maler des Nackten, Tiziano, nicht umſonſt der größte Virtuoſe in der Kunſt ſinnlichen Genießens, Caſanova, nicht umſonſt der größte moderne Bildhauer weicher, holdſeliger Schönheit, Canova, aus Venedig hergegangen. Nicht umſonſt dichtete Byron hier ſeinen Beppo, fing er hier ſeinen Don Juan an und ſagte er in Piſa zu Capitain Medwin: „Venedig! Ich verwünſche jede Erinnerung an die Stadt, an das Volk und mein Treiben daſelbſt. Ich habe mich hier wieder in dem ausgetretenen Gleiſe der Geſellſchaften, Bälle, Converſationen umgetrieben, war jede Nacht in der Oper, beſtändiger Beſucher der Redouten während des Carnevals, kurz, ich ſtürzte mich in die Fluth der Genüſſe dieſes ſchwelgeriſchen Ortes. Alles in Venedig, ſeine Gondeln, ſeine weibiſche Indolenz, ſeine Siroccos, entnerven Körper und Geiſt.“

Viel richtiger, als das Epitheton orientaliſch, iſt das bei Schilderungen Venedigs nicht weniger beliebte Prädicat, ſeine Einzigkeit märchenhaft zu nennen, denn das Märchen achtet die Bedingungen nicht, an welche die Exiſtenz der Dinge in dem pragmatiſchen Cauſalnexus geknüpft iſt. Es ſpielt mit den Schranken des Verſtandes. Iſt das Leben nach Calderon überhaupt ſchon ein Traum, ſo kann es in der bella Venezia uns wohl zwiefach als ein ſolcher erſcheinen, weil wir in ihm die gewöhnlichen Bedingungen des Daſeins überſpringen. Die Entſtehung und die Exiſtenz Venedigs iſt eine durchaus künſtliche. Wenn naturgemäß ein Staat ſonſt aus dem Erwerb des Bodens und aus ſeiner Bearbeitung entſpringt, ſo kann er, wie Karthago und Athen, wie Holland und England, vom Ackerbau auch zum Handel übergehen. In Venedig dagegen fehlte dieſer natürliche Anfang und Uebergang. Es fing mit dem Handel an und wurde nach außen hin ſofort erobernd. Es mußte mit ſeiner Geſchichte den Weltverhältniſſen folgen, mit ihnen ſteigen, mit ihnen ſinken. Die Eroberung Konſtantinopels durch die Türken war ſein

erſter Stoß, die Entdeckung des Seewegs um Afrika nach Oſtindien ſein zweiter, die Entdeckung Amerika's durch einen Bürger ſeiner Rivalin Genua ſein dritter, die Erklärung Trieſt's zum Freihafen 1734 ſein letzter. Nur durch den berechnendſten Verſtand konnte es ſich nach außen erhalten, nur durch die fürchterlichſte Tyrannei im Innern ſeine Macht concentriren. Dieſer ſtets wachſamen Verſtändigkeit gegenüber ließ es innerhalb der blutigen Schranken, welche der Rath der Zehn zog, dem Einzelnen für ſein phantaſtiſches Leben in der Liebe, in Abenteuern, in den Entzückungen einer ſinnlichen Religion einen weiten Spielraum. Wie eine Schmarotzerpflanze rankte ſich eine Poeſie der Willkür um die ſcharfen Abmarkungen des Verſtandes. Der Verſtand brachte ſelbſt ſein Gegentheil, die Phantaſtik, hervor. Was kann verſtändiger ſein, als die Figur des Dogen, an welchem jeder Zoll ein geſetzlich aufs genaueſte umſchriebener war. Und wie phantaſtiſch wurde das Daſein dieſer Menſchen! Der Doge wurde eine Art von mercantiliſch ritterlichem Papſt. Zu einem Drittel erinnert er an den reichen venetianiſchen Kaufmann, wie ihn noch die italieniſchen Masken im Pantaleone aufbehalten haben, denn dies Wort kommt von dem Flügellöwen des San Marco her, welchen die Venetianer auch zu ihrem Feldzeichen nahmen. Pflanzten ſie ihre Fahne irgendwo auf, ſo riefen ſie: pianta leone! Und ſo wurde von andern Völkern der Venetianer im Spitznamen endlich ſelber Pantaleone genannt. Zum Drittel erinnert der Doge aber auch an den Ritter, denn er war der Oberbefehlshaber der Venetianiſchen Kriegsmacht und führte ſie oft auch in die Schlacht. Zum Drittel endlich erinnert er an den Papſt. Ich will dieſen Vergleich nicht darauf beziehen, daß der Papſt unter einer ähnlichen Herrſchaft des Cardinalcollegiums ſchmachtet, als der Doge unter der des Raths der Zehn, wohl aber darauf, daß der Doge eine Menge von leeren Ceremonien mit derſelben Pünctlichkeit und formalen Salbung, wie der Papſt, zu verrichten hatte. Die Ringvermählung der Stadt mit der Adria z. B. war gleichſam ein politiſches Hochamt, das er abhielt. Allein auch ſeine äußere Erſcheinung verähnlichte ihn dem Papſte. Die langen faltigen Kleider, die er, auch wenn er eine Rüſtung an hatte, tragen

mußte, und der Corno gaben ihm etwas Weibliches, wie dies für uns auch dem Papſt anhaftet. Der Corno war urſprünglich die Fiſchermütze, eine Kappe, die hinterwärts ſich hornartig aufkrümmt. Dieſe Vorſtellung des Dogen habe ich wenigſtens in Venedig theils von den Bildern empfangen, auf welchen Tiziano, Tintoretto und Paolo Veroneſe im großen Rathsſaal des herzoglichen Palaſtes die Großthaten der Dogen verherrlicht haben, theils von den Statuen der Dogen auf ihren Grabmonumenten, z. B. des Dogen Vendramini in der Kirche San Giovanni und Paolo.

Was in Venedig negativer Weiſe einen märchenhaften Zug hervorbringt, iſt das außerordentliche Zurücktreten der Pflanzen- und Thierwelt. Auf den Inſeln freilich gibt es Gärten genug, und ſelbſt in der Stadt giebt es einige, aber ſie ſind hier eine Seltenheit. Um ſo magiſcher wirkt es nun, wenn wir an den grauſchwarzen Steinmauern einen Weinſtock aufranken, einen Epheu ſich aufſpinnen ſehen, wenn auf den Balconen und auf den Freitreppen der Paläſte Orangenbäume, Cactus, Aloe, Oleander in Töpfen gezogen werden. Da die ganze Stadt mit dicken Steinquadern belegt iſt, ſo iſt für Graswuchs und Raſen kein Boden. An Meerpflanzen, die aber zum Schmuck der Landſchaft nicht beitragen, iſt Venedig dagegen ſehr reich, und ein Deutſcher, Georg von Martens, hat dieſe Fülle merkwürdiger See- und Sumpfpflanzen ausführlich beſchrieben. Nicht weniger reich ſind ſeine Lagunen an Fiſchen, Schnecken, Fröſchen und Muſcheln, die auf dem großen und kleinen Fiſchmarkt die Aufmerkſamkeit des Fremden erregen. Auch an Waſſerratten iſt natürlich kein Mangel, allein diejenige Thierwelt, die wir ſonſt als die Umgebung des Menſchen gewohnt ſind, iſt ſo gut als gar nicht vorhanden. Von Vögeln habe ich nur Schwalben und wilde Tauben bemerkt, die auf den Dächern in der Umgegend des Marcusplatzes niſten und in Folge einer Stiftung auf ihm ähnlich, wie anderwärts Schwäne auf Teichen, gefüttert werden. Auch liebt das Publicum ſelber, ſie zu füttern, zumal ſie das Blau des Himmels über der Piazza außerordentlich beleben, wenn ſie dort ihre ätheriſchen Kreiſe ziehen. Dies Fehlen der Thierwelt hat nun da, wo die maſſenhafte Anhäufung des Menſchen, wie auf dem Rialto und der Riva, es

nicht vergessen läßt, eine eigenthümliche Stille zur Folge, die den Eindruck von Verwunschenheit macht. Es ergeben sich aus diesem Umstand Consequenzen, an die man nicht sogleich denkt. Ich habe z. B. in Venedig eine große Parade gesehen, in welcher die Truppen von der Hauptwache an, die sich jetzt im untern Geschoß des Dogenpalastes befindet, im rechten Winkel der Piazetta und die Piazza entlang aufgestellt waren. Wir sind bei solchen Gelegenheiten die höhern Offiziere zu Pferde erscheinen zu sehen gewohnt. Das war hier aber nicht der Fall. Sie kamen alle, wie bei unserer Wachtparade, zu Fuß, selbst der commandirende General, der freilich, an sich schon ein großer Mann, durch eine hohe Ungarische Husarenmütze mit rothem Brām noch weit die stattlichen Officiere überragte, die sein Gefolge bildeten. Er trug einen kurzen, scharlachrothen Waffenrock und weiße Beinkleider; die Officiere, die ihn umgaben, umgekehrt blendend weiße Waffenröcke und rothe Beinkleider. Bis zum siebzehnten Jahrhundert gab es übrigens in Venedig, wenn auch nur in geringer Anzahl und als Luxusgegenstände, Pferde Esel und Maulthiere und eine eigene Stallung für dieselben in der Gegend der Riva. Sogar Turniere und Ringstechen sind auf der Piazza abgehalten worden. Mit dem Verfall des Handels kamen Maulthiere und Pferde in Abnahme, und jetzt sollen, wie Karl von Hailbronner in seinen Cartons erzählt, niedliche Pferde dem Volke öfters als Merkwürdigkeit gezeigt werden, wie bei uns Bären und Kameele. Am Abend des Tages meiner Ankunft saß ich zwischen acht und neun Uhr an der Piazza vor dem Kaffeehause Sutil, als von der Ecke an dem Glockenthurm her ein Menschenschwarm unter den Arkaden der Procuratieen sich immer näher wälzte und endlich auch an den Tisch heranwogte, auf welchem ich meine Limonade stehen hatte. Bald traten aus dem Knäuel zwei bekränzte, phantastisch gekleidete Knabenjünglinge mit Fahnen in den Händen hervor. Sie zeigten mir ein Papier vor, das ich aber in dem Tumult kaum einsehen konnte, und hielten mir zugleich einen Teller hin, ihnen eine Gabe zu spenden. So machten sie durch alle Kaffeehäuser des Platzes den Umgang. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß die jungen Leute die Siegerjockeys in einem kleinen Wett-

rennen gewesen waren, welches man am Morgen, ich weiß nicht mehr wo, abgehalten hatte, und daß die Obrigkeit ihnen in Erwägung der Außerordentlichkeit dieses Ereignisses die Erlaubniß zur Einsammlung eines Trinkgeldes beim Publicum gestattet hatte.

Zu dem Sonderbaren in der venetianischen Märchenwelt pflegt man auch den durch die Gondeln bewirkten Verkehr zu rechnen. Früherhin, als die reichen Nobili ihre eigenen Gondeln hielten, als die Gondeln prächtig ausgeschmückt waren, als die Gondoliere ihre Barcarolen erschallen ließen, sich im Tacte zu halten, mag der Anblick der von den Gondeln belebten Canäle, namentlich des gran Canale, ein ungewöhnliches Bild dargeboten haben. Heutzutage sind die Venetianer arm geworden und nach der letzten Revolution, in welcher der Dictator Manin sich vorzüglich auf ein hungerleiderisches Proletariat stützte, noch ärmer geworden. Um das Sinken des Reichthums in Venedig zu veranschaulichen, will ich nur die eine beglaubigte Thatsache anführen, daß 1800 noch 477 Goldschmiede vorhanden waren, 1817 aber nur noch 43 existirten. Jetzt sieht man die meisten Goldschmuckläden unter den Procuratien; ich habe sie nicht gezählt, allein ich glaube auf keinen Fall, daß ihre Zahl wieder gestiegen ist. Der heutige, in seinen Mitteln beschränkte Venetianer bedient sich der Gondeln nur, wo er muß; man sieht ihn größtentheils zu Fuß. Der Fremde ist es, der den Gondolieren vorzugsweise zu thun gibt. Nun gestehe ich, daß das Fahren auf Booten in einer Wasserstadt etwas so Natürliches ist, daß ich mich darüber an Ort und Stelle gar nicht habe wundern können, und daß mir der Gedanke an Pferde und Kutschen gar nicht in den Sinn gekommen ist. Der Dienst der Gondeln ist ganz so organisirt, wie bei uns der der Droschken. Sie haben eine für die harte Arbeit sehr mäßige Taxe, für die Stunde einen Zwanziger, für die zweite fortlaufende Stunde einen halben. Die eigentlichen Gondeln scheinen aber mehr und mehr im Verschwinden begriffen zu sein und offene Barken und Kähne, batelli, mehr und mehr in Brauch zu kommen. Doch gibt es noch immerhin eine ganze Anzahl nach der alten Tradition gebaueter, schwarz decorirter Gondeln. Weil nämlich in früheren Jahrhunderten ein unendlicher Luxus mit der Ausstattung

der Gondeln getrieben wurde, gab die Regierung das Gesetz, daß sie alle schwarz sein sollten, wie sie auch den Männern verbot, rothe Tabarros, d. h. Mäntel, zu tragen und auch hier die schwarze Farbe decretirte. Die Gondeln, die von verschiedener Größe sind, haben ein Häuschen mit Vorhängen und Schiebfenstern an den Seiten und Polstersitze von äußerster Nettigkeit, so daß es sich höchst behaglich und lauschig darin sitzt. Von außen sind sie ganz schwarz und machen auf den Fremden, der sie zum ersten mal erblickt, von Weitem in der That den Eindruck eines auf dem Wasser hingleitenden Sarges. Das Leben, das Vergnügen, die Liebe in einem Sarge! Kann man die schwarze Gondel nicht für ein Symbol des ganzen heutigen Venedigs ansehen, mit dessen elegischem, lugubern Wesen sie vortrefflich harmonirt? Das colossale Dampfschiff von Triest, dem immer mehr erblühenden Venedig des neunzehnten Jahrhunderts, ist auch schwarz angestrichen. Jeden Mittag um zwölf Uhr kommt es und legt sich zwischen der Dogana und der Piazetta vor Anker. Es erschien mir als der mächtige Gebieter der Gondeln, die es dann umschwärmen, die Reisenden und ihre Effecten ans Land zu setzen. Um Mitternacht glühet der Dampf aus seinem Schlott; wieder umtanzen es eine Menge Barken, Reisende an Bord zu bringen; die Schaufeln fangen an sich zu drehen, und Schlag zwölf Uhr fährt es wieder ab, einem Dämon ähnlich, der Venedigs Schicksal geheimnißvoll beherrscht.

Einen wirklich märchenhaften Eindruck bringt eine Gondelfahrt auf dem großen Canal fast schon am Tage, gewiß aber am Spätabend, zweifellos im Mondschein hervor; es ist unbeschreiblich, wie dann diese zerbröckelnden Prachtbauten uns zu welthistorischen Träumereien verlocken. Die Palläste der Loredani, der Balbi, der Falieri, Manfrini, Pisani, Foscari, Barberini, und wie sie alle heißen, sie sind dem langsamen Untergange gewidmet. Sie verwittern, sie zermürben. Man sieht nicht selten entstandene Lücken mit Brettern ausgeflickt, ja mit bloßem Segeltuch vernagelt. Viele sind vermiethet, viele an Fremde verkauft, die von dem unerbittlichen und raschen Gang der heutigen Geschichte seitwärts gedrängt und von der Bühne, auf welcher Thaten entscheiden, ausgeschlossen sind,

wie der Herzog von Bordeaux, Heinrich V., der auch hier ein Wohnung hat. Der Ernst des Lebens tritt uns hier erschütternd nahe und versenkt uns in Träume voll von finstern Erinnerungen, die uns auf der Seufzerbrücke des Dogenpalastes erstarren, die uns in den Gefängnißgrüften der Pozzi in Todesschauern erbeben lassen, bis der gewohnte Ruf des Gondoliers, indem er einer andern Barke vorüberfährt, uns aus der Versenkung in diese scheußlichen Abgründe der venetianischen Geschichte erweckt und wir den Göttern danken, daß jetzt Niemand weder in den Kellern der Pozzi noch in den Kammern der Piombi zu schmachten hat.

Ganz anders, als die gespenstische Tragik der Vergangenheit, berührt uns der Abend auf der Riva und auf dem Marcusplatz. Er schmiegt sich an uns, wie eine Schöne, die uns in ihrem süßen Kuß nur Gegenwart empfinden läßt. Hier ist Venedig noch immer, mit Byron zu reden, Europa's Festakademie, Italiens Maskenhaus, des Erdballs Sanssouci! Ich habe schon öfter den Namen Merceria genannt. Dieß ist der Name des Straßenzuges, der von dem Bazar auf der Rialtobrücke neben dem Fischmarkt vorüber bis zum Uhrthurm hinzieht. Er ist Abends erleuchtet und zeigt nun seine mannigfaltigen Schätze, seine Käse- und Salamihandlungen, seine Obst- und Gemüsehökerinnen, die ihre Früchte sorgfältig geordnet, malerisch aufgeschichtet und mit Tafeln besteckt haben, auf denen der Preis der Gegenstände steht. Bunte Papierlaternen werfen die flackernden Lichter auf die Orangen, Melonen, Weintrauben, Pfirsiche, Nüsse. Es folgen die Pelz- und Seidenwaarenhändler, die Buchhändler, deren ich hier sehr viele bemerkt habe, einige Juweliere und Goldschmiede und jene Kaufleute, die mit den eigenthümlichsten Producten venetianischen Kunstfleißes, mit Wachsblumen und Sammetmasken handeln. Welch eine Fülle reizender, interessanter Waaren, die man, ungestört durch Wagen und Pferde, in aller Gemächlichkeit beschauen kann! Die Riva, die ich oben schon geschildert habe, bietet einen ähnlichen Anblick, wie die Merceria, nur daß auf ihr die ambulanten Verkäufer mehr ihr Wesen treiben und die modische Koketterie der Luxusarbeiten fehlt. Tritt man von der Merceria durch das Thor des Uhrthurms auf den Marcusplatz, so strahlt uns ein Licht-

meer entgegen aus den Gasflammen der Laternen und der Lampen, welche die Arcaden der Procuratieen erhellen, in denen ſich jetzt die Wein- und Kaffeehäuſer immer lebhafter füllen. Eine unzählige Menſchenmenge aus allen Ständen, Altern und Nationen ſpaziert in den bunteſten, wahrhaft kaleidoſkopiſchen Gruppen durcheinander. Da erſcheint der naturwüchſige Matroſe, der wettergebräunte Schiffscapitain, der Soldat mit ſeinem Schätzchen am Arm, der ſaubere öſterreichiſche Offizier, der eine ſtolze Gräfin, ſeine ſchöne Couſine, zu einer Converſation führt, die nervenverzärtelte, nach der neueſten Pariſer Mode gekleidete Dame, die zimperliche Eleganz mit wohlgepflegtem Bart und ins Auge geknüffener Lorgnette, der muntere Weltgeiſtliche mit ſeinem breitkrämpigen oder dreieckigen Hut, unter welchem ein kluges, wohldisciplinirtes Auge hervorblickt, der armeniſche Geiſtliche mit ſeinem langen Talar und viereckigem Barett, mit edelſchwärmeriſchen Zügen und ehrwürdigem Bart, der Inſelgrieche mit ſeiner Habichtsnaſe, ſeinem rothen Fez, ſeiner geſtickten Fuſtanella, ſeinen ſammetenen Pluderhoſen und ſeidenen Strümpfen, der Dalmatiner und Iſtrier mit ſeiner kurzen Bruſtjacke und ſackförmig ſchlotternden Beinkleidern, die loſe Nymphe, die uns den blendenden Nacken mit frivoler Grazie zu zeigen weiß und das brennende, ſchmachtende Auge erobernd umſchweifen läßt, der wohlgeſättigt vom Diner kommende Engländer, der ſich ſelbſt verwundert, im Augenblick nicht gelangweilt zu ſein — aber es erſcheinen auch die venetianiſchen Handwerker mit ihrem ſchwarzlockigen Haar, mit ihrem geiſtvollen Auge, es erſcheinen die vielen kleinen Induſtriellen, die mit Reibhölzern, Cigarren, Zeugblumen, Wachsfiguren, Zuckerwerk u. dgl. hier auch ihr täglich Brod verdienen wollen — doch wo gerath ich hin? Iſt es denn möglich, dieſe Galerie der verſchiedenſten Gemälde zu Ende zu ſchauen oder gar zu beſchreiben? Abends, wenn ich von dem vielen Laufen und vom Sehen der Merkwürdigkeiten erſchöpft war, ſetzte ich mich hier auf einen Stuhl und träumte im Anblick dieſer wimmelnden Menſchenmaskerade einen wachenden Traum, der immer neue Bilder hervorzauberte.

Der Marcusplatz mit ſeinem Marmorpflaſter und ſeinen Säulengängen iſt Abends in der That der großartigſte Salon, der irgendwo

exiſtirt. Auf ihm culminirt die venetianiſche Geſellſchaft, in einer einzigen Weiſe. Man nehme noch hinzu, wie das Rauſchen der Füße, das Geſumme der vielſprachigen Rede von den Klängen einer Geige oder Flöte, von den Tönen eines Geſanges durchbrochen wird. Bei meinem Aufenthalt waren es vorzüglich zwei Geſellſchaften, welche Abends die Runde bei den Kaffeehäuſern machten. Die eine trug mehr heitere Sachen, auch wohl komiſche, halb dramatiſch ausgeführte Duette vor, die andere ernſtere Sujets. Bei dieſer letztern, die aus fünf Perſonen beſtand, welche ſich in einer langen Linie mit großen Zwiſchenräumen aufſtellten, ſpielten, in Begleitung eines Cello's, zwei Mädchen die Violine ganz entzückend. Sie ernteten immer den lebhafteſten Beifallsſturm, und es ſchmerzte mich tief, daß die eine dieſer Künſtlerinnen, denn das waren ſie, mit einem Tellerchen hinterher in der Menge das wohlverdiente Honorar als ein Almoſen einſammeln mußte. Aber dieſe Mädchen ſangen auch ſo ſchwermüthig, daß ſie bis zu Thränen rührten. In ihren ſehnſüchtigen, langgezogenen Tönen vibrirte ein feierliches Tremuliren, ein Kampf von Qual und Luſt, eine Gebrochenheit der Seele, ein Exſpiriren des Lebens, daß man, die übervolle Bruſt zu beſänftigen, die Piazetta hinaus an das Meer ſtürzte, das zerriſſene Herz am Anblick ſeiner Größe wieder zu beruhigen. Und doch hätte man jene Töne nicht miſſen mögen, in deren unendlichem Schmelz die ſchöne Venetia ſelber ihre wehmüthigen Myſterien auszuklagen ſchien.

Da ſchlägt es neun Uhr. Ein Kanonenſchuß verkündet den Abſchluß des Tages. Die Wache vor dem Dogenpalaſt tritt ins Gewehr. Die Hörner ſchmettern, das Becken klingt, die Pauke erdröhnt. Die herrliche, ſtark beſetzte öſterreichiſche Militairmuſik zieht herauf und läßt einſtweilen alle andere Muſik verſtummen, alle andere Beſchäftigung, als ihr zuzuhören, ruhen. Sie ſpielt erſt auf der rechten, dann auf der linken Seite der Piazetta, zuletzt vor der Hauptwache auf der Piazetta ſelber. Mittlerweile iſt es faſt zehn Uhr geworden. Das Treiben auf dem Platz nimmt wieder, wie zuvor, ſeinen Anfang und ſoll, wie ich oft geleſen habe, bis ſpät in die Nacht hin dauern. Das mag ſonſt oder auch im Winter ſo ſein. Jetzt kann ich, da ich am Marcusplatz wohnte, verſichern,

daß die ganze Auguſtwoche über, die ich in Venedig zubrachte, ſelbſt an dem Namenfeſte des Kaiſers, dem zu Ehren ein Feuerwerk auf den ſchwimmenden Batterien abgebrannt ward, um Mitternacht, nachdem das Trieſter Dampfſchiff abgefahren, der Strom des Lebens verrauſchte, und daß es gegen ein Uhr, einzelne Nachtſchwärmer ausgenommen, ganz ſtill war. Vielleicht wirkte auch der Belagerungszuſtand darauf ein, der bei meiner Anweſenheit noch herrſchte.

Es war mir ſchon hier von Freunden, die Venedig kannten, dringend gerathen worden, mich auf meiner Reiſe ſo einzurichten, daß ich die Stadt auch im Mondſchein ſehen könnte. Das that ich denn auch und kann nur beſtätigen, was ſo viele ſchon geſagt und beſchrieben haben, daß der eigenthümliche Zauber Venedigs durch das Mondlicht verdoppelt wird, weil dann das ganze Bild an Einheit gewinnt, weil dann die großen Schlagſchatten, am Canal grande beſonders, von unbeſchreiblicher Wirkung werden, weil dann die ſcharfen architectoniſchen Contouren ſich erweichen und die Spuren des Verfalls im milden Duftſchimmer mehr verſchwinden. Der Mond taucht von Oſten her aus dem Meere, erſt roth, dann ſilbern und übergießt mit ſeinem Dämmerlicht die Wellen des Meeres, die Thürme auf den Inſeln, die Maſten der Schiffe, die Zinnen und Schornſteine der Häuſer, die blanken Kuppeln der Marcuskirche, die kühne Spitze des Campanile. Wandelt man dann vom Meere her die Piazetta aufwärts, ſo ſieht man das blendende Gaslicht gegen das zarte Mondlicht noch derb und körperhaft erſcheinen, ſieht, wie dies irdiſch rothe und jenes himmliſch verklärte Licht auf den Statuen, auf den Säulen, an den Fenſterbrüſtungen überall zu einem unvergleichlichen Effect zuſammentrifft und halbſeitig in einander ſpielt. Anderwärts treffen freilich Lampen- und Mondlicht auch zuſammen, aber, was ein großer Unterſchied, nicht auf ſo ſchönen, würdigen, gewaltigen, welthiſtoriſchen Gegenſtänden, wie ſie hier ſo wunderbar combinirt ſind.

Wollen wir aber in Venedig das Märchenhafteſte genießen, ſo müſſen wir doch noch einen andern Boden als den Salonboden der Piazza betreten, als auf welchem nur ſeidene Schleppen rauſchen, nur weitfaltige Tabarros flattern, nur weltſtolze Federn nicken ſollten.

Wir müſſen uns ins Innere der Marcuskirche begeben, uns hier ſtill in eine Ecke ſetzen und uns erſt eine Weile an die Seltſamkeit des Ortes zu gewöhnen, bevor wir mit rechtem Bewußtſein ſchauen und auffaſſen können. Die Kirche hat nämlich unterhalb gar keine Fenſter. Unten brennen nur einige ewige Lampen vor Marienbildern. Die Fenſter ſind erſt der Quere nach zwiſchen dem Würfel des Gebäudes und den Kuppeln eingefügt, ſo daß dieſe, die auf Goldgrund eingeſetzte Moſaikbilder haben, ziemlich hell ſind, während unten ein heiliges Gedämmer herrſcht. Die Kirche iſt eigentlich gar nicht beſonders groß, allein ihr myſtiſches Licht, ihre fünfhundert Säulen von den koſtbarſten dunkeln Marmorarten, ihre Heiligenbilder im byzantiniſchen Typus, ihre zahlloſen ſilbernen und goldenen Gefäße, ihre Purpurbaldachine, ihre griechiſchen Inſchriften, ihr wellenförmig ausgetretener Boden und das Verſchwinden der fundamentalen Architekturverhältniſſe unter der Ueberfülle prachtvollen Schmuckes beſchäftigt uns ſo ſehr, daß ſie uns täucht und größer ſcheint, als ſie iſt. In dieſer Kirche begegneten ſich die drei Mächte, der Papſt, der Kaiſer und der Doge, in ihren hiſtoriſchen Verwicklungen. Hier ſind ihre Siege, ihre Niederlagen gegen einander in die Form kirchlich prunkvoller Feierlichkeiten überſetzt. Hier hat die Republick von ihrer Beute alles Koſtbare aus dem Orient zuſammengehäuft. Hier hat der römiſche Katholicismus in einer byzantiniſchen Umgebung ſich einen kosmiſch univerſellen Feſtapparat erſchaffen, und hier erſt fühlen wir am tiefſten, daß die heutige Venetia durch den Rieſengang der Weltgeſchichte ſelber zum Märchen geworden iſt.

XII.

Eintheilung der Malerei nach ihren Gegenſtänden.

1853.

Die Eintheilung der Malerei iſt von Seiten ihres Materials ohne alle Schwierigkeit. Ob ein Bild in großen oder kleinen Dimenſionen auf Holz, Kupfer oder Leinwand, ob es in Waſſer- oder Oelfarbe ausgeführt iſt, liegt ſofort auf der Hand.

Eben ſo wenig Schwierigkeit ſcheint die formale Seite der Malerei darzubieten. Ob ein Bild als Portrait copirt iſt; ob es als Ausdruck einer Tendenz einen Gegenſtand ſymboliſch umbildet; ob es als ideale Compoſition ſeinen Inhalt wie ſeine Form aus der Macht und Fülle der Phantaſie mit Freiheit hervorbringt — wird ſich zwar nicht immer ſofort, aber doch nach einigem Beſinnen entſcheiden laſſen.

Die reale Seite der Malerei ſcheint dagegen nicht ſo einfach zu erfaſſen. Freilich, daß es Frucht- und Thierſtücke, daß es Landſchaften und Stadtproſpecte, daß es Genrebilder und hiſtoriſche Gemälde gibt, wer wüßte es nicht? Und doch ergibt ſich hier für die Aeſthetik ein Problem, über deſſen Auflöſung noch immer geſtritten wird. Es fragt ſich nämlich, ob eine Eintheilung der Malerei nach den von ihr dargeſtellten Gegenſtänden möglich iſt? Dieſe Kunſt iſt in Anſehung ihres Objects univerſell und eben dieſe Univerſalität ſcheint eine Eintheilung nach den Gegenſtänden unmöglich zu machen, da von allen zu allen ſich nothwendiger Weiſe Uebergänge werden bilden können. Man hat daher auch ſeit einigen Decennien eine ſolche Eintheilung als ganz unangemeſſen verworfen, ja als altväterlich und unpraktiſch verſpottet. Die große Anzahl der ver-

ſchiedenartigſten Gemälde aber, welche gegenwärtig dem Publikum periodiſch durch die Kunſtvereine ausgeſtellt oder in ſtädtiſchen Muſeen bleibend verſammelt werden, haben immer wieder das lebhafte Bedürfniß hervorgerufen, für die Mannigfaltigkeit der dargebotenen Schätze Kategorien zu erhalten, die eine leichte und treffende Unterſcheidung der Bilder gewähren. Und bei dieſem Streben hat man unwillkürlich doch wieder den Gegenſtänden den Vorrang geben müſſen.

Dieſe Thatſache kann nicht zufällig ſein; ſie wird im Weſen der Kunſt ſelber einen Grund haben. Der Künſtler allerdings kann ſagen: wenn, was ich male, nur gut, nur ſchön iſt, ſo ſoll mir, wohin ihr es rechnen wollt, ſehr gleichgültig ſein! Streitet darüber, ob ich ein Genrebild oder ein hiſtoriſches Gemälde erſchaffen habe: ich bin zufrieden, wenn es mir gelungen iſt, euch durch den Zauber meiner Geſtalten und Farben zu feſſeln!

Mit dem Letzteren werden auch wir unter allen Umſtänden uns einverſtanden erklären. Etwas Anderes aber iſt offenbar die Frage, ob der Künſter ſelber ſich gegen die beſtimmte Unterſcheidung der Gegenſtände wird gleichgültig verhalten können, ohne nicht zugleich die Forderungen der Kunſt zu verletzen? Die Geſchichte der Malerei zeigt uns nämlich, daß die Vollendung der Schönheit ſich immer mit dem entſchiedenen Character eines Bildes vereinigt hat. Nur mit der Beſtimmtheit und Einheit des Inhalts kann auch die Form ihre höchſte Stufe erreichen. Die Zwiſchenglieder, die von einer Gattung der Malerei zur andern möglich werden, ſchließen nicht aus, daß ſie nicht von feſten Mittelpunkten ausgehen. Wenn die altdeutſche Schule uns den heiligen Chriſtophorus malt, wie er das Chriſtkind auf ſeinen Rieſenſchultern durch den Strom trägt und wir nun dieſen mit ſeinen von Felſen, Burgen und Büſchen umgebenen Ufern im Hintergrunde erblicken, ſo werden wir dennoch urtheilen, daß dies Bild dem Kreiſe der religiöſen, nicht aber dem der landſchaftlichen Malerei zugehöre; denn das Weſentliche iſt hier der Ausdruck des Gegenſatzes des Weltkindes und des von der Schwere deſſelben niedergebeugten phyſiſch ſtarken Menſchen. In dieſem Gegenſatz liegt die Idee des Bildes und der Fluß ſowie die

Gestalt seiner Ufer ist das ihr untergeordnete, nebensächliche Moment. Oder wenn wir das Bild von Claude Lorrain betrachten, das den Namen „Hagar und der Engel" führt, so werden wir uns bald überzeugen, daß dasselbe eine Landschaft ist und daß statt der Hagar und des Engels, die eine nur unwesentliche Staffage ausmachen, irgend eine andere Gruppe ebenso wohl hätte gemalt sein können, ohne die Landschaft im Geringsten zu verändern.

Wir haben vorhin gesagt, daß sich die Malerei in Ansehung ihres Objects universell verhalte. Dies ist auch richtig: allein eine Schranke müssen wir doch sogleich dieser Universalität hinzufügen, nämlich die, daß die Malerei nur alles Das darzustellen vermag, was dem Reich der Sichtbarkeit angehört. Was nicht durch Gestalt und Farbe dem Auge als ein individuelles Dasein zu erscheinen im Stande ist, das kann auch nicht Gegenstand dieser Kunst werden. Gefühle, die nur der Musik, Vorstellungen, die nur der Poesie, Gedanken, die nur der Philosophie auszudrücken möglich bleiben, machen eine spezifische Grenze der Malerei aus. Sie überspannt sich und wird demnach häßlich, wenn sie den Ausdruck einer Innerlichkeit erzwingen will, die einmal über ihr natürliches Gebiet hinaus liegt und das eigenthümliche Vorrecht anderer Productionen ausmacht. Es ist wohl unnöthig, an Beispiele solcher Verirrungen zu erinnern, da unsere Zeit nicht arm daran ist und da sogar die Theorie diese falsche Transcendenz der Malerei als einen sogenannten höhern Idealismus begünstigt hat.

Wenden wir uns zur Eintheilung der Malerei nach ihren Gegenständen, so liegt schon in dem Wort Eintheilung angedeutet, daß man die unendliche Mannigfaltigkeit der empirischen Existenzen in gewisse Einheiten zusammenfassen will und daß es also darauf ankommt, den wahren Grund der Theilung zu finden. Sehen wir zu, wie man bisher die Aufgabe zu lösen gesucht, so entdecken wir zunächst, daß man sich lange Zeit hindurch ohne Kritik dem geschichtlichen Leitfaden überlassen hat. Für die Entwickelung der Malerei in der Zeitfolge kann man in der Kürze den Satz aufstellen, daß sie von religiösen Gegenständen anfängt, zu historischen und genrebildlichen übergeht, hierauf den landschaftlichen Hintergrund des Geschehens

zur Selbſtſtändigkeit entläßt und von der Landſchaft ſich mit dem Stillleben und der Arabeske in die Vereinzelung der Naturobjecte verliert. Dieſen Gang finden wir ſowohl in der antiken als in der modernen Malerei und ihm ſind viele Aeſthetiker, im Allgemeinen auch noch Hegel und Hotho, gefolgt.

Weil hier nicht ſowohl eine Eintheilung als eine Metamorphoſe gegeben iſt, ſo wollte man durch einen Unterſchied der Größe eine ſolche begründen, wie Unger in ſeinem vielbeſprochenen Buch über „Das Weſen der Malerei“ die Gegenſtände der Malerei nach ihrer höhern und niedrigern Realität ſonderte. Nach ihm ſollen das Portrait und der religiöſe, auch der welthiſtoriſche Vorgang die höhere Realität ausmachen; die niedere Realität aber ſoll aus dem Genre, dem Thierſtück, der Landſchaft, der Marine, dem Blumen- und Fruchtſtück, dem Stillleben und der Architekturmalerei beſtehen. Abgeſehen davon, daß eine ſolche comparative Theilung immer mißlich iſt, weil ſie als eine blos quantitative der inneren Beſtimmtheit entbehrt, ſo überzeugen wir uns auch leicht, daß dieſelbe nur den hiſtoriſchen Gang der Entwickelung der Malerei verſteckter Weiſe copirt.

Einen umfaſſendern Geſichtspunkt und eine tiefere Eintheilung glaubte man dadurch zu erhalten, daß man die Malerei in die epiſche, lyriſche und dramatiſche eintheilte. Es war dies eine Uebertragung der Differenzen der Poeſie auf die Malerei. Für die Muſik hat dieſe Uebertragung vollkommene Nothwendigkeit; in der Malerei kann ſie nur Verwirrung ſtiften. Epik, Lyrik oder Dramatik können nur Unterſchiede der Behandlung, der Conception, nicht aber ſachliche Grenzen bezeichnen. Jeder Gegenſtand kann, in dieſer Sprache zu reden, epiſch, lyriſch oder dramatiſch dargeſtellt werden, gerade wie er copirt, ſymboliſirt oder idealiſirt zu werden vermag.

Daſſelbe iſt der Fall, wenn man die Hiſtorie dem Genre entgegenſetzt, indem man behauptet, daß jene idealiſtiſch, dieſes realiſtiſch verfahre, jene daher am Pathos, dieſes an der Idylle ſich charakteriſire. Daß die Hiſtorie und das Genre in der That einen Gegenſatz enthalten, iſt unbedingt zuzugeben, daß man dieſen Gegenſatz aber zum Prinzip der Eintheilung der Malerei überhaupt erheben könne,

ein Irrthum; denn auf die Natur wird man denſelben nur als eine witzige Vergleichung anzuwenden vermögen. Man kann eine Landſchaft von Pouſſin pathetiſch, man kann eine Landſchaft von Ruysdael naiv, idylliſch nennen, allein man iſt nicht berechtigt, dieſe Begriffe mit Hiſtorie und Genre zu identificiren.

Gegen ſolche Neuerungen, die für die Kritik unſerer äſthetiſchen Begriffe ihren großen Werth behaupten, iſt die alte Eintheilung der Malerei immer wieder durchgedrungen, die ſich an die Geſchichte anſchließt. Hat nun aber auch die Entwickelung der Malerei mit dem würdigſten Gegenſtande, mit den Göttern und Menſchen, begonnen und von ihm aus ſich erſt allmälig zur Natur und Architektur gewendet, ſo iſt hieraus nicht zu folgern, daß die Wiſſenſchaft denſelben Gang inne zu halten hätte. Für ſie wird ſich der umgekehrte Prozeß vom Einfachen zum Mannigfaltigen, von unten nach oben, von der Welt zum Menſchen, von der Natur zur Geſchichte, empfehlen. An der Naturwiſſenſchaft haben wir ein merkwürdiges Analogon zu dieſem Verfahren. Noch am Anfang dieſes Jahrhunderts war es in der Naturgeſchichte üblich, von der Zoologie zur Botanik, von dieſer zur Mineralogie überzugehen. In der Zoologie begann man wiederum mit dem Menſchen als einem Zweihänder, ging dann zu den Vierhändern, den Affen, und von hier durch die übrigen Säuger, die Vögel, Fiſche, Amphibien, Inſekten bis zu den Würmern fort. Wie hat ſich dies geändert! Eben weil der Menſch alle übrigen Formen in ſeinem Organismus zu höherer Harmonie integrirt, eben weil das Thierreich an der Pflanzenwelt ſeine Bedingung, eben weil die Vegetation an der Erde ihr Subſtrat hat, ſehen wir die Naturwiſſenſchaft jetzt gerade den umgekehrten Weg vom Mineral durch die Pflanze zum Thier und von dieſem zum Menſchen hinauf einſchlagen. Und mit welch ganz anderm Erfolge, iſt wohl nicht zweifelhaft. Aehnlich verhält es ſich mit der Wiſſenſchaft der Malerei. Auch ſie wird, ſofern ſie den Unterſchied ihrer Gattungen organiſch auseinanderlegen will, das Hinunterſteigen aufgeben und ſich zur integrirenden Methode entſchließen müſſen.

Der unvermeidliche Ausdruck des Niedern und Höhern in dem

Gange von unten nach oben ſoll jedoch keine Gattung gegen eine andere herabſetzen. Von Seiten der Kunſt ſind die Gegenſtände coordinirt und die Malerei wird ſich in jeder ihrer Gattungen Selbſtzweck. Geſtalt, Farbe, Anordnung, das Spiel von Licht und Schatten laſſen in jedem Gegenſtande die Meiſterſchaft entfalten. Eine Landſchafter, wie Rottmann oder Achenbach, kann in ſeinem Fach ebenſo genial ſein als ein Hiſtorienmaler, ein Cornelius oder Kaulbach, in dem ſeinigen. Jeder Künſtler kann gerechten Anſpruch auf diejenige Anerkennung machen, die ſein Geiſt, ſeine Erfindung, ſeine Darſtellung verdienen, was immerhin der Gegenſtand derſelben ſei. Einen Thierkampf zu malen, wie Rubens, Snyders, Hondekoeter, Prinz Rahden gethan haben, fordert, künſtleriſch genommen, dieſelbe Erfindung, dieſelbe Ueberlegung, dieſelben Proceſſe, wie ein Schlachtgemälde von Lebrun oder Legros. Und nichtsdeſtoweniger iſt dieſe pittoreske und techniſche Gleichheit des künſtleriſchen Werthes ſehr von derjenigen Ungleichheit zu unterſcheiden, die einmal an und für ſich in dem Weſen der Gegenſtände liegt. Der Maler, wie geſagt, bleibt in ſeinem Recht, gleichviel ob er einen Blumenſtrauß oder ein Pferd, einen Waſſerfall oder eine Kirche, eine Werkſtatt oder eine Staatsaction, einen Helden oder einen Gott malt. Allein es iſt ganz natürlich, daß ſich derjenige Gegenſtand, der unmittelbar ein vielſeitigeres Intereſſe in ſich ſchließt, der dem Geiſte durch ſeinen geiſtigern Gehalt unmittelbar näher ſteht, durch ſich ſelbſt einem andern überordnen wird, der an Beziehungen dürftiger und dem Geiſt fremder iſt. Auf Gemäldeausſtellungen können wir beobachten, wie die großen hiſtoriſchen Bilder — unter der Vorausſetzung, daß ſie gut ſind — ſtets den größten, ſich unaufhörlich erneuenden Kreis von Beſchauern um ſich verſammeln, während treffliche Landſchaften und Viehſtücke eine gleiche Magie zu üben unvermögend ſind. Es verſteht ſich dabei von ſelbſt, daß wie ein ſchön gemalter Blumenſtrauß immer einem ganzen aber ſchlecht gemalten Urwalde, wie eine gut gemalte einfache Bäuerin immer einer ſchlecht gepinſelten Madonna, ſo auch die kleinſte aber mit Genie und Virtuoſität gemalte Landſchaft dem koloſſalſten, aber in Zeichnung und Farbe verwahrloſten Hiſtorienbilde vorzuziehen iſt.

Sollen wir nun, nach diesen Vorbemerkungen, die Eintheilung der Malerei nach ihren Gegenständen angeben, so scheint uns dabei nur die Idee dieser Kunst selber den Maßstab bieten zu können. Vor nichts hat sich die Wissenschaft mehr zu hüten als vor der Verkennung der Eigenthümlichkeit. Wie nahe liegt es, der Malerei Unterschiede zuzuschieben, die nicht aus ihr selber entspringen. Jede Chablone aber, die der Malerei von andern Kreisen aus octroyirt wird, muß auch die Einsicht in ihr Wesen verkümmern. Ist einmal Gestalt, Farbe und Licht das eigenthümliche Element der Malerei, so folgt daraus auch, daß die Scala dieser Kunst mit der objectiven Bedeutsamkeit, die dem Gegenstande als solchem angehört, zugleich die Stufenfolge der pittoresken Wirksamkeit verbinden muß. Aus diesem Grunde ist nun der Mensch malerischer als jeder andere Gegenstand. Seine Gestalt ist unvergleichlich und aus seinem Auge strahlt das Feuer des Geistes. Selbst der Gottheit, wenn wir sie versinnlichen wollen, müssen wir die Gestalt des Menschen als die vollkommenste zuschreiben. Was jener Sophist des Alterthums im nur subjectiven Sinn gemeint hatte, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, das hat auch einen hohen objectiven, auch für die Malerei wahren Sinn, der in der Wandmalerei der Alten, wie wir sie aus den Gräberstädten von Herculanum und Pompeji kennen lernen, auf interessante Weise zu Tage kommt. Diese freilich nur decorative und doch so bewundernswürdige Malerei vereinigte alle Gattungen zu einer harmonischen Totalität, deren Mitte aber stets die menschliche Gestalt, das menschliche Antlitz als das göttliche Maß aller andern Formen war, die sich um sie herumgruppirten. Die musivische Malerei des Bodens stellte im Durchschnitt Stillleben dar, im Triclinium von Küchengeräthen und Speiseabfällen. Die Felder der Wände waren durch Blumenschnüre und maskenverzierte Arabesken getheilt. In den peripherischen Feldern sah man Thiere, Kinder und Zwerge in heitern Gruppen sich tummeln. Löwen und Leoparden, Hippokampen und Tritonen, Centauren und beflügelte Genien trieben hier ihr Spiel. Statuen der Götter und Göttinnen standen auf zierlichen Postamenten einer eigenthümlichen, luftigen, aus Stäben sich erbauenden, mit bunten Tüchern sich drapirenden Architektur.

Dazwischen lauschte das Grün anmuthiger kleiner Landschaften, besonders in den obern und untern Abtheilungen hervor. In der Mitte der Wand aber, nicht selten von kleinen Parallelbildern zur Seite symmetrisch und symphonisch begleitet, machte sich das Hauptbild geltend, das gewöhnlich eine mythische Scene vergegenwärtigte, oft aber auch nur ein Brustbild enthielt. Der Gegenstand dieses Bildes bestimmte wiederum die Gegenstände der Umgebung. Eine Scene z. B. aus dem Bacchischen Mythenkreise forderte, daß auch die Parallelfiguren Faunen und Mänaden, daß auch die Thiere Panther und Rehe oder Hirsche waren, wogegen Poseidon Tritonen, Nereiden und Fische voraussetzte. Und dieser ganze sinnig geordnete Reichthum wurde nun durch einen Farbenton zusammengehalten, der seine Motivirung in dem Gegenstand und dem Colorit des Centralbildes fand. Wir Moderne hängen unsere Bilder, wenn wir welche haben, auf Wände, die ihrem Stoff wie ihrem Colorit ganz fremd sind, während bei den Alten die ganze Wand, das ganze Zimmer einen einheitlichen pittoresken Charakter besaß.

Der malerische Fortschritt scheint uns nun der von der Natur durch die Architektur zum Menschen zu sein. Die Natur ist malerisch, aber die Architektur ist malerischer und der Mensch ist der absolut malerische Gegenstand. Lord Byron, der gewiß ein tiefes Gefühl der Natur hatte, der sie schwärmerisch liebte, der sie in allen ihren großen und reizenden Offenbarungen gesehen und genossen hatte, hat in der Form eines Briefs an seinen Verleger Murray eine ebenso gelehrte und gründliche als geistreiche und poetische Abhandlung darüber geschrieben, daß der Mensch entschieden auch für die Malerei das Uebergewicht über die Natur besitze. Es würde zu weit führen, Einzelheiten daraus zu citiren, aber auf seine Beweisführung dürfen wir uns wohl als auf die einer der ersten Autoritäten beziehen. Wir würden daher die Malerei eintheilen: 1) in Naturmalerei; 2) Architekturmalerei; 3) Historienmalerei.

Versuchen wir es, diese Eintheilung durch nähere Begründung als eine solche zu rechtfertigen, in welcher Form, Farbe und Licht in stets gesteigerter Umwandlung von einer Stufe der Schönheit zu einer immer neuen und höhern sich emporheben, während wir

zugleich, wie vorhin geſchehen, die künſtleriſche Gleichberechtigung aller Stufen vorausſetzen. Die wiſſenſchaftliche Controle der Wahrheit unſerer Auffaſſung werden wir hier darin beſitzen, daß jede neue Stufe ein anderes qualitativ unterſchiedenes Gebiet der Kunſt eröffnet, dies aber zugleich alle frühern ihm vorangegangenen als Momente umfaßt und ſich daher auch quantitativ als das reichere erweiſt.

Was nun zuerſt die Natur betrifft, ſo wird die Darſtellung der Pflanzenwelt die unterſte Aufgabe der ihr gewidmeten Malerei ſein müſſen. Denn die Pflanze, wie ſchön ſie ſei, iſt in ihrem Leben doch noch zu gebunden, um die Idee der maleriſchen Schönheit in ihrer Vereinzelung befriedigen zu können. Die zahlloſen Abänderungen der Pflanzengeſtalt und die überſchwängliche Fülle ihrer Färbung erſcheinen doch nur erſt wie eine ſtumme Seele, die aus dem dunkeln Erdenſchooß nach dem Lichte ſich hinaufſehnt. Die Blüthe ſaugt die Strahlen der Sonne inbrünſtig in ihren ſchimmernden Kelch, der Baum ſtreckt die Arme verlangend zum Himmel: aber es fehlt noch die Freiheit, das Licht aus dem eigenen Weſen auszuſtrahlen. Huyſum, Aelſt, Kobell und Andere haben in der Blumen- und Fruchtmalerei, ſowie in Baumgruppen Bewundernswürdiges geſchaffen, und doch ſehen wir, daß ſolche Werke mehr nur den Rang von Studien als von ſelbſtſtändigen Kunſtwerken einnehmen.

Anders iſt es mit dem Thier, das aus dem Feuergeiſt des eigenen Lebens ſich bewegt, das mit freier Beweglichkeit die Stellung ſeiner Glieder tauſendfach verändert und die empfindende Seele aus dem ſelbſtleuchtenden Auge hervorblicken läßt. Der Thiergeiſt zeigt uns ſchon einen großen Reichthum intellectueller und moraliſcher Einſeitigkeiten, die ſeine Individualität maleriſch vertiefen. Der Blumenmaler kann Blumen durch ſeine Sinnigkeit zu einem ſymboliſch intereſſanten Strauß oder Kranz ordnen; dieſe Symbolik bleibt immer nur eine entfernte Analogie. Der Thiermaler hat es ſchon mit ausgeſprochenen Individualitäten zu thun, die auf ihren höhern Standpunkten das träumeriſche Daſein der Pflanze weit hinter ſich zurücklaſſen. Das Thier iſt des harmloſen Spiels, aber

auch des Kampfes für seine Selbsterhaltung fähig. Der Thiermaler kann es zu Gruppen versammeln, die eine Welt von Affecten, von Liebe und Scherz, von Haß und Zorn ausdrücken. Die Thiermalerei nimmt aber die Pflanzenwelt schon in sich auf; sie wird ihre Staffage. Der Schmetterling umgaukelt die Blume; der Vogel wiegt sich auf dem Zweige; die Eidechse schlüpft durch den Rasen; das Eichhörnchen klettert auf den Aesten; der Elephant trottet durch das Schilf des Zuckerrohrs; der Affe seiltänzert auf der Kokospalme; der Tiger lauert im Dunkel des Dickichts. Für instructive Zwecke kann das Thier, wie dies ja immer geschieht, auch in vollkommener Isolirung dargestellt werden; die Poesie der Kunst dagegen wird es uns in einer seiner Individualität gemäßen Umgebung zu zeigen wünschen. Die Alten konnten freilich die Thiermalerei nach dem bei ihnen vorherrschenden plastischen Prinzip erst mehr reliefartig betreiben, zumal sie an den Centauren noch ein Mittelwesen zwischen Thier und Mensch besaßen, wodurch ihnen eigenthümliche Jagdstücke möglich wurden, wie auf jenem berühmten, in musivischer Form uns erhaltenen, 1773 in der Villa Adriana gefundenen Gemälde. In einer wüsten Waldschlucht rollt ein Sturzbach über abgetrümmerte Bäume hin. Eine reizende Centaurin liegt, von Bestien getödtet, am Boden und ihr Gatte stürmt wuthschnaubend heran. Schon erblicken wir einen Löwen von ihm erschlagen, allein ein Panther hat sich auf den Leichnam geworfen. Während er nun gegen diesen ein Felsstück schleudert, stürzt von der andern Seite blutlechzend ein Tiger herbei und wir sehen den Centauren verloren.

Pflanzen und Thiere finden aber ihr volles Verständniß erst in der Landschaft als der dritten, höchsten und letzten Stufe der Naturmalerei. Die Landschaft giebt uns die Natur nach ihrer totalen Wirklichkeit, in der sich jedoch irgend eines ihrer Elemente als das charakteristische hervorheben wird, nach welchem wir die Landschaft als Wald-, Berg-, Sumpf-, Wüsten-, See-, Strom-, Gartenlandschaft zu bezeichnen pflegen. Ebenso wichtig jedoch als der Gegenstand, der in ihr als überherrschender Mittelpunkt heraustritt, wird für sie die Luft- und Lichtperspective, welche dieselben Gegenstände zu verschiedener Zeit als völlig verschiedene erscheinen läßt. Jahres-

und Tageszeiten, Sonnen- und Mondschein, reiner und bewölkter Himmel, ruhige und bewegte Luft erzeugen eine unendliche Mannichfaltigkeit in der Ansicht der nämlichen Landschaft. Die Landschaft wird also nicht dadurch allein malerischer, daß sie die Vegetation und die Thierwelt ihrer fragmentarischen Vereinzelung entreißt und sie in ihrer natürlichen Wechselwirkung mit der individuellen Bodengestalt darstellt, sondern sie wird es vorzüglich auch durch den Zauber der Beleuchtung, die sich hier in der großartigsten Weise entfaltet.

Die Hauptsache bei der Landschaft wird immer die charakteristische Naturform sein müssen. Man hat früher darüber gestritten, ob die Landschaft ohne Staffage gemalt werden dürfe. Die neuere Malerei, die in der Landschaft so Großes geleistet hat, läßt wohl nicht mehr daran zweifeln, daß auch die menschenlose, die jungfräuliche Natur ein wahrhaft malerisches Object zu sein vermöge. Erinnern wir uns nur, um an Bekanntes und Zugängliches anzuknüpfen, an die herrlichen Compositionen in Unger's „Urwelt", welche Kuwasseg ausgeführt hat, die bis auf eine einzige uns nirgend den Menschen zeigen und die doch zu den Vollendetsten gehören, was die landschaftliche Phantasie an Kühnheit wie an Anmuth jemals hervorgebracht hat. Im Alterthum wie im Mittelalter war die Landschaft mehr oder weniger nur der symbolische Rahmen der menschlichen Gestalt und Handlung gewesen. Als sich dieselbe aus der geschichtlichen Malerei zur ästhetischen Selbstständigkeit emancipirte, blieb die mythologische oder biblische Staffage noch längere Zeit die Nabelschnur, durch welche sie den Zusammenhang mit ihrem mütterlichen Boden kund gab. Man betitelte die Landschaften sogar nach der Staffage. Gegenwärtig beschränken wir dieselbe auf die Forderung, daß die Natur ihre Breite in das Gefühl eines lebendigen Subjects zurücknehme. Wir begnügen uns daher nicht nur schon mit einem einfachen Wanderer, etwa dem Maler selber, sondern auch wohl mit einem Thiere, mit einem Adler, der über einem Thale hinschwebt, mit einer Gemse, die von einer Felsklippe sich umschaut, und dergleichen. Der Mensch, als der Geist, in welchem die Natur zur Selbsterkenntniß sich verklärt, wird freilich immer die schönste Staf-

sage der Landschaft und ihr lieblichster Spiegel, daher der Blick der Schönheit selber sein, wie Heinrich Heine von der Rheinbarke aus, hinfahrend auf dem deutschen Strome, singt:

Lauten klangen, Buben sprangen,
Wunderbare Fröhlichkeit,
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Märchenhaft vorüberflogen,
Berg und Burgen, Wald und Au,
Und das Alles sah ich glänzen
In dem Aug' der schönen Frau.

Nach der Naturmalerei haben wir als den zweiten großen Kreis die Architekturmalerei aufgestellt, zu der wir gegenwärtig auch die Darstellung von Geräthschaften und Möbeln rechnen. Diese Malerei wird oft noch gering geschätzt, weil sie eben selber eine Kunst zu ihrem Gegenstande hat und weil der Architekt allerdings für seine Bedürfnisse nicht durch die Leistungen des Malers befriedigt werden kann. Auch ist es richtig, daß die architektonischen Formen keineswegs schon als solche auch stets einen malerischen Charakter haben. Ein Irrthum aber ist es, die Architekturmalerei nicht als eine vollkommen selbstständige Richtung der Kunst und zwar als eine solche anzuerkennen, in welcher dieselbe zwischen der Natur und dem Geist die Mitte inne hält. Sie macht die Landschaft zur Culturlandschaft und bildet die Bühne für die Handlungen des Geistes. Haben wir zuvor die Autorität Byron's angerufen, als es galt, im Allgemeinen die Superiorität des Menschen über die Natur auch für die Malerei zu bestätigen, so können wir jetzt für den Architekten insbesondere unsern Schleiermacher citiren, der in seiner Aesthetik sich bewogen fand, die Architekturmalerei so hoch zu stellen, daß er sie die Einheit der landschaftlichen und geschichtlichen Malerei nannte: was jedoch, nach unserm Dafürhalten, insofern zu weit gegangen ist, als der Gegenstand der geschichtlichen Malerei der Geist und sein Handeln selber ist, während die Architekturmalerei uns nur das Local darstellt, in welchem er handelt. Sie kann den Menschen, wie die Landschafterei, nur in einfachen Situationen als genrebildliche Staffage aufnehmen, eine eigentliche Handlung aber würde den Eindruck ihrer Eigenthümlichkeit beeinträchtigen. Wo der Geist als handelnder auftritt, reißt er sogleich alle Aufmerksamkeit an sich und die

Umgebung ordnet sich ihm als ein secundäres Beiwerk unter. Die geschichtliche Bedeutung der Baukunst beruht darauf, daß ihre Werke ein Product des Geistes sind, in denen er seine Individualität scharf markirt. Diese aus seinem Gefühl und seiner Phantasie geschaffenen symbolischen Werke sind eben wegen ihrer Individualität malerischer als die bloßen noch so interessanten Naturobjecte. Worin läge denn der Reiz, mit welchem der schlichte Thurm einer Dorfkirche eine Fruchtfeldlandschaft zu beleben vermag? Warum kann es eine einsame Fichte nicht in gleichem Maße? Worin läge denn das Entzücken, das uns die Mauertrümmer der Ritterburgen auf den Felswänden der Rhein- und Donauufer einflößen? Warum kann der Berg allein uns nicht in gleichem Maße fesseln? Worin läge denn die magische Gewalt, mit welcher eine einzelne Säule unsern Blick gefangen zu halten vermag? Warum kann ein Basaltpfeiler doch nicht mit ihr wetteifern? Wenn wir den Lauf eines Stromes verfolgen, warum wünschen wir einer Brücke über seinen Silberwogen zu begegnen? Oder auf dem Meere dem Segel eines Schiffs? Unstreitig, weil das architektonische Werk nicht nur, wie das der Natur, eine einfache Individualität ist, sondern weil es als eine solche zugleich durch den vom Geist ihm eingehauchten Geist eine gewisse Persönlichkeit hat. In diesem Wort liegt der Schlüssel zum Geheimniß. Mit der Landschafterei besitzt die Architekturmalerei die Luft- und Lichtperspective gemeinsam, hat aber an den menschlichen Bauten ein Object, das durch seine Absichtlichkeit und Zweckmäßigkeit mit der freien Natur gleichsam persönlich contrastirt. Indem jedoch der Mensch seinen Zwecken gemäß und aus seiner Phantasie heraus baut, muß er nichtsdestoweniger im Bauen der Natur, die er vorfindet, sich relativ unterwerfen. Die Beschaffenheit des Baugrundes, des Baumaterials und des Klimas zwingen ihn, sich dem Typus der Landschaft mehr oder weniger anzuschließen, sodaß das Bauwerk als der aus der Erde hervortretende plastische Genius einer Landschaft erscheint. Dazu kommt nun, daß die ihrem Boden unmittelbar vereinten Bauten allen Einwirkungen der Witterung ganz wie ein Naturwerk preisgegeben sind und sich dadurch allmälig verändern. Von dieser Seite kann man folglich die Archi-

tektur als ein Moment der landschaftlichen Natur selber ansehen. Von der andern Seite hingegen weist sie auf den Geist als ihren Schöpfer und als auf Den hin, dessen Zwecken sie das Innere ihrer Gehäuse widmet, worin sie ihm in den Tempeln, Rathhäusern, Palästen, Hallen, Museen, Theatern, Bädern die Stätte seines eigenthümlichsten Thuns bereitet und durchaus historisch wird. Die Architekturmalerei unterscheidet sich auch in sich selbst nach dieser Doppelrichtung. Dort, nach der Natur hin, wird sie zur Prospectmalerei, die uns in ihren Veduten Gebäude, Plätze, Städte von außen her zeigt; hier, nach der Geschichte hin, öffnet sie sich in die Perspectivmalerei, die uns in das Innere der Gebäude blicken läßt und die schon auf den Theatern der Alten als Skenographie eine hohe Ausbildung empfing. In Preußen ist sie von Schinkel und von Gropius zu einer großen Virtuosität erhoben worden; Schinkel's Reform der theatralischen Decorationsmalerei würde allein genügen, seinen Namen unvergeßlich zu machen. Die Ruine, die wir zur Prospectmalerei zu rechnen pflegen, zeigt uns einen Bau eigentlich ebenso sehr von außen als von innen. Wir blicken durch die offenen Thüren und die dachlosen Mauern, über welche Epheu hinrankt, worin Blumen und Sträucher sich einwurzeln. Eine so vererdende, vermoosende, von Pflanzen übersponnene, von Schlangen und Eulen bewohnte Ruine geht wieder ganz in die Natur zurück. Nur solche Bauten überläßt der Geist rücksichtslos der Zertrümmerung, an denen er das praktische Interesse verloren hat, über die er als eine absolute Vergangenheit zu einer andern Gegenwart hinausgegangen ist, wie die Pagoden von Kailaça, wie die Paläste von Theben und Memphis, wie den Tempel von Pästum, wie die Mauern der Alhambra, wie die vierzig Trümmerstädte in Yucatan u. s. w. Die Malerei hat daher Recht, solche riesige Grabmonumente, in denen der Geist die nun entseelte Hülle seines einstigen Lebens wieder in den Schooß der Natur versargt, vorzüglich zu lieben.

Als den dritten und letzten Gegenstand der Malerei haben wir den Menschen genannt. Der Mensch aber ist wesentlich Geist und der Geist ist nur Das, wozu er sich selber hervorbringt. Als Erscheinung ist er der Nothwendigkeit unterthan, Geschichte zu erzeugen

und seine Freiheit in Thaten zu verwirklichen. Man kann daher die auf ihn sich beziehende Malerei überhaupt die historische nennen. Allein der handelnde Geist hat zwei Extreme, die Natur und Gott. Aus der Natur geht er äußerlich hervor, um in Gott überzugehen. Die Natur hat keine Geschichte im Sinne des menschlichen Geistes und die ewige Gottheit hat auch keine. Im Verhältniß zur Natur zeigt der Mensch auch noch das Wesen derselben, indem er, von ihr getragen, in Zuständen lebt, die sich immer von neuem wiederholen; im Verhältniß zu Gott aber strebt er, das Wesen desselben zu erreichen, indem er von seinem Handeln als einem endlichen und ungenügenden abstrahirt und sich in die Ewigkeit des göttlichen Lebens versenkt. Die eigentliche Geschichte fällt also in die Mitte zwischen der natürlichen und zwischen der religiösen Sphäre des menschlichen Geistes. Erst arbeitet er daran, aus der Natur heraus zu sich selbst zu kommen und seiner Individualität durch sein Thun einen objectiven Ausdruck zu schaffen; dann mühet er sich, mit dieser seiner selbsterzeugten Geschichte sich zu versöhnen und aus ihrer Entzweiung heraus sich in Gott zu retten. Diesen Unterschieden zufolge werden wir daher die Malerei dieses Kreises 1) in eine solche unterscheiden müssen, welche den Menschen als natürliche Gattung in der Wiederkehr derselben Zustände zum Gegenstand hat: die Genremalerei; 2) in eine solche, die den Menschen in der Einzigkeit des historischen Moments, in der Spannung einer bestimmten Handlung darstellt: die historische Malerei im engern Sinn; 3) in eine solche, die den Menschen in seinem directen Verhältniß zur Gottheit und diese selbst vergegenwärtigt: die religiöse oder heilige Malerei.

Schauen wir zurück, so werden wir die Genremalerei auch als die Reproduction der Naturmalerei innerhalb des Geistes, die historische Malerei aber als die Reproduction der Architekturmalerei ansehen können, wie dieselbe einerseits im Bau ein Product menschlichen Thuns vor sich hat, das doch andererseits mit der Landschaft innigst verwächst und als Ruine, ein phantastisches Denkmal des Geistes, der sie erschaffen, die Zufälligkeit freier Naturformen annimmt. Die religiöse Malerei endlich ist ohne Gleichniß. Wie aber die Götter selber den Sterblichen in verschiedenen Gestalten zu

erſcheinen gewürdigt haben, ſo auch greift ſie bald in die genrebildliche, bald in die hiſtoriſche Form zurück, um ſich manifeſtiren zu können.

Wir ſagen alſo, daß der Inhalt der Genremalerei in den Zuſtänden der menſchlichen Gattung liegt, die auf der Baſis der Natur beruhen und daher mit einer nur formellen Veränderung unter allen Völkern und in allen Zeiten ſich erneuen. Ein Zuſtand iſt eine gewiſſe Beſtimmtheit des Lebens, die auch Thätigkeit ſein kann, die aber nicht Handlung im pragmatiſchen Sinne iſt. Alle Beziehungen der Liebe, Freundſchaft und Pietät gehören hierher. Die Mutter mit dem Säugling, die Aeltern im Kreiſe der Kinder ſind ebenſo wohl Genrebilder als der Liebende, der von ſeinem Mädchen ſcheidet oder am Grabe deſſelben kniet. Alle Beſchäftigungen des Menſchen gehören hierher, vom Hirtenleben und Ackerbau an durch das Handwerk hindurch bis zum Kaufmann und Künſtler hinauf. Nicht weniger alle Geſelligkeit im Spiel, im Tanz, wie die Geſelligkeit des Mahls, des Tanzes, des Feſtes, in Wirthshausſcenen, feierlichen Aufzügen und dem bunten Getriebe eines Jahrmarktgetümmels. Alle dieſe Exiſtenzweiſen ſind Situationen, in denen alle Menſchen aus der Einheit der Gattung heraus ſich ſogleich verſtehen. Sie ſind der Gegenſtand der Genremalerei. Das Wort Genre iſt allerdings von Jacopo da Ponte, genannt Baſſano, einem Schüler Tizian's, zuerſt mit Bewußtſein für ähnliche Darſtellungen in einem beſchränktern Sinne gebraucht worden; allein mit terminologiſchen Ausdrücken geht es ja in der Regel ſo, daß ſie im Verlauf der Anwendung ihren particularen Urſprung weit überragen. Weil das Genre auf dem Naturgrund der Menſchheit beruht, weil es den harm- und müheloſen Selbſtgenuß des Gemüths feiert, ſo neigt es zur Idylle und zum naiven Humor. Keineswegs aber iſt es, wie man heutzutage öfter zu glauben ſcheint, ſeinem Weſen nach der niedern Komik, wohl gar der Caricatur beſonders verpflichtet. Das Genre ſchließt keinen der allgemeinen menſchlichen Zuſtände von ſich aus, daher auch nicht die zierliche Geſelligkeit und auch nicht den Ernſt des Elends und des Todes. Das heitere Converſationsſtück, wie ein Terburg, Mieris, Netſcher, Watteau, Haſenclever es gemalt

haben, macht nur ein Moment des Genre aus. Aber jener Trappist, den Lessing gemalt hat, wie er zur winterlichen Zeit vor seinem selbstgeschaufelten Grabe steht, ist auch ein Genrebild. Nicht weniger ist es ein öfter vorkommender Irrthum, als ob das Genre ein kleines Format bedinge. Ein solches wird der Flüchtigkeit des Inhalts irgend einer Situation oft angemessen sein: allein es liegt nicht im Begriff dieser Gattung als schlechthin nothwendig. Murillo malte, um das Genrebild zu einem edlern Stil für seine Epoche zu erheben, seine „Bettlerknaben" in großem Format. Jacob's märchenerzählende „Sheheresade" und Hübner's „Auspfändung" sind ebenfalls Beispiele, mit welchem Glück das Genre in größeren Maßen dargestellt werden kann.

Dem Zustande steht die Handlung gegenüber, die einen Moment involvirt, der im Verlauf der Geschichte nur einmal möglich ist. Die Einzigkeit des Geschehens unterscheidet das im engern Sinne historische Bild qualitativ vom Genre. Das Genre giebt uns nicht nur Empfindungen, es giebt uns auch Thätigkeiten, wie den Tanz, das Kartenspiel, das Beschlagen eines Pferdes, das Experimentiren eines Alchymisten u. s. w. Allein solche Thätigkeit, so sehr sie momentan und relativ die Betheiligten erfüllt und befriedigt, ist keine That. Die Historienmalerei hat nur Thaten zu ihrem Gegenstande. Es kommt hierbei nicht darauf an, ob dieselben von der exacten Geschichte documentirt oder ob sie nur mythisch, wohl gar nur poetisch überliefert sind. Ob Tell seinem Sohne den Apfel vom Kopf geschossen hat oder ob diese Geschichte nur ein Product der Sage, ist für den Historienmaler gleichgültig; der Moment in seiner Einzigkeit zählt zur Geschichte. Ob Macbeth den Duncan ermordet hat oder nicht, ob er ihn so, wie Shakespeare dichtet, ermordet hat oder nicht, für den Historienmaler ist der Hergang ein einziger: denn gerade so, wie dieser Duncan, ist kein anderer König ermordet. Aeußerlich kann das historische Bild ganz denselben Inhalt haben wie das Genrebild: aber die geschichtlich bedingte Individualität der Personen unterscheidet es von demselben. Was im Genre ein allgemeiner Zustand ist, der überall und immer sich wiederholen kann, muß in der Historienmalerei den Werth einer

pragmatiſch beſtimmten Handlung erhalten. Hogarth hat die „Hinrichtung eines armen Sünders“ gemalt, wie ſie in England alle Tage vorkommen kann und hat bei derſelben in dem Benehmen des engliſchen Pöbels das Benehmen alles Pöbels bei ſolchen Gelegenheiten geſchildert; es iſt ein Genrebild. Aber die „Hinrichtung des Königs Karl I. von England“, wie wir ſie im „Theatrum Europaeum“ abgebildet finden, iſt ein hiſtoriſches Bild, weil es uns ſofort einen ganz concreten, gerade nur einmal möglichen Fall der Geſchichte darſtellt, der in ſeinen Bedingungen, wie in ſeinen Folgen von allen ähnlichen ſich ſpecifiſch abſcheidet. Oder daß ein Reiter durch einen Bach reitet, iſt etwas Alltägliches, das als Staffage in jeder Landſchaft vorkommen kann; daß aber ein Cäſar über den Rubicon ſprengt, das iſt ein hiſtoriſcher, ein einziger Moment. Auch auf das Porträt, das man früher zwiſchen Hiſtorie und Landſchaft als eine eigene Gattung in die Mitte ſtellte, geht dieſe Bedeutung über. Einzelne Köpfe und Figuren, die uns allgemeine Zuſtände repräſentiren, müſſen wir dem Genre zurechnen. Ein Mönch, eine Nonne, ein alter Mann, ein junges Mädchen vor dem Spiegel, eine Obſthändlerin, ein Violinſpieler, eine Dame in großer Toilette u. ſ. w. ſind nur Exemplare von vielen ähnlichen. Das Porträt dagegen ſtellt uns eine ganz concrete, aus der Unbeſtimmtheit der Maſſe prägnant heraustretende Individualität dar, die uns zwar auch als ſymboliſcher Träger ganzer Richtungen dienen kann, die aber vor allen Dingen um ihrer ſelbſt willen unſer Intereſſe in Anſpruch nimmt, weil ſie einzig iſt; das Porträt gehört zur Hiſtorie.

Halten wir hier einen Augenblick an, um uns zu orientiren, wie das Genre und die Hiſtorie die Darſtellung der Natur und der Architektur in ſich als ihren Schauplatz aufnehmen; wie das hiſtoriſche Bild neben ſeiner Haupthandlung epiſodiſche Züge von gewaltigem Charakter möglich macht; das Genre ſomit gegen die Gravität ſeiner Bedeutſamkeit in ſich zu einem bloßen Moment herabſetzt; wie alſo mit dem Fortſchritt des maleriſchen Gegenſtandes in ſeiner Intenſität die Extenſion des quantitativen Umfangs gleichen Schritt hält. Wir ſind, um es nochmals zu bemerken, weit entfernt, den Kunſtwerth eines beſtimmten Gemäldes nach dem Gegenſtande zu meſſen,

da ein an ſich geringfügiger Inhalt von Seiten des Künſtlers eine ebenſo hohe Meiſterſchaft beurkunden kann, als der dem Titel nach prunkendſte Stoff uns durch die Pfuſcherei, mit welcher er behandelt iſt, anzuekeln vermag. Allein unſere Betrachtungsweiſe macht es uns klar, weshalb, objectiv genommen, die höhere Gattung auch die maleriſch günſtigere und damit zugleich ſchwerere wird. Der Fortſchritt von der Natur durch die Architektur zur Geſchichte zeigt uns nicht allein eine Erweiterung des gegenſtändlichen Materials, ſondern auch eine größere Vertiefung in die individuelle Lebendigkeit. Pflanze, Thier, Landſchaft, Bauwerk, Genre, hiſtoriſcher Moment, bilden unter ſich eine conſequente, ineinander übergehende Gradation charakteriſtiſcher Formen. Das Genre als die Malerei der im Weſentlichen ſich immer gleichen Naturgeſchichte des Geiſtes läßt uns nur ſeinen Zuſtand anſchauen und die Seele kann folglich in ihm nicht weiter auf die Oberfläche der Form und Farbe heraustreten, als ſeine Allgemeinheit möglich macht. Das hiſtoriſche Bild hingegen zieht alle Fäden ſtraff an, concentrirt alles Leben auf Einen Punkt und legt in ihn eine Entſcheidung, die jeder betheiligten Individualität nach dem Maß ihres Verhältniſſes zur Handlung einen andern Ausdruck verleiht. Von dieſer Seite iſt ja bekanntlich Goethe geneigt geweſen, die in muſiviſcher Form uns erhaltene „Alexanderſchlacht“ zu Pompeji für das vollkommenſte hiſtoriſche Bild zu erklären, weil daſſelbe gerade den Augenblick ergriffen hat, in welchem der Sieg für die Macedonier ſich dadurch entſcheidet, daß Alexander mit ſeiner Lanze den Feldherrn des Darius vor dem Wagen deſſelben durchbohrt und der Wagenlenker dieſen nunmehr zur Flucht zu wenden im Begriff iſt. Alexander und Darius, Macedonier und Perſer, Lebende und Sterbende, Menſchen und Pferde, Alles iſt von der Wichtigkeit dieſes ungeheuern Moments gleichmäßig und doch in den verſchiedenſten Affecten und Nuancen durchzuckt. Es iſt dem Maler gelungen, in der Fülle der Geſtalten doch die größte Einfachheit und Einheit der Compoſition mit der höchſten Bedeutendheit zu verbinden, ſodaß nichts müſſig iſt, ſondern Alles zu dem Einen Gedanken zuſammenwirkt: von jetzt ab ſind die Perſer geſchlagen!

Von der Historienmalerei, sofern sie das Handeln oder Leiden der Menschen für ihre Freiheit zum Gegenstand hat, ist schließlich noch die religiöse Malerei zu unterscheiden. In der Religion nämlich gelangt der Mensch dazu, seine Geschichte zu überwinden. Innerhalb der Geschichte stehen wir, wie wir es auch anfangen mögen, in Gegensätzen und Widersprüchen. Unser Streben, uns durch sie hindurchzuarbeiten, uns von ihnen zu befreien, wird niemals einen absoluten Abschluß erlauben. Dies rastlose Werden, dies unaufhörliche Handeln, dies nimmer endende Fortgehen von Aufgabe zu Aufgabe, indem die Lösung der einen schon wieder die Geburt einer andern enthält, diese ganze Unruhe der Geschichte findet ihre Versöhnung in der Religion, in deren Absolutheit jede Relativität unsers Geschicks sich enträthselt, in deren Seligkeit alles Glück und Unglück unsers Lebens sich verklärt, in deren mystischer Tiefe uns der Friede überkommt, durch dessen Weihe wir im Innersten verjüngt, den Kämpfen des Daseins mit neuer Kraft entgegengehen. Die Religion ist für die Malerei einerseits historisch, sofern sie von der Geschichte ausgeht; andererseits aber ist sie genrebildlich, weil sie durch ihre Transcendenz der Geschichte den Charakter des Zuständlichen, eines sich immer wiederholenden Geschehens bekommt. Immer aber muß für die qualitative Bestimmung eines Gemäldes als eines religiösen die directe Beziehung auf das Göttliche festgehalten werden. Z. B. Luther, wie er auf dem Reichstag zu Worms aus der Schrift sein Recht vertheidigt, oder Gustav Adolf, wie er bei Lützen für die Sache des Protestantismus fällt, gehören der Historie; Luther dagegen, wie er am Bett des kranken Melanchthon Gott in der Angst seines Herzens anfleht, daß er ihm seinen theuern Freund noch nicht dürfe sterben lassen, ist ein Object der religiösen Malerei. Wegen der Vermittelung der Anschauung religiöser Ideen durch Symbole und Allegorien neigt sich die Malerei auf diesem Gebiet häufig zu genrebildlichen Wendungen.

Das religiöse Gemälde vereinigt die innigste Beseelung der Gestalt, die zur Begeisterung erhobene Spannung des Gemüths mit der freiesten Allgemeinheit. Die Historie wird in ihm insofern zum Genre, als sie nur Das darstellt, was ewig geschieht. Die

größere Freiheit in einer Religion wird auch eine größere Innigkeit entbinden und folglich der Malerei diejenige Religion den erhabensten Stoff darbieten, deren ganzes Wesen Vernunft und Freiheit athmet. Die ethnischen Religionen haben, weil sie auf dem Naturgrunde beruhen, einen genrebildlichen Zug. Ein griechischer Gott z. B. stellt uns in seiner Unsterblichkeit und Seligkeit doch nur eine particuläre Welt, einen besondern Zustand dar. Nicht das farbenwarme Bild, sondern die blicklose Statue in ihrer reinen, farblosen Formschönheit ist ihm daher angemessen. Die monotheistischen Religionen dagegen haben gar keine Malerei, weil in ihnen der Gott gestaltlos ist und weil die Menschen sich kaum historisch verhalten können, da Alles, was sie thun mögen, nicht nur an dem Willen und Gesetz des Einen Gottes sein Maß hat, sondern auch alle Zustände der Freude und des Leids, in die sie gerathen können, wesentlich als die That dieses Einen Gottes angesehen werden. Hieraus erklärt sich, weshalb die Malerei so gut als die Musik erst mit der christlichen Religion zu einer der Poesie, Plastik und Architektur ebenbürtigen Vollkommenheit gelangt ist. Denn erst mit dem Christenthum ist die Individualität auch religiös frei geworden; es läßt den Menschen, der Natur wie Gott gegenüber, im Guten wie im Bösen, absolut frei und macht dadurch den innigsten Ausdruck des Gemüths möglich.

Brauchen wir nun noch zu fragen, weshalb in unerschöpflicher Tiefe das Leben Christi den höchsten, den absolut malerischen Gegenstand der Malerei ausmacht? Ist nicht seine Geschichte die eines armen, in gewöhnlichen Verhältnissen lebenden Juden, der doch zugleich der Idealmensch, der Gottmensch ist, sodaß alle Züge seiner Geschichte den Sinn einer ewigen Geschichte bekommen? Sie fällt der Form nach in die gemeine Wirklichkeit und ist doch dem Inhalt nach göttlich. Sein Handeln ist seine Selbstdarstellung. Er lebt, indem er liebt und sein Leben der Liebe opfert. Er spricht einfach aus, was er ist, als was er sich fühlt, und bewirkt damit doch eine Umwälzung der Welt, die noch immer fortdauert und die fortdauern wird bis ans Ende der Tage. Seine Leiden, sein Sterben, sein Tod werden seine höchste That.

Dieſe äußerſten Gegenſätze hat die Kunſt in ſeinem Bilde zur durchdringenden, perſönlichen Einheit zuſammenzufaſſen. Der Maler muß das Ewige als ein individuell Hiſtoriſches, das Hiſtoriſche als ein Ewiges in einem Menſchenantlitz darſtellen, das nicht, wie ein Zeus durch Macht, nicht, wie ein Apollo durch Schönheit, nicht, wie ein Hermes durch intellectuelle Schärfe, ſondern das durch den Ausdruck abſoluter, ſelbſtbewußter Güte und Freiheit jeden Menſchen ſofort daran erinnert, daß auch ſein Weſen dieſelbe Liebe, dieſelbe Freiheit iſt.

Für die Malerei iſt Chriſtus aber nicht nur an ſich, ſondern vorzüglich auch dadurch wichtig geworden, daß er die Mutterſchaft des Weibes geheiligt und überhaupt die wahrhafte Emancipation deſſelben von roher Verkennung, von egoiſtiſchem Tugendſtolz, von vernichtender Misbehandlung angebahnt hat. Welch ein Strom maleriſcher Andacht hat ſich aus dem Cultus der Madonna herzverklärend, ſittenmildernd ergoſſen! Wer will es ausdenken, wie tief Chriſti Gnade gegen die Ehebrecherin, ſeine Huld gegen die büßende Magdalena, ſeine Freundſchaft für Martha und Maria die Malerei mit einer bis dahin ungeahnten Welt von Motiven erfüllt haben, ganz abgeſehen von dem höhern Intereſſe, daß dadurch das Frauenſchickſal factiſch ein ganz anderes zu werden angefangen hat!

Auch das blödeſte Auge muß an Chriſti kurzem Leben die Univerſalität bewundern, die es der Malerei darbietet. In der Wüſte, am Strom, auf dem See, in Gärten und Feldern, auf dem Gipfel der Berge breitet es in der Natur — im Stall, in der Hütte, im Palaſt und Tempel in der Architektur ſeinen Schauplatz aus. Mit allen Ständen berührt ſich Chriſtus vom Hirten und Bettler an, durch die Geſchäftsleute und Gelehrte, Krieger und Prieſter, bis zum König und Landpfleger hinauf. Bald finden wir ihn im lauten Tagesgewühl der Volksmaſſen, bald bei nächtlicher Einſamkeit im ſtillen Geſpräch mit Nikodemus; bald ſich der Menge ſchnell entziehend, wenn ſie mit unzeitigem Ungeſtüm ihn bedrängt, bald ihre Huldigung unbefangen hinnehmend, wie da ſie ihm vor ſeiner Gefangennahme Palmen ſtreuend als ihrem Erretter zujauchzt. Welcher Wechſel, welche Contraſte für die Malerei!

Ueberall, wo er erſcheint, fühlt ſich alles phyſiſche und moraliſche Elend inſtinctiv von ihm angezogen. Die Troſtbedürftigen, die Kranken, die Dämoniſchen umringen ihn, aus ſeiner reinen Kraft Geneſung zu ſchöpfen, und die Böſen ärgern ſich an ihm, verſuchen ihn mit hinterliſtiger Sophiſtik und verrathen ihn. Alle Vorgänge aber, in die er gezogen wird und wäre es, daß er zu Jeruſalem die Händler mit der Geißel aus dem Heiligthum jagt oder mit einer ſamaritaniſchen Frau an einem einſamen Brunnen einige Worte wechſelt, legen den ethiſchen Kern einer religiös-ſocialen Frage ſogleich mit einer Klarheit blos, die ſie zu allgemeinern Weltbildern ſtempelt und für Jedermann verſtändlich macht. Beſonders rücken ſie das Böſe dem Guten plötzlich in eine Nähe, daß es alle Vornehmheit gegen daſſelbe vergeſſen muß, will es nicht ſelber böſe werden. Das Leben Chriſti, kann man behaupten, hat die Maler gelehrt, Krankheit, Wahnſinn, Bosheit, Reue, Buße, Tod und Verweſung zu malen und mit dem Schönen auszugleichen. Es hat nicht nur das Böſe mit Gutem, es hat auch das Häßliche durch die Freiheit zur Schönheit der Seele überwinden gelehrt.

Die Contraſte in Chriſti Leben ſind aber nicht nur an ſich das Maximum maleriſcher Möglichkeit, zumal wenn wir auch noch auf die Verſchiedenheit der nationalen Phyſiognomien und Trachten reflectiren, ſondern ſie ſind es vorzüglich auch dadurch, daß ſie mit der weltſchweren Unendlichkeit ihres univerſellen Gehalts eine Beleuchtung verbinden, die einzig iſt. Wäre in jener Hinſicht das Leben Chriſti ſo einſeitig, wie es von manchen Chriſten in beſter Meinung, allein mangelhaftem Verſtändniß nachgeahmt worden, ſo würde es die Maler nicht in ſolchem Grade, als geſchehen, anzuziehen vermocht haben. Es weiß nichts von mönchiſcher Monotonie und führt uns auch zu Gaſtmahlen und Hochzeitfeiern, ſodaß Chriſtus ſelber ſeine Jünger fragt, ob die Menſchen nicht von ihm ſagen, daß er ein Eſſer und Weintrinker ſei? In Bezug auf die Beleuchtung aber iſt gewiß, daß erſt durch Chriſti Geſchichte der höchſte Zauber des Lichts, ſein Kampf mit der Finſterniß und ſein Sieg über dieſelbe, für die Malerei erſchloſſen iſt. Die ätheriſche Zartheit des ſich und alles Andere offenbarenden Lichts, das Ringen des

tagfrohen Strahls mit der chaotiſchen Nacht, die ganze Kunſt des Helldunkels iſt erſt durch das Chriſtenthum begriffen worden. Man verſuche es, ob man höhere Wunder der Beleuchtung erfinden kann, als Chriſti Geſchichte von dem Stern an darbietet, der über dem Stall zu Bethlehem ſein prophetiſches Licht ausgießt, durch das Wandeln auf dem nächtlichen See, durch die Verklärung auf dem Tabor, durch den Fackelſchein im Oelgarten bei ſeiner Gefangennahme, bis zur Verfinſterung des Himmels, als ihm auf Golgatha das Herz brach. Man verſuche es, für Rafael, für Correggio, für Dürer, für Rubens höhere Motive des Lichteffects zu erſinnen, als ſie aus Chriſti Leben genommen haben, und man wird finden, daß man es nicht vermag.

Soll nun aber auch jetzt noch die Malerei ſich jenem höchſten Ziel zuwenden, ſo kann ſie es mit Erfolg freilich nicht dadurch, daß ſie die Auffaſſung jener Meiſter nur wiederholt und fortſetzt, ſondern ſie muß auch, wie jene, aus eigener Begeiſterung, aus eigenem religiöſen Erlebniß ſchöpfen. Das Nachahmen früherer Größe, ein Aufenthalt in Rom, das Katholiſchwerden reicht nicht aus. Chriſtus muß in Jedem, auch im Maler, von neuem geboren werden. Jede Zeit muß ihn, den ewigen Erlöſer, aus ihrer eigenſten Sünde, Noth und Elend erkennen lernen. Und ſo muß auch die Malerei, will ſie das heutige evangeliſche Chriſtenthum befriedigen, aus der lebendigen, in den Kämpfen der Gegenwart ſich äußernden Tiefe deſſelben das Bild des Gottmenſchen in neuer Herrlichkeit anſchauen und darſtellen. Dieſe Wiedergeburt des Bildes der Perſon Chriſti aus dem Innerſten unſers proteſtantiſchen Bewußtſeins, daß er, der ewige Logos, auch in der Kunſt Fleiſch werde von unſerm Fleiſch, weil Geiſt von unſerm Geiſt, iſt die höchſte Miſſion der heutigen proteſtantiſchen Malerei auf dem religiöſen Gebiet. Dann wird ſie mit Schiller ſagen können:

Ein neu Organ hatt' ich in mir gefunden,
Die Seele war's, die, Jahre lang gebunden,
Durch alle Feſſeln jetzt auf einmal brach,
Und Töne fand in ihren tiefſten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr ſchliefen.

XIII.

Ueber einige Schwierigkeiten für die weltgeschichtliche Behandlung der Kunst.

1856.

Für die Betrachtung der Geschichte macht es einen wesentlichen Unterschied aus, ob wir die Thatsachen derselben nur als Erscheinungen auffassen, oder ob wir das Gesetz suchen, welches die Fülle ihrer äußerlichen Mannichfaltigkeit von innen her beherrscht. Beide Methoden, die empirische und die philosophische, dienen einander zur gegenseitigen Controle. Beide fordern einander, denn, wie Kant sagte, ist die Anschauung ohne Begriff blind und der Begriff ohne Anschauung leer. Die Gesetze der Vernunft müssen sich in den Processen der Erscheinung wieder abspiegeln.

Die Uebereinstimmung des Begriffs mit der Realität hat nun auf dem Gebiet der Kunstgeschichte eine besondere Schwierigkeit gefunden. Um nämlich eine Eintheilung für dieselbe zu haben, hat man verschiedene Wege eingeschlagen und sich im Allgemeinen an die schon vorher aufgestellten herkömmlichen Eintheilungen der Weltgeschichte gehalten.

Aber diese Eintheilungen leiden an dem Mangel, nicht principiell zu sein. Eine Folge ihrer Adoption für die weltgeschichtliche Behandlung der Kunst muß daher sein, daß die Entwickelung derselben nach einseitigen, schlechterdings unzureichenden Kategorien gemacht wird, wie z. B. wenn wir in neueren Handbüchern die Geschichte der modernen Malerei und Sculptur eingetheilt treffen in die Geschichte der Kunst diesseit und jenseit der Alpen. Die ethnographische und die synchronistisch-annalistische Behandlung der Ge-

schichte sind nur Vorbereitungen für die weltgeschichtliche Gliederung, welche die Völker nach wahlverwandtschaftlichen Culturgruppen und nach Perioden ihrer Blüthe und ihres Verfalls darstellt. Für diese weltgeschichtliche Gliederung selbst pflegt man die Geschichte in die alte, mittlere und neuere zu unterscheiden. Nun wird Jedermann einräumen, daß das bloße Alter noch keinen principiellen Begriff enthalte. Nach einigen Jahrtausenden wird auch die neueste Geschichte sehr alt sein. Dennoch ist diese Eintheilung durch einen Instinct geleitet, der in die abstracte Folge der Jahre eine gewisse innere Einheit bringt. Denn ist es nicht eine Eintheilung, die von Roms Geschichte ausgeht? Die Geschichte der Alten pflegt man bis zum Untergang des abendländischen Kaiserthums zu rechnen; die des Mittelalters bis zum Sturz der römischen Papstherrschaft in Europa.

Die banale Eintheilung empfiehlt sich für uns Deutsche, für uns Protestanten. Fangen wir aber an, sie der Kritik zu unterwerfen, so fehlt es nicht an Schwierigkeiten. Denn in Ansehung der Alten Welt müssen wir uns gestehen, daß Völker, die längst vor den Griechen und Römern existirten, also gewiß zur Alten Welt zu rechnen wären, keineswegs mit dem Römischen Reich untergegangen sind, vielmehr noch heute als lebendige Factoren der Geschichte existiren. Existiren z. B. die Chinesen, das älteste Culturvolk der Erde, nicht heute noch? Handeln wir nicht mit ihnen, trinken wir nicht von ihnen gebauten Thee, verkaufen wir ihnen nicht Opium und erklären wir nicht ihnen den Krieg, wenn es ihrer Regierung einfällt, ihr Volk nicht mehr durch diesen verderblichsten aller Sinnengenüsse corrumpiren zu lassen? Schicken wir nicht Missionare zu ihnen, die geheime religiös-politische Gesellschaften stiften und den Grund zu innern Revolutionen legen? Müssen wir also nicht, chronologisch genommen, die Chinesen auch zur neuesten Geschichte hinzurechnen? Oder wohin rechnen wir jene amerikanischen Staaten, die erst sich entwickelten, als das alte Rom sank, und die offenbar mit den alten asiatischen Staaten dem Princip nach auf demselben Boden stehen? Gehören dieselben zur alten oder zur mittlern Geschichte? Allerdings haben sie sich gleichsam im Rücken der Weltgeschichte gestaltet, nachdem dieselbe mit dem Christenthum schon

über ihre Mitte hinausgeschritten zu sein schien. Allerdings sind sie vor dem Angriff einer handvoll Europäer rasch zusammengestürzt und könnten uns als eine Fabel erscheinen, sprächen nicht heute noch die riesigen Trümmer großer Bauwerke unwiderleglich von ihrem Dasein. Müssen wir aber nicht über die Cultur der Reiche von Anahuak und Peru immer mehr erstaunen, jemehr wir davon kennen lernen? Müssen wir uns also nicht umsehen, ihnen endlich den Ort anzuweisen, der ihnen in der weltgeschichtlichen Galerie der Völker gebührt? Und muß dies auch nicht von Seiten der Kunst geschehen?

Die Geschichte des Mittelalters, wie sie herkömmlich erzählt wird, hat zu der Geschichte dieser Völker nicht das geringste Verhältniß. Wir Protestanten beenden die Geschichte des Mittelalters gewöhnlich mit dem Sturz der päpstlichen Universalmonarchie. Hat denn aber dieselbe in der That ihre Herrschaft factisch verloren? Hat die Reformation außerhalb des germanischen Stammes gesiegt? Machte Rom nicht für die Verluste, die es theilweise in Deutschland, Frankreich, England und Skandinavien erlitt, sofort in Amerika die ausgedehntesten Eroberungen? Wurde es nicht durch seine großartige Propaganda und durch die kluge Betriebsamkeit seiner Jesuiten erst recht zur Weltkirche, seit es in allen Zonen, unter allen Racen, das Meßopfer in derselben lateinischen Sprache und in demselben Ritus feierte? Hat es nicht sogar, wo es bereits entschieden überwunden zu sein schien, nach langen Fristen mit neuen Triumphen überrascht? Hat es nicht soeben noch mit Oestreich ein Concordat abgeschlossen, wie 1848 einem Beobachter der Aeußerungen in der Aula zu Wien für immer hätte unmöglich scheinen sollen?

Solche und ähnliche Betrachtungen haben dazu getrieben, eine andere Eintheilung der Geschichte von der Form der Staatsverfassung zu entnehmen, um die an sich äußerliche Chronologie durch einen innern Unterschied principiell zu bestimmen. Man hat zu diesem Behuf die Geschichte in drei Weltalter, in ein orientalisches, griechisch-römisches und germanisches, zerlegt, indem nun im erstern die Despotie, im zweiten die Demokratie und Aristokratie, im dritten die Monarchie zur Herrschaft gekommen sei. Zuerst soll nur Einer

dann sollen Einige, endlich sollen Alle frei sein. Allein diese Eintheilung ist nicht durchgreifend genug. Despotie, Aristokratie, Demokratie, Monarchie sind Formen, die überall vorkommen und die selbst erst wieder der nähern Bestimmung bedürfen, ihren Werth für die Freiheit abzuschätzen. Jede dieser Formen ist fähig, die andern als Momente in sich hervorzubringen. In der Regel durchläuft aber ein wahrhaft geschichtliches Volk successiv alle Formen. Wenn man die Griechen Demokraten, die Römer Aristokraten nennt, so hat dies für gewisse Perioden ihrer Geschichte Bedeutung; die Griechen z. B. fingen mit dem Königthum an, gingen dann zu sehr verschiedenartig gestalteten Republiken über, die sowohl aristokratisch als demokratisch waren, und endeten in dem oströmischen Kaiserthum mit einer Despotie, die sich noch lange forterhielt, nachdem das weströmische schon zugrunde gegangen war. Auch die Römer sind von der Monarchie zur Aristokratie, von dieser zur Ochlokratie, von dieser zur Oligarchie und von dieser zur Despotie übergegangen. Wenn man die orientalischen Verfassungen despotische nennt, so hat dies einen Sinn eigentlich nur für den persischen Staat. China z. B. ist nicht sowohl eine Despotie als eine büreaukratische Monarchie, in welcher der Fürst an die Institutionen des Confucius gebunden ist, so sehr, daß er sogar der ausdrücklichen Censur nach denselben unterliegt, die nicht selten mit außerordentlichem Freimuth geübt worden, am häufigsten freilich in der Gestalt von Revolutionen erschienen ist. Oder in Indien finden wir zwar auch despotische Fürsten, allein der Absolutismus des Monarchen ist der Ordnung der Kasten unterworfen, die für seine herrschsüchtigen Launen eine eherne Grenze bilden. Sehen wir aber von Asien und Europa ab, blicken wir nach der vorchristlichen Geschichte von Amerika hinüber, so finden wir auch dort alle jene Formen. War der peruanische Staat nicht ein despotischer, wenn auch in seinen Einrichtungen communistischer? War der Staat von Anahuak nicht eine aristokratische Feudalmonarchie, die ganz ebenso durch Eroberung entstanden war als die germanischen Feudalstaaten? Waren nicht die vier Cantone von Tlascala eine demokratische Republik, die, eben weil sie dies war, sich mit den Spaniern gegen Mexico verband und ohne deren

gegen den monarchiſchen Abſolutismus eiferſüchtige Tapferkeit Cortez den Montezuma ſchwerlich beſiegt haben würde?

Eine ganz beſondere Schwierigkeit erwächſt aber für eine principielle Behandlung der Weltgeſchichte durch den Moſaismus und Muhammedanismus, weil für ſie die Kategorien von Despotie, Ariſtokratie, Demokratie und Monarchie gar nicht in dem von den Alten mit dieſen Ausdrücken verbundenen und von uns übererbten Sinn anwendbar ſind und die Juden ſowol der alten, mittleren und neuern Zeit, die Muhammedaner der mittlern und neuern angehören. Die alte Geſchichte der Hebräer wird gewöhnlich nach der ägyptiſchen erzählt. Als politiſche verſchwindet ſie unter den Rieſendimenſionen der ägyptiſchen, aſſyriſchen, perſiſchen und römiſchen. Die innere Geſchichte der Juden aber, die Geſchichte ihres Glaubens, iſt ſo reich und in ſich ſo conſequent, daß ſie nicht nur bei ihnen, ſondern auch bei andern Völkern in lebendiger Erinnerung bewahrt wird. Dieſer Glaube an den Einen Gott iſt eine ſo intenſive Macht, daß er die Nation, die er mit ſich erfüllt, noch bis auf den heutigen Tag, wo ſie unter allen Völkern auf dem ganzen Erdboden zerſtreut lebt, in ihrer Integrität erhält. Inmitten andersgläubiger Völker mußten die Juden von jeher mit einem Aufwand geiſtiger Energie ſich ideell iſoliren, der ihnen eine ſeltene Kraft des Leidens verlieh. Relativ fielen ſie bald in dies, bald in jenes Element des Paganismus zurück, erhoben ſich jedoch immer wieder zum Monotheismus und verdauten gleichſam in dieſem Proceß den Naturalismus, Polytheismus und Fatalismus der paganiſchen Religionen. Von dieſer eigenthümlichen Bildungsgeſchichte ahnten die andern Völker nichts und erfuhren von den verachteten Juden, während ſie beſtändig auf ſie einwirkten, keine geiſtige Rückwirkung. Erſt mit dem Chriſtenthum, dem univerſellen Reſultat des Hebraismus, wurde er ſelbſt hiſtoriſch bedeutend. Muß hieraus nicht der Schluß gezogen werden, daß, principiell genommen, ſeine Geſchichte zwiſchen die der paganiſchen und der chriſtlichen Völker in die Mitte geſtellt werden müſſe? Macht er nicht den Ethnicismus zu ſeiner negativen Vorausſetzung, die er mit Bewußtſein aufhebt? Die Geſchichte der ethniſchen Völker kann erzählt werden, ohne auf das Innere des

jüdiſchen Monotheismus einzugehen, der für ſie eine unverſtandene Thatſache war. Mit dem Muhammedanismus ſcheint es ſich anders zu verhalten, weil er ſich nicht blos defenſiv in ſich abſchloß, ſondern ſich offenſiv gegen das Chriſtenthum wandte. Allein principiell ſteht er zum Moſaismus in nächſter Beziehung: denn im Weſentlichen iſt er der von aller nationalen, localen und hierarchiſchen Beſchränkung emancipirte Monotheismus.

Sucht man daher für die politiſche Geſchichte ein Princip der Eintheilung, ſo wird daſſelbe in einem innern Verhältniß zur religiöſen Geſchichte des menſchlichen Geiſtes ſtehen, die ſich in die Kreiſe des Ethnicismus, des Theismus und des Chriſtenthums zerlegt. Der Unterſchied der Staaten kann nämlich als ein Unterſchied des Naturſtaats, des Gottesſtaats und des Humanitätsſtaats gefaßt werden. Die Form der Verfaſſung des einzelnen Staats kann innerhalb dieſer Unterſchiede despotiſch, ariſtokratiſch, demokratiſch oder monarchiſch ſein, aber der Unterſchied ſelbſt iſt ein qualitativer. Der Naturſtaat geht von der Naturgrundlage der geſchichtlichen Einheit aus. Der Begriff der Menſchheit exiſtirt noch nicht und fällt noch ganz in die Ausſchließlichkeit der Nationalität, die jeden nicht zu ihr gehörigen als einen Barbaren verachtet. Jede Nation hält ſich noch für den abſoluten Mittelpunct und räumt den andern Nationen eine nur accidentelle Bedeutung ein. Man kann dieſe Staaten auch Nationalſtaaten oder auch Raceſtaaten nennen. Innerhalb derſelben ſetzt ſich das Naturprincip in den erblichen Kaſten, Ständen und Geſchlechtern fort. Jemehr ein Volk von der Naturbaſis durch Bildung ſich entfernt, umſomehr entwickelt es auch ein Bewußtſein ſeiner geiſtigen Eigenthümlichkeit, die ihm mit ſeiner nationalen zuſammenfällt. Das römiſche Volk z. B. erkannte ſeinen Beruf in der Weltherrſchaft, ſodaß einer ſeiner Dichter ihm zurufen konnte:

Tu regere imperio populos, Romane, memento!

Dem Naturſtaat gegenüber ſteht der Gottesſtaat. Er hat eine geiſtige Baſis, weil er auf dem Gedanken beruht, daß der Eine wahrhafte Gott ſeinen Willen durch Propheten offenbart habe, ſodaß Jeder, welcher dem Geſetz dieſer Offenbarung ſich unterwirft,

ein Diener Gottes, ein Bürger seines Staats wird. Göttliche Offenbarung fehlt dem Ethnicismus und seinen Nationalstaaten keineswegs. Die Gesetze Manu's bei den Indern, die Gebote Buddha's bei den Buddhisten, die Vorschriften Ormuzd's bei den Persern galten und gelten ihren Anhängern als göttliche Offenbarung. Ja, dem Buddhismus müssen wir zugestehen, daß er die Schranke der Nationalität bereits durchbricht, sofern er eine moralische Askese zur Hauptsache macht. Aber durch die perennirende Incarnation Buddha's wird bei ihm das Naturelement doch noch festgehalten, während der Monotheismus gänzlich von demselben abstrahirt. Sein Prophet ist keine Enfarkosis des Einen Gottes, nur ein auserwählter Mensch, und die Juden sind auch nicht unmittelbar durch ihre Geburt als solche in einem intimern Verhältniß zu Gott, sondern nur als ein von ihm auserwähltes Volk, infolge eines Bundes mit den Patriarchen, Abraham, Isaak und Jakob. Die Nationalität tritt somit erst als eine secundäre Bestimmung hervor und Christus fragte daher auch die Juden, sofern sie auf ihre Abstammung sich steiften, ob sie nicht glaubten, daß Gott dem Abraham auch aus Steinen Nachkommen erwecken könne? Obwohl also bei den Juden nicht die Natur, sondern der Schöpfer der Natur die Initiative hat, so wurde doch durch die Einzigkeit ihres Glaubens ihr Nationalgefühl geistig in sich vertieft und, den andern Nationalstaaten gegenüber, außerordentlich verschärft. Ihr Staat war der Form nach abwechselnd ein patriarchalischer, aristokratischer, demokratischer, monarchischer, immer aber ein theokratischer, d. h. ein Staat, in welchem der Mensch sich dem politischen Gesetz als dem directen Befehl Gottes unterwirft. Der Islam hat dasselbe Princip, nur mit dem Unterschiede, daß er die künstliche Entfremdung von der Natur, deren der Mosaismus noch zu seiner Concentration bedurfte, aufhob und in Ansehung der Nationalität sich völlig eklektisch verhält. Principiellerweise kann man den Talmudismus als den Uebergang vom Mosaismus zum Muhammedanismus ansehen.

Der Naturstaat langt in seiner Geschichte aus der exclusiven Particularität der Nationen endlich bei dem Gedanken der Einheit derselben in der Gattung, im genus humanum, an, dem in der

Religion die Vorstellung eines numen supremum correspondirt. Der Gottesstaat kommt auf entgegengesetztem Wege zum Gedanken, daß, da doch nur Ein wahrer Gott, auch alle Völker, d. h. das Menschengeschlecht überhaupt, ihn verehren sollten, und der Islam versucht eine zeitlang diese Einheit, das Schwert in der Faust, sogar zu erzwingen. Die Wahrheit sowohl des Ethnicismus als des Theismus ist daher das Christenthum und der aus ihm entspringende Staat der Humanitätsstaat, d. h. derjenige, der im Inhalt wie in der Form von der Idee der Menschheit selber ausgeht. Die Nationalität wird nunmehr zu einem Organ der Humanität und das Gesetz Gottes nicht blos zu einem formalen Ausdruck des göttlichen, sondern auch zum realen Gehalt des menschlichen Willens selbst, der den göttlichen als die Vernunft des seinigen erkennt. Das Wort Humanität ist zwar so gut als das Wort Aufklärung in Miscredit gekommen und wird von Ultramontanen und von specifisch Mittelalterlichen als ein Maximum der Seichtigkeit verhöhnt. Allein weder der Mißbrauch, der mit diesen Worten getrieben, noch die romantische Abneigung, von der sie verspottet worden, kann ihren legitimen Gebrauch aufheben. Wenn das Christenthum die Menschheit nicht über ihre wahre Bestimmung aufklärte, wenn es nicht die ursprüngliche Gleichheit und Freiheit aller Menschen lehrte, vermöchte es denn die Religion der Menschheit zu sein? Alle Völker, die das Christenthum in sich aufnehmen, werden auch in das offenbar gewordene Mysterium der Menschwerdung Gottes eingeweiht und infolgedessen von dem göttlichen Geist durchdrungen, der uns alle Menschen, welchem Volk, welchem Stande, welcher Bildungsstufe, welchem Glauben, welchem Schicksal sie angehören mögen, als Brüder lieben läßt. Sie können daher nicht mehr, wie die Völker des Ethnicismus, exclusive Nationalstaaten bilden. Sie können sich aber auch nicht mehr, wie die theokratischen Staaten, dem göttlichen Willen als einem ihnen selbst äußerlichen kritiklos unterwerfen. Sondern in jener Beziehung können sie zwar ihre Individualität bewahren, müssen sie aber durch die Idee der Menschheit reinigen, und in jener Beziehung können sie zwar die Gewißheit haben, daß die göttliche Vorsehung kein Volk priviligirt, aber sie können auch durch

eine Kritik ihrer Zustände und Verbesserung ihrer Gesetze sich läutern, welche den Maßstab des göttlichen Logos daran legt. Die ganze Geschichte der christlichen Staaten ist schlechthin unverständlich, wenn man die Humanität als das innerlich treibende Ideal ihrer Verfassungen verkennt.

Eine prinzipielle Eintheilung der Weltgeschichte würde also wohl am zweckmäßigsten von dem principiellen Unterschied der Religion ausgehen können. Der menschliche Geist ist in sich selbst ja nur Einer, sodaß religiöses, politisches, artistisches, technisches und wissenschaftliches Leben nur die verschiedenen Seiten seiner in sich ungetheilten Existenz ausmacht. Man wird also vorläufig annehmen dürfen, daß auch die weltgeschichtliche Behandlung der Kunst sich den Unterschieden des Ethnicismus, Theismus und Christianismus anvertrauen könne. Zum Ethnicismus gehören alle geschichtlichen, halbgeschichtlichen und weltgeschichtlichen Völker bis zu ihrem Untergange oder bis zu ihrem Uebergange sei es in den Theismus, sei es in das Christenthum. Zum Theismus gehören die Juden und alle dem Islam anhängigen Völker. Als Träger des Christenthums erscheinen vorzüglich die Slaven, Romanen und Germanen.

Man hat nun die Kunstgeschichte ebenfalls in die Geschichte der alten, mittlern und neuern Zeit eingetheilt. Und wie wir entdeckten, daß diese Eintheilung im Grunde genommen nur von der Geschichte Roms hergenommen ist, so erkennen wir auch bei dieser Eintheilung der Kunstgeschichte, daß sie nur von der griechisch-römischen Kunst hergenommen ist, die man unter dem Titel der alten Kunst schlechtweg versteht, sowie man auch das Mittelalter der Kunst mit der beginnenden Reproduction der antiken Formen aufhören läßt und die recht eigentlich christliche Kunst dann zu einer bloßen, störenden Episode herabsetzt.

In Erkenntniß der Unbestimmtheit dieser Eintheilung versuchte man daher auch für die Kunst die Eintheilung in die orientalische, antike und christlich-germanische. Das Mittelalter wird dann zu einem bloßen Moment der letztern. Da jedoch für die Kunst mit den Worten orientalisch, antik und christlich auch noch nicht viel gewonnen war, so bemühte man sich, dieselben genauer dadurch zu

charakteriſiren, daß man dem erſtern das ſymboliſche, dem zweiten das plaſtiſche und dem dritten das romantiſche Ideal zuſchrieb. Symboliſch ſoll hiernach dasjenige Werk ſein, in welchem die Form das Weſen des Inhalts erſt indirect andeutet; plaſtiſch dasjenige, in welchem die Form den Inhalt völlig adäquat zur Erſcheinung bringt; romantiſch dasjenige, in welchem die Form den Inhalt nicht zu erſchöpfen vermag, weil die Unendlichkeit deſſelben gegen jede Form gleichſam überſchüſſig iſt, ſodaß die Form, obwohl an ſich völlig klar, doch noch eine Perſpective hinter ſich hat, die nicht in die Darſtellung aufgeht, die in ihr mehr angedeutet als vergegenwärtigt iſt und das Romantiſche auf dieſe Weiſe mit einer allegoriſchen Tendenz ſich wieder dem Symboliſchen nähert. Ueberblickt man dieſe Eintheilung, ſo bietet ſie unleugbar ſehr reiche Geſichtspunkte dar, allein eben ſo unleugbar bereitet ſie auch neue Schwierigkeiten. Denn das eigentliche Princip derſelben iſt offenbar der Begriff der äſthetiſchen Compoſition überhaupt nach dem Verhältniß der geiſtigen Bedeutung ſeines Inhalts zur ſinnlichen Angemeſſenheit ſeiner Form. Dies Verhältniß kommt aber in aller Kunſtentwickelung vor, weil in dieſem Sinn jede in ihren Anfängen einen mehr oder weniger ſymboliſchen Charakter haben muß; ſpäterhin aber, wenn die Technik erſtarkt und die Ideen ſich ſcheiden, kann ſie eine plaſtiſche Einheit von Form und Inhalt gewinnen; eine Einheit, die mit dem fortſchreitenden Wachsthum der Bildung wieder zurücktreten kann. Es kann daher ein und derſelbe Inhalt in dieſen drei verſchiedenen Formverhältniſſen zur Erſcheinung kommen und es hat ſogar nichts Widerſprechendes, zu behaupten, daß z. B. das Symboliſche auch plaſtiſch und romantiſch behandelt werden könne. So werden wir die Schilderung der Cherubim und Seraphim bei den jüdiſchen Propheten eine ſymboliſche nennen müſſen; die Darſtellung hingegen, die wir von ähnlichen monſtröſen Thierbildungen in den Stierlöwen und Adlerſtieren aſſyriſcher Denkmäler finden, eine plaſtiſche; und diejenige endlich, die ſich von dem nämlichen Gegenſtande in der Johanneiſchen Apokalypſe vor uns entfaltet, eine romantiſche. Abgeſehen aber von dieſem Haupteinwurf, müſſen wir zugeſtehen, daß die Unterſcheidung des ſogenannten Orientaliſchen

vom Claſſiſchen oder Plaſtiſchen eine ſehr unbeſtimmte und ungenaue iſt. Denn wie verſchieden iſt nicht das Orientaliſche in ſich ſelber! Wie weit liegen nicht ſeine verſchiedenen Culturen ſammt ihrer Kunſt unter ſich auseinander! Wie ſchwer iſt es alſo nicht, die orientaliſche Kunſt überhaupt zur Einheit eines Begriffs der griechiſch-römiſchen gegenüber zuſammenzufaſſen! Wie ſehr hängt nicht dieſe an tauſend Fäden mit der ägyptiſchen, phöniziſchen und perſiſchen zuſammen! Gibt man aber auch die Möglichkeit einer ſolchen ſynthetiſchen Abbreviatur zu, ſo ſpringt in die Augen, daß die Subſumtion des Moſaismus und Muhamedanismus unter dieſelbe ebenſo auffallen muß als die Abtrennung des Griechiſchen und Römiſchen aus der Continuität der Geſchichte der ethniſchen Völker; denn während die erſteren ein ganz anderes, ja entgegengeſetztes Princip haben, ſtimmen Griechen und Römer mit den letzteren im Princip überein. Wenn man die Architektur die ſymboliſche, die Sculptur die plaſtiſche, die Malerei, Muſik und Poeſie die romantiſche Kunſt genannt hat, ſo hat dies wohl einen geiſtreichen Sinn: aber das ſogenannte Geiſtreiche iſt mehr witzig als gründlich und daher häufig nur halbwahr. Denn im Allgemeinen kann man jenes Urtheil zugeben, um das Verhältniß von Realismus, Real-Idealismus und Idealismus in dieſen Künſten zu bezeichnen; ſobald man aber näher zuſieht, erkennt man, daß jede derſelben ſymboliſch, plaſtiſch und romantiſch zu ſein vermöge. Und will man jene Unterſchiede nun gar auf den Orient, das claſſiſche Alterthum und die chriſtliche Zeit ausſchließlich beziehen, ſo werden ſie ſofort unwahr.

Aber noch mehr. Der Ausdruck romantiſch wird von uns offenbar noch in einem ganz andern Sinn gebraucht, als er in jenem Verhältniß zum Symboliſchen und Claſſiſchen vorkommt. Wir verſtehen darunter auch die ſubjective Unendlichkeit des Gemüths, die äußerlich in einer bunten Mannichfaltigkeit abenteuerlicher Begebenheiten ſich einen adäquaten Widerſchein geben kann. Dieſe Ueberſchwänglichkeit, die ſich im Reiz der Contraſte gefällt und mit ihren Empfindungen, auch den ſchmerzbewegten, in ein wollüſtiges Spiel ſich verſenkt, ſteht dem Naiven und dem Didaktiſchen gegenüber und kann füglich, nach Schiller's Vorgang, das Sentimentale

genannt werden. Denn das Naive ist der unbefangene Ausdruck der Natur, das Didaktische der in sich reflectirende Geist, das Sentimentale aber die durch Reflexion potenzirte Innerlichkeit. Nun müßte, wollte man diese Begriffe mit dem des Orientalischen, Griechisch-Römischen und Christlichen ausgleichen, das Didaktische mit dem ersteren, das Naive mit dem zweiten und das Sentimentale mit dem dritten zusammenfallen. Und dies ist in der That auch theilweise der Fall, nicht aber schlechthin, sondern in concreto erkennen wir, daß jeder Standpunkt an sich Totalität zu sein, mithin nicht nur sich in seiner individuellen Abgeschlossenheit, vielmehr innerhalb seiner Eigenheit und durch ihre Tinctur modificirt, auch die andern hervorzubringen strebt; d. h. also, das naive Ideal wird ebenso wohl didaktisch und sentimental, als das didaktische naiv und sentimental, als das sentimentale naiv und didaktisch. Das Romantische im Sinn des Sentimentalen und Abenteuerlichen hat sehr begreiflich sein Hauptelement in der Liebe. Wer wollte nun wohl ableugnen, daß die Behandlung der Liebe in den Romanen der Chinesen, in den Dramen der Inder, in dem Hohen Liede der Hebräer, in den altarabischen Heldengesängen, in der erotischen Elegie der Hellenen, in den Tragödien des Euripides, in der Erzählung des Apulejus vom Mythus des Eros und der Psyche romantisch sei? Das Romantische daher nur auf das Christliche beschränken zu wollen, ist eine zu enge Begrenzung des Begriffs. Die Griechen haben gewiß das naive Ideal auf das vollkommenste verwirklicht und doch bedarf es keiner sonderlichen Feinhörigkeit, schon in ihrer ältesten Epik, schon in der Odyssee, das Rauschen eines romantischen Stroms zu vernehmen. Denn der Wanderer Odysseus erlebt nicht nur viel Seltsames, das von heidnischen und christlichen Dichtern zahllose Male nachgeahmt ist, sondern mitten unter den Wundern, die er zu Land und Meer, die er auf der sonnigen Erde wie im düstern Tartaros erfährt, schlägt ihm auch ein zärtliches Herz im Busen. Die schönlockige Nymphe Kalypso kann den nach Weib und Kind verlangenden nicht fesseln; von ihrem Lager eilt er an das Ufer des Meeres, Thränen der Sehnsucht zu vergießen und wagt, ein romantischer Abenteurer wie Einer, auf selbstgezimmertem Floß einsam die Fahrt durch die Salzfluth.

Aus ſolchen Bedenklichkeiten heraus ſcheint es für die weltgeſchichtliche Behandlung der Kunſt in der That richtiger zu ſein, ſie dem religiöſen Unterſchiede des Ethnicismus, des Theismus und des Chriſtenthums unterzuordnen. Das äſthetiſche Ideal dieſer drei Religionen kann man das der Schönheit, der Weisheit und der Freiheit nennen, dieſe Ausdrücke aber auch mit andern vertauſchen, wenn man ſich erinnert, daß ein jedes innerhalb ſeiner ſpecifiſchen Individualiſirung auch das Weſen der andern zu ſetzen, oder, wie wir es in anderer Beziehung zuvor ausſprachen, Totalität zu ſein ſtrebt. Man kann das ethniſche Ideal auch das naive, das theiſtiſche auch das didaktiſche, das chriſtliche das ſentimentale nennen. Oder auch das erſtere das objectiv reale, das zweite das ſubjectiv ideale, das dritte das abſolute. Oder auch das erſte das immanente, das zweite das transcendente, das dritte das concrete, ſofern das erſte die Natur ſelber als unmittelbar göttlich anſchaut, das zweite von der Natur Gott als ein perſönliches, jedoch geſtaltloſes Weſen unterſcheidet, das dritte durch die Vorſtellung des menſchgewordenen Gottes einerſeits die Natur als das nothwendige Organ des Geiſtes anerkennt, andererſeits die Geſtaltloſigkeit und geheimnißvolle Unfaßlichkeit der Gottheit aufgiebt. Es iſt immer ſehr ſchwer, einen großen Inhalt ganz unmißverſtändlich mit einem einzigen Wort zu bezeichnen, weil, wie geſchickt man es auch anfange, ſtets noch wichtige Beziehungen unausgedrückt zurückbleiben werden. Wenn das Ideal des Ethnicismus als das der Schönheit beſtimmt wird, ſo kann man dagegen einwenden, daß ja doch alle Kunſt, alſo auch die des Monotheismus und des Chriſtenthums, auf Schönheit ausgehe. Unſtreitig. Allein ebenſo unſtreitig iſt es, daß ſowohl der Theismus als das Chriſtenthum zunächſt, als Religion, kein äſthetiſches Intereſſe haben, während daſſelbe bei dem Ethnicismus ein primitives, mit ſeinem Cultus innigſt verflochtenes iſt. Der Jude will vor allen Dingen die Gewißheit haben, ein treuer Knecht ſeines Herrn durch genaue Befolgung ſeiner Gebote zu ſein; die Schönheit kümmert ihn nicht. Der Chriſt will voraus die Gewißheit ſeiner Vereinigung mit Chriſtus haben, die er nur in ſeinem Innerſten erfahren kann. Gegen die abſolute Angelegenheit ſeines ewigen Heils iſt ihm Schön-

heit etwas zunächſt ganz Gleichgültiges; ja ſie kann ihm, wie die Geſchichte der chriſtlichen Welt zeigt, ſogar als etwas Eitles, Profanes, nicht weit von der Sünde Entferntes erſcheinen. Im Ethnicismus hingegen iſt die religiöſe Anſchauung eine urſprünglich der Natur hingegebene und dadurch der Entwickelung der Kunſt, namentlich der bildenden, ganz unmittelbar zugänglichere, auf deren Wege wir daher auch diejenige Vollendung der Sculptur finden, die weder zuvor exiſtirt hatte noch wieder exiſtiren wird, die griechiſche.

Das äſthetiſche Ideal des Ethnicismus geht von der Natur aus, aber es ſchreitet zum Geiſt fort. Es beginnt mit der Nothwendigkeit, aber es ſucht die Freiheit. Man kann in der Geſchichte ſeiner Bildung wiederum ein contemplatives, heroiſches und individuelles Ideal unterſcheiden. Das erſtere iſt das des pantheiſtiſchen Quietismus der oſtaſiatiſchen Völker, der Chineſen, der Inder und der buddhiſtiſchen Indochineſen. Es hat eine große und mannichfaltige Poeſie, eine bedeutende Architektur und Sculptur hervorgebracht. Die Chineſen haben das Naturprincip als Familienpietät durchgeführt, deren durch Confucius fixirte Inſtitutionen man ſehr wohl von den buddhiſtiſchen Lebensarten unterſcheiden muß, die ſich heutzutage auch in China ſeit zwei Jahrtauſenden in immer wachſendem Grade eingebürgert haben. Die Familienpietät beherrſcht die Lyrik, den Roman und das Drama der Chineſen. In der Architektur baut ſie das Haus als Sitz der Familie und im Hauſe den Ahnenſaal, in welchem jährlich alle Glieder der Familie ſich verſammeln, das Gedächtniß der Verſtorbenen durch Gebete und durch Verbrennen von Gold- und Silberpapier zu feiern. Der Saal iſt aber ganz kahl. Der Chineſe baut vornehmlich in Holz in rein verſtändiger Weiſe. Will er einen lebhaftern Eindruck hervorbringen, ſo bemalt er die Wände mit hellſchimmernden Lackfarben, beſchreibt ſie, ihre Leerheit zu tilgen, mit Sprüchen des Confucius, läßt die Dächer ſich ausbauchen und ausſchweifen, ſchnitzt die Ausladungen der Balken zu fratzenhaften Figuren und ſtellt gern Stangen auf, die er mit bunten, flatternden Bändern ſchmückt. In Indien herrſcht das Naturprincip durch die Kaſte, die ſich in ſich durch die Einheit der Zeugung abſchließt. Die Führung der Geſchlechtsregiſter wird

daher von unendlicher Wichtigkeit und die Treue der Gattin erlangt eine ſo große Bedeutung, daß ſie in der orthodoxen Poeſie der Inder das eigentliche Ideal ausmacht. Die Architektur wird zum Tempelbau und die Sculptur beginnt die Geſtalten der Götter in Statuen und ihre Geſchichten in Reliefs zu veranſchaulichen. Die chineſiſche Reichsreligion, die das geſtaltloſe Abſtractum des Himmels, den Tien, verehrt, hat keine Götter, daher auch keine Götterbilder und keine Tempel. Nur verdienten Menſchen widmet ſie an einfachen Pfählen aufgehängte Denktafeln und ihren Bildſäulen einen mnemoniſchen Cultus, z. B. dem Confucius. Den Typus der indiſchen Architektur hat man wegen der Weitläufigkeit ihrer Anlagen den landſchaftlichen genannt. Man müßte damit aber auch den der amerikaniſchen bezeichnen: denn die ungeheuern Ruinen von Centralamerika in Mexico, Yucatan, Guatemala und Nicaragua machen einen ganz ähnlichen Eindruck wie die Ruinen von Keilaſa in Indien. Der Charakter der indiſchen bildenden Künſte beſteht in demſelben Gemiſch von verſtändiger Ordnung und phantaſtiſcher Ueberſchwänglichkeit; welches auch aus der Religion und Poeſie der Inder uns entgegentritt. Es iſt die Welt der Extreme. Durch den Gruftbau wühlt ſich die Architektur tief in die Felſen, geht aber auch im Freibau zu pyramidaliſcher Pagodenform und zu vereinzelten, ganz willkürlich geſtalteten Rieſenſäulen fort. In der brahmaniſchen Tempelconſtruction iſt Alles auf Vergegenwärtigung der Unterſchiede in der Einheit hingerichtet. Die vier Höfe einer Pagode z. B. ſollen auf die vier Weltgegenden, auf die vier Weltalter, die vier Veden und die vier Kaſten hindeuten. Das contemplative Princip erreicht im Peſſimismus und Quietismus der Buddhiſten ſeine Spitze. Der Buddhismus hat in der Poeſie nur Legenden und Liturgien. In der Architekur baut er das Kloſter mit den Zellen für Mönche und Nonnen. Er baut aber auch Tempel: denn er ſtellt ſich Buddha als einen einfachen Menſchen vor, der mit ſanften, faſt weiblichen Zügen und untergeſchlagenen Beinen auf einem Kiſſen in beſeligender Betrachtung ruhig daſitzt; eine Geſtalt, welche die buddhiſtiſche Sculptur in Holz, Sandſtein, Marmor und Erz tauſendfältig und oft nicht ohne Schönheit aus-

geführt hat. Hier ist die Gestaltlosigkeit des chinesischen Tien, hier ist aber auch die Gestaltüberfülle der vielgliedrigen indischen Götter verschwunden und der Mensch beginnt, sich dem menschlichen Gott mit kindlichem Vertrauen zu nahen. Der Buddhismus verwirft die Kasten. Er kennt, der Gottheit gegenüber, keine Standesunterschiede mehr und versammelt die ganze Gemeinde in dem gleichen Raum, den er mit einem Tonnengewölbe überdeckt und an dessen Hinterwand sich der sogenannte Dagop befindet. Der Dagop ist ein unterhalb cylindrisches, oberhalb blasenartig gekuppeltes Sanctuarium, worin die Reliquie des Tempels enthalten ist und vor welchem die Statue des Buddha aufgestellt wird. Daß diese Form eine Nachahmung der Wasserblase sei, weil Buddha die Nichtigkeit des menschlichen Lebens oft mit der Flüchtigkeit einer Wasserblase verglichen habe, ist vielleicht keine gründlichere Ableitung, als wenn man die Pfeilerbogen gothischer Dome aus der Nachbildung der deutschen Eichenwälder hat entstehen lassen. Die Einheit der Gemeinde ist wohl der Hauptgrund, der die Kreisform hervortrieb, denn in der viereckten chinesischen Ahnenhalle versammelt sich nur die Familie und in den weitläufigen, mit Grotten, Arcaden, Terrassen, Freitreppen und Thurmsäulen zu freier Mannichfaltigkeit ausschweifenden indischen Tempeln opfert jede Kaste nach ihrem Gesetz.

Den passiven Völkern Hinterasiens stehen die activen Vorderasiens, Perser, Aegypter und Araber, gegenüber. Die Perser trieben Viehzucht, die Aegypter Ackerbau, die Semiten Industrie und Handel. In ihrer Religion waren sie Dualisten. Und wie ihre Götter selber als gute und böse untereinander sich bekämpfen, so kämpfen auch die Menschen untereinander um die Herrschaft. Kleinasien wurde seit jeher der Schauplatz des hier entbrennenden großen Völkerkampfes, der das heroische Ideal entwickelte. Man kann sich kaum einen größern Contrast vorstellen als den alten Perser, der in der engen Zelle des Derimher mit verhangenem Munde die reine gestaltlose Flamme anbetet, der seine Todten auf den Steinen des hohen Dackmeh der freien Luft aussetzt, damit sie von den Vögeln des Ormuzd gefressen werden sollen, und den Aegypter, der das stierköpfige Bild des Sonnengottes aus schwarzem Granit

meißelt und in den Höhlengräbern des Gebirges den mumisirten Leichnam zu verewigen trachtet. In der Entwickelung aber eines heroischen durch priesterliche Etikette gezähmten Herrscherthums stimmen sie überein. In der bildenden Kunst haben daher beide den Palastbau zur glänzendsten Entfaltung gebracht, haben beide eine monumentale Sculptur von imponirender Größe und doch edeln Maßverhältnissen erzeugt. Die nunmehr sich enthüllenden Palastbauten zu Niniveh und Khorsabad geben uns jetzt zwischen Theben und Persepolis ein Mittelglied, das uns noch fehlte. Zum Holzbau Chinas, zum Steinbau Indiens ist hier der Bau aus gebrannten Ziegeln gekommen, die man mit einem edlern Material, mit Email, mit Alabaster, Goldblech u. dergl. überkleidete. Festliche Pracht, die zur Allmacht emporschwindelnde Erhabenheit des Herrschers ankündigen, war der Charakter dieses Stils, der in Aegypten durch eine in grellen Farben schwelgende Wandmalerei eine sehr heitere Physiognomie gewann. Polychromische Bemalung der plastischen Werke war übrigens auch in den mesopotamischen Stromländern heimisch. Je mehr wir die Kraft und Würde dieser Kunst anerkennen müssen, um so merkwürdiger ist es, daß wir von poetischen Erzeugnissen dieser Völker nichts wissen, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß sie priesterliche Gesänge und Volkslieder gehabt haben. Der semitische Stamm theilte sich in die Nomaden des Meeres, die Phöniker, die sich in Metallarbeiten, Schmelzwerken, geschnittenen Steinen und Teppichwebereien auszeichneten, und in die Nomaden der Wüste, die Araber, die in der bildenden Kunst nichts hervorbrachten, weil sie die bewegliche Zelthütte bald hier, bald dort aufschlagen mußten, hingegen eine sehr reiche und schöne Poesie besaßen, die neben der Blutrache auch die Liebe der Helden verherrlichte.

Hat man einmal den Gegensatz erkannt, der zwischen dem passiven, pantheistischen, quietistischen Hinterasien und zwischen dem activen, dualistischen, eristischen Vorderasien stattfindet, so wird es nicht mehr zweifelhaft sein, daß man von ihm nicht zum hebräischen Monotheismus, sondern zum griechischen und römischen, keltischen und germanischen Individualitätsprincip fortgehen muß, mit welchem

in allen Richtungen der Kunst der Anthropomorphismus zum Siege durchdrang. Es wäre überflüssig, hier in das Nähere eingehen zu wollen: denn von der Poesie dieser Völker ist die individuelle Schönheit derselben ebenso bekannt als von ihrer bildenden Kunst. Man hat die letztere bei den Griechen jetzt, im Gegensatz zur landschaftlichen des Orients, die des Hauses benannt, weil dasselbe in sich gegen die Natur abgeschlossen sei; der griechische Tempel sei das Haus des Gottes. Allein der Hausbau hat seine primitive Construction im wirklichen Hausbau der Chinesen gefunden; der Tempel wird aber überall als Wohnung des Gottes vorgestellt. Es ist vielmehr die Befreiung der Säule zur individuellen Gliederung, sowie die Isolirung der Statue aus dem monumentalen Verbande, worin die Eigenthümlichkeit der hellenischen Architektur und Plastik liegt. Aus diesem Grunde sollte man auch die Steinbauten der keltischen Nationen nicht so niedrig anschlagen, als gegenwärtig in den Kunstgeschichten zu geschehen pflegt. Denn diese Dolmen und Menhir sind zwar an sich roh, in ihrer Tendenz aber drücken sie ebenfalls das individuelle Princip der Säule und Statue aus. Wurden sie doch in den Cromlechs nach bestimmten großartigen Plänen zu mächtigen Steinkreisen und Steinalleen aufgerichtet, als ob ein Volk riesiger freier Männer zusammenstünde.

Man muß also den Ethnicismus als ein Ganzes auffassen, das auch in seinen ästhetischen Productionen einen zusammenhängenden Fortschritt zeigt. Daß aber das religiöse Princip nicht nur das politische, sondern auch das ästhetische bestimmte, sehen wir vorzüglich da, wo wir erkennen, daß weder technische Unvollkommenheit noch Mangel an Zartgefühl zur Festhaltung häßlicher Formen nöthigte, sondern die Nothwendigkeit, den einmal vom Glauben geheiligten Typus einer Gestalt zu bewahren. Erst bei den Hellenen siegte die Schönheit über die religiöse Tradition. Wurde die griechische Plastik nicht eben dadurch so schön, daß sie Schritt vor Schritt die Gestalt der Götter von aller symbolischen Ungeheuerlichkeit befreite und sie völlig vermenschlichte? Dem Ethnicismus steht der Theismus gegenüber, dessen absoluter Gegenstand das Wort Gottes ist, wie es geoffenbart worden. Dies von Ewigkeit gesprochene

Wort zu hören, zu lesen, zu sprechen, zu bedenken, zu befolgen, ist das Beste, was der Mensch thun kann; alle anderweite Bildung ist ihm eigentlich gleichgültig. Sein Ideal wird daher pädagogisch und didaktisch. Nicht die Schönheit sondern die Weisheit tritt voran. Die Poesie wird im Wesentlichen zur Paraphrase des göttlichen Worts, sofern sie nicht sogar dies selber ist. Sie hat einen rhetorischen, dicht an die Poesie streifenden Hang, der besonders mit scharfem Griffel die kühlsinnigen Gnomen der Lebensklugheit schreibt und durch Beispiele aus der Erfahrung des Weltlaufs erläutert. Ihre specifische Stärke treffen wir im Aussprechen des Affects der Bewunderung Gottes, sei es seiner Macht oder seiner als unbegreiflich vorausgesetzten Weisheit. Ein Epos hat sie so wenig als ein Drama, weil der Begriff eines Schicksals fehlt, mit welchem der Mensch einen freien Kampf aufzunehmen vermöchte. Was der Islam von epischen Motiven verarbeitet hat, ist theils dem altarabischen Leben, theils der altpersischen Sage, theils der indischen, zuweilen der griechischen Literatur entlehnt. In der bildenden Kunst aber haben weder Mosaismus noch Muhammedanismus etwas erzeugen können, das eine Folge ihres Princips wäre, weil ihr Gott als reines Wesen gestaltlos gedacht wird, für welches die Formen der Natur, die es erschafft, gar keine Geltung an sich haben, sondern als Erzeugnisse göttlicher Willkür ganz anders, als sie sind, sein könnten. Der Islam verbietet ausdrücklich die Darstellung lebendiger Geschöpfe, weil Allah am Jüngsten Tag die Seele zu solchen todten Machwerken vom Künstler fordern würde; d. h. Muhammed fürchtete, daß die bildende Kunst ein dem abstracten Monotheismus gefährliches polytheistisches Element bringen könnte. Sculptur und Malerei mußten sich deshalb im Theismus mit bloßer Ornamentik begnügen. So mannichfaltig nun dieselbe von ihm entwickelt ist, so bleibt sie doch ein sehr ungenügender Ersatz für die wirkliche Gestalt. Der Mäander, die Zickzacklinie und das verschlungene Band sind einmal die Elemente der Ornamentik, die sich überall wiederholen, wie sie auch variirt werden und die wir daher selbst auf den Bautrümmern Amerikas wiederfinden, wo wir sie namentlich auf den herrlichen Ruinen von Uxmal ein üppiges Spiel treiben

sehen. Die leeren Felder der Wände suchte der Islam, wie die Chinesen, mit Inschriften zu füllen. Vom Schloß Alhambra ist zwar der Löwenhof berühmt, allein man würde sehr irren, wenn man denselben als ein Beispiel anführen wollte, daß die muhammedanische Kunst auch lebendige Gestalten darstelle, denn die angeblichen Löwen sind groteske, unmögliche Fratzen, die keinem wirklichen Thiere ähnlich sehen und aus Vorsicht keine Füße haben, sondern unten und hinterwärts in bloße Klötze auslaufen. Der berühmte Salomonische Tempel zu Jerusalem aber war das Werk des phönikischen Baumeisters Hiram Abif, und die muhammedanischen Moscheen sind Nachahmungen christlicher Basiliken. Auch die Kuppel der Moscheen entnahm der Islam von den Byzantinern und die Sophienmoschee in Konstantinopel ist bekanntlich ein Werk Justinian's.

Die Wahrheit des Enthnicismus wie des Theismus ist das Christenthum, weil es in seiner Grundanschauung der Menschwerdung Gottes die Immanenz des Göttlichen in der sinnlichen Bestimmtheit der Natur mit der überweltlichen Transscendenz des naturfreien Gottes vereinigt. Sein Gott erscheint als ein für die Freiheit sterbender Mensch. Sein Wesen ist die Freiheit: denn mit welch anderm Wort könnte man sonst wohl seine Eigenthümlichkeit besser ausdrücken? Welch andere Religion reichte an die Tiefe, mit der es die Entstehung des Bösen aus der Willkür der Gesetzlosigkeit und die Ueberwindung des Bösen durch die positive Hervorbringung des Guten, die Versöhnung des Geistes, für die Erkenntniß auch der einfachsten Intelligenz erschlossen hat? Wahrhafte Freiheit existirt nur, wo die Wahrheit des Willens als seine Selbstbestimmung existirt, diese Wahrheit aber die heilige Nothwendigkeit des göttlichen Willens selber ist. Eben deshalb ist nun das Christenthum zwar in seinem Princip unveränderlich, denn es aufzuheben müßte die Gottheit selber vernichtet werden können, aber in seiner Erscheinung ist es perfectibel. Seine Geschichte besteht in dem progressiven Proceß, der die Göttlichkeit seines Princips nicht blos extensiv in der Ausbreitung über das ganze Menschengeschlecht, sondern auch intensiv in der gründlichern Vermittelung seiner Gewiß-

heit, in der allseitigern und entschiedenern Durchdringung der Sittlichkeit der Völker mit der Verwirklichung der Freiheit manifestirt. Als Religion an sich ist es, wie schon oben bemerkt, gegen Schönheit und Kunst gleichgültig, allein es ist nicht principiell feindselig dagegen. Da sein Princip die Natur als das Organ des Geistes in den Willen selber aufnimmt, so ist in ihm die Tendenz zu einer Heiligung der Natur angelegt, welche dieselbe der Kunst nach allen Richtungen hin eröffnet. Architektur, Sculptur und Malerei sind von ihm ebenso sehr gepflegt als Musik und Poesie. Seine Universalität ermöglicht ihm, die Stoffe und Formen der Kunst von allen paganischen Nationen und ebenso alle lyrischen Accente und alle weisen Sentenzen zu reproduciren, in denen der Theismus die Heiligkeit Gottes ausspricht. Diese Reproduction vermittelt ihm die formale Elasticität, seinem eigenen Princip einen adäquaten Ausdruck zu schaffen. Dies Princip, die Freiheit, hat ihm eine Kühnheit und Größe, Einheit und Mannigfaltigkeit, Kraft und Nachdruck, Anmuth und Zartheit möglich gemacht, die seinen Kunstgebilden eine unerwartete Originalität verleihen, wie der christliche Kirchenbau z. B. als eine Synthese angesehen werden kann, welche die indische Pagode im Thurm, das Gewölbe der Stupas über den Dagop im gewölbten Langhaus, die ägyptischen Katakomben in den Hypogäen der Krypten, die Säulen des griechischen Tempels in den Pfeilern der Schwibbogen den Halbkreis der römischen Gerichts- und Handelshalle oder Basilika im Chorschluß, die Ornamentik der Moschee in tausendfältigem, mit dem Ganzen organisch verschmolzenen Zierwerk vereint, und wie nun diese ungeheure Synthese doch nach innen und außen so eigenthümlich gegliedert ist, daß die gigantisch emporgethürmte Masse sich selbst himmelanzustrecken und alle ihre zahllosen Theile mit liebender Seele zusammenzuhalten scheint. Vom nur ästhetischen Gesichtspunkt aus kann man kaum umhin, dem Ethnicismus einzuräumen, daß er die Kunst in ihren wesentlichen Stoffen und Formen bereits erschöpft habe, zumal wenn man erwägt, welch ein kleiner Rest uns von den Wunderwerken des griechischen Geistes überkommen ist. Daß die Kunst nach allen Seiten noch einen neuen Aufschwung nehmen, daß sie den Realismus der ethnischen

und den Idealismus der theistischen Kunst im Aether eines noch höhern Elements wiedergebären konnte, das ist die That des Christenthums.

Die Geschichte der christlichen Kunst hat aber eben durch ihre Universalität Schwierigkeit, die wir weder bei dem Ethnicismus noch bei dem Theismus treffen. Nach einem abstracten Raisonnement würde man denken können, daß das Christenthum zuerst das Element des Ethnicismus, sodann das des Theismus in sich reproducirt habe, bis es, in dieser Reproduction ästhetisch erstarkt, die ihm inwohnende Eigenthümlichkeit erreicht habe. Allein dies ist keineswegs der Fall. Eher noch könnte man das Umgekehrte behaupten, daß es, in der Entgegensetzung gegen den Polytheismus, zuerst den Accent auf die Einheit Gottes zu legen hatte und daher dem Theismus näherstehen mußte. Erst als das Verhältniß des Gottmenschen zu Gott dogmatisch und liturgisch festgestellt war, trat mit dem Cultus der Heiligen ein polytheistisches und mit ihm ein ethnisches Element in das Christenthum. Richtiger aber faßt man das Verhältniß wohl so, daß Ethnicismus und Theismus die constanten Factoren sind, zwischen deren Einseitigkeit der Bildungsproceß der christlichen Kirche überhaupt wie der ihrer einzelnen Glieder beständig hin- und herschwankt. Die Ueberwindung beider Extreme, worin ihre Entgegensetzung gegeneinander verschwunden, ist das echte Christenthum, das ja auch der in ihnen verborgene Grund ist, ohne welchen sie selbst niemals hätten entstehen können.

Zum Schluß sei hier noch eines Punktes erwähnt, der für die weltgeschichtliche Construction der Kunst ebenso schwierig als wichtig ist. Gewöhnlich nämlich unterscheidet man in der christlichen Kirche nur den Katholicismus und den Protestantismus als die Hauptformen und theilt den ersten in den morgenländischen und abendländischen als coordinirte Formen. Diese Auffassung ist aber ungenau und hat, indem man immer nur Protestantismus und Katholicismus als römischen zu contrastiren liebt, zu vielen einseitigen und irrigen Consequenzen geführt. Eine sorgfältigere Beachtung des historischen Thatbestandes zeigt uns, daß die sogenannte morgenländische Kirche einen sehr bestimmten und höchst eigenthümlichen

Culturkreis einnimmt, dem auch ein besonderes ästhetisches Ideal entspricht. Die Verwirrung der heutigen Politik sträubt sich beständig, das griechische Element nach seiner weitverzweigten Bedeutung anzuerkennen, wird aber widerwillig immer zu seiner Wichtigkeit zurückgeführt, weil auch die Stärke Rußlands zuletzt auf ihm beruht. Wir unterschätzen noch immer die Byzantiner und wissen ihnen nicht genug negative Prädicate zu geben, in der Kunst aber entdecken wir alle Tage mehr, zu wie Vielem Byzanz die Anfänge gelegt hat. Die Sprödigkeit und Steifheit derselben überrascht uns auf dem Boden des antiken Hellenismus doppelt und die ikonoklastischen Streitigkeiten erscheinen uns auf ihm als eine fast unnatürliche Verwirrung. Byzanz aber hat zuerst in den Basiliken christliche Tempel gebaut; es hat für Sculptur und Malerei die ersten Typen der göttlichen und heiligen Personen erschaffen; es hat zur christlichen Hymnik und zum Gemeindegesang den Grund gelegt; es hat die apokryphischen Evangelien und die Legenden der Heiligen, d. h. die epischen Motive der christlichen Kunst hervorgebracht. Die Erstarrung, in welche Byzanz mit seinem tausendjährigen Todeskampf verfiel, darf uns gegen diese Anfänge nicht ungerecht machen; noch weniger die Stagnation, welche die bildende Kunst in Rußland dadurch erhielt, daß die Malerei der Heiligenbilder durch den Stoglawnik, d. h. das unter Iwan IV. Wassiljewitsch 1551 verfaßte Kirchengesetzbuch zur bloßen stereotypen Chablonenmalerei herabgedrückt ward, indem er die Bilder des Mönchs Andreas Rublew in Moskau aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts als die Norm privilegirte, ohne welche die Kirche weder die Aehnlichkeit der Personen noch die Wunderkraft der Bilder zu garantiren vermöge.

Das byzantinische Ideal trägt durchweg den Charakter der Resignation, wohingegen das romanische den der Ritterlichkeit ausdrückt, dessen affirmative Begeisterung die Kunst wie ein warmer Frühlingsathem durchdrang. Die Spanier haben dies Ideal mit einer arabischen, die Franzosen mit einer römischen, die Italiener mit einer griechischen Modification verwirklicht.

Die Befreiung des christlichen Ideals zur Selbstgewißheit des

Einzelnen wurde durch den germanischen Protestantismus bewirkt. Die hiermit verknüpfte Richtung auf die Innerlichkeit ließ die Entwickelung der Poesie und Musik bei ihm vorantreten; allmälig hat er aber auch eine bildende Kunst zu gründen angefangen, die sich von der Nüchternheit nur verständiger Formen zu idealerm Schwunge fortbewegt. Wir nennen das protestantische Ideal gewöhnlich das autonomische nach einem von Kant eingeführten Ausdruck, im Gegensatz zur Heteronomie, welche die Nothwendigkeit des Willens nicht als die seinem eigenen Wesen immanente, sondern nur als Uebereinstimmung mit einem durch eine fremde Autorität gegebenen Gesetz betrachtet. Autonomie ist deshalb nichts weniger als Willkür des Individuums, wie man dem protestantischen Princip gern andichtet, sondern im Gegentheil der Gehorsam gegen das Gesetz, sofern es die eigene Nothwendigkeit des Geistes ausdrückt. Wir Protestanten erkennen an, daß die Freiheit, welche das Christenthum als die Wahrheit unsers Willens von uns fordert, im Grunde unsere eigene Nothwendigkeit ist. Wir glauben, daß Gott nichts von uns fordern könne, was nicht der Mensch kraft der ihm durch Gott anerschaffenen Wesenheit von sich selbst fordern müßte und betrachten es als das Majestätsrecht des Menschen, da, wo es sich um sein ewiges Leben handelt, sich selbst überzeugen zu dürfen. Unsere Selbstgewißheit soll erkennen, daß der Inhalt unsers Glaubens auch vernünftig ist, weshalb wir der Freiheit der Kritik und der Vermittelung der Bildung bedürfen, um nicht in eine leere, blos formale, fanatische Selbstgewißheit zu verfallen. Von dieser recht verstandenen Autonomie ist alles Große in unserer Wissenschaft und Kunst ausgegangen und was wir das moderne Ideal zu nennen pflegen, liegt wesentlich in ihr. Mit der maßvollen Strenge der Weisheit vereint sie die sanfte Wellenlinie der Schönheit.

Doch hier brechen wir ab und widerstehen dem Reiz, der uns zu weiterer Untersuchung verlocken möchte. Blicken wir zurück, so haben wir zuerst die Schwierigkeiten bemerklich gemacht, die in einer Eintheilung der Weltgeschichte als alter, mittlerer und neuer, oder als orientalischer, antiker und christlicher liegen. Wir sahen, daß die Unterscheidung der Staatsformen der Despotie, Aristokratie,

Demokratie und Monarchie sich der allgemeinen Differenz als Racestaat und Humanitätsstaat unterordnet und daß die Eintheilung der Weltgeschichte, um principiell zu sein, den Ethnicismus, den Monotheismus und das Christenthum als oberste Unterscheidung anerkennen müsse. Wir leiteten hierauf das jedem dieser Kreise inhärirende ästhetische Ideal ab: für den Ethnicismus das naive der zur Schönheit verklärten Natur; für den Monotheismus das pädagogisch-didaktische der Weisheit, die aus der Erkenntniß des göttlichen Worts sich ergiebt; für das Christenthum das sentimental-humanistische der Freiheit, die sich ihrer göttlichen Wahrheit gewiß wird. Den Begriff des Symbolischen, Classischen und Romantischen erkannten wir als einen allgemeinen, der in jeder Kunstentwickelung vorzukommen vermöge. Bei dem Vergleich der einzelnen Künste mit dem Wesen der verschiedenen weltgeschichtlichen Idealformen ergab sich aber, daß innerhalb des Ethnicismus bei den activen Völkern Vorderasiens bei den persisch-assyrischen Nationen, den Aegyptern und Phönikern, zwar eine große monumentale bildende Kunst, jedoch keine Poesie, umgekehrt bei den alten Arabern zwar eine bedeutende Poesie, jedoch keine bildende Kunst sich vorfindet und daß dies letztere Verhältniß in noch größerm Umfange sich im Theismus überhaupt wiederholt, der nur eine poetische Kunst besitzt und die Architektur, wo er ihrer bedarf, von fremdher mit leichter Abänderung aufnimmt. Ja, es zeigte sich, daß der Theismus auch in der Poesie sich eigentlich auf Lyrik und Didaktik beschränkt, epische Motive nur von außen aufnimmt und das Drama gar nicht kennt. Bei dem Christenthum hingegen trafen wir auf die unumschränkte Universalität der künstlerischen Production, so wenig die ethische Concentration seines Anfanges einer solchen günstig geschienen hatte. Ein kurzer Hinblick auf die Hauptphasen der bisherigen Entwickelung der christlichen Kunst im byzantinischen, romanischen und germanischen Ideal schloß unsere Darstellung.

So unvollkommen sie ausfiel, so wird sie doch trotz ihrer Mängel die Erkenntniß in uns befestigt haben, daß Principien in der Geschichte walten, die eben als solche ein inneres Verhältniß und eine nothwendige Folge zu einander haben. Nach manchen

unſerer Zeitgenoſſen wäre es zwar für Gott anſtändiger, die Welt nicht nach ewigen Geſetzen ſich entwickeln zu laſſen, vielmehr in einer Reihe uns unfaßlicher Ueberraſchungen ſich zu gefallen. Allein die Wiſſenſchaft wenigſtens darf ſolcher Miſologie nicht huldigen; ſie darf die Hoffnung nicht aufgeben, das ſchöne Wort Vorſehung durch Erforſchung eines vernünftigen Plans in den wechſelvollen Erſcheinungen der Geſchichte mehr und mehr zu bewähren, um das Vertrauen zur Gottheit durch Erkenntniß der Nothwendigkeit zu verſtärken, kraft welcher es ihr gelingt, die Harmonie und den Fortſchritt gerade durch Begebenheiten zu erhalten, die ſich unſerm befangenen Auge unmittelbar oft nur als ein Chaos von Widerſprüchen darbieten, bis die weiterrollende Zeit auch dieſe Räthſel löſt und die göttliche Oekonomie in der Weltregierung rechtfertigt.

XIV.

Ueber Helmholtzen's Beweis für den endlichen Stillstand des Weltalls.

Vortrag in der Königl. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg, am 28. Mai 1856.

Die Vergangenheit unseres Planeten ist uns eben so dunkel, als seine Zukunft. Auf beide vermögen wir aus den uns in der Gegenwart vorliegenden Thatschen nur Schlüsse zu machen, denen kein höherer Grad von Gewißheit, als der der Wahrscheinlichkeit, zukommt. Wenn daher die Wissenschaft es unternimmt, uns eine genauere Vorstellung von solchen Zuständen zu schaffen, so wird dies Streben um so mehr unser lebhaftes Interesse erregen, als wir mit unbestimmten Vermuthungen, mit grundlosen und abenteuerlichen Vorstellungen über dies Thema nur zu reichlich versehen sind. Einen solchen ernstern Versuch hat Professor Helmholtz in seinem Vortrag: über die Wechselwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen neuesten Ermittelungen der Physik, gemacht, den er hier in Königsberg am 7. Februar 1854 hielt. Die Ansicht, die er aufgestellt hat, scheint mir einer nähern Prüfung so sehr würdig, daß ich wohl im Voraus auf Ihre Nachsicht rechnen darf, wenn ich es wage, mich einer solchen zu unterziehen. Der Wunsch, die wahre Meinung eines so bedeutenden Forschers zu ergründen, wird die Mängel meiner Kritik entschuldigen und die Wichtigkeit der Sache wird vielleicht die Unvollkommenheit meiner Darstellung vergessen machen. Nicht jedoch als Physiker beanspruche ich, ein Urtheil zu geben, sondern als Philosoph bescheide ich mich, einige

metaphyſiſche und logiſche Puncte zu beleuchten, die, wie mir ſcheint, bei Helmholtz von entſcheidendem Einfluß ſind. Die Naturwiſſenſchaften gehen zwar mit Recht von der Erfahrung aus, allein in ihrer weitern Entwickelung kommen ſie nothwendigerweiſe immer an eine Grenze, von wo ſie unwillkürlich die Metaphyſik herausfordern. Ohne Logik aber kann die Empirie ſo wenig als die Mathematik überzeugen.

Als Inhalt ſeiner Unterſuchung hat Helmholtz die Wechſelwirkung der Naturkräfte angegeben. Specieller aber handelt er von der Aufhebung der Wechſelwirkung derſelben und von dem dadurch bedingten Stillſtande der Welt. Er concentrirt ſich eigentlich auf die Frage, ob Kraft vernichtet werden könne? Im gewöhnlichen Leben drücken wir uns freilich ſo aus, wenn ein Körper oder ein lebendiges Individuum eine beſtimmte Aeußerung, welche ſie hervorzubringen vermochten, nicht mehr zu erzeugen im Stande ſind. Ja, man nimmt z. B. ſogar eine Vernichtung der Thierſeelen im Tode der Thiere an, auch wenn man nicht auf dem materialiſtiſchen, ſondern ſupranatural theologiſchen Standpunct ſteht. In der Wiſſenſchaft dürfen wir aber nicht ſo freigebig mit ſolchen Bezeichnungen ſein, weil ſie auch die Möglichkeit eines Ueberganges vom Daſein ins Nichts, in das οὐκ εἶναι, nachzuweiſen hat.

Es wird zu unſerer leichtern Verſtändigung unerläßlich ſein, uns mit wenigen Worten den Gang von Helmholtzen's Unterſuchung zurückzurufen. Dieſelbe zerfällt eigentlich in drei Abtheilungen. In der erſten beſtimmt er den Begriff der lebendigen Kraft; in der zweiten entwickelt er die Wärme als Urſache mechaniſcher Bewegung; in der dritten ſucht er darzuthun, daß das geſammte Univerſum einſt ſtillſtehen müſſe, weil, wenn auch in ſehr langer Friſt, ein Moment eintreten werde, in welchem die Temperatur aller Dinge ſich untereinander ausgeglichen und die Friction alle lebendige Kraft vernichtet haben werde. Er fängt daher mit hiſtoriſchen Erinnerungen an das Bemühen an, ein Perpetuum mobile zu finden, und endet damit, uns die Welt in dem Zuſtande eines Perpetuum stabile erblicken zu laſſen.

Der erſte Theil, der von dem Begriff der lebendigen Kraft

handelt, ist im Grunde das kurze Resumé einer weitläuftigen sehr berühmt gewordenen physikalischen Abhandlung, welche Helmholtz 1847 zu Berlin über die Erhaltung der Kraft vortrug. Ich hebe aus derselben folgende für uns wichtige Erklärung hervor. Helmholtz sagt (7): „Wir gehen aus von der Annahme, daß es unmöglich sei, durch irgend eine Combination von Naturkörpern bewegende Kraft fortdauernd aus Nichts zu erschaffen.“ Ferner (8): „Denken wir uns ein System von Naturkörpern, welche in gewissen räumlichen Verhältnissen zu einander stehen und unter dem Einfluß ihrer gegenseitigen Kräfte in Bewegung gerathen, bis sie in bestimmte andere Lagen gekommen sind; so können wir ihre gewonnenen Geschwindigkeiten als eine gewisse mechanische Arbeit betrachten und in solche verwandeln. Wollen wir nun dieselben Kräfte zum zweiten Male wirksam werden lassen, um dieselbe Arbeit noch einmal zu gewinnen, so müssen wir die Körper auf irgend eine Weise in die anfänglichen Bedingungen durch Anwendung anderer uns zu Gebote stehenden Kräfte zurückversetzen; wir werden also dazu eine gewisse Arbeitsgröße der letztern wieder verbrauchen. In diesem Falle fordert nun unser Princip, daß die Arbeitsgröße, welche gewonnen wird, wenn die Körper des Systems aus der Anfangslage in die zweite, und verloren wird, wenn sie aus der zweiten in die erste übergehen, stets dieselbe sei, welches auch die Art, der Weg oder die Geschwindigkeit dieses Uebergangs sein mögen. Denn wäre dieselbe auf irgend einem Wege größer als auf dem andern, so würden wir den ersteren zur Gewinnung der Arbeit benutzen können, den zweiten zur Zurückführung, zu welcher wir einen Theil der so eben gewonnenen Arbeit anwenden könnten, und würden so in's Unbestimmte mechanische Kraft gewinnen, ein perpetuum mobile, welches nicht nur sich selbst in Bewegung erhielte, sondern auch noch im Stande wäre, nach Außen Kraft abzugeben.“ Hiernach definirt Helmholtz in der uns zunächst vorliegenden Abhandlung (12) lebendige Kraft als die Bewegung einer Masse, sofern sie Arbeitskraft vertritt.

Bei dieser Beschreibung werden wir nur Verhältnisse der endlichen Mechanik vor Augen haben können, wie denn Helmholtz in

der That auch seine erläuternden Beispiele von Mühlen, Uhren und Windbüchsen hernimmt. Für Maschinen, die wir bauen, ist eine in infinitum gehende Selbsterzeugung von Kraft unmöglich. Es wird uns einleuchten, daß bei einer Dampfmaschine nur ein Theil der Wärme actu verbraucht wird, das Wasser in Dampf zu verwandeln und durch dessen elastische Spannung den Kolben zu heben, daß der übrige Theil durch Uebergang in die Luft und in die umgebenden Körper für unsere Anwendung verloren geht, daß wir also keine Dampfmaschine mehr würden in Bewegung setzen können, sobald wir alles Material, Wärme zu erzeugen, aufgebraucht hätten. Wenn von dem zur Bewegung nothwendigen Wärmequantum vielleicht nur ein Zehntel direct in die von uns beabsichtigte Action gesetzt wird, so können wir die übrigen $^9/_{10}$, die auch hervorgebracht werden mußten, nie wieder in unsere Gewalt bekommen. Sie sind also, zwar nicht an sich, wohl aber für uns vernichtet.

Das Wort Kraft gehört auch in der Physik zu den jeden Augenblick gebrauchten und dennoch sehr unbestimmten und vieldeutigen Ausdrücken. Wie man aber auch darüber denken möge, so wird eine Kraft ohne eine Substanz, deren Kraft sie ist, unfaßlich sein. Kraft bezeichnet die Möglichkeit eines Wesens, sich im Unterschied von sich selbst gegen anderes Dasein als Erscheinung zu setzen. Aus der Kraft als ihrer Aeußerung erkennen wir das Wesen einer Substanz, allein ohne eine οὐσια als ὑποκειμενον wäre δυναμις und ἐνεργεια unmöglich. Materie z. B. existirt für uns als Erscheinung nur in dem relativen Unterschied der ruhenden oder bewegten. Ruhe aber ohne ein Ruhendes, Bewegung ohne ein Bewegtes existirt nicht. Die Materie an sich ist sich selbst gleich, mag sie sich als ruhend oder als bewegt setzen. Ruhe und Bewegung sind Prädicate der Materie, die wir von ihr selbst unterscheiden, aber durch welche wir zugleich, was Materie ist, beschreiben, wie Kant dieselbe definirte, daß sie das Bewegliche im Raum sei. So nennen wir in der Bewegung die Entgegensetzung derselben als Repulsion und Attraction ebenfalls Kraft der Materie, sofern sie als Masse andere Massen von sich ausschließt und doch zugleich sich mit ihnen, weil sie gleichfalls Materie sind, als an sich in

Eins setzt. Lebendig als Prädicat der Kraft ist demnach, genau besehen, ein Pleonasmus, denn eine Kraft, die nichts bewirkte, wäre nicht Kraft. Todt oder ruhend oder latent ist die Kraft nur, sofern eine Substanz, was sie an sich ist, gar nicht nach Außen hin gegen anderes Dasein zeigt. Eine chemische Kraft z. B. können wir todt oder ruhend oder latent nennen, so lange sie nicht von einer ihr polarisch entgegengesetzten Kraft zur Thätigkeit eben so sollicitirt wird, als sie ihrerseits dieselbe sollicitirt. So lange dies nicht der Fall ist, existirt die Kraft nur an sich als eine Qualität des chemischen Stoffs. Zur lebendigen Kraft wird diese Qualität erst, indem der Stoff vermöge des chemischen Processes sich auflöst. Nehmen wir die Substrate weg, so nehmen wir auch die von ihnen zwar unterscheidbaren, aber nicht trennbaren Kräfte weg. Wir können also sagen, daß eine Materie überhaupt als lebendige Kraft wirke, sofern sie zur Ursache einer bestimmten Wirkung werde. Ist diese Wirkung gesetzt, so kommt es weiterhin wesentlich auf die Beschaffenheit der Substanz an, ob dieselbe in diesem Act als Stoff mit aufgegangen oder sich noch erhalten hat und in diesem Fortbestehen die Möglichkeit einer erneueten Aeußerung bewahrt. Das Wirken selbst haben nun die Französischen Physiker Arbeit genannt und die Deutschen haben diesen Ausdruck ebenfalls aufgenommen. Arbeit ist eigentlich eine nur für menschliche, zweckdurchdrungene Thätigkeit passende Bezeichnung, die insofern auch auf Maschinen übertragen werden kann, als dieselben ein Kunstproduct des Menschen sind, welches einen bestimmten Zweck realisiren soll und für dessen Thätigkeit die Benutzung freier Naturkräfte schon vorausgesetzt wird. Für Naturprocesse aber scheint der Ausdruck nicht recht angemessen, weil die Natur eben keine Maschine ist und es hat für meinen Geschmack wenigstens etwas Widerstehendes, wenn wir bei Helmholtz z. B. (45) von einer Arbeitsgröße der Anziehung der Sonne lesen.

Helmholtz untersucht nun im zweiten Theil seiner Abhandlung das Verhältniß der Wärme zur Bewegung. Er erkennt hierbei (22) ausdrücklich an, daß „das Naturganze einen Vorrath wirkungsfähiger Kraft besitzt, welcher in keiner Weise vermehrt oder vermindert werden kann, daß also die Quantität der wirkungsfähigen Kraft in

der unorganiſchen Natur eben ſo ewig und unveränderlich iſt, wie die Quantität der Materie.“ Dies Geſetz, welches Helmholtz 1847 das der Erhaltung der Kraft nannte, wurde bekanntlich ſchon von der Leibnitz-Wolff'ſchen Metaphyſik aufgeſtellt. Es hat den richtigen Sinn, daß alle Veränderung der Materie, welcher Art ſie auch ſei, niemals das Subſtrat der Veränderung, die Materie ſelbſt, vernichten könne. Materie kann ſich in verſchiedene Formen verwandeln; in denſelben kann ſie ihr Weſen nach verſchiedenen Seiten hin als Kraft äußern; allein ſie kann nicht als ſolche in Nichts verſchwinden. Da nun alle Naturkraft ſich immer ein materielles Subſtrat vorausſetzt, ſo iſt, was wir Vernichtung der Kraft nennen könnten, nur ein relatives Nachwirken, das Aufhören der Thätigkeit einer Subſtanz nach einer beſondern Seite hin. Für uns alſo, für unſere endlichen Zwecke, für unſern Nutzen iſt es gewiß, daß alle Kraft uns verloren geht, aus der wir nicht ein beſtimmtes, von uns gewolltes Product gewinnen. Für die Natur aber geht nichts verloren und durch eine Reihe von Vermittelungen kann ſie im nexus rerum omnium cum omnibus, wie man ſonſt ſagte, immer wieder die nämlichen Subſtrate und mit dieſen die Möglichkeit derſelben Kraftäußerung hervorbringen. Streng genommen gilt jedoch dies Geſetz nur für die unorganiſche Natur mit Einſchluß der kryſtalliniſchen Producte, denn in Anſehung der organiſchen Natur verhält es ſich allerdings ſo, daß die Individuen derſelben in einem Umfange vernichtet werden können, der ihre Exiſtenz als Art gefährdet, wie dies die Petrefacten beweiſen, wie auch jetzt Thiere, z. B. der Dachs, der Steinbock, der Wallfiſch, gewiſſe Raubthiere u. ſ. w. durch die Jagd immer mehr, bis zur Ausrottung vermindert werden und wie in vielen Ländern durch die ſinnloſe Barbarei des Menſchen die Wälder in dem Grade vernichtet ſind, daß in der Grasfilzdecke, über welche das Schaaf und die Ziege einmal hinweiden, nie wieder Bäume wurzeln. Nur durch die Gewalt vulkaniſcher Erſchütterungen kann die Natur alsdann die Unvernunft des Menſchen corrigiren.

Die Vorſtellung, daß wir Menſchen ein Perpetuum mobile herrichten könnten, weiſt Helmholtz mit Recht als unhaltbar zurück, weil die Endlichkeit des Stoffs, aus dem es conſtruirt werden müßte,

zu evident ist und daher, wie jetzt wohl Niemand mehr bezweifelt, die perennirende Selbsterneuung einer Maschine unmöglich fällt. Von der Wärme aber, die sich bei allen mechanischen, magnetischen, elektrischen, chemischen Processen entwickelt, nimmt er an, daß durch sie lebendige Kraft vernichtet werde. Wärme selbst definirt er (21) als eine besondere Form zitternder Bewegung kleinster Körpertheile und verwirft die Vorstellung, sie für einen feinen unwägbaren Stoff zu halten. Wärme ist also nichts Primitives, nur etwas Secundäres. Sie ist auch keine besondere Kraft, obwohl man sie heutzutage auch Dehnkraft nennt, sondern sie entsteht und vergeht mit der Bewegung selbst. Was eine bloße Form ist, kann nicht irgendwo ohne ein Substrat, dessen Form es ist, angehäuft und aufgesammelt werden. Wärme, da sie actu nur Bewegung, kann sich einem andern Körper nicht als Stoff, sondern selbst nur als Bewegung mittheilen, aber als Bewegung muß sie an einem Stoff, Metall, Stein, Holz, Luft u. s. w., sich verlaufen. Das Primitive ist die Veränderung der Cohäsion in dem Materiellen, die auf ihren verschiedenen Stufen als verschiedene Wärmegrade empfunden wird. Ohne Veränderung der Cohäsion, wenn auch nur als ein Minimum, ist Wärme unmöglich. Die ideelle Seite der Cohäsionsveränderung nennen wir Klang, die reelle Wärme. Jene fällt als Erscheinung in die Succession der Zeit, diese auch in die Simultaneität des Raums. Wärme entsteht in einem Körper, sofern derselbe in seiner Vibration seine Cohäsion aufzulösen beginnt, ein Proceß, der sich räumlich in seiner Ausdehnung darstellt. Je mehr er sich der völligen Auflösung seiner Gestalt nähert, um so mehr steigert sich die Wärme. Die Wärme vergeht in einem Körper, sofern derselbe aufhört, in sich bewegt zu sein Wir haben uns gewöhnt, zu sagen, die Wärme dehne aus und die Kälte ziehe zusammen. Ist dies aber nicht eine tautologische Beschreibung, da die Wärme doch von der reellen Veränderung der Materie in ihrem Verhältniß zur Raumerfüllung nicht getrennt werden kann? Nicht außerhalb des Zusammenziehens besteht die Kälte, nicht außerhalb des Ausdehnens die Wärme. Contraction und Expansion fallen mit dem thermischen Processe selbst zusammen, sowie dieser mit dem

mechaniſchen oder chemiſchen, der die reelle Urſache der Cohäſionsveränderung iſt. So lange nun ein Körper, während er in ſich erzittert, noch ſeine Individualität erhält, dehnt er ſich zwar aus, verliert jedoch noch nicht ſeine Geſtalt. Es kann daher ein Körper abwechſelnd warm und kalt werden, wie z. B. ein Hammer ſich durch Schlagen erhitzt, aber, ſobald dieſe Bewegung aufhört, wieder erkaltet. Geht aber ein Körper bis zur Verbrennung, Schmelzung oder Verdunſtung fort, ſo verliert er auch ſeine bisherige Geſtalt. Außer der mechaniſchen Veränderung in der reellen Auflöſung ſeiner Theile tritt durch Aufnahme des Sauerſtoffs auch eine chemiſche Metamorphoſe ein. Es bilden ſich Gaſe, Dämpfe und Rückſtände, wie Aſche, Kohlen und Schlacken. Die Materie wird verwandelt keineswegs vernichtet. In der neuen, durch das Verbrennen entſtandenen Form, kann ſie neue Verbindungen der mannigfaltigſten Art eingehen. Daß durch Wärme Kraft überhaupt verloren gehen könne, läßt ſich alſo nicht behaupten. Für uns, wie ſchon geſagt, kann Kraft verloren gehen, ſofern wir ſie nicht für unſere Zwecke ausbeuten. Für die Natur geht keine Kraft, auch keine Wärme verloren. Wenn die Sonne uns und den übrigen Planeten eine ungeheure Quantität Wärme ſpendet, ſo geht dieſelbe ſo wenig für ſie verloren, daß ſie vielmehr durch Ausſtrahlung der Wärme von den Planeten in den Aether dieſelbe eben ſo gut zurückempfängt, als ſie auch die Erde nicht blos anzieht, vielmehr eben ſowohl von dieſer angezogen wird. Daß eine Kraft durch ihre Erregung actu zur Aeußerung kommt, läßt ſie zwar in der Zeit als Erſcheinung vorübergehen. Gerade dieſe Spitze ihrer Exiſtenz aber ihre Vernichtung zu nennen, würde widerſinnig ſein und wir ſehen auch aus Helmholtzen's Erklärungen, daß es ſo nicht gemeint iſt und daß die Vernichtung der Kraft nur relativ ausgeſagt wird, ſofern die Kraft nach einer Beziehung wirkt, die für ſie nicht von uns gerade vorausgeſetzt wird. Der vieldeutige Ausdruck Kraft, mit dem wir eine Menge von Reflexionsverhältniſſen bezeichnen, iſt auch auf den Begriff der Wärme übertragen, die wir zu den Imponderabilien zu rechnen pflegen. Die Imponderabilien ſind Dynamide, wie man ſie zuletzt genannt hat, d. h. an ſich ſtoffloſe Thätigkeiten, die aber

doch ohne einen Stoff, an welchem sie sich als seine Energieen manifestiren, nicht möglich sind, so wenig, als Bewegung ohne ein Bewegendes und Bewegtes gedacht werden kann. Also kann auch Wärme nicht als eine von der Körperlichkeit abgesonderte Kraft existiren. Daß sie in den Körpern latent sei und durch mechanische oder chemische Auflösung aus einem gebundenen Zustand in den der Freiheit übergehe, ist nur eine poetische Art, sich auszudrücken, denn da Wärme weder ein Stoff noch eine Kraft an sich ist, so heißt latente Wärme nichts, als daß ein Körper sich im Zustande der Unbewegtheit befinde, daß er Materie überhaupt ist. Bewegt er sich, löst er sich in Folge der Bewegung reeller Weise auf, so wird damit seine Wärme frei, d. h. er giebt die abstracte Beziehung auf sein individuelles Dasein auf und continuirt nach allen Richtungen seine Cohäsionsveränderung auch in die ihn umgebenden Materien, seien sie feste, flüssige oder elastische.

Aus dem Gesagten erhellt, daß durch Wärme auch Bewegung hervorgebracht wird, weil sie selbst nämlich ursprünglich schon Bewegung ist. Es erhellt aber auch, daß dies nur möglich ist, sofern Wärme von einem wärmeren zu einem kälteren Körper übergeht, denn der gleichwarme oder der noch wärmere muß ja in seiner Cohäsionsveränderung schon dieselbe Stufe der Bewegtheit erreicht haben, wohingegen der kältere noch unter dieser steht, mithin von der stärkeren Vibration ergriffen und durch sie in seiner reellen Auflösung gefördert werden kann. Dies ist das sogenannte Thomson'sche Gesetz, eine Consequenz des Carnot'schen. Genau genommen ist es mithin die Bewegung, welche Bewegung erzeugt. Das Vibriren der Körper in sich, die in ihren kleinsten Theilen schnell wechselnde Attraction und Repulsion, die endliche Aufhebung ihrer Grenze und die Verflüchtigung der Gestalt, sind mit dem Phänomen, das wir in Ansehung unseres Hauptsinnes Wärme nennen, identisch.

Wir mußten uns bei dem Begriff der Wärme länger verweilen, weil er derjenige ist, auf welchem Helmholtzen's Beweis für den einstigen Stillstand des Universums beruhet. Da nämlich die höhere Wärme unaufhörlich auf alle in ihrem Bereich befindlichen Körper

von niedrigerem Wärmegrad durch Leitung und Strahlung übergeht, so argumentirt er, daß endlich ein absolutes Gleichgewicht der Temperatur entstehen, damit aber auch alle Bewegung sich aufheben müsse. Die Tendenz nachbarlich gesellter Körper, ihre Temperatur auszugleichen, ist also eigentlich der Mittelbegriff, mit dem er operirt. Sie erlauben mir wohl, für den entscheidenden Punct, bei welchem wir angelangt sind, Helmholtzen's eigene Worte in Ihr Gedächtniß zurückzurufen. Er sagt (23): „Wenn sämmtliche Körper der Natur Eine und dieselbe Temperatur hätten, würde es unmöglich sein, irgend einen Theil ihrer Wärme wieder in Arbeit zu verwandeln. Demgemäß können wir den gesammten Kraftvorrath des Weltganzen in zwei Theile theilen: der eine davon ist Wärme und muß Wärme bleiben, der andere, zu dem ein Theil der heißeren Körper und der ganze Vorrath chemischer, mechanischer, elektrischer und magnetischer Kräfte gehört, ist der mannigfachsten Formveränderungen fähig und unterhält den ganzen Reichthum wechselnder Veränderungen in der Natur. — Aber die Wärme heißer Körper strebt fortdauernd durch Leitung und Strahlung auf die weniger warmen überzugehen und Temperatur-Gleichgewicht hervorzubringen. Bei jeder Bewegung irdischer Körper geht durch Reibung oder Stoß ein Theil mechanischer Kraft in Wärme über, von der nur ein Theil zurückverwandelt werden kann; dasselbe ist in der Regel bei jedem chemischen und elektrischen Processe der Fall. Daraus folgt also, daß der erste Theil des Kraftvorraths, die unveränderliche Wärme, bei jedem Naturprocesse fortdauernd zunimmt, der zweite der mechanischen, elektrischen, chemischen Kräfte fortdauernd abnimmt; und wenn das Weltall ungestört dem Ablauf seiner physikalischen Processe überlassen wird, wird endlich aller Kraftvorrath in Wärme übergehen und alle Wärme in das Gleichgewicht der Temperatur kommen. Dann ist jede Möglichkeit einer weiteren Veränderung erschöpft, dann muß vollständiger Stillstand aller nur möglichen Naturprocesse von jeder nur möglichen Art eintreten. Auch das Leben der Pflanzen, Menschen und Thiere kann natürlich nicht weiter bestehen, wenn die Sonne ihre höhere Temperatur und damit ihr Licht verloren hat, wenn sämmtliche Bestandtheile der Erdoberfläche ihre chemischen

Verbindungen geſchloſſen haben werden, welche ihre Verwandſchaftskräfte fordern. Kurz das Weltall wird von da an zur ewigen Ruhe verurtheilt ſein."

Das ſind Helmholtzen's eigene Worte. Den Philiſter, der über die Ausſicht auf ein ſolches Ende der Welt erſchrecken ſollte, tröſtet er mit der in ſolchen Fällen ſeit lange üblichen Bemerkung, daß es mit dieſem Stillſtande noch Millionen Jahre Zeit habe, für die Gegenwart alſo ein ſolches Finale gleichgültig ſei. Gegenwärtig iſt die Wärme, welche die Erde durch Ausſtrahlung empfängt, und die, welche ſie durch Ausſtrahlung abgiebt, einander vollkommen gleich. Der Schluß, den Helmholtz macht, klingt aber ſo bündig, daß wir uns mit Reſignation in ſein Reſultat ſcheinen ergeben zu müſſen.

Sollten aber die Prämiſſen, von denen er ausgeht, vollkommen geſichert ſein?

Helmholtz theilt, wie wir hörten, den geſammten Kraftvorrath in den Gegenſatz von Wärme, die als urſprüngliche unveränderlich ſein ſoll, und von Wärme, die als veränderliche durch Proceſſe entſtehen ſoll, bis dieſelben ſich erſchöpft haben, während ſie unaufhörlich das Reſultat ihrer Bewegung, die Wärme, an das Quantum der ſchon vorhandenen Wärme abgegeben hätten, bis mit dem Erreichen einer durchgängigen Temperaturgleichheit alle Bewegung überhaupt aufhören müſſe.

Die erſte Schwierigkeit, die ſich uns aufdrängt, beſteht darin, daß die Wärme von der Bewegung, welcher ſie als begleitendes Phänomen inhärirt, gar nicht als ein ſelbſtſtändiges Product abgeſondert werden kann. Da ſie nicht außerhalb der Bewegung iſt, ſo folgt, daß mit dem Aufhören der Bewegung auch die Wärme aufhört, daß alſo derſelbe Körper ſucceſſiv erwarmen und erkalten könne, je nachdem er von Ruhe in Bewegung, von Bewegung in Ruhe übergeht. Urſache der Bewegung als einer endlichen auf den himmliſchen Körpern iſt aber, abgeſehen von der Selbſtbewegung lebendiger Individuen, die Schwere, die magnetiſche und elektriſche Polarität, die chemiſche Anziehung. Dieſe dynamiſchen Factoren fallen mit der unmittelbaren Exiſtenz der Materie zuſammen und

es ist daher nicht einzusehen, wie ihre Thätigkeit anders, als mit der Vernichtung der Materie selbst, sollte aufhören können. Da nun diese aber unmöglich ist, so ist auch unmöglich, daß die endliche Bewegung, welche durch Schwere, Polarität und Affinität erzeugt wird, aufhören könne. Der Ausdruck, daß im Stoß, in der Reibung, ein Theil der lebendigen mechanischen Kraft in Wärme verwandelt werde, ist also incorrect, weil eine Trennung der Wärme von der Bewegung unmöglich fällt, weil Wärme selbst ein mechanischer Prozeß ist, weil von der mechanischen Kraft so wenig etwas in sie übergeht, daß sie selbst als eine mechanische Kraft betrachtet werden kann, wie ja auch in der That geschieht, wenn man ihr die Funktionen des Zusammenziehens und Ausdehnens zuschreibt. Helmholtz macht freilich die Hypothese, daß einst alle möglichen chemischen Verbindungen geschlossen seien. Wie man sich aber einen solchen Abschluß denken solle, ist unsäglich. In der großen und freien Werkstätte der Natur, in den Gasen, Mineralien, Pflanzen und Thieren, werden unstreitig alle für den Chemismus möglichen Combinationen fortwährend verwirklicht und wir haben, da sie auf der Entgegensetzung einfacher Elemente beruhen, keinen Begriff, wie ihre Wechselwirkung sich selbst vernichten sollte, statt sich wieder zu erneueten Metamorphosen anzufachen.

Wahrscheinlich würde Helmholtz gegen dies Bedenken einwenden, daß er Luft und Wasser als vernichtet voraussetze, ohne welche Chemismus nicht möglich sei. Er würde einwenden, daß er die Vernichtung des Sonnenlichts voraussetze und Aehnliches. Er würde vielleicht auf den Mond hinweisen, der ja auch ohne Luft und Wasser, daher auch ohne eine organische Natur existire, uns also thatsächlich wenigstens beweise, daß solche sterile, apathische, veränderungslose Zustände in der Natur möglich seien. Da er jedoch auf diese abstracten Möglichkeiten sich nicht eingelassen hat, so wollen auch wir nur die hypothetische Erlöschung der Sonne, die er an einem andern Ort ausdrücklich für nothwendig hält, in der Kürze berühren. Der Analogie nach müsse die Sonne den Vorrath ihrer Leucht- und Wärmekraft erschöpfen. Der Analogie nach heißt: nach dem endlichen Verbrennungsproceß. Ist aber diese Analogie eine unfehlbare?

Entsteht nicht die Wärme, welche das Sonnenlicht vermittelt, erst innerhalb unserer Atmosphäre? Ist nicht zwischen dem solarischen Körper und den peripherischen ein auch qualitativer Unterschied vorhanden? Kann die Sonne nicht so organisirt sein, daß sie in's Unendliche hin Licht und Wärme hervorbringt? Wissen wir etwas über die Entstehung und Beschaffenheit der Lichthülle, welche die Sonne umfluthet? Könnte nicht, auch nach der Analogie zu schließen, zwischen ihrer Lichterzeugung und zwischen der endlichen Lichtproduction derselbe Unterschied walten, wie zwischen der in sich unendlichen Bewegung der himmlischen Körper und zwischen der endlichen Bewegung irdischer Körper auf denselben?

Eben dieser Unterschied begründet eine zweite Schwierigkeit, die postulirte Temperaturgleichheit herzustellen und mechanische Kraft durch Wärme vernichten zu lassen. Alle endliche Bewegung nämlich ist freilich ohne Wärmeerzeugung nicht denkbar, allein nicht so die in sich unendliche Bewegung der himmlischen Körper. Mittelbar kann sie auf denselben allerdings durch die Rotationsgeschwindigkeit Bewegung in der Luft- und Wasserhülle eines solchen und damit auch Wärme hervorbringen helfen, unmittelbar aber nicht. Die himmlischen Körper werden durch ihre Bewegung nicht warm, weil sie ohne Friction ist. Seit der Beobachtung des Enke'schen Kometen nimmt man zwar an, daß der Aether ein widerstehendes Medium sei. Allein es wäre ja sehr wohl möglich, daß die periodisch zunehmen sollende Verkleinerung der Ellipse dieses Kometen noch eine ganz andere Erklärung zuließe. Und dann ist der Aether, den jetzt viele Physiker überall, wo sie in Verlegenheit sind, eben so oft figuriren lassen, als einst die Theologen den Teufel; der Aether, sage ich, ist für uns ein subtiles, absolut poröses, eigenschaftloses, der Nullität des Vacuums gleiches Wesen, daß eine durch seine Friction erzeugte Wärme auch gewiß gleich Null zu setzen ist. Sternschnuppen aber werden erst in unserer Atmosphäre durch den Widerstand der Luft warm und leuchtend.

Eine dritte Schwierigkeit entsteht durch die Frage, ob nicht einer allgemeinen Ausgleichung der Temperatur auch durch das Gesetz entgegengewirkt wird, welchem die Abnahme der Intensität

der Wärme unterliegt? Wir haben in abstracto keinen Grund, eine Bewegung, die einmal angefangen hat, sich nicht in's Endlose hin fortsetzen zu lassen. In concreto aber verhält es sich mit dieser abstracten Wahrheit, wie so oft, deswegen anders, weil außer dem Einen Proceß noch viele andere existiren, durch welche derselbe modificirt wird. In abstracto ist es also richtig, daß Wärme von der Erde aus müsse in den Aether ausgestrahlt werden, und unsere heutigen Geologen sind mit einer solchen Wärmeabgabe für die früheren Epochen der Erde höchst freigebig. Da wir aber nicht wissen, wie wir uns die Beschaffenheit des Punctes denken sollen, wo unsere Atmosphäre aufhört und der Aether anfängt, so können wir nicht wissen, wie es mit den Wärmeschwingungen an dieser Grenze sich verhalte. Daß die Wolken bereits einen großen Theil derselben aufnehmen, ist wohl unstreitig: vor Allem aber, daß die Wärme durch die Abnahme ihrer intensiven Größe nach dem Quadrat der Entfernung oft in eine Schwäche übergeht, die sich vom Nichts in Nichts mehr unterscheidet. Diese Abnahme ist also ein Mittel der Natur, Ungleichheit der Temperatur zu erzeugen, da sie die Gegenstände nicht in Einer Räumlichkeit absperrt, wo allerdings sich nach einiger Zeit alle darin befindlichen zu derselben Temperatur ausgleichen können.

Eine vierte Schwierigkeit für Helmholtzen's Annahme einer allmäligen Ausgleichung der Temperatur ergiebt sich aber auch aus der Bedenklichkeit, ob die Tendenz zur Ausgleichung nicht auch Ausnahmen erleide. Die Natur ist ein so ungeheures und bewunderungswürdiges Ganzes, daß wir sie, gegen die Erwartung unseres abstracten Verstandes, Ausnahmen von Gesetzen machen sehen, wenn sie die ihr wesentlichen Zwecke nicht anders erreichen kann. Nach der herrschenden Wärmetheorie dehnt Wärme aus und zieht Kälte zusammen. Es existirt aber ein Körper, der, unter gewissen Bedingungen, von diesem Gesetz eine Ausnahme macht. Dies ist das Wasser. Ich erlaube mir, die hieher gehörige Thatsache mit den Worten eines der heut zu Tage beliebten populären Naturbeschreiber anzuführen. Klenke in seinen mikroskopischen Bildern schildert sie (39) so: „Der Ausdehnung durch Wärme unterliegen alle Körper

der Natur, selbst die härtesten und scheinbar unveränderlichen. Nur eine Ausnahme hat die weise Verwaltung der Natur getroffen, eine Ueberschreitung des allgemeinen Gesetzes — die, so bedeutungslos sie uns auch auf den ersten Anschein vorkommen mag, doch in ihren Folgen von der höchsten Wichtigkeit und ein bewunderungswürdiges Beispiel von der göttlichen Weisheit geworden ist. Wasser wird nämlich durch Kälte ausgedehnt. Das ist die Ausnahme vom allgemeinen Wärmegesetz und zugleich die Ursache von der Bewohnbarkeit der Erdgegenden, wo es Eis im Winter giebt. Während bei allen andern Flüssigkeiten die Dichtigkeit in gleichem Grade mit der Abkühlung zunimmt, findet beim Wasser die Eigenthümlichkeit statt, daß es bei 4 Grad Wärme Celsiusthermometer seine größte Dichtigkeit erreicht und bei zunehmender Abkühlung wieder anfängt, sich auszudehnen. — Die bedeutungsvollen Folgen dieser scheinbar unerheblichen Gesetzausnahme erregen unsere Bewunderung. Da unsere Gewässer vorzugsweise durch die kalte Luft, also an ihrer Oberfläche abgekühlt werden, so sinkt das kältere und mithin schwerere Wasser in tiefere Schichten hinab, während das tiefere, wärmere und leichtere an die Oberfläche steigt und hier ebenfalls abgekühlt wird. Sowie aber das Wasser eine durchgängige Abkühlung von 4 Grad Wärme erreicht hat, dann hört dieser circulirende Austausch zwischen obern und untern Schichten auf. Das Wasser fängt unter 4 Graden an, sich auszudehnen; das kältere Wasser tritt an die Oberfläche, bildet hier, im Kältegrade des Gefrierens Eis, während in geringer Tiefe die Wasserschicht immer eine Temperatur von 4 Graden Wärme behält. Stände auch das Wasser unter dem allgemeinen Wärmegesetze, könnte es bis zum Gefrierpunkte, gleich andern Flüssigkeiten, immer dichter werden, dann würde jeder Frost alle unsere Gewässer bis auf den Grund in Eismassen umwandeln, es würde unser Klima der gemäßigten Zone ein Polarland voll unwirthsamer Eisgründe werden. — So folgt aus der gesetzlichen Unregelmäßigkeit im kleinsten Raume eine für Vegetation, Thierleben und Menschenwohl bedeutsame Erscheinung im großen Bilde der Natur."

Helmholtz deducirt aus seiner Hypothese mit abstracter Con-

sequenz den Weltstillstand. Es fragt sich aber, ob nicht der Verwirklichung der abstracten Möglichkeit einer allgemeinen Temperaturgleichheit auch durch das Gesetz entgegengearbeitet wird, welches wir das der Compensation durch Oscillation nennen können. Die einzelnen Existenzen entstehen und vergehen; die Zustände der Existenzen durchlaufen während ihres Bestehens mannigfaltige Widersprüche; ihr Dasein bleibt hinter dem Maaße, das es haben sollte, bald zurück, bald überschreitet es dasselbe. Aber das Ganze erhält sich im Wechsel der Ungleichheit in der Einheit mit sich. Es compensirt das Extrem mit dem Extrem. Es schwankt jetzt nach dieser Seite, um sofort sich zur entgegengesetzten zu neigen. Wenn wir z. B. das Schwellen und Sinken der Wassermasse eines Flusses nur wenige Jahre beobachten, so kann uns das Auf und Ab darin ein völliger Zufall erscheinen. Können wir aber die Pegelmessungen eines Jahrhunderts vergleichen, so entdecken wir, daß der Fluß im Wesentlichen ein gewisses mittleres Maaß inne hält. Sollte nicht die Natur auch dafür gesorgt haben, daß im All ein gewisses Quantum Wärme im Wechsel der ungleichen Temperaturen sich gleich bliebe? Sollte die Natur, da sie doch nicht blos Verstand, sondern auch Vernunft zeigt, gerade durch die Wechselwirkung die Gegensätze, indem sie relativ zur Einheit miteinander übergehen, nicht auch wieder aus derselben hervorbringen? Die gegenwärtige Weltordnung wenigstens bietet uns ein solches Schauspiel. Die Natur bewegt sich fortwährend durch Extreme hindurch, die in ihrem Zusammenhange sich gegenseitig auseinander erzeugen und durch solchen Wechsel das Ganze in immer gleicher Frische erhalten. Wie sehr scheint sie nun den Temperaturwechsel durch Oscillation zu einem mittleren Durchschnittsquantum zusammenzufassen, wenn wir außer der rotatorischen Bewegung der Erde den Gegensatz der horizontalen und verticalen Projection auf der Oberfläche derselben, so wie den Gegensatz des Starren und Flüssigen auf ihr in Betracht ziehen, denn welche unendliche Ungleichheit der Wärmeverhältnisse wird nicht hiedurch möglich gemacht! Die Möglichkeit eines Unterganges unserer Erde oder unseres Planetensystems bestreite ich nicht im Geringsten. Solchen Möglichkeiten, da sie sich logisch nicht

widerſprechen, kann man nichts anhaben. Ich beſtreite alſo auch nicht die Möglichkeit eines einſtigen Erlöſchens der Sonne und der damit für die Erde verbundenen funeſten Folgen. Allein in der dermaligen Wirklichkeit der uns zugänglichen Thatſachen vermag ich keine Gründe zu ſolchen Conſequenzen zu finden.

Helmholtz handelt ausdrücklich von der Wechſelwirkung der Naturkräfte, und nach dem Begriff der Reciprocität könnte man erwarten, daß er die Einheit der Natur nachgewieſen hätte, wie ſie mit ihren Gegenſätzen, in Attraction und Repulſion, in poſitiver und negativer Polarität, in Baſen und Säuren, in Starrem und Flüſſigem, in Wärme und Kälte, in Ruhe und Bewegung, ſich ſcheinbar entzweiet, um durch perennirende Wechſelwirkung das conſtante Reſultat einer höhern Harmonie zu erreichen. Statt deſſen hat er jedoch vielmehr zu zeigen verſucht, wie die zunehmende Wärmeerzeugung alle Wechſelwirkung, ſelbſt die chemiſche, aufhebt und das Weltall in eine öde Lethargie verſenkt. Statt zu einer in ſich lebendigen, im Wechſel des Vergänglichen ſich reproducirenden Einheit, welche die Vernunft erſt wahrhaft befriedigte, kommt er ſchließlich nur zu einer todten Indifferenz; ſtatt zu einer fruchtbaren Wechſelwirkung nur zu einem tückiſch langſamen Vernichten einer Kraft durch eine andere.

Faſſen wir noch einmal die fünf Schwierigkeiten, die wir ſeiner Demonſtration bisher entgegenſetzten, zuſammen, ſo war die erſte die Untrennbarkeit der Wärme von der endlichen Bewegung; die zweite umgekehrt die Trennbarkeit der Bewegung, die ſich uns in der Mechanik der Himmelskörper darſtellt, von der Wärme; die dritte die Abnahme der Intenſität der Wärme, nach dem Quadrat der Entfernung; die vierte die Ausnahme des Waſſers von dem allgemeinen Wärmegeſetz; die fünfte die Compenſation der Oscillation, wodurch das Increment einer Function identiſch iſt mit dem Decrement der ihr entgegengeſetzten und umgekehrt.

Ich glaube, daß dieſe fünf Puncte in der That die Hauptinſtanzen ſind, welche man vom phyſikaliſchen Standpunct aus einem in abstracto nicht unmöglichen, wenn freilich ſchwer denkbaren, Stillſtande der Welt entgegenſetzen kann. Es hätten hierbei

manche Momente, auf welche wir gestoßen sind, zu besondern Schwierigkeiten abgelöst werden können. Da aber Helmholtz selber nicht näher darauf eingegangen ist, so würde wenigstens an diesem Orte ein Verweilen bei denselben unstatthaft gewesen sein und wir haben uns auch aus diesem Grunde aller historischen Seitenblicke enthalten, zu welchen das Thema nicht minder, als seine Behandlung, uns hätte anregen können. Sie werden es aus demselben Grunde billigen, wenn ich für den Begriff der Wärme bei Helmholtzen's Definition stehen geblieben bin, die ich übrigens auch philosophisch für die richtige halte. Es hätte aber auf diesen Begriff nach manchen Beziehungen hin genauer eingegangen werden können, weil es Ihnen sich nicht verborgen haben wird, daß in ihm recht eigentlich der Angelpunct der Untersuchung beruhet, da Helmholtz Wärmeerzeugung mit Vernichtung lebendiger Kraft identificirt. Bei so schwierigen Problemen, als das in Rede stehende, muß man immer in heilsamer Besorgniß schweben, ob man auch die Auffassung des Andern richtig verstanden hat. Helmholtz gehört zu unsern besonnensten Forschern, der nicht, um Aufsehen zu machen, Themata wählt, sondern dem sich die Aufgaben, mit denen er sich beschäftigt, aus den Consequenzen der Wissenschaft ergeben. Er gehört zu den Physiologen, die auch in der mathematischen Physik zu Hause sind und er versteht es, seine Anschauungen der Natur durch den Calcul zu unterstützen. Mit Recht darf er daher fordern, daß man ein Problem, was er sich stellt, sowie seine Behandlung desselben, scharf erfasse. Obwohl ich mir nun aus Interesse an dem Gegenstande Mühe gegeben habe, Helmholtzen's wahre Meinung zu ergründen, so will ich doch sehr gern im Voraus einräumen, daß ich mich geirrt haben könnte, wenn ich zu beweisen suche, daß seine Ansicht eine irrige ist. Diese Möglichkeit darf und soll mich aber nicht abhalten, meine Kritik seiner Deduction zu Ende zu führen. Sie ist der beste Beweis meiner aufrichtigen Hochachtung für den Werth, den ich seiner Arbeit beilege. Ich glaube also, Helmholtz nicht mißverstanden zu haben, wenn ich annehme, daß er unter lebendiger mechanischer Kraft die bestimmte Bewegung des Materiellen versteht; daß er unter Wärme eine besondere Form zitternder Bewegung

der kleinſten Körpertheile verſteht; daß er Wärme durch mechaniſche und chemiſche Proceſſe ſich erzeugen läßt; daß er die Materie überhaupt für unveränderlich hält und die Unmöglichkeit der Zerſtörung von Kraft vorausſetzt; daß er aber doch durch Wärme lebendige Kraft vernichten läßt, denn er ſagt (27) da, wo er von dem ganzen, im Weltall anfänglich niedergelegten Vorrath von Arbeitskraft ſpricht, ausdrücklich: „Wenn bei der Verdichtung der Maſſen ihre Theilchen auf einander ſtießen, ſo wurde die lebendige Kraft ihrer Bewegung vernichtet und mußte zu Wärme werden.“ Jede Reibung vernichtet nach ihm, indem ſie Wärme erzeugt, lebendige Kraft (39). Kann man aber wohl die Aeußerung der Kraft, worin ſie doch erſt recht als Kraft zum Vorſchein kommt, Vernichtung nennen? Inhärirt nicht die Wärme, die mit dem mechaniſchen oder chemiſchen Proceß entſteht, der Bewegung, die ihr Prius ausmacht? Läßt ſich alſo die Wärme von dieſem Proceß als ein Reſiduum der in Urkraft, in Nichts verwandelt ſein ſollenden lebendigen Kraft abtrennen? Macht das innere Verhältniß der Wärme zur Bewegung es möglich, daß es zu einer allgemeinen Temperaturausgleichung komme, die nicht, wie wir jetzt ſehen, durch die Compenſation der Oscillationen ſich erzeugt, ſondern die als eine conſtante Gleichheit aller Körper des Univerſums exiſtiren ſoll? Jetzt erkennen wir, daß dieſelben Körper, die ſich erhitzen, ſich auch im Wechſel der Jahreszeiten, im Wechſel von Tag und Nacht, im Wechſel des äquatorialen und polaren Luftſtromes u. ſ. w., wieder abkühlen. Seit Jahrtauſenden beſteht das Spiel des meteorologiſchen Proceſſes unverändert, wie die Phyſiker ſelber nach uns noch zugänglichen hiſtoriſchen Datis zugeben. Wärme und Kälte ſind nicht Producte, die man von der Bewegung der Elemente abziehen könnte. Sie entſtehen und vergehen als wechſelnde Zuſtände in graduell zahlloſen Modificationen an dem telluriſchen Stoff, als ihrem Träger. Bleibt alſo Materie, ſo bleibt mit ihr auch die unverſiegliche Quelle mechaniſcher Kraft und mit der Möglichkeit mechaniſcher Bewegung die Möglichkeit von Wärmeproduction. Helmholtz müßte nun beweiſen, daß Wärme Materie vernichtet, was er nicht kann und was gegen ſeinen eigenen Begriff ſowohl der Wärme als der Materie wäre.

Er findet jedoch, was unſern Planeten und die ihm ähnlichen betrifft, eine beſondere Gefahr in der elaſtiſchen und flüſſigen Hülle deſſelben, weil ſie mit Ebbe und Fluth verbunden ſei, Ebbe und Fluth nicht ohne Reibung möglich ſeien, Reibung Wärme erzeuge, Wärme die lebendige Kraft vernichte, und weil dieſe Vernichtung ſchließlich zur Ertödtung des Planeten führen müſſe. Seine diesfälligen Worte lauten (38) ſo: „Die Bewegungen der Ebbe und Fluth in den Meeren, wie in den Atmosphären, geſchehen mit Reibung; jede Reibung vernichtet lebendige Kraft; der Verluſt kann in dieſem Fall nur die lebendige Kraft der Planetenbewegung treffen. Wir kommen dadurch zu dem unvermeidlichen Schluſſe, daß jede Ebbe und Fluth fortdauernd, und wenn auch unendlich langſam, doch ſicher den Vorrath mechaniſcher Kraft des Syſtems verringert, wobei ſich die Achſendrehung der betreffenden Planeten verlangſamen muß, und ſie ſich der Sonne, oder ihre Trabanten ſich ihnen nähern müſſen. Wie lange Zeit vergehen muß, ehe die Dauer unſeres Tages durch die Wirkung der Fluth um eine Secunde verlängert wird, läßt ſich noch nicht berechnen, ſo lange nicht Fluthhöhe und Fluthzeit an allen Weltmeeren bekannt ſind. Doch geſchieht dieſe Veränderung außerordentlich langſam, wie die Folgerungen ergeben, welche Laplace aus den Beobachtungen Hipparch's gezogen hat, wonach ſeit 2000 Jahren die Dauer des Jahres ſich nicht um $^1/_{300}$ Secunde geändert hat. Der endliche Erfolg würde ſein, aber erſt nach Millionen von Jahren, wenn inzwiſchen das Meer nicht eingefroren iſt, daß ſich Eine Seite der Erde conſtant der Sonne zukehren und ewigen Tag, die entgegengeſetzte dagegen ewige Nacht haben würde. Eine ſolche Stellung finden wir an unſerm Monde in Bezug auf die Erde und auch an andern Trabanten in Bezug auf ihre Planeten; ſie iſt vielleicht die Wirkung der gewaltigen Ebbe und Fluth, denen dieſe Körper einſt zur Zeit ihres feurigflüſſigen Zuſtandes unterworfen geweſen ſind."

Helmholtz iſt alſo der Meinung, daß die Friction, die mit Ebbe und Fluth verbunden iſt, die mechaniſche Kraft eines Weltkörpers vernichten könne, indem ſie dieſelbe in Wärme umwandle. Ebbe und Fluth ſind ein rein mechaniſches Phänomen; ſo lange

Waſſer als eine größere Maſſe gegeben iſt, wird es durch die Trabanten und durch den Centralkörper eines Syſtems hervorgebracht. Es iſt nicht abzuſehen, weshalb es nicht in's Unendliche hin ſich erneuen ſollte. Der Mechanismus als ſolcher vermehrt nichts und vermindert nichts an einer Maſſe. Er beherrſcht ſie, gleichgültig gegen ihre Größe wie gegen ihre Beſchaffenheit, einzig und allein kraft des univerſellen Geſetzes der Schwere. Aber auch die Wärme vermehrt und vermindert nichts an einer Maſſe. Es kann durch ſie ein Stoff in ſeiner Form verändert, nicht aber vernichtet werden. Die Reibung ſoll es ſein, welche durch Wärmeerzeugung die mechaniſche Kraft vernichten ſoll. Hier ſtehen wir wieder auf demſelben Punkt, wie oben. Wenn die Aeußerung einer Kraft vorüber iſt, ſo iſt dieſes Quantum von Thätigkeit allerdings einerſeits der Vergangenheit anheimgefallen. Dieſe Kraft kann als dieſer beſtimmte Act nicht wieder erſcheinen. Man kann ſich daher ſo ausdrücken, daß die Kraft verloren, vernichtet ſei. Allein anderſeits, der Zukunft gegenüber, bleibt die einmal geſchehene Aeußerung der Kraft eine in's Unendliche hin fortwirkende Thatſache. Sie iſt mithin inſofern nicht verloren, nicht vernichtet. Im Fall einer endlichen Bewegung kann Stoff als Subſtrat ſolcher Action verbraucht werden und in einen andern Zuſtand übergehen, aber Stoff und Kraft erhalten ſich. Die Vernichtung iſt nur relativ; ſie iſt ein bloßer Schein; ein Uebergang des Subſtrats der Kraft in eine andere Form. Das Wirken einer Subſtanz kann man nicht ihre Vernichtung nennen, z. B. ein Magnet verliert nichts von ſeiner Schwere oder Größe, indem er Eiſen attrahirt, und er wird durch dieſe Thätigkeit auch intenſiv nicht ſchwächer. Da nun Wärme ſo wenig, als Licht, ein Stoff iſt, ſo kann durch Wärmeerzeugung kein Stoff von einem Körper verloren gehen. Helmholtz behauptet aber, daß mechaniſche Kraft durch ſie verloren gehe. Indeſſen, da Wärme ſelber nichts als eine beſondere Form zitternder Bewegung iſt, wie wir von ihm dieſe Definition hier adoptirt haben, ſo bleibt ja in der Wärme ihre Urſache, die Bewegung, erhalten. Sie iſt von der mechaniſchen Kraft nicht qualitativ verſchieden. Es iſt daher ſchwer zu faſſen, wie die Reibung des Flüſſigen mit dem

Starren, zumal sie als Ebbe und Fluth durch Oscillation sich im Gleichgewicht hält, so große Folgen haben könne, als er ihr zuschreibt. Wollten wir uns denken, daß Ebbe und Fluth durch ihre Reibung gleichsam eine Selbsthemmung unseres Planeten hervorbringen könnten, so erinnert uns doch das Gesetz der Gravitation sogleich daran, daß für die rotatorische wie für die translatorische Bewegung der Erde lediglich ihre Masse und Schwere in Betracht kommt und daß für dies kosmische Verhältniß Alles, was auf der Erde von endlichen Bewegungen existirt, absolut gleichgültig ist. Da nun Wärme nicht überhaupt, sondern nur als die bestimmte Wärme eines bestimmten Körpers, sei es auch die Luft, der Aether u. dgl. bestehen kann, so scheint eben schon durch die Individualität der Körper und durch die Gesetze der Bewegung der einseitigen Progression in der Wärmeerzeugung vorgebeugt zu sein.

In dem dritten Theil seiner Abhandlung, im kosmogonischen, dehnt Helmholtz seine Meinung, daß durch die Wärme die mechanische Kraft langsam aber sicher vernichtet werde, auf das ganze Universum aus, denn er sagt (41), daß, wenn auch die Kraftvorräthe unseres Planetensystems noch so ungeheuer sind, doch unerbittliche, mechanische Gesetze darauf hinweisen, daß diese großen Kraftvorräthe, welche nur Verlust, keinen Gewinn erleiden können, endlich erschöpft werden müssen. Dieser dritte Abschnitt leidet an einer Ueberfülle, die es schwer macht, über ihn zu sprechen. Er recapitulirt die Hauptmomente des Humboldt'schen Kosmos. Er springt auf die Mythen der Völker, auf die Mosaische Genesis, sogar auf den Göthe'schen Mephistopheles ab. Sie erlauben mir wohl, den hier aufgespeicherten Reichthum interessanter, zuweilen pikanter Thatsachen bei Seite liegen zu lassen, um nicht den Vorrath Ihrer Geduld über Gebühr zu erschöpfen und uns in Abschweifungen verlocken zu lassen. Ich beschränke mich demnach darauf, den Hauptpunkt dieses kosmogonischen Theils zu urgiren, den ich (28) in folgenden Worten zu finden glaube. Helmholtz sagt: „Schließen wir uns der Voraussetzung an, daß am Anfang die Dichtigkeit der nebelartig vertheilten Materie verschwindend klein gewesen sei gegen die jetzige Dichtigkeit der Sonne und der Planeten, so können wir berechnen, wie viel Arbeit

bei der Verdichtung geleistet worden ist; wir können ferner berechnen, wie viel von dieser Arbeit noch jetzt in Form mechanischer Kraftgrößen besteht, als Anziehung der Planeten zur Sonne und als lebendige Kraft ihrer Bewegung, und finden daraus, wieviel in Wärme verwandelt worden ist. Das Ergebniß dieser Rechnung ist, daß nur noch etwa der 454ste Theil der ursprünglichen mechanischen Kraft als solche besteht, daß das Uebrige, in Wärme verwandelt, hinreicht, um eine der Masse der Sonne und Planeten gleiche Wassermasse um nicht weniger als 28 Millionen Grade des hunderttheiligen Thermometers zu erhitzen."

Mit diesem Resultat macht Helmholtz den Uebergang zu einigen Beruhigungen, die er dem etwaigen Erschrecken über das triste Ende der Welt gegenüberstellt. Sie wird nach ihm einst auseinandergehen, wie ein fauler Fisch, denn an Naturgesetze glauben wir noch, allein nicht mehr an Wunder, welche den ungestörten Ablauf der Processe, den Helmholtz (24) postulirt, unterbrechen sollten; und selbst vom religiösen Standpunct, der ja den Untergang alles Irdischen ausdrücklich lehrt, wäre nichts dagegen zu sagen. Nachdem also die Wissenschaft erst den Untergang der bestehenden Welt und des jetzigen Menschengeschlechts als einen unvermeidlichen mit düstern Farben ausgemalt hat, schmeichelt sie der fleischlichen Sicherheit des dermaligen Geschlechts mit der Beschwichtigung, daß, wie Helmholtz (43) sagt, wir für uns und für lange, lange Reihen von Generationen nach uns nichts zu fürchten haben und damit an die Scenen in Molina's steinernem Gast erinnert werden, wo Don Juan, so oft er an das Gericht im Tode ermahnt wird, ausruft:

„Im Sterben? Giebst du mir so lange Frist?
Von hier bis dorthin ist ein langer Weg."

Auf die in dem Innern unseres Planeten wahrscheinlich eingeschlossene Gluth will Helmholtz sich nicht einlassen, da sie ihm (39) für die Temperatur der Erdoberfläche zu unbedeutend scheint, wiewohl es sich fragt, ob nicht diese Gluth sich durch ihre stete Wechselwirkung mit der Erdoberfläche, mit Wasser und Luft, in einem unaufhörlichen Stoffwechsel immer als die nämliche zu erhalten vermöge und mithin eine wichtige Instanz gegen die in

Aussicht gestellte Temperaturgleichheit bilden würde. Dagegen weist er nach, daß, soweit wir eine historische Kenntniß der Welt besitzen, etwa 4000 Jahre hindurch, sich nirgends eine wesentliche Veränderung in derselben gezeigt habe. Er weist nach, daß die Sonne, selbst unter ungünstigen Bedingungen, noch Licht und Wärme genug auf Millionen Jahre für ihre Planeten behalten würde und appellirt für die Richtigkeit seines Gesetzes lediglich an die Allmäligkeit. Weit entfernt, die formelle Richtigkeit der Rechnungen zu bezweifeln, die Meyer, Joule und Helmholtz angestellt haben, das oben mitgetheilte Deficit von Arbeitskraft zu finden, darf man doch die reelle Wahrheit solcher Rechnungen, trotz der Exactheit im Detail ihrer Durchführung, bekanntlich nur mit Vorsicht aufnehmen, weil sie auf einem hypothetischen Grunde beruhen, der sehr schwankend ist. Die Geschichte der neueren Naturwissenschaft wimmelt von widersprechenden Zahlenangaben, sobald sie es mit kosmogonischen Verhältnissen zu thun hat. Die meisten Fehler entstehen hier dadurch, daß man endliche Bestimmungen auf Gebiete überträgt, die als in sich unendliche dadurch gar nicht gemessen werden können, und Maaße von heute als Norm auf Epochen überträgt, in denen nicht nur die quantitativen, sondern auch die qualitativen Verhältnisse ganz andere waren. Ist erst der Ansatz zu einer Rechnung gemacht, so wird sich der Calcul ganz richtig verlaufen können, aber der Ansatz selber kann falsch sein. Doch will ich solche Bedenken bei Seite lassen und auf den Hauptpunct zurückkommen, daß in der Natur mechanische Kraft ohne Ersatz soll vernichtet werden können. Helmholtz betrachtet diejenige Wärme, die nicht, wie wir durch Apparate bei unsern Dampfmaschinen mit überflüssiger Wärme zu thun streben, von der Natur zu bestimmter Arbeit verwendet wird, als einen baaren Verlust, und leitet aus ihr die Verminderung der mechanischen Kraft und aus dieser den endlichen Stillstand der Welt ab.

Mechanisch nennen wir eine Bewegung, welche im Raum und in der Zeit durch die Schwere der Materie hervorgebracht wird. Jeder Körper zieht den andern im Verhältniß seiner Masse an. Wärme ist nicht der erste Grund der Bewegung, obwohl durch

Wärme, da sie Bewegung ist, sehr begreiflich auch wieder Bewegung hervorgebracht werden kann.

Nun ist aber in der Art der Bewegung ein Unterschied, denn sie kann sich auf endliche oder unendliche Weise erzeugen. Auf endliche durch Stoß und Fall als die Form der Bewegung auf den einzelnen Weltkörpern, die immer einen äußern Anfang hat und nothwendig wieder in Ruhe übergeht. Auf unendliche Weise aber bringt sich die Bewegung der Weltkörper hervor, indem sie durch die Wechselwirkung ihrer Attraction sich gegenseitig in der Schwebe erhalten und sich um einander herumwälzen. Weil hierbei, wie wir sahen, die Friction des Aethers gleich Null ist, so kann sie sich immer von selbst wiedererzeugen, ohne Wärme zu produciren und ohne stillzustehen. Wenn das Universum auch lichtlos wäre, wenn auch alle Wärme der Himmelskörper in die endlose Wüste des Aethers verstrahlt wäre, so würden sich die kalten Massen doch mit derselben Präcision wie jetzt durch die Finsterniß hinschwingen, weil die Attraction der Materie eine ihr unmittelbar immanente Function ist und die Gravitation nach Newton's Principien aller Materie inhärirt. Die qualitative Beschaffenheit der Materie, die sonst in ihr möglichen Processe, magnetische, elektrische, chemische, thermische, kommen für den Mechanismus als solchen nicht in Betracht. Da nun Helmholtz Newton's Principien anerkennt, so muß er die Möglichkeit zugestehen, daß das mechanische Universum in ewiger Bewegung müsse existiren können und daß Expansion und Contraction d. h. Temperaturverschiedenheit, schlechthin gleichgültig dafür ist. D. h. er muß zugeben, daß ein absoluter Stillstand der Welt aus dem Begriff der Materie und der Schwere heraus so wenig denkbar ist, daß wir vielmehr das Gegentheil annehmen müssen.

Gehen wir nun aber zur Wärme über und nehmen wir einmal an, daß sie so lange vermehrt werden würde, bis durch die Processe der endlichen Bewegung und durch die polarischen Dynamiden und chemischen Verwandlungen keine weiter erzeugt werden könnte, so würde doch kein Stillstand der Welt eintreten, weil Wärme ja Bewegung ist. Helmholtz lehrt nicht eine Abnahme, sondern eine Zunahme der kosmischen Wärme. Bewegung, die zu Bewegung hinzu-

kommt, kann doch nicht die Bewegung vernichten, wenn auch partiale Actionen sich hemmen können. Da Wärme als Bewegung von der mechanischen Bewegung nicht specifisch, sondern nur der Form nach verschieden ist, nämlich nicht Stoß oder Fall, sondern vibrirende Schwingung zu sein, so ist nicht abzusehen, wie durch sie die Welt zur Ruhe sollte verurtheilt werden können und man könnte unschwer aus ihrer Natur einen Schluß machen, der dem Helmholtz'schen ganz entgegengesetzt sein würde, daß nämlich die Welt durch das continuirliche Wachsthum der Wärme in den feurig flüssigen Zustand und dessen Rotationswirbel zurückgestürzt werden müßte. Wir haben uns oben schon dahin erklärt, daß wir vermöge des Naturgesetzes der Compensation durch Oscillation die fortdauernde periodische Reproduction einer gewissen mittleren Gleichheit der Temperaturverhältnisse nicht für unmöglich halten, in welcher die einzelnen Körper, die Boden-Wasser- und Luftschichten, abwechselnd erwarmen und erkalten, und daß wir den Beweis einer Verminderung der kosmischen Bewegung durch Reibung der Fluth u. dgl. nicht für überzeugend erachten. Helmholtz müßte darthun können, daß durch Wärme auch Materie vernichtet würde, was aber unmöglich ist und mit seiner eigenen Voraussetzung von der Unveränderlichkeit der Quantität der Materie streitet. Geht aber keine Materie verloren, so bleibt mit ihr auch die Möglichkeit einer in's Unendliche hin sich erneuenden mechanischen Kraft, denn wie sollte es die Materie doch wohl anfangen, ohne Masse, ohne Schwere, ohne Anziehung, ohne Wechselwirkung zu sein? Ist Materie gesetzt, so sind unmittelbar mit ihr auch alle diese Prädicate gesetzt und sie kann also folgerecht auch im Fallen, Drücken, Stoßen, Anziehen immerfort sogenannte lebendige Kraft entwickeln. Da nun aber alle mechanische Bewegung den Wärmeproceß zu ihrer unabtrennlichen Begleitung hat, so kann sich auch durch ihre Vermittelung unaufhörlich Wärme erzeugen, und Wärme, als selbst eine Bewegung, kann nicht die Bewegung aufheben. Die Voraussetzung, daß in einer gleichen Temperatur Alles erstarren müßte, ist daher, weil in der Temperatur Bewegung, in der Bewegung Veränderung, in der Veränderung eine Abnahme ihrer Intensität gesetzt werden muß, ein Irrthum. Die Natur-

processe lassen sich nicht, eine vollkommene Gleichheit des Temperaturgrades zu erreichen, hermetisch absperren, sondern bringen kraft ihrer freien Wechselwirkung unaufhörlich wieder Ungleichheit hervor.

In den letzten Decennien sind zwar wiederholte Versuche gemacht, die Bewegung der himmlischen Körper nicht blos mechanisch, sondern auch dynamisch durch Affinität, magnetische Polarität, galvanische Strömung u. dgl. zu erklären. Pohl namentlich in Breslau hatte sich in dieser Richtung viel Mühe gegeben. Aus unserer Gesellschaft gab Herr Dr. v. Behr eine Widerlegung seiner Theorie, die in den Königsberger naturwissenschaftlichen Unterhaltungen abgedruckt ist. Helmholtz erkennt jedoch (27) ausdrücklich die Newton'schen Principien der Gravitation an. Thut er dies, dann muß er auch zugeben, daß die Bewegung der himmlischen Körper sich als das wahrhafte perpetuum mobile, an welchem nicht wie an einer Maschine sich etwas abnutzen kann, lediglich durch die Schwerkraft in's Unendliche aus sich selbst zu erneuen vermag. Daß der Mond, wie Helmholtz meint, als ein Opfer heftiger Ebbe und Fluth zu seiner jetzigen Todtheit gelangt sein soll, ist wohl nicht so wahrscheinlich, als ihn für eine Schlackenbildung zu halten, die von der ursprünglichen Erdgenesis als eine nachbarliche Ruine zurückgeblieben ist. Nichtsdestoweniger wird die mechanische Kraft auf ihm noch die nämliche Lebendigkeit haben, wie im Anfang seiner Existenz. Hielte Helmholtz die Wärme für einen von der Bewegung unterscheidbaren Stoff, der von einem Weltkörper abgelöst und in die unermeßlichen Räume des Alls irgend wohin versenkt werden könnte, so würde dadurch eine große Schwierigkeit entstehen, allein dies ist nicht der Fall. Er hält sie nur für eine Form der Bewegung und sagt (29) ausdrücklich, „daß die Wärmequantität, welche durch die endlichen mechanisch-dynamischen Processe erzeugt wird, zwar unserm Planetensystem, nicht aber dem Weltall verloren gehe; daß wir nicht wissen, ob das Mittel, welches die Licht- und Wärmeschwingungen fortleitet, irgendwo Grenzen hat, wo die Strahlen umkehren müssen, oder ob sie für immer ihre Reise in die Unendlichkeit hinein fortsetzen."

Alle von uns bisher gegen die Ansicht Helmholtzen's entstandene

Bedenken können wir nun wohl durch Ein Wort darin zusammenfassen, daß sich seine Annahme eines Stillstandes der Welt in Folge des Verbrauchs mechanischer Kraft und ihres Uebergangs in Wärme, die nicht wieder in lebendige Kraft zurückverwandelt werden könne, durch die Uebertragung des Begriffs der Arbeitskraft endlicher Maschinen auf die unendlichen Verhältnisse der freien Natur erklären läßt. Wäre dieselbe eine Maschine, so hätte Helmholtz Recht. Bei einer Maschine kann ich Kohlen, Eisen u. s. w. als einen Vorrath von Arbeitskraft ansehen; bei einer Maschine kann ich durch Verbrennen eines Stoffs einen andern in elastische Form verwandeln und durch die Bewegung seiner Contraction und Expansion Bewegung auch in andern Körpern hervorbringen; bei einer Maschine kann ich Wärme als ein Aequivalent der Bewegung berechnen; bei einer Maschine kann ich die Nichtbenutzung erzeugter Wärme als einen Verlust betrachten, der unersetzlich ist, weil ich wenigstens über diesen einmal als Zustand gewesenen Proceß nie wieder disponiren kann; bei einer Maschine kann ich die Wärme, die unabsichtlich allein unvermeidlich als Begleitung der Friction entsteht, als Vernichtung der mechanischen Kraft auffassen, der ich durch Netzung mit Wasser, durch Einschmieren mit Fett und Oel entgegenwirken muß, damit die Maschine nicht in Brand gerathe; bei einer Maschine kann ich ihren Stillstand vorauswissen, sobald das Wasser oder die Kohlen oder das Eisen u. s. w. aufgebraucht ist. Ist aber die Natur eine Maschine? Waltet in ihr die Endlichkeit der Verhältnisse, die für eine Maschine nothwendig sind? Ist es nicht die Wechselwirkung der Kräfte, welche das Dasein der Natur in der That unaufhörlich verjüngt, indem ihr Antagonimus es nirgends zu einem Stillstand kommen läßt und durch Vermittelung von Uebergängen die Zurückverwandlung von Kraft in Kraft, die Wiederherstellung der Ungleichheit, möglich macht? Raum und Zeit, Aether und Atom, Masse und Masse, Finsterniß und Licht, Kälte und Wärme, Pol und Pol, physikalische Processe und Leben organischer Individuen, bringen in rastloser Umgestaltung den Kosmos hervor, so daß man beim erhabenen Schauspiel seiner Eurythmie mit dem Erzengel Raphael im Göthe'schen Faust ausrufen möchte:

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Bruderſphären Wettgeſang,
Und ihre vorgeſchrieb'ne Reiſe
Vollendet ſie mit Donnergang.
Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
Wenn keiner ſie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am erſten Tag!

Die heutige Naturwiſſenſchaft perhorrescirt grundſätzlich alle Teleologie. Sie hält mit einer gewiſſen Etiquette darauf, nur von Cauſalität zu ſprechen, obwohl ſie oft genug, wie Fechner jüngſt in ſeiner Vertheidigung gegen Schleiden nachwies, von der Vorſtellung des Zweckes und ſeiner Einheit unbewußt geleitet wird. Man wird es Helmholtz nachrühmen müſſen, daß er ſich ſtreng auf dem Standpunkt der Cauſalität gehalten hat. Auch wir haben uns bemühet, ihm in unſern Betrachtungen ohne alle Einmiſchung von Zweckbeziehungen zu folgen. Aber zum Schluß wird es wohl erlaubt ſein, einen Augenblick uns auch auf den Standpunkt der Teleologie zu ſtellen. Auf dieſem erſcheint der Proceß der mechaniſchen Materie als Mittel für den phyſikaliſchen; dieſer als Mittel für den organiſchen; dieſer als Mittel für den hiſtoriſchen. Die Entwickelung der menſchlichen Freiheit iſt der Zweck der Welt. Der Menſch unterwirft ſich für dieſen Zweck die Natur als Mittel. Die Natur als ſolche iſt ſich freilich Selbſtzweck, allein durch den Menſchen, der mit ſeiner Arbeit ihre Wildheit gleichſam verſittigt, wird ſie ein Coefficient der Geſchichte, die wir aus dem Weſen des Geiſtes heraus nicht anders als mit der Möglichkeit eines unendlichen Fortſchrittes zu denken vermögen. Stellen wir uns nun vor, daß die Menſchheit ſtatt deſſen im Opiumrauſch dahinſiecht, daß leiſe, leiſe, aber unaufhaltſam, die Temperaturgleichheit mit ihrem Schlummer alles Daſein überwältigt, daß aller Wechſel von Contraction und Expanſion aufhört, daß alle Geſtaltung ſich verwiſcht, aller Trieb erſtirbt, ſo werden wir ein grauenhaftes Bild ſich entfalten ſehen, etwa wie Byron in ſeinem berühmten Gedicht darkness ſingt:

Die Welt war leer,
Die völkerreiche, mächt'ge war ein Klumpen,
Jahrzeitlos, krautlos, baumlos, menschlos, leblos,
Ein Klumpen Tod, — ein Chaos harten Thons.
Seen, Flüsse, Weltmeer', alle standen still,
Nichts in des Abgrunds Stille regte sich;
Das Schiff verfaulte seglerlos im Meer,
Der Mast zerfiel stückweis herab und ruhte,
Gefallen, auf der Tiefe sonder Woge;
Todt war die Well', im Grabe war die Fluth;
Denn früher blich der Mond schon, ihr Gebieter.
Der Wind verwittert in der Lüfte Stillstand,
Und kein Gewölk war noch; die Finsterniß
Bedurfte sein nicht mehr — sie war das All.

Diese Schilderung des großen Briten wird der verehrte deutsche Naturforscher gewiß als treffend für den Zustand erkennen, den er als das der Welt drohende Ende voraussetzt. Er hat diesen Pessimismus nicht als einen Zweck beabsichtigt, sondern als ein Resultat erfolgert, zu welchem ihn sein Schluß von dem Verhältniß der Wärme zur mechanischen Kraft führte. Die Natur richtet sich nicht nach unsern Wünschen. Sie folgt ihren Gesetzen, unbekümmert um unser Wohl, und die Erde schlingt sorglos, wie wir noch neulich in Japan gesehen haben, ganze volkreiche Städte in ihren Schlund. Darf das Bewußtsein unseres gewissen Todes uns schon jetzt nicht an der Verwirklichung des Guten hindern, so auch nicht der Gedanke des einstigen Todes unserer Erde, unseres Planetensystems. Helmholtz spricht nur mit Redlichkeit und mit einer durch ächte Wissenschaftlichkeit von allem Affect gereinigten Ruhe die grausame Consequenz von Thatsachen aus, die er gefunden zu haben glaubt. Er kann, wie er am Schluß seiner Abhandlung wirklich thut, die sittliche Forderung stellen, daß der Mensch im Bewußtsein seiner höhern Bestimmung dem Tode muthig in's Auge schauen müsse. Beruht aber, wie ich zu zeigen versucht habe, der Eintritt jener endlichen Stagnation der Welt auf einem Irrthum, so wird es nicht als müßiger Luxus eines egoistischen Optimismus ausgelegt werden können, wenn wir uns von der Zukunft der Natur auf Grund ihrer bisherigen Entwickelung, wie auf Grund des Wesens der menschlichen Freiheit, eine, obwohl nicht auf apodiktischer Gewißheit, nur auf

Wahrſcheinlichkeit beruhende, freundlichere Vorſtellung machen. Wir ſehen, daß die Natur furchtbare Kämpfe im Rücken hat; daß ſie ſtufenweiſe vom Chaos zur Lagerung der Erdſchichten, von der Bildung der Pflanzen zu der der Thiere vorgedrungen iſt und daß ſie mit dem Eintritt des Menſchen in die Exiſtenz den Kreis ihrer Geburten geſchloſſen hat. Wir ſehen den Menſchen im Ringen ſeiner geſchichtlichen Arbeit die Erde ſelbſtbewußt in Beſitz nehmen und immer mehr zu ſeinem Wohnhauſe einrichten. In der Perfectibilität erkennen wir den charakteriſtiſchen Grundzug der Humanität, und wir ſollten, ſtatt einer progreſſiven Vervollkommnung entgegenzugehen, im Sumpf einer allgemeinen Regungsloſigkeit erſticken? Sollte nicht vielmehr innerhalb der uns bekannten Bedingungen ein unendlicher Fortſchritt möglich ſein, an welchem die Natur mittelbar, durch die Arbeit des Menſchen, Theil nehmen muß?

Da die Erde mit den übrigen Planeten und mit der Sonne ſich im Weltraum fortbewegt, ſo iſt ſie dadurch in den großen Zuſammenhang des geſammten Weltorganismus eingegliedert. Ihr Schickſal iſt kein iſolirtes. Aber eben durch dieſen Zuſammenhang mit noch andern Geſtirnen, mit noch andern Sonnen, iſt auch die Möglichkeit einer in ſich unendlichen Selbſterneuung, einer raſtloſen Umbildung gegeben, die, teleologiſch genommen, in einem innern Verhältniß zur Geſchichte des Geiſtes ſtehen muß. Es iſt dann nicht nothwendig, daß der ſchön geordnete Kosmos ſich ſchließlich in das Grinſen einer Spottgeburt von Dreck und Feuer verzerre und es ſcheint eines Gottes oder, wenn wir ganz von ihm wegſehen, ſelbſt nur einer den Dingen immanenten Vernunft anſtändiger, nicht mit einem platten Nichts zu endigen, ſofern es möglich iſt, daß das All in periodiſcher Wiedergeburt ſich perennirend verjünge, wie die Geſtirne wenigſtens immer rotatoriſch dieſelben Bahnen durchlaufen und doch zugleich translatoriſch im Univerſum in's Unermeſſene fortſchreiten.

XVI.

Ueber den religiöſen Weltproceß der Gegenwart.

Vortrag zum Beſten des Guſtav-Adolph-Vereins im Kneiphöf'ſchen Junkerhof zu Königsberg. Januar 1858.

Mit Recht hat man unſer Zeitalter das der techniſchen Cultur genannt. Wohin wir blicken, wirbelt uns der Rauch von den Feuerpyramiden der Fabriken, von den Locomotiven der Eiſenbahnen, von den Schornſteinen der Dampfſchiffe entgegen. Wohin wir blicken, ſehen wir die Telegraphenſtangen den Rücken der alten Mutter Erde wie einen neuen Kunſtwald überwachſen. Der Blitz iſt zum gefügigen Boten geworden, der die Bahn der Kupferdrähte gedankenſchnell durchfliegt und die verhängnißvollen Telegramme von Land zu Land trägt. Wohin wir blicken, ſehen wir die Menſchen die Natur mit Gewaltſamkeit zwingen, ſich ihren Tendenzen zu unterwerfen. Viaducte führen ſchwindelhoch über Häuſer und Straßen, über Ströme und Seen, Tunnels graben ſich durch die Nacht der Gebirge, hoch oben, tief unten das moderne Feuerroß hinſchnauben zu laſſen. Landengen, die Welttheile mit einander verbinden, werden durchſtochen und das weſtliche Polarmeer erblickt zum erſten Mal an ſeinen Jahrtauſende hindurch einſamen Geſtaden den kühnen Europäer. Wohin wir blicken, ſehen wir die Menſchen die Erde nach Kohlen durchwühlen, in deren Lagern ſie vorſorglich die jungen Rieſenwälder verſargte, den Spätlingen ihrer Kinder auf dem entholzten Boden die unentbehrliche Prometheiſche Gabe möglich zu machen, ohne welche keine Cultur denkbar iſt, denn

Feuer iſt obenan!
Feuer, es hat's gethan,
Schmiedete, rundete Kronen dem Haupt!

Und was will der Menſch mit ſeiner Arbeit? Gold! Gold! Wie Horaz ſchon ſagt, iſt es der verfluchte Hunger nach Gold, der ihn raſtlos umtreibt. Nachdem er die alten Goldminen in Oſtindien, in Spanien, in Guinea und Peru ausgebeutet hat, ſehen wir ihn in den Uraliſchen Gebirgen, in dem Californiſchen Hügellande, in den kahlen Ebenen Oſtauſtraliens leidenſchaftlicher als je nach Gold ſchürfen und graben.

Und das Gold? Iſt es der letzte Zweck? Keineswegs. Es iſt nur Mittel zum Genuß. Es iſt die magiſche Kraft, die Alles hervorzuzaubern vermag, was den Sinnen des Menſchen ſchmeichelt. Köſtliche Stoffe, ihn zu kleiden, funkelnde Geſchmeide ihn zu ſchmücken, leckere Speiſen, ihn zu nähren, duftende Weine, ſeinen Gaumen zu kitzeln und ſeine Nerven zu ſpannen, ſchöngeformte Geräthe und prachtvoll decorirte Zimmer, ſeine Augen zu weiden, Spiele aller Art, ihn zu zerſtreuen, Nymphentänze, ihn in wollüſtige Träume zu wiegen — das iſt der Preis des Mühens. Das nennt man vornehm den Realismus des Jahrhunderts.

Aber in dieſem Ringen nach der Herrſchaft über die Natur, in dieſem Kampfe um den Beſitz, in dieſem Drängen nach ſinnlichem Genuß, kann der Menſch doch nicht den Idealismus ſeines Bewußtſeins vernichten, der über die Erde in das Sternenall hinausdringt und ihm die Frage vorlegt, ob er, der ſterbliche Menſch, nicht ein Verhältniß zur Ewigkeit; ob nicht ein Weſen exiſtire, das, frei von der Nothwendigkeit der Natur, frei von dem Proceß, der Geſchichte, zu ihm ein abſolutes Verhältniß habe, worin erſt der letzte Zweck ſeines Daſeins liege? D. h., die Religion hört nicht auf, den Menſchen daran zu erinnern, daß er nicht blos für Werkſtätten, Fabriken, Eiſenbahnen, Dampfſchiffe, Goldgräberei, Börſenagitationen, Krieg und Sinnengenuß gemacht iſt, ſondern daß er einer unendlichen Geiſterwelt angehört, die ihre erhabenen Kreiſe durch den geſammten Kosmos hindurchſchlingt und dem kurzen

Verlauf jedes einzelnen Menſchenlebens die Weihe einer unſterblichen Bedeutung ertheilt.

Aber die Religion ſelber? Wie ſteht ſie gegenwärtig? Denn, ihrem Inhalt nach ewig, hat ſie doch als menſchliche Erſcheinung eine Geſchichte — oder vielmehr iſt ihre Geſchichte die Seele der Geſchichte.

Wenn wir den religiöſen Weltproceß der Gegenwart betrachten wollen, ſo muß uns zunächſt eine eigenthümliche Empfindung anwandeln. Wenden wir nämlich unſer Auge rückwärts und verfolgen die Geſchichte der Religion in ihrer allmäligen Fortbildung, ſo ergiebt ſich uns eine Folge von Geſtalten, in denen wir einen Fortſchritt beobachten können. Von dem Fetiſchismus der elementaren Naturreligion ab können wir die ſucceſſive Läuterung der Religion bis zum jetzigen Chriſtenthum verfolgen, das mit Selbſtbewußtſein als Weltreligion darauf ausgeht, ſich zur Religion der geſammten Menſchheit zu machen. In dem Chriſtenthum erkennen wir daher alle übrigen Religionen als ideel bereits überwunden an und vermögen auch, von ſeinem Standpunct aus, uns das Weſen der nichtchriſtlichen beſſer zu erklären, als es dieſen ſelbſt möglich iſt. Sind ſie aber ſchon reell überwunden? Schon zweitauſend Jahre exiſtirt das Chriſtenthum und noch exiſtiren zahlloſe Völker im Norden und Süden der Erde, die in der Dumpfheit der magiſchen Naturreligion dahinleben; noch gilt die moraliſirende Religion des Kongfutſeu als Staatsreligion des Chineſiſchen Reichs; noch wird der Cultus des Brahm, Wishnu und Shiva in Indien gefeiert; noch erſcheint Buddha ſeinen Gläubigen in immer neuen Menſchwerdungen; noch beten die Guebern mit verhangenem Munde zum reinen Feuer des großen Sonnenkönigs; noch erwarten die Juden den kommenden Meſſias; noch träumt der Muhammedaner von den Freuden des Paradieſes, welche der Prophet ſeinen Anhängern verheißen hat.

Die Religionen alſo, die in ihrer Geneſis eine ſucceſſive Reihe bilden, ſtellen ſich, wenn wir die Erde überſchauen, ſimultan als neben einander exiſtirende in einer ähnlichen Weiſe dar, wie auch die Pflanzen und Thiere, die nach einander entſtanden ſind, jetzt in dem Nebeneinander ihrer Verbreitungsbezirke erſcheinen. Von den

vielen Millionen Menschen, die unser Planet trägt, gehören einige Millionen, die sich nicht berechnen lassen, dem niedrigsten Heidenthum; über dreihundert Millionen dem Buddhismus; sechs Millionen dem Judenthum; zweihundertundzwanzig dem Islam und etwa zweihundertundsechszig dem Christenthum an.

Wir müssen daher einerseits einen progressiven Proceß der Religion annehmen, anderseits aber anerkennen, daß jeder welthistorische Standpunct der Religion sich zu behaupten sucht. Nach diesem Gesetz erblicken wir innerhalb des Christenthums selber die Griechische, Römische und Germanisch-Protestantische Kirche, die sich auseinander entwickelt haben, zugleich als ein Nebeneinander. Schon sind es über dreihundert Jahre, daß die Norddeutschen sich vom Papstthum losgerissen, aber noch existirt der Papst in der Siebenhügelstadt. Dennoch ist es undenkbar, daß eine solche Coexistenz der verschiedenen Religionen für immer dauern könnte. Dies ist unmöglich, weil die Erde nur einen sehr beschränkten Schauplatz für Geschichte darbietet, den wir gegenwärtig bereis vollkommen zu überschauen im Stande sind, weil also die Völker und Religionen im Fortschritt der Zeit mit einander in die mannigfaltigste Berührung gerathen müssen. So lange die Erde noch nicht überall bewohnt war, konnten sie einander ausweichen. Sie konnten in einem Local sich ansiedeln, und in demselben sich nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit entwickeln. Noch öffnet die Erde einige Gegenden für den Auswanderer, allein bald wird keine neue Ferne zu entdecken sein. Es wird zu einer Wechselwirkung aller Völker mit allen kommen müssen. Für jetzt sind es die Europäer und die Europäischen Kolonisten in Amerika, die mit der Verwirklichung der universellen Beziehung auf alle Länder und Völker bereits den Anfang gemacht haben.

Wenden wir uns nun zunächst zur untersten Stufe religiöser Bildung, zur Naturreligion, so finden wir noch eine ungeheure Menge Nationen auf dem Boden derselben. Die dünngesäeten Polarvölker, die Nordamerikanischen Prairieindianer, die Brasilianischen Waldindianer, die Insulaner der Südsee, der bei weitem größte Theil der Afrikanischen Neger, die Papuneger auf Neuguinea

und den umliegenden Eilanden, viele Malaiiſche und uns noch wenig bekannte Stämme, wie die Kuli's in dem Innern des Vorderindiſchen Dekan und in den Urwäldern, welche der Godaweri durchſtrömt, alle dieſe Millionen ſind Heiden. So groß der Unterſchied der Raçe und des Locals bei dieſen Stämmen iſt, ſo iſt doch ihre Religion im Weſentlichen überall die nämliche: Zauberei, Fetiſchismus, ſchwache mythologiſche Formationen, die ſich ſchnell verwiſchen, Anſätze zur Bildung eines nach dem Cyklus der Jahreszeiten organiſirten Cultus und eines prieſterlichen Standes, — das ſind die Elemente, die wir unter den mannigfaltigſten Geſtaltungen hier überall finden. Ein höheres Bewußtſein, welches die Kraft geſchichtlicher Erinnerung entwickelte, fehlt noch gänzlich. Seit Jahrtauſenden haben die Neger keine Religion hervorgebracht, die über den Fetiſchismus hinausgegangen wäre und durch einen tiefern geiſtigen Gehalt und eine allgemeinere Form die Fähigkeit bewieſen hätte, aus der localen Dumpfheit ihrer ephemeren Improviſationen auf andere Nationen übertragen werden zu können. Wenn daher dieſe Naturreligionen mit einer hiſtoriſchen Religion in ein dauerndes Verhältniß treten, ſo vermögen ſie keinen Widerſtand zu leiſten. In der Haltloſigkeit ihrer trüben Zuſtände ſinken ſie bald vor der Energie eines bewußten Glaubens zuſammen. Der Buddhismus, der Islam und der Chriſtianismus haben ſich in die Aufgabe der Zerſtörung der Naturreligionen getheilt; der Buddhismus im centralen Aſien und in Hinterindien; der Islam im Afrikaniſchen Sudan und auf den Inſeln des Indiſchen Meeres; das Chriſtenthum als Griechiſches in Sibirien, als proteſtantiſches in Nordamerika und in der Capcolonie, als katholiſches in Südamerika, in Nordafrika und auf zerſteuten Puncten der Oceaniſchen Inſelflur, wo es hier und da mit der proteſtantiſchen Miſſion collidirt. Wie ſchnell die Zerſtörung ſolcher Religionen erfolgt, können wir vor unſern Augen ſehen. Auf Neuſeeland, auf Otaheiti, auf den Sandwichinſeln herrſchte noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts das vollkommenſte Heidenthum. Wie hat ſich hier Alles verändert! Die Sandwichinſeln haben ſogar ſchon eine Verfaſſung nach der Chablone des Engliſchen Conſtitutionalismus und die Hotels in der

Hauptſtadt Honolulu ſind gerade ſo eingerichtet, wie die Europäiſchen. Sie unterſcheiden ſich von ihnen nur dadurch, daß ſie noch theurer ſind. Die meiſten dieſer Völker, namentlich die Amerikaniſchen, ſchwinden in der Berührung mit der Kaukaſiſchen Raçe auch körperlich dahin und nur die Malaiiſchen Stämme, noch mehr die Neger, zeigen eine größere Ausdauer. Sie ſind in ihrer Rohheit, trotz der ihnen anhaftenden Wolluſt und Grauſamkeit, für die chriſtliche Religion nicht unempfänglich. Amerika hat uns eine ausreichende Erfahrung darüber machen laſſen. Es leben dort durchſchnittlich ſechs bis ſieben Millionen Neger, die dem Chriſtenthum aſſimilirt worden ſind. Von Nordamerika ſind bereits viele freie chriſtliche Neger als Miſſionare nach Afrika gegangen und haben dort mit glücklichem Erfolge gewirkt. Das Bild, welches Miß Harriet Beecher in Onkel Tom's Hütte von dem chriſtlichen Dulderſinn eines ſchwarzen Sclaven aufgeſtellt hat, iſt allerdings ein romanhaftes, jedoch nicht der Wahrheit ermangelndes. Ueberhaupt wird Afrika in den nächſten Jahrhunderten eine ganz neue Rolle in der Weltgeſchichte ſpielen, ſobald es gelungen ſein wird, den Sclavenhandel zu vernichten, denn dieſer iſt es ſeit jeher geweſen, welcher im Innern des Landes eine ſtete Unſicherheit des Daſeins, eine Gleichgültigkeit des Einzelnen gegen ſeine Zukunft und gegen ſein Leben, ſo wie eine Nichtachtung und Härte des Menſchen gegen den Menſchen erzeugt hat, die alle Anfänge der Civiliſation ſofort wieder zerſtören müſſen. Die Gewöhnung, in dem Menſchen eine Waare zu erblicken und Menſchenjagden zu veranſtalten, ſich in den Beſitz derſelben zu bringen, muß die Barbarei permanent machen. Die genauen Berichte Barth's über die Zuſtände im Sudan laſſen keinen Zweifel über die nothwendige und wohlthätige Folge zu, welche die Aufhebung des Sclavenhandels haben muß. Die Beſchiffung des Quorra- und Benuëſtroms aber, die mit eiſernen Dampfbooten bereits gelungen iſt, hat uns die Möglichkeit gezeigt, mit Entſchiedenheit in das Herz des großen Continents einzudringen und Handelsverbindungen anzuknüpfen. Haben die Negervölker erſt begriffen, daß ſie Europäiſche Waaren gegen Naturproducte ihres Landes noch ſicherer und gewinnreicher, als früher gegen Menſchen, um-

tauſchen können; haben ſie erſt gelernt, die ſchüchternen Anſätze zur Induſtrie, die ſich bei ihnen ſelber finden, zu vervollkommnen; kann ſich der Ackerbau und die Viehzucht, die jetzt ſchon von ſo vielen Stämmen betrieben werden, erſt dauernd befeſtigen und Cerealien und Häute auf den Markt bringen, ſo wird ein ungeahntes Leben entſtehen und in unberechenbarer Weiſe auf die übrigen Continente zurückwirken. Die Entwicklung wird hier eine Aethiopiſche ſein müſſen; denn der Europäer kann in der tropiſchen Zone Afrika's nicht ausdauern und die einheimiſche Raçe nicht, wie in Amerika und in Oceanien, abſorbiren.

Unter Afrika haben wir hier immer dasjenige Land verſtanden, welches ſüdlich vom Atlas und den Nubiſchen Gebirgen liegt; denn der Nordrand Afrika's von Aegypten bis Mogador gehört ſchon von Alters her der Aſiatiſch-Europäiſchen Geſchichte und iſt von einem eigenthümlichen Volksſtamme, dem der Berbern, bewohnt, mit welchem die Araber ſich ſpäter theilweiſe vermiſcht haben.

Eine ganz andere Phyſiognomie, als dies geſchichtloſe Afrika, bietet Aſien dar. Es iſt das Mutterland aller welthiſtoriſchen Religionen. Durch die Scheidung der Völker begründete ſich hier ſchon früh das Chineſiſche, Indiſche, Perſiſche und Buddhiſtiſche Religionsſyſtem. Im ſechsten Jahrhundert vor Chriſtus muß durch ganz Aſien hin eine tiefgreifende religiöſe Bewegung die Gemüther erſchüttert haben. Es war das Zeitalter der Aſiatiſchen Reformation. In China war es ein Philoſoph, Kong-fu-tſeu, von 551—478, der die Religion reformirte und ſie in derjenigen Geſtalt fixirte, welche ſie noch heutzutage als Chineſiſche Reichsreligion hat. In Indien war es Buddha, der Königsſohn von Maghada, der dem Thron entſagte, ſich Jahrelang in das Schweigen der Wüſte begrub und aus ihr als der menſchenfreundliche Held hervortrat, die Trennung der Kaſten aufzuheben, die Religion des Mitleids, der Entſagung, der Wiedergeburt zu predigen, Apoſtel allwärts hin auszuſenden und Gemeinden zu ſtiften, in welchen nicht nur alle Stände, ſondern auch beide Geſchlechter gleichberechtigt ſind. Nach einem langen, ſegenreichen Leben ſtarb er 543. In Perſien war es Zaharathuſtra, der die heroiſche Religion des Kampfes des reinen

und guten Ahuraomazdao gegen den unreinen und bösen Agromainyus als einen Kampf des Lichts und der Finsterniß von Neuem organisirte. Bei den Juden wurde unter dem Könige Josiah, der von 642—611 regierte, das Mosaische Gesetzbuch reformirt und von dem Propheten Esra nach der Babylonischen Gefangenschaft in derjenigen Gestalt restaurirt, in der wir es noch besitzen. Ja, so gewaltig scheint die religiöse Bewegung gewesen zu sein, daß sie selbst noch in den Griechischen Polytheismus hinübergriff, wenn wir erwägen, daß Pythagoras, der von 584—527 lebte und von Samos nach Unteritalien übersiedelte, durch eine mit vielen Orientalischen Elementen versetzte Socialreform sich in einen solchen Widerspruch mit dem Bestehenden verwickelte, daß er sammt seinen Schülern von den Krotoniaten angegriffen und getödtet wurde. In derselben Zeit mußte Xenophanes 536 aus Kolophon in Kleinasien fliehen, weil seine Philosophie dem polytheistischen Glauben feindselig war und den Anthropomorphismus der Götter verspottete. Die bloße Gleichzeitigkeit aller dieser Thatsachen würde zwar schon an sich höchst merkwürdig sein, allein sie ist es noch mehr dadurch, daß sie eine gewisse innere Uebereinstimmung verrathen, die Vorstellungen der Gottheit zu entsinnlichen und in die sittlichen Verhältnisse eine größere Reinheit und Milde einführen.

Bis zu unserm Jahrhundert hin hat sich nun seit jener Zeit das Chinesische, Indische und Buddhistische Religionssystem im Wesentlichen als dasselbe erhalten. Nunmehr sehen wir aber, daß in China eine Revolution ausgebrochen ist, die sich selbst für eine Propaganda des Christenthums hält. Es ist der Kampf der Taipings gegen die herrschende Mandschudynastie. Es ist schwer, sich eine richtige Vorstellung von ihm zu machen, wenn wir auch gelehrten Sinologen, wie Professor Neumann in München, sehr dankenswerthe Aufklärungen darüber schulden. Ein Factor in dieser Revolution sind unstreitg die Chinesischen Christen selber, die nicht ohne Sympathie für sie sein können. Das Christenthum ist in China periodisch unerlaubt oder erlaubt gewesen, jenachdem es gefährlich schien oder nicht. Die Chinesische Staatsreligion ist nämlich an sich gegen alle Religionen insofern tolerant, als sie nicht

der Moral widersprechen, die ihren Inhalt ausmacht. Sie ist eine Religion ohne Götter, ohne Mythen, ein Rationalismus, der keinen andern Cultus, als den der Familienpietät kennt. Daher erklärt sich, daß sowohl der Buddhismus, als der Islam, als der Christianismus, mit ihr sich leicht in Verbindung setzen konnten. Wenn aber eine jener Religionen politische Bedenken erregte, so wurde sie verboten und während einer solchen Periode jeder Anhänger derselben hingerichtet, gerade wie das Christenthum unter den Römischen Kaisern, als religio illicita. Diese vielen Hinrichtungen sind der Grund, weshalb in ganz China gegenwärtig kaum eine Million Christen existirt, was bei einem Volk von mehr als dreihundert in der That wenig genug ist. In der laufenden Periode ist das Christenthum den Chinesen bei Todesstrafe verboten. Der verstorbene Kaiser, Tao-kuang, d. h. der Glanz der Vernunft, richtete noch in seinen letzten Regierungsjahren ein scharfes Edict gegen das Christenthum, in welchem er eine ausführliche Kritik desselben gab und vorzüglich die von Christus erzählten Wunder lächerlich zu machen bestrebt war. Die christliche Moral, meinte er, könnte nicht besser sein, als die des großen Philosophen Kong-fu-tseu, der Wunderglaube aber, den die Christen für unerläßlich zum Seelenheil erachten, könne auf die Moralität nur schädlich einwirken; sie hätten in der Chinesischen Geschichte selbst genug Leute solchen Schlages gehabt, welche das Volk durch Vorgeben von Wunderkraft zu täuschen beflissen gewesen seien. Natürlich gilt die Todesstrafe nur für die Chinesischen Unterthanen, die mit dem Uebertritt zum Christenthum ein Staatsverbrechen begehen. Die Regierung hat aber auch Europäische Missionarien hinrichten lassen, namentlich den gefeierten Katholiken Perboyre vom Orden des heiligen Lazarus in Canton, gegen welches Verfahren die Französische Regierung protestirt hat. Die Christen leben daher augenblicklich nur als eine kryptische Secte, die dem Kampf der Taipings mit Angst aus ihrer Verborgenheit zuschaut. Es herrscht aber bei ihnen selbst ein Zwiespalt, weil die katholischen und protestantischen Missionarien sich zur Revolution entgegengesetzt verhalten. Diese ist nämlich von einem Bauernsohn ausgegangen, der durch protestantische Missionarien zum Christen-

thum gelangt ist und seine Ueberzeugungen vorzüglich aus der Lectüre einer Chinesischen Uebersetzung des Matthäusevangeliums geschöpft hat. Die protestantischen Missionen stehen daher auf der Seite der Taipings, die katholischen auf der der Regierung; eine Entzweiung, die in den kirchlichen Journalen der Engländer, welche den biblischen Protestantismus, und der Franzosen, welche den actuosen Katholicismus vertreten, den heftigsten Ausdruck gefunden hat. — Ein zweiter Factor der Chinesischen Revolution ist das Proletariat. Schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bestehen gerade, wie in Europa, auch in China geheime Gesellschaften, welche das Proletariat gegen die Besitzenden zu revolutioniren streben. Die Chinesische Regierung suchte sie zwar durch blutige Verfolgung auszurotten, vermochte jedoch ihre Wurzeln nicht zu vertilgen und drängte sie über die Grenzen des Reichs in die Nachbarländer, von wo sie fortwährend thätig blieben. Unter diesen Gesellschaften ist die communistische Propaganda der Tien-ti-hoei, die in den Zeitungen gewöhnlich die Triasgesellschaft genannt wird, am besten organisirt. Da nun das biblische Christenthum eine Religion der Armen und Elenden, der Gedrückten und Verworfenen ist, da es die Verachtung des Reichthums lehrt und die Weggabe desselben an die Dürftigen fordert, so ist begreiflich, daß das Chinesische Proletariat von dieser Seite her den Taipings, die einen Zustand der Gleichheit des Genusses herstellen wollen, Vorschub leistet. Hieraus wird die lange Dauer des Kampfes erklärlich; denn während die Besitzlosen den Taipings zuströmen, sind die Besitzenden ihnen abgeneigt. Die Regierung behält daher eine große Stärke trotz ihrer ansehnlichen Verluste und trotz der erfolgten Einnahme und Behauptung Nankings durch die Rebellen. — Ein dritter Factor der Chinesischen Revolution ist der Gegensatz der Chinesischen Nationalität gegen die Mandschudynastie. Der Stifter und Führer der Taipings ist ein ächter Chinese. Obwohl aus niedrigem Herkommen würde dies ihn nicht hindern den Thron einzunehmen, denn die Chinesische Geschichte ist reich an solchen Analogien. Da aber die Chinesische Nationalität mit den kanonischen Institutionen des Kong-fu-tseu auf das Engste verwachsen ist, so ist, bei allem noch vorhandenen Haß gegen die Tar-

taren, dies Ferment doch viel schwächer, als man erwarten sollte. — Ein vierter Factor ist endlich die specifische Gestalt, welche das Christenthum in der Religion der Taipings angenommen hat. Sie muß unser höchstes Interesse in Anspruch nehmen, weil sie alle Erscheinungen entwickelt, die wir bei Gründung von Religionen aus der Geschichte als mythische zu vernehmen gewohnt sind und die hier vor unsern Augen in einem sonst der Prosa so sehr huldigenden Lande auftreten. Der Stifter der Taipings hält sich nämlich für den zweiten Sohn Gottes, der berufen ist, das Werk des ersten Christus zu vollenden. Er lebt in ekstatischen Zuständen. Er genießt in der Form von Inspirationen und Visionen einer continuirlichen Offenbarung. Da die Chinesen die Presse kennen, so sind schon viele dieser seltsamen Manifestationen durch den Druck verbreitet und auch nach Europa gekommen. Wenn wir gerecht sein wollen, so müssen wir, glaube ich, in diesen grotesken Theophanien die Vorschule anerkennen, welche der Chinesische Verstand durchzumachen hat, sich die Grundbestimmungen des Christenthums anzueignen. Man bedenke, was es sagen will, von einer mehr als viertausendjährigen Cultur sich loszureißen und in einer einsilbigen Wurzelsprache, welche die äußersten Schwierigkeiten darbietet, den christlichen Ideen einen genügenden Ausdruck zu schaffen. Dieser große Schritt ist nun aber geschehen. Es sind nicht mehr rothhaarige Barbaren, welche das Christenthum lehren. Es sind geborene Chinesen, welche dasselbe nationalisiren, welche dasselbe zum Princip einer großen socialen Reform machen und auf Schlachtfeldern wie auf Richtstätten zu Tausenden ihr Blut dafür vergießen. Werden die Taipings siegen? Es ist nicht wahrscheinlich. Die Chinesische Regierung wird zuletzt Herrin des Landes bleiben, zumal wenn sie, wie sie jetzt beabsichtigen soll, die Reservecavallerie der tributären Mongolen in den Kampf führt. Wird aber nichts durch denselben für den Fortschritt China's gewonnen sein? Etwas allerdings. Die innere Zerrüttung China's wird unendlich gewachsen sein. Mit ihr wird aber auch die Empfänglichkeit für das wirkliche Christenthum und für die Europäische Civilisation wachsen; denn beide können nach Außen hin so tief eingeleb-

ten Denkweisen und Sitten gegenüber zunächst immer nur zerstörend wirken.

Nur als zerstörend kann vorerst die Christ-Europäische Herrschaft auch in Indien auftreten, obwohl es ganz andere Bedingungen, als China, darbietet, ja zu ihm den stärksten denkbaren Gegensatz ausmacht. In China sind alle Bürger des himmlischen Reichs einander vollkommen gleich. Es herrscht unbedingte Freizügigkeit und Gewerbefreiheit. Das Bestehen der gesetzlich angeordneten Prüfungen ermöglicht Jedem, sich den Weg auch zu den höchsten Staatsämtern zu bahnen, die Jedem offen stehen. Es existirt, mit einziger Ausnahme der Familie des Kong-fu-tseu und der jedesmaligen kaiserlichen Dynastie, kein Erbadel und eine Unterordnung nur nach der Function, die Jemand gerade bekleidet. Alle Chinesen lernen lesen und schreiben und der Buchdruck wird seit Jahrhunderten geübt. Eine revolutionäre Bewegung kann daher leicht allgemein werden. Wie ganz anders in Indien! Hier schmiedet die Unerbittlichkeit der Geburt jeden Hindus sofort in das Joch seiner Kaste, die er nie, bis zum letzten Athemzug, verlassen kann, die ihn mit einer Kette der peinlichsten und kleinlichsten Rücksichten einengt, die ihn im Schlafen und Wachen, im Gehen und Stehen, im Essen und Trinken bestimmt. Indien ist mehrfach erobert worden, aber die Kasten sind geblieben und haben sich nur um so schroffer gegen einander abgeschlossen. Innerhalb des militärischen und civilen Dienstes abstrahirt der Hindus, was gesetzlich erlaubt ist, von dem religiösen Ceremoniel, wie er dies auch auf den Eisenbahnen zu thun gezwungen ist, in deren Waggons alle Kasten sich vertragen müssen; außerhalb eines solchen Schicksals aber tritt die pünktlichste Beobachtung der alten Riten ein. Daß so viele Brahmanen im Heerdienst angetroffen werden, hat seinen Grund in der Befugniß der höhern Kaste, diejenigen Geschäfte der untern verrichten zu dürfen, die mit ihrem Charakter nicht unverträglich sind. Der Priester kann Soldat oder Kaufmann und der Soldat kann Kaufmann werden, ohne seine Kaste zu verletzen. Das Umgekehrte ist nicht gestattet. Da nun in der Provinz Bengalen die Kriegerkaste in dem Kampf gegen die Eroberer fast ganz ausgetilgt, die Priesterkaste

hingegen außerordentlich zahlreich geblieben ist, so erklärt sich das häufige Vorkommen von Brahmanen unter Sipahi's. Sie dienen meist in der Infanterie, denn die Sipahi's der Cavallerie bestehen zum größten Theil aus Muhammedanern als Nachkommen der Mongolen und Perser, die Indien früher erobert haben. Aus der Trennung des Volks in Kasten begreift sich, daß in Indien ein Krieg, der nicht gegen dies Princip selber gerichtet ist, sehr schwer einen nationalen Charakter gewinnen und eine allgemeine Begeisterung hervorrufen kann. Die verschiedensten Eroberer haben sich daher des Landes leicht bemächtigen können, weil die Kriegführung nicht allgemeine Pflicht, sondern Sache einer zu ihr bevorrechteten Kaste ist, der die übrigen Kasten gleichsam zusehen. Es begreift sich daraus auch, daß die Organisation der Indischen Gemeinden nach den Vorschriften der Veden und des Manu seit Jahrtausenden sich gleich bleibt und daß mitten im Kriege, wie wir auch jetzt wieder erlebt haben, die Steuern ohne Schwierigkeit eingehen. Aber eben daher begreift sich auch, daß die Eroberer das Leben des Hindus so schwer im Innern umzuwandeln vermögen und daß sie selber nur als eine verworfene Kaste gelten, mit welcher der Eingeborne sich nur nothgedrungen berührt.

Der jetzige Krieg in Indien hat keinen religiösen Charakter. Er sollte die Britische Herrschaft zerstören und die der Muhammedaner wieder herstellen. Delhi war in der That das Centrum der Empörung und Nena Sahib, das Haupt der Indischen Partei, nur eine Nebenerscheinung. Die Patronen, welche durch Schweinefett den Glauben des Muhammedanischen, durch Rinderfett den des Hindustanischen Sipahis verletzt haben sollen, waren nur ein äußerliches Motiv, die Massen in Bewegung zu setzen. Die Sipahi's haben sich nicht gescheut, mit eben diesen glaubensgefährlichen Patronen auf die Engländer zu schießen.

Die Herrschaft der Engländer wird aus der Dämpfung dieser Militairmeuterei befestigt hervorgehen. In religiöser Hinsicht wird durch sie nichts verändert werden. Von außen her aber mit Gewalt ist nichts auszurichten. Die Sipahi's, die vor die Mündungen der Kanonen gebunden und mit zerschmetterten Gliedern fortgeblasen

wurden, ſtarben furchtlos, todesmuthig. Die tiefer blickenden Engländer haben ſehr wohl erkannt, daß die Reform der Hindus an den Verfall ſelbſt anknüpfen müſſe, der in ihrem eigenen Innern vorgeht. Ein rohes, an Anzahl nicht übergroßes Volk, wie die Sachſen, konnte Karl der Große mit Gewalt äußerlich chriſtianiſiren. Ein rohes, an Anzahl nicht übergroßes Volk, wie die Preußen, konnten die Kreuzritter mit Gewalt äußerlich chriſtianiſiren, wenn auch beide Bekehrungen dem Geiſt der Liebe, der der Geiſt des Chriſtenthums iſt, widerſprachen. Aber ein gebildetes, altgeſchichtliches Volk von hundertundfünfzig Millionen läßt ſich durch die Waffen zum chriſtlichen Glauben nicht terroriſiren. Wenn Waffengewalt und Tyrannei etwas über die Hindus vermöchte, ſo würden ſie ſchon ſämmtlich Muhammedaner ſein müſſen, da der Islam es nicht an Grauſamkeit gegen ſie hat fehlen laſſen. Und doch haben ſie vom Islam nur einige Sitten angenommen, wie die Abſperrung der Frauen in einem Harem. Die Engländer haben daher die Ueberzeugung gewonnen, daß der Fortſchritt der religiöſen Bildung der Hindus durch die Erkenntniß der Unhaltbarkeit ihres Glaubens von ihrem eigenen Innern aus zu machen ſei. Sie ſtützen die Ausſicht für einen ſolchen auf die Geſchichte, welche die Indiſche Religion bisher durchlaufen hat und aus welcher hervorgeht, daß ſie in den Möglichkeiten, die ſie als productive in ſich ſchließt, ſich erſchöpft hat. Bramismus, Wishnuismus, Shivaismus und eine Menge von Secten und philoſophiſchen Schulen haben den Glauben nach allen Richtungen hin zerſetzt. Die Reform des Buddhismus iſt zwar in einer blutigen Verfolgung deſſelben von Vorderindien ausgeſtoßen. Der Wishnuismus hat Buddha in die Zahl der Incarnationen Wishnu's aufgenommen und die verſchiedenen Confeſſionen des Brahmaniſchen Syſtems ſind die allein herrſchende Kirche geworden, mit Ausnahme vieler Wald- und Bergvölker des Dekan, die wir, als die ſchwarzen Ureinwohner Vorderindiens, unter dem Collectivnamen der Kuli's zuſammenfaſſen; denn dieſe befinden ſich oft noch auf den niedrigſten Stufen der Naturreligion und bringen ſogar noch jetzt Menſchenopfer dar, welche die Engliſche Herrſchaft z. B. kaum in der öſtlichen Land-

ſchaft Oriſſa zu unterdrücken vermocht hat. Der innere Verfall der Indiſchen Kirche erſcheint, wie immer, in den Extremen des finſterſten Aberglaubens und des kritiſchen Zweifels. Aus jenem iſt unter Anderm die berüchtigte Secte der Thuggs oder Phanſigars, d. h. der Würger hervorgegangen, die ihren Mord und Raub als einen Cultus der Todesgöttin Bhavanie betrieb, durch ganz Indien als Geheimgeſellſchaft verzweigt war und von den Engländern nur langſam und mühſam vernichtet werden konnte. Auf der ſkeptiſchen Seite ſehen wir Reformverſuche, wie die von Nanak Guru, der die Secte der Sikhs ſtiftete, die einen eigenen Staat begründete; wie die Coalition des Muhammedaniſchen Monotheismus mit dem Indiſchen Pantheismus, welche der große Kaiſer Akbar von Delhi, der 1605 ſtarb, anſtrebte; wie die Fortbildung des Indiſchen Pantheismus zu einem rationaliſtiſchen Deismus, die in unſerm Jahrhundert das Werk des edlen Rammon Rhoy war, der ſich deshalb eine Zeitlang auch in London und Paris aufhielt. Da nun die bisherigen Miſſionen der chriſtlichen Kirche trotz der großen auf ſie verwendeten Koſten und Anſtrengungen mit einziger Ausnahme der Inſel Ceylon ſo gut als gar keinen Erfolg gehabt haben, ſo iſt die Engliſche Miſſion auf den richtigen Gedanken gekommen, einen Preis für eine Schrift auszuſetzen, in welcher die Irrthümer der Indiſchen, ſpeculativ im höchſten Grade durchgebildeten Theologie widerlegt würden, um die Orthodoxie und Hierarchie der Brahmaniſchen Kirche von Innen aus zu zerſtören. Eine ſolche Schrift würde dann das unentbehrliche Handbuch für einen jeden Indiſchen Sendboten werden.

Auch gegen das dritte der großen Aſiatiſchen Religionsſyſteme, gegen das Buddhiſtiſche, kann ſich die Chriſtlich Europäiſche Civiliſation zunächſt nur zerſtörend verhalten. Dies Syſtem iſt bekanntlich eine nothwendige Conſequenz der Brahmaniſchen Orthodoxie ſelber. Es macht den Kern ihrer ſpeculativen Theologie und ihrer höhern Askeſe aus. Es iſt ein pantheiſtiſcher Nihilismus, der alle negativen Tugenden, die auf Entweltlichung des Seins, auf Selbſtbeherrſchung, auf Enthaltſamkeit, auf Duldung beruhen, im äußerſten Grade beſitzt. Die Welt iſt für ihn werthlos. Sie iſt das Sanſâra,

d. h. der unendliche Kreislauf des Werdens der einzelnen Erscheinungen, die aus dem Nichts als eine Täuschung entspringen, um wieder in das Nichts zu verschwinden, wie die Wasserblase auftaucht, zu zerplatzen. Das wahre Sein ist der Akosmismus, die Weltlosigkeit, das Nichtsein des einzelnen Daseins; denn das Vereinzeltsein, das Selbstsein, Fürsichsein, Ichsein ist die Qual der erscheinenden Existenz. Dem Sansâra ist daher das Nirvâna, das Auslöschen des individuellen Daseins, entgegensetzt. Köppen in seinem vortrefflichen Werk über die Religion des Buddha sagt daher: „Im Sansâra ist Entstehen und Vergehen, Wandern und Bewegung, Fülle und Mannigfaltigkeit, Zusammensetzung und Individualität; im Nirvâna Ruhe und Stille, Einheit, Einfachheit und Leerheit; in jenem Geburt, Krankheit, Alter und Tod, Sünde und Schmerz, Tugend und Laster, Verdienst und Schuld, in diesem völlige Lösung von allen jenen Bedingungen und Bestimmungen. Nirvâna ist das Ufer der Rettung, das dem im Strom des Sansâra Ertrinkenden winkt; Nirvâna ist der sichere Port, dem die Wesen aus dem Ocean der Schmerzen zusteuern; Nirvâna ist die Freistätte, welche dich aufnimmt, wenn du dem Kerker der Existenz entsprungen bist und die Fesseln des Kreislaufs gesprengt hast; Nirvâna heißt die Arznei, die alle Leiden hebt und alle Krankheiten heilt; Nirvâna ist das Wasser, welches den Durst des Verlangens stillt und das Feuer der Erbsünde löscht" u. s. w.

In solchen und ähnlichen Beschreibungen bemüht sich der Buddhismus, die definitive Befreiung im Jenseits des Nirvâna zu schildern. Es ist der Tod, dem keine Wiedergeburt folgt und durch welchen es mit allem Elend des Daseins, weil mit dem Dasein selber, ein Ende hat. Eine Religion, die von so unendlicher, aufrichtiger Sehnsucht nach Selbstentäußerung durchdrungen ist, mußte zahllose Mönchs- und Nonnenklöster und einen mächtigen Klerus hervorbringen, weil das Geschäft der Heiligung eigenlich das einzige ist, das jeder Mensch betreiben sollte. Schöngeschmückte Kirchen, die mit Glockentönen oder weitschallenden Yongs zur Andacht rufen; Bilder und Statuen Buddha's, der Götter und Heilgen; köstliche in Farben und Goldstickereien glänzende Ornate, Reliquien und

Wallfahrten, wohlduftende Weihrauchwolken, Gesänge und Litaneien, Rosenkränze, Gebetmühlen u. s. w. sind daher im Buddhismus zu Hause. Seine Geschichte hat sich in dogmatischen und liturgischen Streitigkeiten, die auf Synoden und ökumenischen Concilien entschieden werden, und im Kampf der Priesterparteien und geistlichen Orden, als ein vollkommenes Gegenbild der Geschichte der christlichen Kirche entwickelt. Im Innern ist jedoch ein großer Unterschied. Vom Gefühl des Elends, der Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit tief ergriffen, irrt diese Religion darin, daß sie das Dasein an sich als das Resultat einer Schuld betrachtet, von der man sich nur durch die passive Tapferkeit des Duldens, durch die Flucht aus dem Dasein befreien könne. Sie hat die Trennung der Kasten aufgehoben, sie hat alle Menschen berufen, sich als Brüder anzuerkennen und zu lieben; sie hat das Schicksal des Einzelnen als ein Product seiner Freiheit erkannt; sie hat die ceremonielle Werkheiligkeit in die Reinheit und Innigkeit einer liebevollen Gesinnung aufgelöst; sie hat den dürren Rationalismus der Chinesischen Nation mit frischen religiösen Trieben durchpflanzt, die wilden Mongolischen Horden Mittelasiens gezähmt und seine kriegslustigen Reitervölker, den Schrecken des Europäischen Mittelalters, gesittigt; sie hat die barbarischen Hirtenstämme in den Alpenthälern Tibets, des Katschinschinga, des Nanschi, des Küen-Lüen, zu mildgesinnten, freundlichen Menschen umgewandelt, ein nicht genug anzuerkennendes Verdienst; aber sie hat auch das Affirmative im Leben und in der Welt verkannt und die Kraft des Willens in das Leere hingewendet. Weil sie das Nichtsein als das letzte Ziel hinstellt, bei welchem die Seele in der Reihe ihrer Umgeburten endlich anlangen soll, so durchweht sie das ganze Leben mit dem Schauer des Todes, zehrt das Mark aus den Knochen, erzeugt ein falsches Mitleid mit der Thierwelt und eröffnet eben durch das Dogma von der Seelenwanderung dem Aberglauben ein weites Feld. Der politische Despotismus findet daher in ihr diejenige Religion, die ihm die Massenherrschaft am bequemsten macht; denn sie ist durch ihre Leidenschaft für das stille Ertragen alles Elends principiell die Gegnerin aller revolutionären Opposition gegen den Druck der Tyrannei. Glück-

licherweiſe übt die menſchliche Natur gegen die extremen Conſequenzen des Buddhismus eine geſunde Reaction. Sie corrigirt, wie überall, durch die praktiſche Inconſequenz, die vom Bedürfniß hervorgezwungen wird, die Fehler der Theorie. Wo man in Buddhiſtiſchen Ländern geht, erblickt man auf Monumenten, auf jedem Meilenſtein der Straßen, auf allen Fahnen der Proceſſionen und vernimmt man aus Aller Mund die Formel: Om mani padme nun! Amen. Die auf dem Waſſer ſchwimmende Lotosblüthe iſt das Bild Buddha's. Dem Sinne nach bedeuten daher jene Worte: O möchte ich die Vollkommenheit erlangen und in Buddha aufgehn! Amen. Dieſer pantheiſtiſche Quietismus als ein Nihilismus des einzelnen Geiſtes iſt der Kern des buddhiſtiſchen Glaubens, der noch eine lange Dauer haben wird und zu welchem ſich ja ſogar ein Deutſcher Philoſoph, Arthur Schopenhauer, als zur einzig wahren Religion bekennt, obwohl man noch nicht vernommen, daß er mit ihren praktiſchen Conſequenzen Ernſt gemacht, den Comfort unſerer Lebensweiſe aufgegeben und die Wuth ſeiner Leidenſchaften gegen Andersdenkende bemeiſtert hätte. Der Buddhismus ſcheint auch darum unüberwindlich, weil er toleranter als alle andern Religionen iſt, die chriſtliche nicht ausgenommen. Was kann in dieſer Hinſicht merkwürdiger ſein, als die Antwort, welche der jetzige Regent in Laſſa, der Hauptſtadt Tibets, den Franzöſiſchen Miſſionaren Huc und Gabet, ertheilte! Er behauptete die weſentliche Uebereinſtimmung der Grundwahrheiten der chriſtlichen und buddhiſtiſchen Religion und ſagte: „Es kommt darauf an, zu wiſſen, welche die wahre iſt. Wir wollen ſie beide richtig und aufmerkſam prüfen. Iſt Eure die beſſere, ſo nehmen wir ſie an, denn wie könnten wir uns deſſen weigern? Ergiebt ſich aber unſere als die beſſere, ſo werdet Ihr ſo verſtändig ſein und Euch zu ihr bekennen."

Wenden wir uns nun von den ethniſchen Religionen zu den monotheiſtiſchen, zur Jüdiſchen und Muhammedaniſchen, ſo müſſen wir auch dieſen Religionen, wie der Buddhiſtiſchen, noch eine lange Dauer zugeſtehen, weil der Glaube an die Einheit eines überweltlichen Gottes ein rationelles Princip iſt, dem als ſolchem nur der Atheismus und die Unreligion entgegengeſetzt werden kann, da er,

wie der Islam in der Persischen Secte der Sofi's zeigt, den Pantheismus sehr wohl mit sich zu verschmelzen vermag. Die Juden sind jetzt durch alle Völker über das ganze Rund der Erde zerstreut. Sie leben in allen Zonen unter allen Racen und sprechen alle Sprachen. Sie sind ein kosmopolitisches Volk geworden. Als Theokraten bleiben sie durch den Gehorsam gegen das Mosaische Gesetz und dessen Talmudische Erweiterung eine eigenthümliche Nation, obwohl sie keinen Staat ausmachen. Nur als Individuen oder Gemeinden können sie mit andern Religionen in Conflict treten. Sie selbst können keine Kriege führen, keine Eroberungen machen, keine Kolonien anlegen, keine Handelsverträge schließen. Indem sie aber mit den übrigen Nationen sich überall hin verbreiten, betrachten sie diese Ubiquität als eine Vorbereitung für die Zeit, in welcher der Messias kommen und alle Völker unter seiner Herrschaft vereinigen wird. Weil sie das christliche Dogma von der Gottmenschheit Christi für einen Widerspruch mit dem Begriff der wahrhaften Einheit Gottes halten, so glauben sie an eine einstige Zurückbildung des Christenthums in das Judenthum, wenn die Erscheinung des wirklichen Messias die Christen von ihrem Irrthum überzeugt haben wird. Ihrer welthistorischen Stellung nach müssen wir sie daher für ein äußerst wohlthätiges Ferment innerhalb des Christenthums halten, dem es die Religion, aus welcher er selber entstanden, unaufhörlich vergegenwärtigt und dadurch einen heilsamen kritischen Reiz in ihm unterhält. Durch die bürgerliche und politische Emancipation der Juden ist diesem theoretischen Proceß alles Finstere und Gehässige genommen, das ihm früherhin anklebte. Jüdische und Christliche Gelehrte wirken jetzt für die Erforschung des Jüdischen Alterthums und für die Auslegung seiner Schriften in freundschaftlichem Wetteifer zusammen.

Anders verhält sich der Islam als die Religion des Semitischen Wüstenbewohners, die mit dem egoistischen Anspruch auf Sinnengenuß und mit dem kriegerischen auf Alleinherrschaft auftritt. Als Religion ist er für den Verstand der einfachste und faßlichste Glaube, der auch die allgemeinsten Grundlagen eines sittlichen Lebens enthält. Aber zugleich schmeichelt er der Trägheit durch

ſeinen Fatalismus, der Herrſchſucht durch die Aufforderung zum Waffenkampf gegen die Ungläubigen, der Sinnlichkeit durch die Ausſicht auf die wollüſtigen Freuden des Paradieſes. Für das Naturell der Völker der tropiſchen Zone iſt er daher eine claſſiſche Religion. Der abenteuernde Beduine wird aus eigenem Antrieb nie einer andern bedürfen und in der ganzen tropiſchen Zone wird der Islam, weil er die Vielweiberei geſtattet, vor dem Chriſtenthum ſtets ein großes Voraus haben, wie ſeine Propaganda in Afrika überall gezeigt hat. Dadurch, daß er Muhammend auf die Schultern von Abraham und Moſes, David und Jeſus ſtellt, nimmt er die Miene der Ueberlegenheit über das Judenthum und Chriſtenthum an. Er iſt übrigens regſamer und elaſtiſcher, als man ſich oft vorſtellt und zählt unendlich viele Secten, von denen vier als orthodox anerkannt ſind. Durch die Vergleichung der empiriſchen Zuſtände mit der Norm des Koran beſitzt er ein kritiſches Element, aus welchem oftmals Reformatoren aufgeſtanden ſind. Die letzte große reformatoriſche Bewegung ſeit dem Anfang unſeres Jahrhunderts war die der Wechabiten. Sie richtete ſich gegen die Verehrung der Grabſtätten und Reliquien der Heiligen und wollte den Cultus mit puritaniſcher Strenge reinigen. Ihre Anhänger wurden zuletzt in Syrien ſämmtlich niedergehauen, aber in Afrika, wie wir aus Barth's Mittheilungen entnehmen, zählt dieſe Richtung noch viele Bekenner. Nach Außen hin beſteht das Charakteriſtiſche in der Stellung des Islam zum Chriſtenthum wohl darin, daß der Krieg zwiſchen beiden ein Religionskrieg zu ſein aufgehört hat. Zwar der Islam iſt noch immer dazu geneigt und gegen die heidniſchen Neger in Afrika führt er in der That auch noch einen wirklichen Glaubenskampf, der die Bekehrung der Völker zum Islam ſich zum Zweck macht. Aber den chriſtlichen Völkern gegenüber hat ſich das Verhältniß dadurch geändert, daß dieſe gegen ihn nicht mehr aus religiöſen Motiven Krieg führen. Die Franzoſen haben Algier nicht aus chriſtlichem Intereſſe erobert. Abdelkader wollte zwar ſeinerſeits den Krieg gegen ſie zu einem heiligen entflammen; da jedoch die Franzoſen ohne allen religiöſen Fanatismus die Eroberung und Civiliſation des Landes betrieben, ſo gelang es ihm nicht.

Die Bedingung dazu wäre wie zu den Zeiten der Kreuzzüge die gewesen, daß die Franzosen ebenfalls einen heiligen Krieg hätten führen und in Mauren und Kabylen nicht vor allen Dingen einfach Menschen, sondern Ungläubige hätten sehen wollen. Es gelang Rußland eben so wenig, den Krieg gegen die Türkei zu einem heiligen zu stempeln. England und Frankreich erkannten sehr wohl die politischen Motive Rußlands und unterstützten deshalb die Muhammedanische Pforte, nicht aus einem unchristlichen Interesse für den Islam, sondern ebenfalls aus lediglich politischen Gründen.

Dies ist ein außerordentlicher Fortschritt der Civilisation, welcher die Furie des Religionskrieges als das größte Unglück verabscheut, weil sie mit Recht will, daß jedem Menschen die Freiheit des Glauben und Gewissens gewährt werde. Zuweilen vernehmen wir freilich noch Stimmen eines fanatischen Haßes auch von Christen, welche die Andersgläubigen auf dem Altar des Kriegsgottes opfern möchten, aber das Bewußtsein der Zeit desavouirt sie. Wer erinnert sich nicht, wie befremdlich uns jenes Manifest des Russischen Kaisers klang, mit welchem er 1848 seine Nation aufforderte, sich zum heiligen Kampf gegen die Deutschen und Franzosen zu rüsten, die geradezu als Heiden bezeichnet wurden, welche der rechtgläubige Russe im Namen des Herrn züchtigen müsse! Mit welcher freudigen Verwunderung vernehmen wir heute aus Rußland eine ganz andere die friedliche Wechselwirkung der Völker predigende Sprache.

Endlich wäre uns noch eine kurze Betrachtung des Christenthums in dem religiösen Weltproceß der Gegenwart übrig. Noch niemals ist die universelle Bedeutung desselben allgemeiner und mächtiger, als in unserer Epoche, erschienen. Noch niemals hat es mit einem solchen Bewußtsein seiner welthistorischen Mission den andern Religionen gegenüber gestanden. Noch niemals ist es so, wie jetzt, mit allen Religionen der gesammten Erde in unmittelbaren Verkehr getreten und noch niemals ist es so, wie jetzt, entschlossen und bestrebt gewesen, die Religion der Liebe, nicht durch unwürdige List oder brutale Gewalt, sondern nach dem erhabenen Vorbilde seines Stifters und seines großen Apostels Paulus nur durch die evangelische Predigt von der Freiheit der Kinder Gottes

zu verbreiten. Dieſe Stellung, dies Bewußtſein, dieſe Art der Wirkſamkeit, iſt das Product der Bildung, die es ſich durch Wiſſenſchaft erworben hat. Das heutige Chriſtenthum iſt die Religion der Vernunft und der Humanität. Nur in dieſem Zeichen kann es, will es und muß es ſiegen. Der Proteſtantismus ſchuf das bibliſche Chriſtenthum, indem er jedem Chriſten das Recht vindicirte, ſich durch das Studium der Bibel eine eigene Auffaſſung von dem Weſen des Chriſtenthums bilden zu dürfen. Er forderte die Schriftforſchung. Man ſoll, was man für chriſtlich hält, durch die Auctorität der Bibel begründen. Sehr begreiflich wurde dieſe Auctorität bald eine eben ſo äußerliche, als die der kirchlichen Satzungen geweſen war, von denen der Proteſtantismus als unchriſtlichen, weil unbibliſchen, ſich losgeſagt hatte. Der Buchſtabe tödtete den Geiſt, wie zuvor die Kirche die Religion getödtet hatte. Wie nun einſt Deutſche, ein Luther, Melanchthon, Zwingli, die Religion von dem werkheiligen Dienſt des Papismus befreit hatten, ſo befreiten wiederum Deutſche Männer, ein Jacob Böhme und Leibnitz, ein Leſſing und Herder, ein Kant und Fichte, die proteſtantiſche Kirche von dem Druck und Afterdienſt des Buchſtabens, indem ſie in intellectueller Beziehung die ſelbſtbewußte Vernunft, in ethiſcher Beziehung die Humanität zu Kriterien des wahrhaft religöſen Glaubens und Lebens machten. Nun erſt, da die Bibel von aller äußerlichen Auctorität frei geworden iſt, nun erſt, da ſie aufgehört hat, mit ihrem Buchſtaben ſelbſt eine ſolche zu ſein, wird ſie auch ſelbſt mit Freiheit um der Wahrheit ihres Inhalts willen verehrt und findet ſie die ergiebigſte Anwendung. Wir wiſſen jetzt viel genauer, als ehemals, wie die bibliſchen Bücher entſtanden ſind; wir kennen die naturwiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Irrthümer in ihnen; wir verbergen uns die Widerſprüche nicht mehr, die zwiſchen den einzelnen Schriften, ja zwiſchen Berichten und Beſtimmungen einer und derſelben Schrift herrſchen; aber gerade, weil wir uns die menſchliche Geneſis dieſer Bücher jetzt eben ſo erklären, wie die der Indiſchen Veden oder des Griechiſchen Homer oder des Livius oder des Koran, vermögen wir den ewigen Inhalt in der gebrechlichen Hülle der Erſcheinung viel klarer zu erkennen und haben in ihm

nicht mehr etwas uns Fremdes gegenüber. Die Psychologie hat uns die Gesetze der menschlichen Intelligenz erschlossen und damit auch ein Verständniß aller jener Thatsachen gegeben, die ehedem für den Geist als undurchdringliche Räthsel dastanden, weil sie als wunderbare Ausnahmen den geschichtlichen Zusammhang aufhoben. Welche Sophistik war erforderlich, dies vermeintlich Wunderbare doch als eine Nothwendigkeit geltend zu machen! Welch' unnatürliche Voraussetzungen mußte man erfinden, alle biblischen Bücher, die Resultate so weit auseinanderliegender Culturstufen, als das irrthumlose Werk einer directen göttlichen Inspiration zum Zweck einer kirchlichen Dogmatik annehmlich zu machen! Wie peinlich war die Furcht, durch die Kritik Gott selbst als ihren unmittelbaren Verfasser zu beleidigen! Diese Furcht ist dahin und nun erst sind wir mehr als je gedrungen, die Bibel als das Buch aller Völker zu bewundern, zu verehren, zu lieben, denn nun erst können wir mit unbefangenem Vertrauen in die Tiefe ihres Worts hinabsteigen. Nun erst ist uns möglich, auch die andern Religionen richtig zu würdigen, denn nun verachten, nun hassen wir sie nicht mehr, sondern vermögen auch in ihnen die eigenthümliche Gestaltung aller wesentlichen Elemente des religiösen Processes zu erkennen und ihr Verhältniß zur Erlösung des Christenthums festzustellen. Das hohe Werk der Mission wird dadurch eine ganz neue Gestalt gewinnen und die Unfruchtbarkeit und geistige Unbehülflichkeit verlieren, woran es aus Mangel an religiös-psychologischer und pädagogischer Einsicht so oft kränkelte.

Die praktische Ergänzung des intellectuellen Fortschritts ist die Humanität, welche alle Völker als solidarisch verbundene Glieder des Einen Menschengeschlechts erkennt und deshalb auch dem Geschick des geringsten Menschen, des elendesten Bettlers, die nämliche Wichtigkeit für das Ganze zuerkennt, wie den privilegirtesten Aristokraten und gefeiertsten Berühmtheiten. Durch das Bewußtsein der gleichen Berechtigung aller Menschen, welche das Christenthum fordert, ist nicht blos auch in der Europäischen Menschheit ein Geist der Milde gegen alle Verbrecher und des wohlwollenden Mitleidens gegen alle Leidenden entstanden, wie wir ihn auch im Buddhismus

finden, sondern es ist auch die Berechtigung aller Menschen anerkannt, in ihrem Glauben nach dem Urtheil ihres eigenen Gewissens sich verhalten zu dürfen. Dem Staat ist daher als christlichem die Pflicht erwachsen, jedem seiner Bürger das Recht des Glaubens als ein Majestätsrecht seiner privaten Individualität zu sichern. Jeder steht und fällt seinem Herrn. Es ist kein anderer Weg, der zum Heil führen könnte, denn das Verhältniß des Menschen zu Gott ist ein absolutes, über welches kein Mensch einem andern Zwang aufzulegen berechtigt ist. Nach Außen stehen auch die christlichen Staaten nicht an, von nichtchristlichen das Recht zu fordern und für seine Anerkennung nöthigenfalls mit Krieg zu drohen, wie z. B. wenn sie fordern, daß ihre Missionare in China ungefährdet das Christenthum sollen verkünden dürfen, oder wenn sie fordern, daß der Emir al Omrah in allen Muhammedanischen Staaten nicht nur die ungehinderte Ausübung des Cultus aller christlichen Confessionen dulde, sondern auch seine christlichen Unterthanen den muhammedanischen in bürgerlicher Rücksicht durchaus gleichstelle. Blicken wir jedoch in das Innere der christlichen Staaten, so entspricht leider die Verwaltung bei ihnen selbst noch keineswegs überall jener gerechten Forderung, weil die Regierungen noch immer sich nicht von der längst durch die Geschichte widerlegten Vorstellung losmachen können, in der Begünstigung einer Staatskirche eine besondere Befestigung ihrer Macht vorauszusetzen. Der christliche Staat darf keine Confession vor einer andern begünstigen und daher auch keine bürgerlichen und politischen Rechte von einem besondern Glaubensbekenntniß abhängig machen. Wo er dies thut, legt er den Grund zur revolutionären Bewegung, weil er der Vernunft und Humanität des Christenthums damit widerspricht. Der christliche Staat hat daher auch das Amt der Sittencensur bei allen Confessionen. Das besondere Bild, welches sie sich von Himmel und Hölle machen wollen, ist ihrer Freiheit überlassen, aber im Polizei-, Civil- und Criminalgericht dürfen wir keinen Unterschied des Standes, so auch nicht der Confession machen. Sie halten sich an die ethische Qualität der Thatsache einerseits, an das Gesetz andrerseits, welches für alle Bürger das gleiche ist.

Die Verwirklichung der Glaubens- und Gewissensfreiheit ist unstreitig in den Staaten der Nordamerikanischen Union am weitesten vorgeschritten. In ihnen bereitet sich eine religiöse Gährung, die zu einem neuen und großen Resultat führen muß. Noch herrscht für die Bewältigung der Natur das Interesse an der technischen Cultur vor, aber schon sehen wir jene extremen Gestalten des Gefühls, der Phantasie und des Verstandes hervortreten, die das Symptom eines tiefern geistigen Bedürfnisses sind. Die Regierung verhält sich mit Bewußtsein gegen alle Confessionen keineswegs indifferent, aber neutral. Jeder Glaube hat denselben Anspruch auf ihren Schutz unter der Bedingung, daß seine Anhänger die Gesetze des Staats respectiren. Nordamerika ist daher das Land, in welchem die grellsten Contraste religiöser Bildung neben einander stehen und die stärksten religiösen Individualitäten in ungehemmter Energie sich ausleben können. An der östlichen Küste in Boston finden wir die rationellste Entwicklung der Unitarier. Ein Channing und ein Parker verwerfen jeden Glauben, der nicht vor der Vernunft sich zu rechtfertigen vermöge. Dicht neben solchem Rationalismus finden wir die religiöse Frazze des Geisterklopfens, des Tischrückens, der psychographischen Prophetie. Da, wo die Pflanzer noch mit der Axt in der Hand, mit der Büchse über der Schulter, nach Westen vordringen, nehmen die religiösen Gefühle im Kampf mit einer noch zu entwildernden Natur die Kraft ursprünglichster Begeisterung an, die in phantastischen und convulsivischen Erscheinungen hervortritt. Bei den Wiedererweckungsmeetings sammeln sich Tausende im geimnißvollen Dunkel der Wälder, berauschen sich im Terrorismus der Bilder von den Qualen der Verdammten in der Hölle, schwelgen in den Visionen von der Herrlichkeit des himmlischen Jerusalems und überlassen sich der ganzen Heftigkeit ihrer Empfindungen in Zungenreden, Geheul, Ohnmachten, Zuckungen und fanatischen Tänzen. Ist es ein Wunder, daß wir in einem solchen Lande eine Secte, wie die der Mormonen, finden, die allmälig immer mehr von Osten nach Westen vorgedrängt ist, bis sie nunmehr am Salzsee in Utah hoch oben im Gebirge eine schöne Stadt begründet hat, wo noch vor zehn Jahren Wölfe und Bären hausten?

Von ihnen will ich noch einen Augenblick zum Schluß reden, weil ihre dermalige Lage dem Princip der Glaubens- und Gewissensfreiheit zu widersprechen scheint, die ich als praktischen Ausdruck der Vernunft und Humanität von der Unionsregierung gerühmt habe. Die Mormonen sind auf der westlichen Halbkugel, was die Taipings auf der östlichen, eine abnorme Gestaltung des Christenthums im Drange, sich zu individualisiren. Sie zeigen uns auf dem jungfräulichen Boden der neuen Welt dieselben Phänomene der Stiftung einer Religion, wie die Taipings auf dem cultivirtesten Boden der alten Welt. Theophanien, Engelerscheinungen, Weissagungen, heilige Urkunden finden wir dort wie hier; allein die Taipings sind durch eine in Jahrtausenden zur zweiten Natur gewordene Staatsverfassung bedingt, während die Mormonen sich ihren phantastischen Eingebungen in einer nur von flüchtigen Indianern durchstreiften Wildniß bis zur Zügellosigkeit überlassen können. Die Taipings haben die Vielweiberei aus der bestehenden Chinesischen Sitte aufgenommen, die Mormonen haben sie mit Berufung auf die Bibel bei sich eingeführt, da sie im alten Testament zugelassen, im neuen nicht verboten sei, gerade wie die südlichen Sclavenstaaten es mit der Rechtfertigung der Sclaverei machen. Es ist recht modern, daß ein Roman den Grund zum specifischen Glauben der Mormonen gelegt hat; denn ein Deutscher, Namens Spalding, schrieb in seinen Mußestunden eine fictive Geschichte der Urbevölkerung Amerika's, in welcher er von der Hypothese ausging, daß Jesus nach seiner Himmelfahrt von der Osthalbe der Erde zur Westhalbe gegangen sei, um dort die Nachkommen von Jüdischen Stämmen, die quer durch Asien nach Amerika eingewandert und verwildert seien, zu erlösen. Dazu habe er auch zwölf Apostel eingesetzt, aber das Christenthum sei wieder untergegangen und nur in einem geheimnißvollen Buche Mormon mit alterthümlicher Schrift sei eine Tradition davon geblieben. Dies fictive Factum war der Punct, an welches ein gewisser Smith anknüpfte. Von einem Engel geleitet, fand er das Buch Mormon angeblich auf goldenen Tafeln in einem Hügel. Es wurde später gedruckt und ist nun schon oftmals aufgelegt und in viele Sprachen übersetzt. Bald sammelte sich eine Gemeinde von Heiligen der

letzten Tage, wie sie sich nannte, um Smith. Gute Wirthschaft und Klugheit im Handel und Wandel, ächtes Yankeethum, erweckte den Neid ihrer Nachbaren. Sie wurden nach Missouri und von da immer mehr nach Westen gedrängt und gründeten am Ufer des Mississippi im Staat Illinois eine Stadt Nauvoo. Aber nun erwachte Neid und Mißgunst noch ärger gegen sie. Die ganze Umgegend wurde aufgeregt. Der Gouverneur mußte endlich, da sie zu ihrer Selbstvertheidigung die Waffen ergriffen, gegen sie marschiren. Sie capitulirten und stellten Geißeln. Der Prophet Smith und sein Bruder Hyrum ließen sich nach Karthago in's Gefängniß abführen. In dies aber drang ein maskirter Pöbelhaufe, schoß die Gefangenen nieder und stürzte die Leichname zum Fenster hinaus. Diese Greuelthat, die zu den Schandflecken der Amerikanischen Geschichte gehört, bewog die Mormonen, mitten im Winter von Nauvoo nach dem Gebiet von Utah auszuwandern. Sie vollendeten noch den Bau eines großartigen Tempels, obwohl sie nur ein einzig Mal Gottesdienst darin halten konnten und zogen dann ab. Ihre niedrig denkenden Verfolger warfen Feuer in den Tempel, das ihn schnell wieder zur Ruine machte. Der Zug durch das weite Steppenland mit Thieren, mit Frauen, Kindern, Kranken, forderte in rauher Jahreszeit Heldenmuth. Mitten auf demselben kam ein Befehl der Unionsregierung an sie, zum Kriege gegen Mexiko ein Contingent zu stellen, obwohl sie sich in dem über zwei Jahr, von 1846 bis 1848, dauernden Zuge beständig selbst gegen räuberische Indianeranfälle zu schützen hatten. Sie benahmen sich groß. Am zweiten Tag nach der erhaltenen Ordre stellten sie ein vollständig bewaffnetes Corps von fünfhundert Mann, das nach Mexiko marschirte. Ihre kühne Wanderung durch die Wüste wurde mit der umsichtigsten Klugheit geleitet. Immer zog eine Abtheilung der beherztesten Männer voran, Wege zu bahnen, Brücken zu schlagen, Korn an passenden Orten für die später Nachrückenden zu säen. Endlich langte man in der ersehnten Hochebene des Felsengebirges an und ging rasch an die Begründung der Stadt, die nach einem meisterhaften Plan angelegt und auf alle Bedürfnisse der modernen Bildung berechnet wurde. Schule und eine Universität standen oben an.

Bald wurden eine Staatsdruckerei und eine Münze gebauet, in welcher letztern man Californisches Gold prägte. Doch hatte man noch die furchtbarsten Leiden, auch die Gefahr der Hungersnoth zu bestehen, aber die Männlichkeit und praktische Klugheit der Mormonen wußte immer neue Hülfsquellen zu schaffen. Mußten nicht so viel Drangsale, mußten nicht so viel heroische Tugenden ein hohes Interesse für die Mormonen erwecken? Durfte man nicht hoffen, daß so praktische Menschen, als welche sie sich bewährt hatten, bald über die Trübheit anfänglicher Culturzustände hinauskommen würden? Indessen scheinen die Auswüchse des phantastischen Fundaments ihres Glaubens, namentlich aber eine sociale, von der Unsitte der tolerirten Polygamie ausgehende Zerrüttung dem jungen Staat eine gefährliche Krisis von Innen aus zu bereiten. Die Unionsregierung bedroht ihn jetzt mit einem kriegerischen Angriff von Außen. Es ist kein Religionskrieg, der hier vorliegt; es ist keine Verkümmerung der Religionsfreiheit, die bezweckt wird; sondern es ist die Bekämpfung einer politischen Heteronomie, welche den Zwiespalt hervorruft und äußerst merkwürdig ist. Der Mormonenstaat ist nämlich eine Theodemokratie. Brigham Young, im schwarzen Leibrock und weißer Cravatte, ist Gouverneur, Priester und Prophet derselben. Dieser außerordentliche Mann hat in einem Decennium alle Stadien durchlebt, die in der Jüdischen Theokratie zwischen Moses und Salomo liegen. Als die Mormonen von Nauvoo auszogen, war er der Moses; jetzt im neuen Jerusalem am Salzsee, ist er der Salomo. Er hat sechszig Weiber, mit denen er in zwölf Kutschen spazieren fährt u. dgl. m. Die Unionsregierung ernannte einen andern Präsidenten, den Young aber nicht anerkannte. Nun kann allerdings nach der Verfassungsurkunde der Union jeder Staat seine Selbstverwaltung einrichten, wie er will, aber er muß für die Gesetzgebung sich eine repräsentative Verfassung geben, sich ein Parlament organisiren. Mit diesem constitutionellen Princip steht das der prophetischen Improvisation, das in Young bisher den Staat regiert hat, in Widerspruch. In seiner monarchischen Gewöhnung will er aber auch die Bezirksrichter nicht anerkennen, welche die Union so lange zu ernennen berechtigt ist, bis der junge

Staat 60,000 Einwohner zählt. Die Polygamie ist übrigens von den Führern des Utahstaates vielleicht nur im Interesse der Prolification beschlossen und würde zu seiner Zeit, wenn sie ihren Zweck erreicht hätte, etwa durch eine neue prophetische Ordonnanz plötzlich wieder abgeschafft. Sie würde bei der Centralregierung wohl erst zur Frage kommen, nachdem der Staat seine Verfassung abgeschlossen und eingereicht hätte. Der projectirte Angriff auf Utah hat also, wie man sieht, politische Gründe. Die Religionsfreiheit bleibt unangetastet. Leben doch im Staat Neu-Californien in der Stadt San Francisco sogar viele Chinesen, die, obwohl sie nach christlichen Vorstellungen Heiden sind, doch am Jahrestage der Union mit allen übrigen Bürgern unter dem gemeinschaftlichen Sternenbanner feierlich aufziehn. Menschen aus dem ältesten Staat der Erde, aus der Despotie des Sohnes des Himmels, aus dem geschicht-gesättigten Orient und der Kindheitsepoche desselben, haben hier, am westlichen Ufer der neuen Welt, in einer noch unausgebeuteten Natur, unter dem Panier der Vernunft und Humanität, wie ihr Bewußtsein wesentlich durch das Christenthum vermittelt ist, einen neuen Orient und eine neue Heimath gefunden, in welcher sie als friedliche Bürger unter dem Schutz des gleichen Gesetzes sich mit Menschen aus allen Racen, auch mit Negern und eingebornen Indianern so gut als mit blasirten Europamüden, vertragen.

So hätte denn unsere kleine Rundschau uns gezeigt, wie sehr in unserem Zeitalter der technischen Cultur doch zugleich der religiöse Proceß überall thätig ist, die Welt auch im Innersten umzugestalten und wie neben dem Feuer des Hochofens, der Schmiede und Locomotive auch das heilige Feuer der schaffenden Begeisterung in den Mysterien des Gemüths fortglühet, denn auch vom Geist muß gesagt werden:

Feuer ist oben an, Feuer, es hat's gethan,
Schmiedete, rundete Kronen dem Haupt!

XVII.

Japan und die Japaner.

Vortrag in der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft zu Königsberg. Frühjahr 1860.

Wer ein Zeitgenoſſe unſers Jahrhunderts iſt, darf ſich nicht über den Mangel an großen Ereigniſſen beklagen, deren Intereſſe den Reiz des Lebens erhöht. Unter demſelben tritt die Erweiterung unſerer Kenntniß entlegener Welttheile als eine eigenthümliche Gruppe hervor, die auch praktiſch von höchſter Wichtigkeit iſt, weil der Kenntniß die mercantiliſche Verbindung, die Coloniſation, oft ſogar die Eroberung folgt. Seit dem Anfang dieſes Jahrhunderts, wo Alexander von Humboldt der wiſſenſchaftliche Entdecker Amerika's wurde, haben kühne Reiſende Afrika, Auſtralien, Aſien bis in ihr Inneres durchforſcht und die Anſchauung dieſer Länder für uns gänzlich umgeſtaltet, wie dies am beſten erhellt, wenn man eine Karte derſelben von heute mit einer Karte des vorigen Jahrhunderts vergleicht.

Unter dieſen Ländern, deren Schleier ſich mehr und mehr vor unſern Blicken hebt, ſteht Japan als die jüngſte unſerer wiedergeborenen geographiſchen Erwerbungen da. Früherhin allen Nationen zugänglich, hatte es ſich ſeit zwei Jahrhunderten faſt hermetiſch in ſich abgeſchloſſen, bis die Regierung der Vereinigten Staaten 1854 ſeine Wiedereröffnung erzwang. Unſer eigener Staat iſt im Begriff, eine Expedition dorthin abzuſenden, Handelsbeziehungen anzuknüpfen, und Handelsverträge zu ſchließen.

Dieſe Umſtände ſind verlockend, uns eine gedrängte Ueberſicht deſſen vorzulegen, was wir bisher von Japan wiſſen. Dies ſoll

im Folgenden verſucht werden. Ich werde mich dabei auf die Mittheilung genau conſtatirter Thatſachen beſchränken, die Betrachtungen aber, zu welchen ſie auffordern, dem Leſer überlaſſen.

Abgeſehen von einigen Notizen katholiſcher Miſſionare beſitzen wir die älteſten Nachrichten von einem Engländer Adams, einem Zeitgenoſſen Shakſpeare's, der ſich den Holländern anſchloß, bis zu ſeinem Tode 1620 zwanzig Jahre hindurch ein Freund und Rathgeber des japaniſchen Kaiſers war, und deſſen Bemerkungen 1851 zu London von der Hackluyt Society herausgegeben ſind.

Die gründlichſte Beſchreibung Japans, wie es im 17. Jahrhundert beſtand, verdanken wir einem Deutſchen, Engelbrecht Kämpfer, der 1657 zu Lemgo geboren war, in Königsberg Medicin ſtudirte, ſich einer ſchwediſchen Geſandſchaft nach dem Orient anſchloß und von Oſtindien 1690 als Arzt zu den Holländern auf Dezima ging, wo er zwei Jahre verweilte. Sein großes Reiſewerk wurde nach ſeinem Tode, der 1716 erfolgte, von Scheuchzer aus der Handſchrift ins Engliſche überſetzt und erſchien zuerſt in London 1727 in zwei Foliobänden; in deutſcher Sprache durch Dohm's Bemühung erſt 1777—79.

Ihm folgte wieder ein Arzt, ein Schwede, Dr. Thunberg, der ebenfalls in Dienſten der holländiſchen Factorei ſtand und 1775 ſeine Reiſe veröffentlichte, in welcher er der Naturgeſchichte eine vorzügliche Aufmerkſamkeit widmete.

Die innern Zuſtände des heutigen Japan wurden ſodann durch einen ruſſiſchen Offizier Golownin bekannter, der 1811—13 von den Japanern gefangen gehalten war. Die Geſchichte dieſer Gefangenſchaft ſowie ſeine Erinnerungen an Japan wurden von ihm in ruſſiſcher Sprache beſchrieben und ſodann in faſt alle europäiſchen Sprachen überſetzt.

Zunächſt haben dann drei Nordländer, Titſing, Meylan und Fiſcher, Reiſebeſchreibungen aus Japan gegeben. Titſing, der 1812 zu Paris ſtarb, hinterließ eine Ueberſetzung der „Japaniſchen Annalen", der Ziogin und der Daïri, die Klaproth 1834 zum Druck beförderte und aus welcher wir für die Geſchichte Japans den erſten ſichern Anhalt ſchöpften. Fiſcher's Reiſe erſchien zu Amſterdam 1833.

Die genaueste Detailforschung aber, unterstützt von einem vieljährigen Verkehr mit den gebildetsten Japanern, verdanken wir in unserm Jahrhundert wieder einem Deutschen, wieder einem Arzte, dem Dr. Siebold aus Würzburg, der seit 1826, wie Kämpfer und Thunberg, Arzt der holländischen Factorei ist: denn Siebold lebt noch und ist sogar gegenwärtig, nach einem längern Aufenthalt in Leyden und Bonn, wieder nach Japan zurückgekehrt. Sein großes, mit vielen instructiven Kupfern ausgestattetes Werk, das den Titel „Nipon" führt, erscheint seit 1832 in Lieferungen und ist noch nicht beendet.

Aus allen diesen genannten Schriften und noch einigen andern, die aufzuzählen zu weitläufig sein würde, verfaßte Dubois de Jancigny, der lange in Ostindien und auf den ostasiatischen Inseln gelebt hatte, eine vortreffliche Gesammtdarstellung, die 1850 mit Karten und Kupfern zu Paris als ein Theil des „Univers pittoresque" erschien.

So weit war unsere Kenntniß gelangt, als der Commodore Perry 1854 Japan wieder erschloß. Ihn begleitete auf seiner Expedition unter andern ein Deutscher, ein Maler, Wilhelm Heine, und von diesem haben wir nun 1856 und 1858 genauere Schilderungen des heutigen Japan empfangen, denen auch die Berichte des Kapitäns Habersham von der englischen Flotille, die während des Krimkriegs in den japanischen Gewässern gegen die Russen kreuzte, einverleibt sind. Heine hat uns auch als Maler interessante Ansichten von Landschaften und Wohnungen gegeben. Im zweiten Theil seines zweiten Werks: „Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk", gegen das Ende, findet sich auch ein höchst merkwürdiges Tagebuch eines Chinesen, Loo, eines Literaten aus Kanton, der die Amerikaner als Sekretär begleitet hatte, um die japanische Correspondenz zu führen.

Aus diesen neuern Berichten hat dann der als Sinolog rühmlichst bekannte Professor Neumann in München für den Jahrgang 1858 des Raumer'schen „Historischen Taschenbuch" unter dem Titel: „Das Reich Japan und seine Stellung in der westöstlichen Weltbewegung", eine Zusammenfassung gemacht, welche den Gang

der politischen Verhandlungen darlegt und die wichtigsten Actenstücke mittheilt.

Diese kurze literarische Uebersicht unserer Hülfsmittel mußte ich voranschicken, weil ich genöthigt sein werde, im Verlauf mich zuweilen auf den einen oder andern dieser Gewährsmänner zu beziehen.

Japan ist ein Glied der Inselkette, welche vom Polarmeer ab die Morgenseite Asiens begleitet und großentheils vulkanischen Ursprungs ist. Es liegt zwischen dem 24. und 50. Grad nördl. Breite. Siebold schätzt sein Areal auf 7520 Quadratmeilen.

Das eigentliche Japan besteht im wesentlichen aus drei großen Inseln: Nipon, Kiusiu und Sikok. Kiusiu hieß sonst auch Chimo, Sikok auch Sikokf. Nipon heißt die nördlichere, längstgestreckte, in Form einer elliptischen Curve gestaltete. Es ist derselbe Name wie Japan, den Marco Polo, der venetianische Reisende, der am Ende des 13. Jahrhunderts in China die erste Kenntniß von Japan erhielt, Zipangi, d. h. im Chinesischen das Land des Sonnenaufgangs, das Land des Morgens, nannte. Auch Schipan ist derselbe Name. Die Japaner selbst nennen ihr Land sehr richtig Jamalo, das Land der Berge. Columbus, wie aus seinen Tagebüchern erhellt, betrachtete es als eins seiner Ziele und hielt anfänglich die Insel Cuba für Japan. Entdeckt ward es von den Portugiesen 1543.

Oberhalb Japan, durch die Sangarstraße von ihm getrennt, liegt die Insel Jesso, die von einem gutmüthigen, aber noch halbwilden Volksstamme, den Ainos, bewohnt wird und den Japanern unterworfen ist, die auf ihm eine Colonie, mit der Hauptstadt Matsmai auf der Westseite, und dem herrlichen Hafen Hakodade auf der Ostseite, angelegt haben.

Die nach Norden zu folgende Längsinsel Krafto-Jesso oder Sachalin ist von den Chinesen und Russen abhängig.

Die großen japanischen Eilande sind von mehr als dreitausend kleinern Inseln und Inselchen umgeben. Die tiefer südlich von ihnen gelegenen Liukiuinseln stehen halb unter japanischer, halb unter chinesischer Botmäßigkeit.

Nipon wird von einer Vulkanreihe durchzogen. Ziemlich in der Mitte derselben erhebt sich seit 285 vor Christo der höchste

Gipfel derselben, der Fusiyama, bis auf mehr als 12000 Fuß. Er ist fast beständig mit Schnee bedeckt und bildet den überaus malerischen Hintergrund der ihn umgebenden Landschaften. Die Japanesen, die für Naturschönheit äußerst empfänglich sind, lieben ihn leidenschaftlich und bilden seine erhabene Pyramide in zahllosen Variationen auf Gemälden, auf Fächern, Lichtschirmen ꝛc. ab. Durch jene Bergkette wird der Lauf der Flüsse bestimmt, die nach Ost und West mit raschen Wellen dem felsigen Ufer zueilen und unter denen sich der Oygawa auf der Ostseite durch seine wildromantischen Gegenden auszeichnet. Jener Berg und dieser Fluß sind die Lieblinge der japanischen Dichter.

Eben diese Bergkette bringt aber auch einen großen Unterschied im Klima hervor. Die Westseite, als den von Asien her wehenden Winden ausgesetzt, ist rauher und stürmischer, während die Ostseite milder und sanfter ist und dem Himmel des südlichen Italien gleicht. Auch der warme bis hierher dringende Aequinoctialstrom des Stillen Meeres erhöht die Temperatur, während die Kälte des Polarstroms durch die Sangarstraße in das Japanische und Chinesische Meer sich ergießt. Die Luft ist im allgemeinen außerordentlich rein. Das überall an die Küsten brandende Meer mildert die Kälte des Winters wie die Glut des Sommers. Die Japaner, Männer sowol als Frauen, wenn sie nicht auf Reisen sind, gehen, mit Ausnahme des Militärs, unbedeckten Hauptes und schützen sich nur theils durch den Schirm, theils durch den Fächer, den alle Welt trägt und mit außerordentlichem Geschick auch sonst zu brauchen weiß, z. B. der Lehrer in der Schule als Ruthe, der ein kleines Geschenk Ueberreichende als Unterlage.

Von außen her ist der Anblick der klippigen, oft mit Nebel bedeckten Ufer nicht gerade einladend. Schiffbrüche sind auf dem treulosen, von den Wirbeln der Teifun-Stürme aufgewühlten Meer, zwischen zahllosen Riffen, an der Tagesordnung. Doch fehlt es nicht an den herrlichsten Hafenstätten.

Der Reichthum an Metallen ist außerordentlich. Gold- und Silberadern durchziehen das Land. Eisen, Blei, Zinn, Schwefel, vorzüglich aber das schöne Kupfer, werden seit Jahrhunderten in

unerschöpflichen Massen gewonnen. Die Portugiesen führten jährlich an 300 Tonnen Gold zum Werth von 57000 Thlrn. jede, und noch 1636 an Silber 2350 Kisten aus. Der Hauptexport der früher monopolisirten Holländer bestand in Kupfer.

Die Vegetation ist an sich auf dem felsigen Gebirgsboden nicht gerade üppig, allein häufige Erdbeben haben diesen Boden gelockert; die Lava der Vulkane hat ihn theilweis mit einer fruchtbaren Krume überzogen; die vielen kurzläufigen Flüsse, die von den Bergen strömen, locken an ihren Ufern eine immer frische Pflanzenwelt hervor und die sorgsamste, ausdauernste Cultur hat alle Hemmungen des Bodens überwunden. Nicht nur die Thalgründe, sondern auch die Abhänge der Berge sind bis weit hinauf angebaut, sodaß das Land den Anblick eines großen, fruchtbaren Gartens gewährt. Die Flora ist großentheils eklektisch und theils vom asiatischen Continent, theils von den südlichern Inselgruppen eingebracht. Kastanien, Eichen, Fichten, Cypressen, Birken, Firnißbäume, Kampherbäume, Obst aller Art, Orangen, Bananen, Bambus, Thee, Wein, Zuckerrohr, Weizen, Reis, Baumwolle, Pfeffer, Taback, Hülsenfrüchte gedeihen vortrefflich. Auch die Kartoffel, die man früher nur für die Holländer auf Nangasaki baute, verbreitet sich jetzt mehr und mehr. Wie überall, wo der Ackerbau herrschend wird, sind auch in Japan die großen Waldungen verschwunden. Nur auf Jesso haben sich noch ausgedehnte wilde Nadelholzwälder erhalten. Auf den übrigen Inseln wird der Wald forstmäßig zum Behuf des Brennmaterials cultivirt, in welcher Hinsicht den Japanern Steinkohlenlager zu Hülfe kommen, die auch bereits die Lüsternheit der Amerikaner erregt haben. Auf der Insel Kiusiu verkauft man das Holz pfundweise.

Wilde Vierfüßler sind mit den Wäldern bis auf einige Reste verschwunden. Bären, Eber, Hirsche, Rehe, Wildkatzen finden sich noch in den Gebirgen. Sonst macht sich, gerade wie bei uns in Europa, dem Bauer nur der Fuchs unangenehm bemerklich. Er ist sehr häufig und die Japaner wissen von seinen Listen und Schelmereien zahllose Geschichten zu erzählen. Die vornehmen Japaner lieben die Jagd, und die einheimische Falkenart, deren sie

sich gern bedienen, ist eine der schönsten, die es giebt. Pferd und Rind sind kräftig, jedoch von kleinem Schlage. Das Rind wird nur zum Tragen und Ziehen verwendet, aber weder gemilcht noch gegessen. Schafe werden als dem Acker- und Waldbau nachtheilig nicht gezogen, Enten, Gänse, Hühner und Tauben dagegen in großer Menge gezüchtet.

Das Meer gewährt den Japanern eine unerschöpfliche Fülle der mannichfachsten Nahrung. Fische und Schalthiere, Holothurien und Pflanzen aller Gattungen wimmeln an seinen Ufern und werden gern gegessen.

Woher Japans ursprüngliche Bevölkerung gekommen, wissen wir nicht. Bei der Nähe der Halbinsel Korea, der sich Nipon südlich gegenüber befindet, könnte man sie als die Brücke einer Einwanderung vom Continent betrachten. Von China ist die Ureinwohnerschaft nicht gekommen, denn die sehr wohlklingende Sprache der Japaner ist eine ganz andere als die chinesische. Sie ist nicht nur in ihren Wurzelworten, sondern auch in ihrem Baue eine andere: sie ist eine mehrsilbige, die chinesische hingegen eine einsilbige.

Die Urbewohner Japans waren sehr begreiflich ein Fischervolk. Viele sociale Gebräuche der heutigen Japaner haben noch den Zweck, die Pietät der Erinnerung an die einfachen Sitten desselben festzuhalten. Es ist z. B., wenn man ein Geschenk macht, worin es auch bestehe, unerlaßlich, einen Schnitt von getrocknetem Fischfleisch hinzuzufügen; ebenso jedes Gastmahl mit gesalzenem Fleisch zu beschließen, um die ärmliche Lebensart der Vorfahren auch bei dem Luxus des Genusses ins Andenken zu rufen.

Dieses Fischervolk hatte eine Naturreligion, wie wir sie bei den meisten Naturvölkern finden. Es verehrte einen großen Geist als die weltbeherrschende Macht, außerdem aber die Seelen der Verstorbenen als Geister, weshalb diese Religion Kami-no-mig, d. h. der Weg der Geister, genannt wird. Die Chinesen haben ihr den Namen Sin-too gegeben. Diese Religion ist im Laufe der Zeit natürlich verfeinert worden, besteht aber noch als allgemeine Landessitte und als Reichsreligion, weil sie in ihrer Einfachheit sich mit allen andern Religionen verträgt und ihre wenig entwickelte dämmrige

Mythologie nichts Ausschließliches hat. In ihren mit Schilf gedeckten schlichten Tempeln sieht man kein Idol, nur eine Kugel, an welcher ein Spiegel, Kagami, hängt, ein Symbol der Reinheit und Allwissenheit Gottes, vor dessen unbestechlichem Auge der Mensch sein Inneres nicht verbergen kann. Das Feuer, das reine und reinigende Element, gilt ebenfalls als Symbol der Gottheit. Die Priester heißen Kaminusi, d. h. Wirthe, Pfleger der Geister. Sie dürfen sich verheirathen und ihre Frauen nehmen theil an ihren Geschäften. Sie haben z. B. das Recht, bei der Taufe der Kinder den Namen derselben zu bestimmen und sich, wie ihre Männer, in der Farbe der Daïri, nämlich weiß, zu kleiden. Die heiligen Orte sind weite, meist sehr schön auf Hügeln zwischen Hainen gelegene, von Mauern umschlossene Höfe mit eigenthümlich verzierten Eingangspforten. Innerhalb der Höfe sind Hallen für die Pilger und Wohnungen für die Priester. Gartenanlagen fehlen nie als freundlicher Schmuck. Der Tempel, Mia, ist gewöhnlich klein und auf Pfählen erhöht. Eine Treppe führt zu ihm hinauf. In jedem Hause ist eine kleine Mia, d. h. ein Hausaltar mit Blumen und zwei Lampen geschmückt, auf den man Räucherwerk und Schalen mit Getränken als Opfer stellt und an welchem man jeden Morgen und Abend sein Gebet verrichtet. Zum Gebet im Tempel geht man nach Bedürfniß zu jeder Tageszeit und wirft beim Fortgehen eine kleine Münze in einen Opferstock, zur Bestreitung der Kosten des öffentlichen Cultus.

Der wahre Cultus der Gottheit besteht in Reinigkeit des Herzens; äußerlich in Erhaltung von allem Verunreinigenden. Alles Anhören von boshaften oder obscönen Reden, alle Berührung von Leichen, alle Befleckung mit Blut, aller Genuß des Fleisches von Hausthieren verunreinigt und es bedarf in solchem Fall bestimmter Bußen, sich der Gemeinschaft der Gottheit wieder würdig zu machen.

Die Volksthümlichkeit der Kamireligion haftet vorzüglich an den Festen der Seelen der großen Stammhäuptlinge und nationalen Helden, von denen man oft noch die Reliquien bewahrt. Sie werden mit großen theatralischen Processionen gefeiert. Außerdem haftet

ſie an den Wallfahrten nach berühmten Tempeln; ſie erfordern eine ſtrenge Vorbereitung und unterwerfen den Gläubigen während ihrer Dauer einer harten Aſkeſe. Der Hauptwallfahrtsort iſt der Tempel bei Uhi in der Provinz Iſeh.

Das iſt die Kamireligion. Ich überlaſſe jedem das Urtheil über ſie. Ein Hiſtoriker, der ſie ſehr herabſetzt, tadelt ſie beſonders darüber, daß ſie nicht einmal eine beſtimmte Vorſtellung von Himmel und Hölle als Oertern der jenſeitigen Belohnung und Beſtrafung habe. Iſt dies ein Mangel, ſo kann man ſich beruhigen. Siebold verſichert ausdrücklich, daß ſie einen Ort der Seligkeit und einen der Unſeligkeit nach dem Tode annehme.

Da die Japaner die chineſiſche Cultur in ſich aufnahmen, was ſchon in den letzten Jahrhunderten vor Chriſtus geſchah, ſo haben ſie mit ihr auch die Moralreligion des Kong-fu-tſeu überkommen, zu der ſich viele gebildete Japaner in der Weiſe bekennen, wie wenn bei uns jemand, der ſich öffentlich zu einer Landesreligion hält, privatim ein Anhänger der Kant'ſchen Philoſophie iſt. Dieſe rationaliſtiſche Religion heißt Sintoo.

Zwiſchen dem ſechsten und ſiebenten Jahrhundert nach Chriſtus verbreitete ſich von China und Korea aus der Buddhismus und zählt gegenwärtig wol die meiſten Anhänger. Er iſt der aſiatiſche Katholicismus. Sein äſthetiſch organiſirter Cultus befriedigt ebenſowol das Bedürfniß der Phantaſie der Menge, als er durch die extreme Reſignation, die er lehrt, dem einzelnen das Leben auch in ſeinen Widerwärtigkeiten ertragſam macht.

Er hat ſich mit der Kamireligion vielfach, bewußt und unbewußt, verſchmolzen. Die Japaner nennen dieſe Verbindung ihrer Nationalreligion mit dem Buddhismus Rjoobuſintoo, d. h. den zweiſeitigen Dienſt des Kami.

Die inſulare Lage Japans und die vielen durch die Gebirge gebildeten Thäler begünſtigten unſtreitig im Anfang viele zerſtreute Anſiedelungen, die nebeneinander zu einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit heranwachſen konnten. Die Centraliſation kam in dieſe Vielheit von Kleinſtaaten nicht von innen, ſondern von außen durch Eroberung. Die Sage läßt dieſen Eroberer von den ſüdlichen Inſeln

herkommen und in Kiuſiu landen, nachdem dieſe Marken längſt zuvor durch chineſiſche Anſiedler cultivirt waren. Der Angriff wurde um 660 von Zin-mu gemacht und nach zehn Jahren eines heftigen Kampfes hatte er ſich Nipon unterworfen. Es entſtand ein Feudalſtaat. Die dem malaiiſchen Souverän ſich unterordnenden Fürſten blieben der Form nach Fürſten in ihrem Lande, empfingen dies aber als ein Lehen, deſſen Beſitz an ihre Treue geknüpft war. Sie übernahmen die Verpflichtung eines Tributs und die eines Contingents zur Reichsarmee. Für die Ruhe in ihrem Kreiſe wurden ſie verantwortlich. Die Anzahl aller Lehen beträgt 640. Der abſolute Souverän nahm den Titel Mikado, d. h. des Ehrwürdigen, an, ebnete in der Landſchaft Jamato einen Berg und erbaute darauf eine Burg, die er zur Miſako, d. h. zur Reſidenz erhob.

Dieſe erſte Periode der japaniſchen Geſchichte reicht bis 200 vor Chriſto, wo der Mikado Tſiu-uï ſtarb. Die Japaner rechnen die zweite Periode von dem erſten Kriege mit Korea bis zur Einführung des Buddhismus oder von Zin-gu-kwo-gu bis Kin-meï, 201—572. Als dritte zählen ſie von der Einführung des Buddhismus unter Nindats bis zur Errichtung der Würde des Ziogun, d. h. eines Prinz-Regenten, von 572—1184, wo Gotoba als der 82. Mikado den Thron beſtieg. In dieſe Periode fällt die wichtige Regierung des Ko-tok-ten-o. Sie dauerte zwar nur von 645—654, aber ſie iſt diejenige, welche den noch jetzt beſtehenden Mechanismus der Verwaltung geſchaffen hat. Ko-tok-ten-o theilte das Land mit Rückſicht auf ſeine natürliche Lage in acht Kreiſe, wobei ich bemerke, daß acht, wahrſcheinlich nach den acht erſten Zeichen der chineſiſchen Kuaſchrift, die heilige Zahl der Japaner iſt. Die Kreiſe wurden wieder in 68 Gemarkungen getheilt. Nach unſerer Sprechweiſe würden wir ſagen: Das Land wurde in Provinzen und dieſe wurden in Regierungsbezirke getheilt. Dieſe Kreiſe ſind 1) der innerhalb der fünf Reſidenzen, der das Kammergut enthält; 2) der des öſtlichen Meers; 3) der öſtlichen Berge; 4) des nördlichen Landes; 5) der nördlichen Berge; 6) der ſüdlichen Berge; 7) des ſüdlichen Meeres; 8) des weſtlichen Meeres.

Ko-tok-ten-o ließ die Anzahl der Einwohner und der Häuſer

registriren; die Landesproducte abschätzen; setzte die Steuern fest; ordnete den Postenlauf und den Lohn der Träger; bestimmte den Klassenrang der Beamten; legte Waffenplätze und Magazine an; führte Revuen der Truppen ein, und concentrirte die Verwaltung der acht Ministerien, nämlich 1) in das Centralministerium: Zin-jo-no-sio; 2) in das der Gesetzgebung und des öffentlichen Unterrichts: Sik-bo-no-sio; 3) in das Ministerium des Innern: Osi-boo-no-sio; 4) in das für allgemeine Volksangelegenheiten und allgemeine Polizei: Min-boo-no-sio; 5) in das des Kriegs: Sio-bo-no-sio; 6) in das der Criminaljustiz: Gsio-boo-no-sio; 7) in das Finanzministerium: Do-koora-sio; 8) in das Ministerium der öffentlichen Bauten: Koo-nai-no-sio.

Aus diesen bureaukratischen Einrichtungen geht hervor, daß die bürgerliche Gesellschaft Japans damals bereits die Theilung der Arbeit in sich vollendet hatte. So wie sie damals sich fixirte, besteht sie noch heute. Sie unterscheidet sich in acht Stände, welche erblich sind, ohne in strengem Sinn Kasten zu sein, denn obwohl es selten geschieht, so ist es doch nicht unmöglich, von einem Stand in einen andern überzugehen. Diese ständische Gliederung ist es, die den japanischen Staat bei aller sonstigen Aehnlichkeit so sehr von dem chinesischen unterscheidet, in welchem es gar keine Stände, nur Rangklassen giebt, weil innerhalb einer Familie, als welche er sich betrachtet, nur Gleichheit der Glieder, keine Erblichkeit der Function stattfinden könne. In China kann jeder alles werden. Daß in Japan nur Stände, keine Kasten existiren, sehen wir besonders daraus, daß das Gesetz gar keine Ausnahmen kennt. Es ist gegen den Höchsten wie gegen den Geringsten gleich unerbittlich. Aber wir sehen es auch aus der Militärverfassung, die eine jährliche Conscription enthält, indem jede Familie einen Soldaten zu stellen verpflichtet ist. Die Waffenfähigkeit beginnt schon mit dem fünfzehnten Jahre. Jene acht Stände sind nun folgende:

1) Der Stand der Fürsten: Koksin, d. h. Herren der Erde. Sie theilen sich in die Daïmio, d. h. die sehr hochgeehrten, und in die Saïmio, d. h. die sehr geehrten. Jene wurden direct vom Mikado, diese vom Siogun belehnt. Es existiren ungefähr 200 solcher

Fürsten, die ihr eigenes Wappen, ihre eigene Residenz, ihren eigenen Hofstaat, ihre eigene in besondere Farben gekleidete Armee haben, deren eine sich bis auf 60000 Mann belaufen soll. Wir Deutsche als ein vielstaatiges Volk können uns dies an unsern kleinen Fürsten leicht vergegenwärtigen. Aber unsere Kleinfürsten leben in einer beneidenswerthen Freiheit, während die japanischen mit tausend Listen der Hofetikette an den Souverän gebunden sind. Nicht nur werden sie durch Polizeiagenten streng überwacht, sondern müssen sich auch in der Hauptstadt zu periodischen Zwangsaufenthalten einfinden. Daher kommt es, daß die Fürsten, sobald es thunlich ist, ihrer Regierung entsagen und dieselbe einem Sohn oder Schwiegersohn übergeben. Diese Abdication heißt Inkiu. Der Adel ist zwar erblich, allein es steht dem Vater frei, von seinen Söhnen den zu wählen, der ihm zur Nachfolge der tauglichste scheint; ja er kann, wie bei den römischen Kaisern, sich einen Sohn durch Adoption wählen.

2) Der Stand des Feudaladels als der der Vasallen der Fürsten; er heißt Kinin oder Chadampdo. Er entspricht unsern Grafen und Baronen und verhält sich zu den Kokfin ebenso wie diese zum Kaiser. Er ist kriegspflichtig als Heerbann der Fürsten. Die Regierung wählt aus ihm die höhern Beamten, also die Generale, Obersten, Präsidenten, Statthalter ꝛc.

3) Der Stand der Priester aller Sekten.

4) Der Stand der Soldaten: Somoraï. Sie sind Untersassen des Adels und dienen nicht nur zur Vertheidigung nach außen, zu Küstenwachen und Ehrenposten, sondern werden auch zu allen Polizeidiensten im Frieden verwendet, weshalb sich in jedem Dorfe einige Soldaten befinden.

Diese Stände haben das Vorrecht, zwei Schwerter im Gürte zu tragen; ein längeres, beinah horizontal steckendes, und ein kürzeres dolchartiges, dessen Richtung mehr abwärts geneigt ist. Während die Priester in Function sind, müssen sie die Waffen ablegen. Sobald sie aber ihre Amtskleider ausziehen, dürfen sie die Schwerter anstecken. Ein anderes Vorrecht dieser höhern Stände ist, weite

Pantalons, Hakkama genannt, von mehr oder weniger kostbaren Stoffen zu tragen.

5) Der Stand der Subalternbeamten und der Aerzte. Sie sind hochgeachtet, dürfen Staatshosen und Einen Säbel tragen.

6) Der Stand der Großhändler, welche sich die Erlaubniß erkaufen dürfen, das kürzere Schwert zu tragen. Sie sind die eigentlich reichen Leute in Japan, weil sie nicht wie der Adel durch die Kosten einer eiteln Repräsentation erschöpft werden.

7) Der Stand der Kleinhändler, Handwerker und Künstler, der sich in sich wieder höchst mannichfaltig abstuft, wie z. B. Maler und Goldarbeiter viel höher als Schmiede und Zimmerleute stehen.

8) Der Stand der Bauern und Tagelöhner, mit einem Wort, der Madsinostscho, d. h. der Leute, die auf der Straße ihr Wesen treiben. Auch die Fischer und Seeleute werden zu ihnen gerechnet. Sie sind schwer mit Abgaben belastet.

Von diesen acht Klassen sind Gerber und Lederarbeiter gänzlich ausgeschlossen, weil sie nach dem Glauben der Sintooreligion so gut als nach dem des Buddhismus sich durch die Tödtung des Viehes und die Berührung der Thierleichname verunreinigen. Sie wohnen in Dörfern für sich allein. Kein Gasthof nimmt sie auf. Jedermann weicht ihnen aus. Sie sind die classe maudite der japanischen Gesellschaft und gelten in dem Grade als nicht existirend, daß das Areal, auf dem sie wohnen, nicht in die Landesvermessung aufgenommen wird, daß man, wenn man mit der Post durch dasselbe kommt, dafür kein Postgeld zu erlegen hat und daß sie selbst in den Bevölkerungslisten nicht mitgezählt werden. — Leibeigene giebt es nur als Nachkommen von Kriegsgefangenen.

So gestaltete sich also im 7. Jahrhundert das sociale System der Japaner, wie es im Grunde noch heute besteht. Die wichtigste Veränderung, die in der vierten Periode eintrat, war die Trennung der Souveränetät in die des Mikado und in die des Ziogun. Jener wird auch Daïri, d. h. Palast, Hof, dieser Kubo, d. h. allgemeiner Vorstand, genannt. Sama: Herr, heißen beide. Der Ursprung dieser Trennung war dem sehr ähnlich, den die Hausmaier im Fränkischen Reich genommen hatten. Im Jahre 1186 trat nämlich

der Fall einer Minderjährigkeit des Mikado ein. Minamoto Joritomo ergriff für ihn die Zügel der Regierung. Er wurde der erste Ziogun, d. h. er war nicht etwa nur der oberste Feldherr, sondern der Verwalter der Staatsgewalt überhaupt. Regentschaften waren vor Joritomo auch schon vorgekommen, aber mit ihm wurde die Stellung des Prinzregenten erblich, sodaß man von hier ab in der japanischen Geschichte immer zwei Herrschernamen nebeneinander zu lernen hat, die natürlich im einzelnen keineswegs parallel laufen. Der 83. Mikado war der erste, der als Daïri lebte. Er bestieg den Thron 1119 und starb 1202. Der Ziogun Taiko Sama 1585 vollendete die Souveränetät seiner Würde. Anfänglich wohnte der Ziogun auch in Miako. Seit dem 15. Jahrhundert jedoch verlegte er seine Residenz nach Jedo an der Mündung des Sumidagawa. Jedo heißt Flußmündung. Er machte dem Mikado immer noch ehrfurchtsvolle Besuche. Als derselbe aber bei einer solchen Gelegenheit einmal einen Pfeil auf den Ziogun abzuschießen Miene machte, hörten die Besuche ganz auf. Die beiden Herrscher schicken sich seitdem nur sehr respectvolle Gesandtschaften.

Die Stellung des Ziogun ist durch sich selbst klar. Worin aber besteht die des Mikado oder Daïri, die man so oft mit der päpstlichen Würde bei uns verglichen hat? Sie ist factisch die des geborenen Cultusministers. Alle geistlichen Angelegenheiten incarniren sich in ihm. Sein Hof ist gleichsam ein geistliches Consistorium und zugleich eine Akademie der Wissenschaften. Alle religiösen, artistischen, literarischen Interessen concentriren sich ebenso in ihm, als alle politischen, administrativen, militärischen an dem des Kubo-Sama. Der Mikado gilt als Nachkomme des Zin-mu insofern für ein höheres Wesen, als der Mythus diesen von einer Sonnenjungfrau abstammen läßt. Er hat zwar, hierin sehr vom römischen Papst unterschieden, ein Harem von zwölf Frauen und erzeugt sich selbst seinen Nachfolger, allein er lebt wie eine irdische Gottheit in seinem ungeheuern Palast zu Miako, in welchem er geboren wird und stirbt, ohne ihn je zu verlassen. Seine Füße dürfen nie die Erde berühren. Auch in seinem Garten wird er umhergetragen. Nur im Schlaf darf ihm sein Kopfhaar abgeschoren, sein Barthaar

rasirt werden. Natürlich fingirt er, zu schlafen. Früher mußte er, das Gleichgewicht der Welt durch seine magische Kraft zu erhalten, täglich im vollen Ornat einige Stunden unbeweglich auf seinem Throne sitzen. Jetzt legt man, was in der That bequemer und ebenso effectvoll, nur seine Krone auf den Thron. Alle Kleidung, die er anzieht, muß neu sein. Jedes Gefäß, in welchem für ihn gekocht wird, jeder Teller, von welchem er ißt, wird sofort wieder zerbrochen. Eine starke Leibwache sorgt für seine persönliche Sicherheit, indem sie zugleich eine Fessel ist, welche der Ziogun ihm anlegt. So entmächtigt der Daïri aber auch materieller Weise ist, so übt er doch eine große geistige Macht aus, denn formell hängt die Bestätigung des Ziogun und aller Veränderungen der Staatsverfassung von ihm ab; vor allen Dingen aber ist er die legitime Autorität alles religiösen Aberglaubens, der in Japan, bei aller sonstigen Aufgeklärtheit seiner Bewohner und bei aller Toleranz in Glaubenssachen, doch noch groß genug ist. Er entscheidet bei theologischen Streitfragen und bestätigt die Obern der Orden der Mönche und Nonnen.

Der Ziogun aber ist im Grunde ebenso ohnmächtig als der Mikado, denn die eigentliche Gewalt liegt in den Händen des Staatsraths. Dieser besteht nach Siebold aus 13 Personen, die theils aus den höchsten Fürstengeschlechtern, theils aus dem Adel, theils aus hohen Verwaltungsbeamten des Cultus uud der Polizei hervorgehen. Den Vorsitz in ihm hat der Reichskanzler, der stets ein Nachkomme des Ino-Kamu-no-Kami sein muß, eines Ministers, der dem Geschlecht des Usurpators große Dienste geleistet hatte. Dieser Staatsrath leitet die auswärtige Politik, bestimmt alle durchgreifenden Maßnahmen, lenkt alle Geschäfte, supplirt alle Mängel in den bestehenden Gesetzen, cassirt alle zweifelhaften Urtheile Kommt es zwischen ihm und dem Prinzregenten zum Widerspruch, so wird derselbe einem Rath von drei Fürsten vorgelegt, unter denen sich auch der natürliche oder adoptirte Sohn des Prinzregenten befindet. Fällt die Entscheidung des Fürstenrathes gegen das Veto des Regenten aus, so muß er sofort dem Thron entsagen. Dies geschieht ohne allen Widerspruch. Fällt die Entscheidung gegen den

Minister aus, von dessen Ressort der Streit ausgegangen, so muß er sich den Tod geben; ein Los, das zuweilen auch die oppositionellen Mitglieder des Staatsraths selbst trifft.

Hier sehen wir also neben dem Mikado und neben dem Siogun eine dritte politisch-wichtige Person, den Reichskanzler erscheinen; allein auch diesen sehen wir wieder durch eine andere Macht, durch einen Fürstenrath gebunden, die im wesentlichen eine Oligarchie ist. Infolge dieser eigenthümlichen Verschränkung der politischen Macht lebt auch der Siogun ähnlich, wie der Mikado, in seinem Palast zu Jedo, den er selten verläßt und in welchem er ebenso, wie jener in Miako, von den peinlichen Pflichten einer geistig gehaltlosen, formellen Repräsentation erdrückt wird.

Das System des Mistrauens, das sich in dem Verhältniß des Daïri, Sama und des Kubo Sama entwickelt hat, ist leider auch in alle übrigen Elemente der japanischen Verfassung eingedrungen. An der Spitze jeder Provinz stehen zwei Präsidenten. Gokosios, d. h. Secretäre des Reichs, die jährlich miteinander in der Art wechseln, daß der eine sich in der Hauptstadt des Staats, in Jedo, der andere in der Hauptstadt der Provinz befindet, während gleichzeitig seine Familie als Geißel in Jedo lebt. Die Fürsten selbst müssen entweder von je zwei Jahren eins oder von je einem Jahre sechs Monate in der Hauptstadt zubringen. Zwei benachbarte regierende Fürsten dürfen nur dann gleichzeitig in ihrer Heimath weilen, wenn sie einander persönlich verfeindet sind. In Jedo selbst werden sie durch eine alberne Etikette, welche sogar die Stunde ihres Aufstehens oder Niederlegens festsetzt, in einer subtilen Gefangenschaft gehalten. Der Aufwand, den sie bei den prachtvollen großen Hoffesten machen müssen, dient dazu, sie in ihren Geldmitteln herunterzubringen. Fürchtet man dennoch von ihrem Reichthum, so beehrt der Siogun sie selbst in ihrem Palast zu Jedo mit seinem Besuch und verursacht ihnen dadurch überschwängliche Ausgaben für die genau vorgeschriebene gastliche Aufnahme, oder der Mikado verleiht ihnen eine Würde an seinem Hof, für deren Investitur sie ihr Vermögen erschöpfen müssen.

Die fünfte Periode ihrer Geschichte rechnen die Japaner seit

der Thronbesteigung des 32. Ziogun-Minamoto-Je-Jasu 1632, von welchem die jetzige Dynastie abstammt. Diese Periode ist die der absoluten Centralisation, in welcher der Feudalstaat, der sich zum Rechtsstaat ausgebildet hatte, indem er die Mannichfaltigkeit der Stände der bürgerlichen Gesellschaft der Gleichheit des Gesetzes unterwarf, sich durch ein System geheimer Ueberwachung als Polizeistaat vollendete, denn ohne ein absolutes Polizeiregiment hätte er seine beispiellose Abschließung nach außen nicht durchführen können.

Die Veranlassung zu derselben wurde durch die Jesuiten gegeben.

Es wurde schon erwähnt, daß Japan früherhin allen Nationen offen stand. Gesandte von ihm kamen nach Portugal und Spanien. Seine tapfern Soldaten vermietheten sich, ähnlich wie bei uns die Schweizer, in Mittelasien. Alle Religionen waren und sind noch in ihrem Bekenntniß frei. Die bürgerliche und politische Stellung des Japaners ist unabhängig von seinem Glauben, den er wechseln kann, wie es ihm beliebt. Alle Religionsstreitigkeiten in Japan sind nur eine theoretische Discussion. Mitglieder derselben Familie gehören öfter zu ganz verschiedenen Glaubensarten, ohne daß dies im geringsten ihre Eintracht störte. Auch das Christenthum durfte sich ungehindert verbreiten. Es hatte seit Xaverius bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts so große Fortschritte gemacht, daß es seine Bekenner auf vier Millionen schätzte. Taiko-Samo war gestorben, als sein einziger Sohn, Hidi-Jori, erst 6 Jahre alt war. Taiko hatte den Fürsten von Mikawa zum Regenten ernannt, der jedoch treulos sich gegen seinen Schützling wandte, für welchen die Jesuiten Partei nahmen, weil sie ihn zum Katholicismus zu bekehren hofften. Mikawa aber siegte. Hidi-Jori wurde 1608 zu Ohosaka vernichtet. Die Christen wurden als politische Partei schonungslos behandelt. Teitokuri vollendete ihre Vernichtung, die 1611 begonnen hatte, am 12. April 1638, indem er die Veste Sinabora, in welche sich 36000 japanischer Christen geflüchtet hatten, die sich hartnäckig vertheidigten, mit Hülfe der Holländer nahm, die 1637 einen Vertrag mit dem Regenten geschlossen hatten und als Protestanten ihn gegen die Katholiken unterstützten. Seit dieser Zeit wurde das Christenthum

bei Todesstrafe verboten. Jeder, der als Christ entdeckt ward, wurde hingerichtet und 1640 lebte kein einziger Christ mehr im Lande. Die Holländer aber wurden in einer Bai der Insel Nangasaki auf einer kleinen künstlichen Landzunge Dezima zum Handel privilegirt. Jährlich erscheint eine Commission auf Nangasaki, macht die Runde und zwingt alle Eingeborenen, auf ein Bild von Christus und Maria zu treten, um sich so zu vergewissern, daß etwa niemand heimlich zum Christenthum übergetreten. Wenn nun den Japanesen das terroristische und exclusive Verfahren gegen das Christenthum oft zum Vorwurf gemacht wird, so scheint mir dies nicht ganz gerecht zu sein, denn die Jesuiten, indem sie sich in eine politische Parteinahme einließen, indem sie an einem Bürgerkriege theilnahmen, forderten damit die blutige Reaction gegen sich heraus; ganz abgesehen davon, daß die Christen von Mohammedanern und Heiden oft eine Toleranz erwarten, und erheischen, von welcher sie bei sich zu Hause sogar gegen Christen, falls dieselben nur etwas anders denken, gewöhnlich noch sehr weit entfernt sind.

Seit jener furchtbaren Katastrophe hat sich nun Japan mit Bewußtsein isolirt. Es hat seinen auswärtigen Handel, der seine Schiffe bis Bengalen aussandte, auf ein Minimum mit den Holländern und selbst mit den Chinesen beschränkt, denn auch diese dürfen jährlich nur zehn Handelsdschunken schicken und das Quale wie das Quantum des Exportes ist genau normirt. Die Holländer aber erkauften ihr Monopol mit der Annahme der erniedrigendsten, unwürdigsten Bedingungen, wie sich dies zur Bestätigung der schon von Kämpfer gemachten Mittheilungen in den Verhandlungen der Amerikaner mit Japan jetzt evident ergeben hat. Das höchst Merkwürdige ist nun, daß die Japaner in so langer Zeit, während zweier Jahrhunderte, nicht in Schlaffheit versunken sind, vielmehr sich rüstig und fortschrittlustig erhalten haben. Unmittelbar ist dies eine Folge der Naturbedingungen, unter welchen sie leben. Das Feuer der Vulkane im Innern, das beständig mit Erdbeben droht, und die stets bewegliche Welle des Meeres von außen, welche den Muth des Schiffers großzieht, lassen die Nation nicht in Stagnation versinken. Die Mannichfaltigkeit der Naturproducte, die in sehr verschiedene Gegenden ver-

theilt sind, befördert einen lebhaften Binnenverkehr. Die Schönheit vieler Landschaften lockt zum Reisen. Das Land ist fruchtbar genug, eine Menschenmenge zu ernähren, die man über dreißig Millionen schätzt, allein es bedarf dazu sorgsamer Pflege, unnachlassender Thätigkeit. Mittelbar aber ist der hohe Culturstandpunkt der Japaner eine Folge ihrer Verbindung mit den Chinesen und Holländern, welche letztere ihnen alle Fortschritte der europäischen Civilisation mitzutheilen veranlaßt wurden. Die Japanesen sind von Haus aus lernbegierig, frei von dem beschränkenden Hochmuth der Chinesen. Die Holländer überliefern ihnen die in holländischer Sprache erschienenen Originalwerke oder Uebersetzungen von wichtigen Werken über Bergbau, Kriegskunst, Astronomie, Technik u. s. w. Eine besondere Commission japanischer Gelehrten ist beauftragt, diese Werke ins Japanische zu übertragen, worauf sie durch den Druck zum Gemeingut der Nation gemacht werden. Alle höhern Staatsbeamten müssen das Holländische erlernen. An den König Wilhelm II. von Holland schrieb der Ziogun einmal einen eigenhändigen Brief in holländischer Sprache, in welchem er ihn um einen Marinemörser und um das Modell einer holländischen Pulvermühle ersuchte. Auf solche Weise sind die Japaner in den Besitz von Kenntnissen gelangt, die man bei einem so abgeschlossenen Volk meint umsonst suchen zu können. Selbst Laplace's „Mécanique céleste" ist in's Japanische übersetzt. Die Amerikaner und Engländer wunderten sich, wie gut die japanesischen Beamten auf der Erdkarte orientirt, wie genau sie von allen bedeutungsvollern Vorgängen unterrichtet waren. Sie erkundigten sich z. B., ob die projectirte Eisenbahn oberhalb Mexico vom Atlantischen Meere zum Stillen Ocean zur Ausführung kommen werde. Die Ericson'sche calorische Maschine war ihnen wohl bekannt, aber sie versprachen sich keinen großen praktischen Nutzen davon. Wenn die Regierung mit der Verwirklichung manches ihr wohlbekannten Fortschritts zögert, so sind es praktische Rücksichten, welche sie dabei bestimmen. So erkannte sie z. B. die Vortheile einer Oelpreßmaschine, welche die Holländer ihr lieferten, vollkommen an, allein die Furcht, Tausende von Handarbeitern, welche das Oel nach japanischer Art auspressen, brotlos zu machen und sich selbst

damit Verlegenheiten zu bereiten, bewog sie, die Einführung dieser Maschine aufzugeben, wenigstens aufzuschieben.

Die heutigen Japaner in ihrem Culturſystem zu ſchildern, würde eine ſehr ſchwierige und umfangreiche Arbeit erfordern. Wir begnügen uns mit der allgemeinen Angabe, daß daſſelbe im Weſentlichen als ein Zweig des chineſiſchen erſcheint. Nur diejenigen Züge wollen wir hervorheben, in denen ſich eine gewiſſe Eigenthümlichkeit der Japaner kund gibt. Idealiſche Productivität muß man nicht bei ihnen ſuchen. Sie ſind die praktiſchen Realiſten des Orients, welche die Cultur der Chineſen zur eigenen Vervollkommnung benutzt haben. Sie ſelbſt berichten, daß unter Oſin, dem ſechszehnten Daïri, ein Chineſe Wangſchin, den ſie Wonin nennen, 285 n. Chr. von Korea aus die chineſiſche Literatur eingeführt habe und daß ſeit dieſer Zeit viele ſtrebende Männer nach China reiſten, in den Wiſſenſchaften und Künſten ſich auszubilden. Die Japaner nahmen auch die chineſiſche Schrift auf. Der Graf Kibi aber, der 713 eine japaniſche Geſandſchaft nach China begleitete, wurde mit dem indiſchen Alphabete der Devanagariſchrift bekannt, das aus 47 Buchſtaben beſteht, und bildete danach in 48 Charakteren eine japaniſche Schrift aus, die zwar chineſiſche Formen hat, allein eine phonetiſche Schrift iſt, während bekanntlich die chineſiſche eine Wortſchrift iſt. Dieſe Schrift: Kata Kana, d. h. entlehnte Bruchſtücke zur Lautbezeichnung genannt, ermöglichte, auch die grammatiſchen Formen und die eigenthümliche japaniſche Wortfolge zu bezeichnen. Ein Jahr nach Kibi's Tode 774 wurde Kobo, ein buddhiſtiſcher Geiſtlicher, in Japan geboren und ſetzte ein neues Alphabet: Fira Kana, zuſammen, mit welchem das Japaniſche ohne alle Beimiſchung chineſiſcher Charaktere geſchrieben wird, jedoch auch von oben nach unten und von der rechten nach der linken. Alle drei Schriftarten ſind in Gebrauch. Der Buchdruck wird, wie in China, durch Schrifttafeln ſtereotypirt und die Illuſtration der Bücher durch Holzſchnitte iſt ebenfalls ſehr gewöhnlich. Doch ſtehen die Japaner darin höher, daß ſie es zu einer großen Vollkommenheit auch im Farbendruck gebracht haben, von dem die Chineſen noch nichts wiſſen. So gab die Regierung 1822 zu Jedo ein numismatiſches

Werk in sieben Octavbänden heraus, in welchem 550 alte und neue Münzsorten beschrieben und durch Abbildungen in Buntdruck erläutert waren.

Der Unterricht zerfällt in einen elementaren für alle Japaner und in einen höhern für die besondern Kreise der Gesellschaft. Der elementare besteht im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der vaterländischen Geographie und Geschichte, sowie in Turnübungen. Alle Japaner können lesen, und Golownin sah die Soldaten auf der Wache sich mit Lesen unterhalten, weil das Karten- und Würfelspiel öffentlich verboten ist. Der höhere Unterricht betrifft das Tanzen, Fechten, Zeichnen, die Musik und die Unterweisung im Hara-Kiri, d. h. im Bauchaufschlitzen. Wie in China, ist auch in Japan der Selbstmord das von der Sitte anerkannte Mittel, zahllosen Verlegenheiten vorzubeugen und die schwierigsten Collisionen einfach zu lösen. Mit der von seiten des Staats verhängten und vollzogenen Todesstrafe ist die Confiscation der Güter des Hingerichteten sowie die Beschimpfung seiner Familie verbunden, während der Selbstmord diesen Folgen zuvorkommt. Es wird daher unterrichtet, in welchen Fällen man sich als ein gebildeter Mann tödten müsse und ein ehrliebender Japaner führt das Messer zum Bauchschnitt überall mit sich. Dieser legitime Selbstmord wird nicht nur vollzogen, den Seinigen Eigenthum und Ehre zu erhalten, wie z. B. wenn man sich an seinem Feind durch dessen Ermordnng gerächt hat und nun die Todesstrafe, welche den Mörder treffen würde, selbst vorwegnimmt, sondern auch, um die Fiction zu machen, daß man im Gefängniß eines natürlichen Todes gestorben sei oder wenn man glaubt, eine Kränkung seiner Ehre nicht überleben zu dürfen. Oft wird er in Gegenwart der ganzen Familie mit Feierlichkeit vollzogen und unter Umständen lange geheim gehalten. Von Jugend auf mit dem Gedanken an das Hara-Kirimachen vertraut, scheint für den Japaner diese Sitte alle Fürchterlichkeit verloren zu haben.

Die japanische Rechtspflege kennt in ihrer Beurtheilung noch nicht die Unterscheidung der Thatsache von den Motiven oder eine Milderung der Schuld durch die Umstände. Wenn z. B. ein Gefangenwärter einen Verbrecher entkommen läßt, so wird er, wie

unschuldig er sei, mit dem Tode bestraft. Wenn ein Kutscher jemand überfährt und ihn dadurch tödtet, so wird er als Mörder hingerichtet. Die Strafen sind Hausarrest, öffentliches Gefängniß, Prügelstrafe, Hinrichtung durchs Schwert, früherhin auch durch das Kreuz und das Verbrennen. Geldstrafen existiren nicht, weil sie dem Reichen einen ungerechten Vorzug verleihen würden. Die Gesetze sind streng, allein die Praxis lindert ihre Härte dadurch, daß Vergehen, die nicht gegen den Staat gerichtet sind, von dem Beschädigten verfolgt werden müssen. Da nun jeder gerichtliche Schritt mit Kosten verknüpft ist, so unterbleibt die Anzeige oft und der Verbrecher kommt mit den polizeilichen Nachtheilen seiner That davon. Alle Streitigkeiten der Bürger müssen immer erst zum Versuch schiedsrichterlicher Ausgleichung vor den Ottona, einen polizeilichen Friedensrichter, gebracht werden. Das Gerichtsverfahren ist öffentlich und mit großer Feierlichkeit ausgestattet. Die Rechtspflege kennt kein Ansehen der Person. Dies Bewußtsein ihrer Unparteilichkeit verleiht den Japanesen jene Würde und jenes Selbstvertrauen, die ihn so sehr vor dem Chinesen auszeichnen. Er weiß, daß, so lange er sich innerhalb des Gesetzes bewegt, niemandes Willkür ihm etwas anzuhaben vermag. Ueberdies befindet sich in jeder Stadt ein von zwei Beamten bewachter Kasten: mejas Fako, in welchen jedermann seine etwaigen besondern Beschwerden einwerfen kann. Man muß seinen Namen und seine Adresse nennen. Anonyme Eingaben werden nicht beachtet Nur wenn sie längere Zeit sich wiederholen sollten, werden sie in Erwägung gezogen. Alle zwei Monate werden diese Kästen geöffnet und die vorgefundenen Briefe nach Jedo gesandt, wo man sie der genauesten Prüfung unterwirft. Findet sich jedoch eine falsche Anklage, so wird der Ankläger mit dem Tode bestraft.

Infolge der bureaukratischen Centralisation ist die Polizei im höchsten Grade ausgebildet und die Ueberwachung des Betragens jedes einzelnen zu einer Beobachtung aller durch alle geworden. Jeder Hausvater ist zunächst für die Seinigen verantwortlich. Je fünf Häuser machen zusammen eine Collectivfamilie aus, die sich einen persönlichen Vorstand wählt, der für sie verantwortlich ist.

Niemand kann seinen Ort verlassen, niemand in eine andere Straße ziehen, in einen andern Familienverein eintreten, ohne ein Zeugniß jenes Familienvorstandes, daß er sich nichts Gesetzwidriges habe zu Schulden kommen lassen. Jede Straße wird von einem Polizeicommissar: Kashira, beaufsichtigt, der, wie der englische Constabler, außer mit dem Schwert, mit einem starken Handstabe bewaffnet ist, gelegentlich Prügel damit auszutheilen. Wenn bei Landungen der Amerikaner das Gedränge des Volks zu lästig wurde, so sahen und hörten sie, wie dieser Stab auf die Glatzköpfe der Japaner lostrommelte. Der Kashira steht wieder unter dem schon genannten Ottona, der unserm Obercommissar entspricht. Dieser hat das Recht, Leute, die ihm vom Kashira als Polizeicontravenienten angezeigt sind, vor sich kommen zu lassen und ihnen in untergeordneten Fällen eine Strafe im geheimen aufzulegen, sodaß ihre Ehre öffentlich nicht verletzt wird. Ein solch geheimes Strafverfahren heißt Naijbon. Der Ottona ist wieder dem Gobanyosi, unserm Polizeirath untergeordnet. Jede Straße ist von den andern nachts durch Gitterthore abgesperrt, bei denen sich eine Wache befindet. Nur mit einer Erlaubnißkarte des Ottona kann man nachts von Straße in Straße, aber nie darf man ohne Laterne gehen. Ein Nachtwandler ohne Laterne wird sofort verhaftet. Eine Folge dieser gesammten Einrichtung ist die große Sicherheit des Eigenthums. Ein Verbrecher kann nirgends einen Versteck finden. Man kann in Japan ruhig sein Haus offen stehen lassen; man kann es ruhig verlassen, man darf nicht fürchten, bestohlen zu werden.

Die strenge Gesetzlichkeit im Betragen der Bürger wird dadurch gefördert, daß die Regierung für die genaue Kenntniß der Gesetze sorgt. Sie werden zuerst mündlich promulgirt, dann durch den Druck bekannt gemacht und öffentlich an eigens dazu bestimmten Orten, auch im kleinsten Dorfe, angeschlagen; da nun jedermann lesen und schreiben kann, so kann sich niemand mit Unkenntniß der Gesetze entschuldigen.

Der Japaner ist sehr genügsam und versteht sich selbst durchaus zu beherrschen. Das Bewußtsein der Verantwortlichkeit gewöhnt ihn früh zur Aufmerksamkeit auf sich selbst. Nur in Einem

Punkt schildern die Reisenden die Japaner gewöhnlich als sehr unmäßig, in der sinnlichen Liebe. Zweierlei hat hierzu Veranlassung gegeben: die Einrichtung der öffentlichen Badhäuser und Theehäuser. Daß ein meeranwohnendes Volk das Seebad liebt, ist in der Ordnung der Natur. Die Engländer sahen, wie ganze Ortschaften der Strandbewohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts mit Jubel und Gelächter sich im Sande wälzten und sich mit Jauchzen in die brandenden Wellen stürzten. Das Land als ein vulkanisches hat aber auch viel heiße Quellen. Diese haben an warme Bäder gewöhnt. Der Wohlhabendere badet in seinem Hause, für die Aermern aber giebt es öffentliche Badehäuser, in denen alt und jung beiderlei Geschlechts völlig nackt für ein paar Pfennige badet. Es war den Amerikanern und Engländern nicht verwehrt, sie zu besuchen. Heine hat daher die Abbildung einer solchen Badstube geben können. Ein Officier der englischen Expedition war äußerst neugierig auf diesen Anblick, schließt aber seine Beschreibung, wie er versichert, nach schärfster Beobachtung, mit folgenden Worten: „Da werden denn sämmtliche Badeoperationen in vollständiger Nacktheit vorgenommen und man sieht runzelige Alte und blühende Mädchen ohne alle Verschämtheit, umgeben und gedrängt von Greisen, Männern und fröhlichen Kindern. Bei alledem herrscht ein Anstand, eine Ruhe und Ordnung, wie man sie nur in den Salons der feinsten Gesellschaft finden kann."

Die Theehäuser, die gewöhnlich mit schönen Gärten umgeben und in den großen Städten mit palastartiger Pracht erbaut sind, dienen zur Erholung. Man trinkt in ihnen Thee und Sacki, d. h. Reisbranntwein, plaudert, raucht, spielt Dame und Schach; man hört Musik, weidet sein Auge an Balleten und fröhnt auch der Prostitution. Die Unternehmer solcher Theehäuser suchen sich durch Verträge junge Mädchen zu schaffen, welche sie in allen Künsten eines eleganten Betragens, im Zeichnen, in der Musik, im Tanz unterrichten lassen. Ist aber ein solch unglückliches Mädchen endlich frei von der Verpflichtung, zu welcher oft die Aeltern in schnöder Gewinnsucht sie gezwungen haben, so darf niemand sie mehr an ihre frühere Lage erinnern. Es kommt ganz auf sie an, welche Achtung

sie sich nunmehr erwerben will. Viele verheirathen sich, viele treten in einen Orden der bettelnden Nonnen. Die Japaner führen die gesetzliche Zulassung der Prostitution auf eine Periode zurück, in welcher die Regierung sie im Interesse des Militärs gemacht habe; gegenwärtig duldet sie dieselbe, um die Uebervölkerung nicht noch mehr anwachsen zu lassen. Der Besuch der Theehäuser ist allgemein. Er verunehrt niemand und die Männer besuchen sie sogar in Gesellschaft ihrer Frauen, um sich durch Gespräch, durch Musik und Tanz zu unterhalten. Die Japanesen, mit denen die Amerikaner und Engländer über die große Ausdehnung der Prostitution in den Hafenstädten sprachen, bemerkten sehr richtig, daß man von den Zuständen solcher Orte oder der Hauptstädte nicht auf die Sitten ihres Volkes überhaupt schließen dürfe. Man scheint hier vieles übertrieben zu haben, etwa so, als wenn ein Japaner, der in Hamburg landete und nun vor dem Millernthor den Hamburger Berg besuchte, die Anschauungen, welche sich ihm dort bieten würden, auf die Hamburger oder gar auf das deutsche Volk als allgemeine übertragen wollte.

Die Ehe ist in Japan heilig, und der Ehebruch soll so selten wie der Diebstahl sein. Die Ehe ist obligatorische Civilehe. Dem Civilvertrage folgt die kirchliche Weihe und die Eintragung der Gatten in die Register des Tempels, zu dessen Gemeinde sie sich halten. Die Braut wird von zwei Brautjungfern geführt, die als ein männlicher und weiblicher Schmetterling verkleidet sind. Die Braut zündet am Feuer des Altars eine Fackel an, der Bräutigam zündet seine Fackel wieder an der ihrigen an. Hierauf segnet der Priester sie ein und erklärt sie für Eheleute. Als Scheidegründe gelten Unfruchtbarkeit oder Ehebruch der Frau. Außerdem kann der Mann die Frau zwar auch aus andern Gründen entlassen, ist dann aber zeitlebens für ihren standesgemäßen Unterhalt zu sorgen verpflichtet. Neben der legitimen Frau darf er so viel Kebsweiber sich zulegen, als er zu ernähren im Stande ist. Die Frau darf vor Gericht kein Zeugniß ablegen, ist aber im Innern des Hauses bei aller Abhängigkeit vom Mann Herrin der Wirthschaft, ißt gemeinschaftlich mit dem Manne, und bewegt sich außerdem mit einer

Freiheit, wie sie der Orient dem Weibe sonst nicht gestattet. Da dem japanesischen Weibe nicht, wie dem chinesischen, der Fuß verkrüppelt wird, so kann es sich auch auf den Promenaden frei ergehen.

Das japanesische Haus wird auf einem Fundament von Feldsteinen aus Holz erbaut, weil die häufigen Erdbeben den Steinbau unpraktisch machen. Aus demselben Grunde dürfen die Häuser nach der Vorschrift der Baupolizei nicht über dreißig Fuß hoch sein. Sie sind daher selten mehrstöckig. Man wohnt nur im untern Geschoß; im obern, wenn es vorhanden, hat man nur Kammern für Sachen. Doch hat jedes Haus einen gemauerten Raum zur Aufbewahrung der werthvollern Gegenstände. Stallungen und Speicher werden mit Mörtel beworfen; ja letztere von den Kaufleuten außerhalb der Städte auch ganz aus Steinen gebaut, sodaß sie immer nur einen Theil ihrer Waaren in der Kaufhalle vorräthig haben, denn Feuersbrünste sind überaus häufig, zumal man keine Oefen kennt, sondern die Zimmer durch große Kohlenbecken heizt, die man auf den Boden stellt. Heine erzählt, daß sie, als sie in der Bai von Jedo vor Anker lagen, fast jede Nacht den Horizont von Flammen geröthet sahen. Die Polizei hat daher überall Löschapparate in Bereitschaft und unterhält eine eigene Feuerwehr, ähnlich derjenigen, die wir jetzt in einigen unserer größern Städte eingeführt haben. Jeder Beamte hat drei Anzüge, die er auf Reisen bei sich führt: sein eigentliches Amtskleid, ein Sterbekleid und einen Anzug, den er bei ausbrechendem Feuer anlegt.

Die Wände im Innern der Häuser werden in Falze eingesetzt und sind verschiebbar, sodaß man mit Leichtigkeit ein Zimmer in mehre oder mehre in eins verwandeln kann; eine Praxis, deren sociale Vortheile auf der Hand liegen. Sie ist um so eher zu bewerkstelligen, als die Möbel sich auf Spiegel, leicht tragbare Bänke und Sessel beschränken. Die Fußböden werden mit Matten belegt, die, um überall zusammenzupassen, im ganzen Reich von gleicher Größe sind. Man schläft auch auf einer Matte unter wattirten seidenen Steppdecken, mit dem Kopf auf einem dreieckigen gepolsterten Holze, das bei den Reichern zugleich einen Kasten mit allen Toiletten-

gegenständen, Rasirmessern, Bürsten, Pomaden u. s. w. enthält und auch auf Reisen mitgeführt wird.

Eine nothwendige Folge der Holzarchitektur ist die ungeheure Ausdehnung der größern Städte. Japan besitzt an 13000 Städte. Die vornehmsten derselben sind Miako in der gesündesten und schönsten Gegend, der Sitz der geistlichen Regierung; Jedo an der Bai dieses Namens; und Ohosaka südöstlich von Miako am Meere, die größte Handelsstadt, das Centrum der mercantilen Bourgeoisie und des üppigsten Sinnengenusses. Miako ist das Rom, Jedo das Paris, Ohosaka das London der Japaner. Jede dieser Städte nimmt mehre Quadratmeilen ein. Ohosaka ist so bevölkert, daß es allein eine Armee von 80000 Mann zu stellen vermag, ohne seine Verkehrsverhältnisse dadurch zu geniren. Die Straßen der Städte sind gerade und durchschneiden sich im rechten Winkel. Sie sind breit, haben schöne Trittsteine und werden täglich zweimal gereinigt, sodaß die höchste Sauberkeit herrscht. Der Abgang von vegetabilischen und animalischen Substanzen wird im Innern der Häuser sorgfältig gesammelt, da man des Düngers für den Ackerbau sehr bedarf. Man schätzt ihn in Japan so hoch, als nur irgend ein rationeller Landwirth in Europa es thun kann und sammelt daher auch in großen Kübeln, die auf den Kreuzwegen und an den Ecken der Straßen in den Städten nicht nur, sondern auch an den Landstraßen und Seitenwegen in Gruben aufgestellt sind, alle Abfälle und Flüssigkeiten, da man dem flüssigen Dünger den Vorzug gibt. Nebenbei dienen diese Kübel auch zur Befriedigung natürlicher Bedürfnisse und die Passanten bedienen sich ihrer in aller Ruhe und Unbefangenheit des japanesischen Naturalismus. Ein wunderliches Volk, diese Japaner! Mit der Nase, wie es scheint, nicht zu empfindlich, sind sie für die Haut von äußerster Reinlichkeitsliebe. Heine berichtet, daß auf jedem Privatappartement sich ein Waschbecken mit einem Handtuch daneben befindet und ruft aus: ländlich, sittlich!

Da Japan seit Jahrhunderten einen starken Binnenverkehr hat, so darf es uns nicht wundern, in ihm vortreffliche Landstraßen zu finden, breit, mit Bäumen bepflanzt und mit Meilensteinen versehen,

die von Jedo ab zählen. An ihrer Seite ziehen sich die Dörfer in gegenüberstehenden Häuserreihen hin. Ueber die Felsen der Gebirge führen, wie im alten Peru, treppenartige Wege. Auf den Landstraßen, die fortwährend von einem bunten Menschengewühl belebt sind, wie es in Europa nur in den Straßen der Hauptstädte sich zeigt, sind überall einladende Gasthäuser mit reizenden Gärten. In der Entfernung von je zwei deutschen Meilen trifft man Stationshäuser, in denen man gegen eine bestimmte Taxe Pferde oder Sänftenträger wechseln kann. Eine Sänfte ganz in der Art, wie man sie bei uns noch in Dresden sehen kann, heißt Norimon. An Kreuzwegen finden sich Wegweiser. An gefährlichen Stellen der Küste sind für die Tagschiffahrt besondere Zeichen aufgestellt, und werden nachts Signalfeuer unterhalten. Für gewisse Fälle hat sich die Regierung den Gebrauch von Feuersignalen vorbehalten, eine für das gebirgige Land sehr zweckmäßige Telegraphie. Die Regierung unterhält einen pünktlich geordneten Postenverkehr durch das ganze Land, mit welchem sie Briefe und Geldsendungen befördert. Der Kanal- und Brückenbau ist von staunenswerther Vollendung. Die Regierung giebt eine eigene Handelszeitung zur Uebersicht der Waarenpreise heraus; außerdem eine Erntezeitung, worin über den Zustand, das Wachsthum und Gedeihen der Reis- und Getreidefelder vom Tage der Aussaat bis zum Schnitt fortlaufend genaue Auskunft ertheilt wird. Wechsel und Schuldscheine stehen unter Obhut der Regierung. Das Geld besteht aus Kupfer-, Silber- und Goldmünzen von elliptischer Form mit einem Loch in der Mitte zum Aufschnüren. Sie werden nicht geschlagen, sondern gegossen, sind aber vortrefflich gearbeitet und mit dem Wappen des Mikado, einer Blume und drei Blättern des Baums Kiri, einer Doyandria, versehen. Einige der kleinen Feudalstaaten haben sich auch in ihrer Finanznoth zur Emission von Papiergeld bis zu sehr geringen Werthen herunter verstanden, das, seine Nachfälschung, auf welche Todesstrafe steht, zu erschweren, sehr künstlich zubereitet wird.

Von der Industrie der Japaner zu sprechen, scheint mir in diesem beschränkten Gemälde überflüssig. Es ist zu bekannt, wie hoch sie darin stehen. In der Fabrikation des Seidenzeugs den

Chineſen nicht vollkommen gleich, übertreffen ſie dieſelben in allen andern Zweigen der techniſchen Cultur und in der Porzellanmanufactur, in ſchönen, durchſichtigen Lackfarben, in Tiſchlerarbeiten, in Strohmattenflechterei, in der Fertigung von Bambus- und Reispapier und von Stahlklingen alle andern Nationen. Ihre Fabriken von Kompaſſen, Thermometern, Barometern, Fernröhren, Uhren und Gewehren genügen ihnen für ihren Bedarf. Heine erzählt, daß, nachdem die Amerikaner dem Kaiſer einen elektriſchen Telegraphen und eine kleine Eiſenbahn geſchenkt, der Staatsrath ſofort an die Ausarbeitung einer Schrift gegangen ſei, die Kenntniß dieſer wichtigen Kulturhebel zum Eigenthum aller Japaner zu machen.

Man hat die Japaner wegen ihrer inſularen Lage, wegen ihres Feudalismus, wegen ihres Sinnes für objective Geſetzlichkeit und wegen ihres Conſervativismus hergebrachter Sitte die Engländer des Orients genannt; aber nach einer andern Seite hin könnte man ſie ebenſo gut die Franzoſen deſſelben nennen. Sie ſind nämlich nicht nur äußerſt höflich, ohne doch in das fratzenhafte Extrem des chineſiſchen Formalismus zu verfallen, ſondern auch ſehr geſellig, heiter und witzig. Die Freiheit, welche ſie dem Weibe in ſocialer Beziehung geſtatten, trägt hierzu unſtreitig viel bei. Alle Reiſenden ohne Ausnahme ſchildern die japaneſiſchen Mädchen und Frauen als hübſch, ſittſam und von liebenswürdiger Koketterie und bedauern nur die unſinnige Mode, daß die Verheiratheten das Privilegium haben, ſich die von Natur ſchönen Zähne ſchwarz zu färben und die Augenbrauen auszureißen. Der Japaner liebt gymnaſtiſche Spiele, Ringen, Ballſchlagen, Bogenſchießen, Stockfechten ꝛc. Er liebt intellectuelle Spiele, vor allen Dingen mit Leidenſchaft das Schachſpiel. Er liebt auf den ſchönen Seen und Flüſſen, auf den oft ſo romantiſchen Baien des Meerbuſens in reichverzierten Barken zu rudern und ſich dabei mit Trinken und Singen zu unterhalten. Muſik liebt er ſo ſehr, daß die japaneſiſche Guitarre mit drei Saiten: Semiſchen genannt, ebenſo verbreitet iſt, als die Guitarre in Spanien und Mexico. Dem Franzoſen iſt er aber auch in ſeiner Neigung zum Theater ähnlich. Obwohl uns hierüber genauere Kenntniſſe noch fehlen, ſo ſehen wir doch ſo viel, daß er im Theater nicht idealiſchen

Kunstgenuß, sondern einerseits Aufregung seiner Affecte, andererseits geselliges Vergnügen sucht. Jenes zeigt sich darin, daß die Schauspieler ein bizarres Pathos mit greller Stimme und heftiger Gesticulation als vorzüglichste Leistung anstreben müssen, dies aber darin, daß die Zuschauerinnen während der verschiedenen Acte ihre Toilette wechseln. Die Theater werden auf Kosten der Stadt unterhalten. In großen Städten hat jedes Viertel sein Theater. Sie spielen schon von nachmittags 2 Uhr ab bis gegen Abend in der Weise, daß immer zwei Stücke durcheinander laufen, nämlich ein paar Acte von dem einen und dann wieder ein paar Acte von dem andern. Wer nun das eine Stück besucht, kann, während das andere spielt, sich mit Theetrinken, Rauchen, Spazierengehen unterhalten, die Damen aber benutzen diese Pausen, sich umzuziehen und mit neuem Glanz im nächsten Act wieder zu erscheinen. Ihre Kammerfrauen müssen ihnen deshalb den nöthigen Kleidervorrath nachtragen. Jancigni, aus welchem ich diese Notiz entnehme, bemerkt hierbei, daß der letzte Punct den Director der pariser Oper wohl einmal auf den Einfall bringen könne, die japanische Sitte auch bei uns zu versuchen. Die Weiberrollen werden von jungen Männern gespielt, die Ballete aber nur von Tänzerinnen ausgeführt.

Die Japaner lieben auch die Geselligkeit großer Gastmähler, ohne die übermäßige Verschwendung im Essen und Trinken, welche die Chinesen dabei entwickeln. Der Prunk der Ausstattung ist ihnen wichtiger. Die Gesundheiten trinkt man sich zu, wie bei uns. Sie lassen auch Musiker, Tänzerinnen, Balladensänger, Taschenspieler zur Unterhaltung der Gäste kommen.

Große Volksfeste werden vom rauschenden Neujahrsfest ab in periodischer Wiederkehr, Pompzügen, Illuminationen und Feuerwerken gefeiert. Das eigenthümlichste und heiterste ist das Matsuri, im August, das Fest der Schulkinder. Der Holländer Fischer, dessen ich in der Einleitung erwähnte, hat dasselbe weitläufig beschrieben. Er hatte sich, es zu sehen, verkleidet in die Stadt Nangasaki eingeschlichen.

Fragen wir uns, wie es zugehe, daß ein Volk, dessen Regierung so oft als eine despotische geschildert wird, in der Kunst des Lebens-

genusses eine so große Virtuosität erlangt hat, so ergiebt sich als nächste Erklärung, daß die Regierung, so mistrauisch und unduldsam sie in jeder politischen Beziehung ist, ein Interesse hat, keine Verstimmung der Massen aufkommen zu lassen. Sie gewährt daher dem gesellschaftlichen Leben innerhalb der bestehenden Gesetze die größte Freiheit. Da sie sehr viel Beamte unterhält, so ist keiner derselben, wie so oft bei uns, überbürdet. Jeder behält Muße genug, sich seines Lebens auch zu erfreuen. Ferner, da die ältern Fürsten und Grafen, sobald es thunlich, sich von den Geschäften, welche sie ihren Söhnen übergeben, zurückziehen, so können sie sich einem vergnüglichen Privatleben widmen. Sie können dies um so eher, als die Liebe der Kinder zu den Aeltern von größter Innigkeit und Treue ist, und die alten Herren gewiß sein dürfen, von ihren Kindern mit äußerster Hochachtung und Sorgfalt gepflegt zu werden. Die Japaner reisen viel in ihrem mit so viel landschaftlicher Schönheit geschmückten Lande. Sie verwenden auch, da die Familienglieder und Freunde oft auf sehr verschiedenen Punkte der Inseln zerstreut sind, einen großen Theil ihrer Zeit zur Unterhaltung von Briefwechseln. Auch mit Geschenken beschäftigt man sich viel. Die Gelegenheiten zu denselben sind von der Etiquette ebenso geregelt, als die Gegenstände. Der Obere schenkt seinem Untergebenen immer etwas ihm Nützliches, dieser seinem Obern einen Gegenstand des Luxus, der Phantasie. Unter Seinesgleichen kann man auch die unbedeutendsten Dinge schenken, sobald es nur in zierlicher Form geschieht, z. B. ein Dutzend Eier in einer niedlichen Schachtel mit Seidenbändern umwunden und mit einem Blumenstrauß geschmückt. Eine gewisse Anmuth hat das japanische Leben durchdrungen, weil es in Japan zwar Arme, aber kein in Schmuz und bettelhaftes Elend, in Verbrechen und thierische Völlerei versunkenes Proletariat gibt. Der Staat leidet nicht an einer Nationalschuld und das Princip der Erblichkeit der Arbeit, weil es einen festern Zusammenhang der Familie begründet, läßt den einzelnen nicht leicht in gänzlicher Subsistenzlosigkeit untergehen.

Ich breche hiermit die kurze Beschreibung dieses merkwürdigen Landes ab. Ich habe sie aus den Quellen, die mir zu Gebote

ſtanden, ſo objectiv als nur möglich, gegeben und mich dabei jeder Einmiſchung eigener Reflexionen enthalten, ſo verlockende Gelegenheiten dazu ſich auch faſt überall darboten. Vor allem drängte ſich mir immer das Werk eines deutſchen Philoſophen vor die Seele, der im Jahre 1800 einem preußiſchen Miniſter ein Buch widmete, mit welchem er eine Reform unſerer Politik einzuleiten wünſchte. Ich meine den geſchloſſenen Handelsſtaat von Fichte. Fichte ſchwebte als Ideal ein Staat vor, der natürliche Grenzen habe, d. h. ein Areal von ſo einheitlicher und mannichfaltiger Beſchaffenheit, daß er ſich die zu einem auskömmlichen Leben erforderlichen Producte ſelbſt ſchaffen und ſich deshalb auf einen Binnenhandel beſchränken könne, mit andern Staaten aber nur in einer Verbindung zu ſtehen brauche, ſich die allgemeinen Fortſchritte von Kunſt und Wiſſenſchaft anzueignen. Dieſer geſchloſſene Handelsſtaat Fichtes iſt in Japan realiſirt. Es bedarf in der Vollſtändigkeit ſeines Wirthſchaftſyſtems keines andern. Es iſt eine kleine für ſich abgeſchloſſene Menſchheit. Eben dies aber iſt ein Widerſpruch. Es hat etwas Rührendes, zu ſehen, wie es ſich gegen den Andrang der Völker wehrt, die nach ſeinen Schätzen begierig ſind, und wie es, das traurige Beiſpiel Chinas vor Augen, ſich gegen einen Verkehr mit Nationen ſtemmt, die ſeine Ordnung und Ruhe, ſeinen Wohlſtand und ſeine Behaglichkeit zunächſt unzweifelhaft zerſtören, die ihm Branntwein, Opium, Flittertand, elkelhafte, anſteckende und verheerende Krankheiten als eine furchtbare Mitgift ihrer aufgeklärten Civiliſation mitbringen werden. Doch die Menſchheit iſt an und für ſich Eine. Sie duldet die Iſoliruug der Völker nicht. Ihre Geſchichte, als die Weltgeſchichte, kehrt ſich nicht an die Idyllen. Sie ſchreitet vorwärts und unterwirft die Nationen, die ſich von ihr ausſchließen wollen, rückſichtslos ihrer Gewalt.

Schmerzlich beklage ich, daß ſchon jetzt die anglo-ſächſiſche Raſſe durch Uebermuth und Rohheit, durch Unbilligkeit und Betrug das Urtheil der Japaner hat herausfordern müſſeu. Man glaube doch nicht, mit Chineſen zu thun zu haben. Die Japaneſen haben ſchon einmal, am Ende des 13. Jahrhunderts, einem furchtbaren Eroberer widerſtanden. Es war Kublai Khan, der 1274 und 1280, in

letzterm Jahr mit einer Flotte von 100000 Mann, einen Angriff auf Japan machte und beide mal damit verunglückte. Ich glaube wohl, daß gegen Commodore Perrys mit Rindfleisch und Porterbier genährte Marinesoldaten die japanischen Truppen als schwächlich aussehend abstachen; ich glaube wohl, daß auf Jesso die Fußtritte, mit denen Engländer japanische Beamte mißhandelten, deren Aufsicht ihnen lästig fiel, durch die wuchtigen Stiefelabsätze, wie Kapitän Habersham rühmt, vorübergehend imponirten; aber man halte die Eroberung Japans nicht für leicht; denn die Japaner besitzen etwas, das mächtiger ist als Dampfschiffe und Miniébüchsen: Liebe zu ihrem Vaterlande und Nationalstolz. Ich berufe mich hierfür auf die Aeußerung eines Japaners selbst in einem Briefe desselben an jenen Chinesen Loo, der ihn in sein früher erwähntes Tagebuch aufgenommen hat. Nachdem der Japaner die Geschichte Chinas kritisirt und das Elend geschildert hat, das aus dem Egoismus einer gewinnsüchtigen, von allen Motiven echter Humanität verlassenen Handelspolitik entspringt, spricht er sein Vertrauen zu seiner Regieruug mit folgenden Worten aus, die ich zum Schluß dieser Abhandlung nach Neumann's Uebersetzung mittheile: „Wenn zwei Nationen Handelsverbindungen miteinander anknüpfen, so sollten sie ihre Ansichten über Recht und Pflicht ganz genau erklären; sie sollten auf alle möglichen Fälle sich vorbereiten, ihre Soldaten einüben und eigene Bestimmungen über den Krieg festsetzen. Durch einen langen Frieden werden diese wichtigen Sachen sehr oft vernachlässigt und daher kommt der Verfall der Staaten. Dies ist gottlob! in unserm Lande nicht der Fall. Unsere Soldaten wurden geübt, die Kriegführung ausgebildet, Schießwaffen verfertigt und Schiffe gebaut. Dies geschah Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr, und deshalb haben wir jetzt Truppen gleich denen der alten Helden Tang und Wu. Hätten wir nicht auf solche Weise unsern langen Frieden benutzt, so hätten leicht schändliche Minister oder mächtige Diebe ungestraft Aufruhr erregen oder uns berauben können, denn auf der ganzen Erde frißt der Starke den Schwachen, als ob die menschliche Gesellschaft eine Masse Tiger und Wölfe wäre. Muß nicht Gott, der alle diese Streitigkeiten

seiner Kinder mit väterlichem Auge betrachtet, betrübt sein, muß er nicht Mitleid fühlen? Die ganze Welt sowie jede einzelne Nation kann mit einem Schachspiel verglichen werden. Es ist kein Mangel an würdigen Prinzen und heldenmüthigen Herren. Aber wer wagt es, die Geißel in der Hand, vor den andern hervorzutreten und die Befehle Gottes zu vollführen? In der jetzigen Zeit gehen große Wechselfälle vor sich. Es ist eine Zeit der Revolutionen, wo jeder Fürst der Vorsehung gehorchen und für das Wohl seines Volkes arbeiten sollte."

So schrieb ein Japaner 1854. Man kann sich nach diesen Worten die Alarmirung vorstellen, in welche Japan seitdem durch die Aenderung seiner auswärtigen Politik versetzt ist, aber auch die Thätigkeit seiner Regierung, allen Eventualitäten zu begegnen. Die schwierigste derselben ist die Aufgabe der Umgestaltung nach ihrer innern Politik, wenn sie einem dauernden Verkehr mit dem Auslande gewachsen bleiben will.

XVIII.

Die Geſchichte der Menſchheit.

Eine Skizze.

1862.

Menſchheit iſt die Bezeichnung für den Menſchen als Gattung. Das Weſen der Menſchheit iſt der Geiſt, der ſich als vernünftig erkennt uud das Bewußtſein hat, frei zu ſein. In dieſem Bewußtſein, kraft deſſen der Geiſt ſich in ſich ſelbſt zum Gegenſtand zu machen im Stande iſt, liegt der wahrhafte Unterſchied des Menſchen von der Natur. Außer dem Menſchen iſt uns kein Subject bekannt, dem wir daſſelbe Prädicat zuertheilen könnten. Seinem äußern Urſprunge nach erſcheint der Menſch als Produkt der Natur, das wahrſcheinlich zugleich mit den Pflanzenfreſſern entſtand. Die Spuren, welche man von dem Daſein des Menſchen in Steinmeſſern, Steinbeilen, Pfeilſpitzen, in den damit in Thierknochen verurſachten Wunden bisher gefunden hat, reichen nicht über die Diluvialzeit, die Spuren von Menſchenknochen nicht über die Alluvialzeit hinaus. Der Menſch konnte in keiner andern Luft als der jetzigen athmen, und ſeine Füße konnten auf keinem andern Boden als einem abgekühlten ſich bewegen. Wie er entſtand, wiſſen wir nicht. Zoologiſch ſteht er dem Affen am nächſten, aber der Affe iſt ein Vierhänder, ein Kletterthier, ein Pflanzenfreſſer. Auch der jetzt ſo viel bewunderte große Gorillaaffe der ſenegambiſchen Wälder geht für gewöhnlich nicht aufrecht, ſondern läuft auf ſeinen vier Händen. Der Menſch hingegen hat zwei Füße zum Stehen, zwei Hände zum Bearbeiten der Gegenſtände und iſt damit ſchon von der Natur zur Herrſchaft über die Natur berufen. Die geſammte körperliche Organiſation

des Menschen zeigt bei näherer Betrachtung trotz aller Analogien, im Bau des Skeletts, in der Structur und Größe des Gehirns, in der Anlage des Stimmapparats u. s. w. die wesentlichsten Unterschiede von der des Thieres; Unterschiede, die sich nur aus der Bestimmnng des Menschen zur Freiheit erklären lassen.

Wann der Mensch entstanden ist, können wir zwar nach geologischen Thatsachen ungefähr vermuthen, jedoch nicht nach Jahren angeben. Nur so viel steht nach den neuesten Forschungen fest, daß die bisher als kanonisch verbreitete Annahme eines Alters der Menschheit von 6—7000 Jahren ein Irrthum ist. Wie viel Jahrtausende darüber hinaus wir die Existenz des Menschen voraussetzen wollen, ist insofern gleichgültig, als allerdings die bewußte Geschichte der Menschheit nicht über das 4. Jahrtausend v. Chr. hinausreicht. Wo wir aber den Menschen finden, in allen Zonen, in allen Zeiten zeigt er sich immer als derselbe. Die Skelete, die wir in Amerika aus den Mumienhöhlen der Aymara, die wir in Afrika aus den Katakomben der Aegypter, in Asien aus den Gräbern der Tschuden, in Europa aus den Steinsärgen der Kelten und Hetrusker hervorhervorgeholt haben, lassen uns weder im Bau noch in der Größe irgend eine abnorme Abweichung entdecken.

Es wird über die Urzeit des Menschengeschlechts immer ein Feld von Hypothesen offen bleiben, wenn wir auch a priori einsehen können, daß die großen Unterschiede der Gestaltung der Erdoberflache und des Klimas die Form und Farbe des Menschen relativ verändern und durch Vererbung endlich constante Typen der Abänderung — die sogenannten Rassen — hervorbringen mußten. Wenn man so oft für jede Varietät derselben einen besondern Uranfang in einem andern Elternpaar gefordert hat, so ist dies nichts, als die Verwandlung des nunmehr bestehenden Unterschieds in eine andere empirische Form, die sehr wohlfeil ist, nicht das Mindeste erklärt und nach den neuesten Forschungen über die Züchtung der Arten durch die Natur den Credit verloren hat.

In seiner Verbreitung über die Erde ist das Menschengeschlecht offenbar durch die Gestalt derselben bedingt, die als eine für den ersten Anblick zufällige erscheint. Bei näherm Eingehen müssen wir

jedoch zunächst schon zugestehen, daß das Verhältniß der Oberfläche von zwei Dritteln Wasser und einem Drittel Land ein nothwendiges war, wenn die Vegetation des Landes das nöthige Maß von Feuchtigkeit erhalten sollte. Alles Land ist im Grunde Insel; denn es ragt aus dem Meere empor. Wir entdecken aber sehr bald, daß die Erdoberfläche uns drei sehr verschiedene Formen darstellt: 1) eine insulare, 2) eine continentale, 3) eine oceanische.

1) Die insulare ist die polynesische, die sich in Hunderten der mannichfaltigsten Inselgruppen um Neuholland, das selbst eine Insel von ungeheurem Umfang ist, umherlagert. Für das menschheitliche Bewußtsein existirt diese Inselflur erst seit dem vorigen Jahrhundert, aber dem Alter nach reicht sie bis in die graueste Vorzeit; denn Neuholland zeigt uns einen Typus, der in der Juraformation stehen geblieben ist, und die Bildung von Laufrinnen für die Flüsse verkümmern mußte. Die Inseln sind theils vulkanischen, theils korallischen Ursprungs. Nun erwäge man, wie viel Jahrhunderte erforderlich waren, damit die Korallenthiere vom Boden des Meeres bis zu seinem Spiegel ihre Säulen aufbauten.

2) Die continentale Formation ist die von Afrika, Asien und Europa. In ihr zeigt Afrika sich als die nach außen ungegliederte Masse eines riesigen Continuums, das auch im Innern sehr gleichförmig gebaut ist. Asien wiederholt im Tiefland seines Nordens und im Hochland seiner Mitte die Massenhaftigkeit und Einförmigkeit Afrikas, läuft aber von Kamtschatka bis Kleinasien in lauter Halbinseln aus, von denen jede eine eigenthümliche Welt in sich schließt. Europa endlich ist eine Halbinsel von Halbinseln, die nach außen wie nach innen das Maximum vielseitiger Bodengestaltung darbietet.

3) Die oceanische, in der Mitte zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean durch alle Zonen hingestreckte Formation ist Amerika. Aeußerlich besitzt es zwar eine gewisse Analogie mit den Continenten der Osthalbe, sofern Südamerika mit Afrika, Nordamerika mit Asien und Europa verglichen werden kann, allein im Innern ist es ganz anders construirt; denn während in der Alten Welt die großen Gebirge von Westen nach Osten streichen, ist ganz

Amerika von Süden nach Norden von einem einzigen vulkanischen, in die Eisregion sich erhebenden Kettengebirge durchzogen, welches nach Westen zu schroff abfällt, nach Osten zu sich sanfter abdacht, in der Mitte des Welttheils nur einen schmalen Streifen mit der Halbinsel Yucatan bildet und nach Osten hin im Busen des Golfs von Mexico einer großen Inselflur sich eröffnet.

Ueberblickt man die großen Verhältnisse, so erkennt man unschwer, daß die polynesische Inselwelt nicht geeignet war, die erste Geschichte der Menschheit zu entwickeln, weil sie theils von den großen Continenten zu entfernt lag, theils zu viel zerstreute Anfänge nebeneinander erzeugen mußte. Der afrikanische Continent isolirte die Horden, die auf ihm umherzogen, umgekehrt durch Wüsten und Gebirge von einander. Jener extrem-insulare wie dieser extrem-continentale Welttheil können erst durch die Hülfsmittel einer technisch und wissenschaftlich weit vorgeschrittenen Civilisation dem Zusammenhang der Geschichte gewonnen werden. Auch das sibirische Flachland und das mittelasiatische Plateau konnten noch nicht Geschichte zeugend wirken, sondern erst die Peninsularformation war dazu geeignet. Die Völker folgten dem Lauf der großen Ströme. Die kleinasiatische Halbinsel zwischen dem Schwarzen Meer und dem Mittelmeer hat keinen großen, nach Westen gerichteten Strom. Sie soll Asien mit Europa vermitteln. Amerika thürmt Asien gegenüber steile, ungastliche Ufer empor und versperrt die wenigen dahin mündenden Flüsse durch Barren, während es Europa durch flache oder doch nur mäßig hohe, oft schön bewaldete und hafenreiche Gestade gleichsam gastlich zu sich einladet. Amerika ist zur Succursale für Europa bestimmt, im Süden für die romanischen, im Norden für die germanischen Stämme. Alle elementaren Formen der Erdoberfläche, die insulare, die continentale und die peninsulare, treten bei ihm in kleinerm Formate, eben deshalb auch weniger einseitig auf. Amerika vereinigt alle Erdformen zu einem synthetischen Ganzen, in welchem die Flußentwickelung zur höchsten Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit gelangt ist. Amerika, für uns der Occident, für die Chinesen und Japanesen der Orient, ist der Welttheil, auf welchem alle Rassen sich begegnen und vermischen.

Die Massen unterscheiden sich in Gestalt, Schädelbau, Physiognomie, Haarwuchs, Farbe und Anlage. Es sind in neuerer Zeit eine Menge Vorurtheile widerlegt worden, die man über den Unterschied der Rassen nach einseitigen Abstractionen fixirt hatte, indessen ist man doch bei der Farbe als bei demjenigen Merkmal stehen geblieben, das für die Auffassung trotz aller Uebergänge der Schattirungen doch das bequemste, weil unzweideutigste ist. 1) Der schwarze Mensch ist der Ureinwohner von Vorderindien, von Neuguinea, Neuholland und von Afrika südwärts vom Atlas. Die Kaffern im Osten, die Hottentotten im Westen Südafrikas, die Neger in Centralafrika treiben sämmtlich Viehzucht mit etwas Ackerbau und nach dem Norden zu mit etwas Färberei, Töpferei und Metallarbeit. Diese Rasse ist immer innerhalb der Natur stehen geblieben, weil sie die geringen Culturanfänge, zu denen sie öfter gelangt ist, bald wieder durch die grausamsten Kriege zerstört hat. Sie hat von uralten Zeiten her der kaukasischen Rasse Sklaven geliefert, allein sie hat niemals ein Werk oder eine That hervorgebracht, welche für die Menschheit ein Interesse zu haben vermöchten. Indessen ist es möglich, daß sie noch eine Zukunft hat; denn die neuern Forschungen haben uns von dem Neger ein bei Weitem vortheilhafteres Gesammtbild gegeben, als wir es nach den Caricaturen besaßen, die von amerikanischen Negersklaven oder von Küstennegern hergenommen waren, welche der Verkehr mit den europäischen Sklavenhändlern corrumpirt hatte. 2) Die kupferrothe Rasse ist in Amerika einheimisch. Wie groß auch der Culturunterschied zwischen den Waldindianern Brasiliens und den Prairieindianern des Mississippithals, zwischen den Bewohnern der peruanischen Hochebenen und denen des Thals von Anahuak sein möge, so stimmen sie doch alle in der fundamentalen Organisation überein. Wenn die meisten afrikanischen Stämme ein Hirtenleben führen, so stehen die amerikanischen durchschnittlich auf der Stufe des Jägerlebens, und nur in Peru und Mexico haben sie sich zur Viehzucht, zum Anbau von Mais und Kartoffeln und zu einem geordneten Staat erhoben. 3) Die mahagonifarbene Rasse ist die malaische, die sich von den Sundischen Inseln nicht nur über die meisten oceanischen

Inseln bis Madagaskar, sondern auch von Malakka aus auf den asiatischen Continent hin ausgebreitet hat. Auch auf den japanischen Inseln ist das Herrscherhaus malaischen Ursprungs. Diese Rasse, oft von schöner Gestalt und feinen Gesichtszügen, hat vorzüglich den Betrieb der Meerschiffahrt und ein kühnes, abenteuerndes Seeräuberleben ausgebildet. 4) Die weizengelbe mongolische Rasse bewohnt den größten Theil von Mittel- und Nordasien und hat in der chinesischen Nation ihr bedeutendstes Culturvolk hervorgebracht. Der Amerikaner wie der Malaie lernt schon, sich selbst beherrschen und legt schon einen Werth auf die Erinnerung des Geschehenen, während der Neger ganz in die jedesmalige Gegenwart aufgeht. Der Mongole bricht bereits mit der Natur und gelangt durch den chinesischen Staat zu einer Vergeistung derselben, innerhalb deren er sich jedoch wie in einer zweiten Natur abschließt, um sie ins Endlose hin zu wiederholen. 5) Die weiße und kaukasische Rasse ist die körperlich und geistig den andern überlegene. Sie ist von den Gebirgen zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meer ausgegangen. Neuere Ethnographen haben die Terminologie eingeführt, alle andern Rassen unter dem Namen der turanischen zusammenzufassen und ihnen die verschiedenen Stämme der kaukasischen unter dem Collectivnamen der iranischen nach dem altpersischen Dualismus von dem nomadischen Turan und dem ackerbauenden Iran gegenüberzustellen. Sie verbinden hiermit gewöhnlich noch eine andere somatische Charakteristik, indem sie Brachykephalen, d. h. kurzköpfige, und Dolikephalen, d. h. langköpfige Stämme unterscheiden, die entweder ein prognathes oder orthognates Profil, d. h. ein Profil mit vorstehendem Unterkiefer und geschrägter Stirnlinie, oder ein Profil mit geradem Gesichtswinkel haben. Die Kaukasier sind Langschädel mit orthognatem Profil. Sie haben sich aber in eine nördliche, südliche und mittlere Richtung unterschieden. a) Die nördliche zwischen dem tibetischen Hochlande und dem Altai, von den Nordgrenzen Chinas bis zu dem Nordostrand des Kaspischen Meeres, ist die der Turken oder Turkomanen, die in den Jahrbüchern des chinesischen Reichs, das sie so oft bekriegten, Hiongnu, d. h. aufrührerische Sklaven, genannt werden. Die Tunguſen und

die Usbeken sind noch jetzt mächtige Stämme dieser tapfern Nomaden, welche durch die von ihnen abgezweigten Osmanen bis zu einer welthistorischen Stellung in Europa vorgedrungen sind. b) Die südliche Richtung ist die der Semiten, die wiederum in die Aramäer (Armenier), d. h. Hochländer, und in die Kanaaniter, d. h. Niederländer zerfallen, die sich nach Mesopotamien, nach Syrien und Arabien zogen, über das Rothe Meer nach Habesch gingen und wahrscheinlich die Aegypter durch Vermischung mit Negern als eine Mulattenform erzeugten, die von Süden nach Norden dem Lauf des Nilstroms folgte, während ein anderer Zug über die Landenge von Suez dem Nordrand Afrikas als die dort uralten Berbern zuwanderte die endlich auch jenseit des Atlasgebirges sich südlich bis in die Sahara verbreiteten, wo wir sie jetzt unter dem Namen der Tuareks finden. c) Die mittlere Richtung zwischen der nördlichen und südlichen nahmen die indogermanischen Stämme, die ursprünglich als ein Hirtenvolk auf dem Hindukusch wohnten und sich Arier, d. h. Herren nannten. Infolge einer Hungersnoth sollen ihre Auswanderungen begonnen haben. Die eine derselben zog südwärts, dem Lauf des Sind, d. h. des Flusses folgend, und lebte noch lange im Pendschab, bevor sie von hier ostwärts nach dem Gangesthal einwanderte, von wo aus sie sich das übrige Vorderindien an den Küsten unterwarf; denn im Innern des Dekan, in Orissa, Gondwana u. s. w. haben sich die wilden Ureinwohner bis auf den heutigen Tag unter verschiedenen Namen sporadisch erhalten. Die Bewohner des Dekanplateau werden von den Hindus im allgemeinen Drawidas, d. h. Südländer genannt und haben eine vom Sanskrit verschiedene Sprache, die tamulische. Ein anderer Stamm der Arier zog nach Westen. Es war der baktrische, von welchem die Cultur auf der Hochebene von Iran ausging. In nordwestlicher Richtung über das Völkerthor des Kaukasus rückten dann allmälig die Kelten, Hellenen, Slawen und Germanen vor. Die Namen dieser Völker haben schon oft gewechselt. Die Germanen sind der Stamm der indogermanischen Gruppe, der zur oceanischen Schiffahrt überging und von der Alten Welt aus die Neue entdeckte. Die mongolische gelbe Rasse hat auch schon Geschichte, schließt sich aber entweder

idioſynkratiſch in einem primitiven Culturkreiſe ab, oder überſchwemmt als barbariſches Nomadenthum andere Culturvölker, während die weiße Raſſe, die eigentlich progreſſive, die wahrhaft welthiſtoriſche iſt. Sie befreit ſich ſtufenweiſe immermehr von der Natur, entwickelt in demſelben Grade immer ſelbſtſtändigere Staaten und weniger abergläubiſche Religionen und wird die Erzieherin der anderen Raſſen, indem ſie durch die oceaniſche Schiffahrt ſich auf dem ganzen Erdenrund ausbreitet, alle andern Raſſen angreift und ihre Staaten und Religionen zerſtört. Mit Amerika und Polyneſien iſt ihr dies ſchon gelungen. Mit Afrika iſt ſie auf dem beſten Wege dazu, und mit Aſien hat ſie den Kampf ſchon lange aufgenommen. Er iſt hier der ſchwerſte, weil die chineſiſche und indiſche Cultur, welche ſich die meiſten aſiatiſchen Völker aſſimilirt haben, an ſich ſchon ſehr hoch ſtehende und ſeit Jahrtauſenden tief gewurzelte ſind. Es läßt ſich nicht leugnen, daß die weiße Raſſe, die ſich leidenſchaftlich mit einer immer neuen Zukunft beſchäftigt, oft mit rohem Uebermuth, mit rechtloſer Anmaßung, mit barbariſcher Grauſamkeit und mit ſchnöder Ueberliſtung gegen die andern Raſſen verfährt, weil ſie nämlich dieſelben begreift, während ſie von ihnen als eine geheimnißvolle Macht angeſtaunt wird; allein da die Erde eine Kugel iſt, auf welcher das Menſchengeſchlecht als ein einheitliches wohnen ſoll, ſo können keine Nationen ſich derartig abſchließen, als ob ſie ſelbſt die Menſchheit wären. Sie müſſen, wie gegenwärtig die Japaneſen, die zwei Jahrhunderte der Ruhe einer despotiſch-idylliſchen Abſchränkung genoſſen haben, gezwungen werden, in den allgemeinen Proceß der Menſchheit einzutreten und ſich mit den andern Völkern auszugleichen.

Weil das Weſen der Menſchheit Vernunft und Freiheit iſt, ſo iſt ſie einer in's Unendliche gehenden Vervollkommnung fähig. Perfectibilität iſt deshalb von jeher als charakteriſtiſch für die Menſchheit erkannt und anerkannt worden. Indeſſen iſt dieſelbe an Geſetze gebunden, die in dem geſchichtlichen Proceß als unveränderliche Nothwendigkeit wirkſam ſind. Die Perfectibilität iſt 1) möglich, weil der Menſch jede Stufe des Wiſſens und Vermögens, die er erreicht hat, wieder zum Mittel für eine neue, noch höhere,

machen kann. Die Grenze der Vervollkommnung liegt hier einerseits in der unmittelbaren Beschaffenheit der Natur, die in ihren Qualitäten und in dem natürlichen Maß derselben nicht geändert werden kann, andererseits in den Gesetzen der Vernunft und Freiheit selbst, welche der Mensch nicht überschreiten kann, ohne ihre Reaction herauszufordern. 2) Die für das Menschengeschlecht mögliche Perfectibilität wird aber wirklich nur durch die Arbeit als die bewußte, zweckvolle, freie Thätigkeit des Menschen. Die Möglichkeit der Freiheit wird ihm geschenkt, allein die Wirklichkeit muß er erarbeiten, weil sie ohnedies nicht die seinige, sondern, wie Wachen und Schlafen, ein Naturzustand wäre. Sie selbst hervorzubringen, ist die göttliche Würde des Menschen. Auch die Natur wird dem Menschen geschenkt, denn er findet sie außer sich vor, allein für seine Zwecke hat er sie sich zurecht zu machen. Nahrung, Kleidung, Wohnung sollen für ihn das Product seiner eigenen Thätigkeit sein und in einem Culturstaat ist zuletzt kein Fuß breit Erde, der nicht durch die Arbeit des Menschen vergeistigt wäre. 3) Soll es aber nicht blos zur Arbeit, sondern in ihr auch zum Fortschritt kommen, so muß der Mensch das Bewußtsein seines Wissens und Vermögens den folgenden Geschlechtern vererben. Er muß die Continuität seiner Arbeit sichern und für die Zukunft eine Tradition der Vergangenheit schaffen, weil nur durch sie erspart werden kann, immer von neuem anzufangen und mit aller Arbeit doch nicht vorwärts zu kommen. Die Perfectibilität kann nur durch Tradition als eine geschichtliche sich entwickeln. Die Tradition als solche muß aber zugleich von der Kritik begleitet sein, weil sonst, wie oft genug geschehen, das relativ Unvollkommene als das absolut Vollkommene fixirt werden kann, welches nicht verändert werden dürfe.

Das Hauptmitttel für die Tradition ist die Sprache und die Schrift. Das Bewußtsein des Menschen drückt sich durch die Sprache aus, die seinen Vorstellungen eine von ihm erzeugte Tonform giebt. Ohne Vorstellungen hervorzubringen, würde er auch keine Sprache haben. Sie ist der thatsächlichste Beweis, daß auch der sogenannte Wilde als Intelligenz weit über das Thier erhaben ist. Um aber eine dauernde, progressive Cultur zu vermitteln, muß

sie durch die Schrift unterstützt werden, durch welche die schon erworbenen Vorstellungen früherer Geschlechter in völliger Bestimmtheit für alle spätern gegenwärtig erhalten werden. Die Sprache eines Volks kann, linguistisch genommen, auf einem relativ niedrigen Standpunkt stehen und ihm doch zu einer großen Cultur verhelfen, sobald sie dazu fortschreitet, sich als Schrift zu befestigen. Die Sprachen unterscheiden sich 1) als isolirende Wurzelsprachen, in denen alle Wörter unveränderlich sind; 2) als agglutinirende Sprachen, welche die Bedeutung der Wurzelwörter durch Affixe verändern, die sie mit ihnen mechanisch verbinden; 3) als flectirende Lautsprachen, welche die Bedeutung der Wurzelwörter nicht nur durch Agglutination, sondern auch durch Umlaut des Worts selbst verändern. Nun ist z. B. die chinesische Sprache nur eine monosyllabische Wurzelsprache. Da sie aber eine Schrift und durch diese eine reiche Literatur erzeugt hat, so hat jener formale Mangel das chinesische Volk nicht gehindert, in allen Wissenschaften und Künsten eine sehr bedeutende Stufe zu erreichen, während viele afrikanische und amerikanische Nationen mit an sich höher organisirten Sprachen ganz zurückgeblieben sind, weil sie es zu keinerlei Schrift brachten. Die Bildung der Schrift hat den analogen Proceß, wie die Sprache selbst, zu durchlaufen, wenn sie von der unmittelbaren Anschauung zur Vorstellung und von dieser zum freien Tonzeichen für dieselbe fortgeht. Sie wiederholt 1) als Bilderschrift die einer Vorstellung zu Grunde liegende Anschauung; deutet 2) als Figurenschrift die Vorstellung durch eine ideographische Abbreviatur des Bildes an, bis sie 3) als alphabetische Schrift das Wort als das phonetische Zeichen in optische Zeichen auflöst, welche die einfachen, in allen Wörtern wiederkehrenden Tonelemente ausdrücken. Eine alphabetische Schrift kann alle Laute analythisch darstellen und wird damit erst der Beschränktheit der Bilderschrift und der Misverständlichkeit der symbolischen Figuration enthoben. Was nicht in das Bewußtsein aufgenommen, was nicht durch die Sprache ausgedrückt, und was nicht von der Schrift fixirt ist, das existirt nicht für die Menschheit. Große Bauten sind zwar auch wichtige Culturzeugen, wenn sie aber nicht durch Inschriften,

die wir verstehen können, zu uns sprechen, so bleiben sie mehr Gegenstände der ästhetischen Bewunderung, als des historischen Bewußtseins. Die ägyptischen Trümmer standen Jahrtausende wie heute da, allein erst seit Entzifferung der Hieroglyphen lesen wir von ihren Wänden die ägyptische Geschichte ab. Ebenso ist es mit den assyrischen Keilschriften. Der Besitz und Gebrauch der Schrift ist es eigentlich, der die Culturvölker von den Naturvölkern scheidet, die immer in denselben Zuständen, in der gleichen Geschichtlosikeit verharren, während jene der progressiven Entwickelung der Menschheit angehören und bestimmte Stufen darin einnehmen. Der Uebergang von primitiver Rohheit zur Cultur enthält vielerlei Grade, die es zweifelhaft machen können, wohin ein Volk zu rechnen sei, allein der feste Unterschied liegt in der Schrift, weil ohne sie wahrhafte Tradition der Geschichte unmöglich ist. Die relativ geschichtlosen Völker erleben ja auch mancherlei und führen beständige Kriege, aber all dies Geschehen ist so gut, als ob es nicht geschähe, weil es nicht vom Bewußtsein aufbewahrt und nicht wieder durch die Schrift zum Mittel des Fortschritts gemacht wird. Die nur mündliche Ueberlieferung ist in der elastischen Sage zu veränderlich und vergänglich, und erst die Schrift begründet eine bestimmte Continuität. Ein Culturvolk ohne sie existirt nicht. Sprache und Schrift sind das eigene Werk des Geistes, die aber von den Menschen oft als göttliche Geschenke verehrt sind, weil sie ohne Reflexion geschaffen, nicht mit vorausdenklicher Absichtlichkeit gemacht und in ihrer psychischen Genesis erst lange, nachdem sie da sind, erkannt werden.

Aus dem Wesen des Geistes läßt sich a priori schließen, daß er seit seinem Eintritt in die Existenz sich nur durch Kampf sehr allmählich aus der unmittelbaren Natürlichkeit zur Cultur hervorgearbeitet habe. Thatsächlich finden wir diesen Gang auch überall durch die Zeugnisse der Geschichte bestätigt. Eine entgegengesetzte Vorstellung malt den Urstand der Menschheit als einen vollkommenen, von welchem sie herabgefallen sein soll. Gewiß ist der Anfang der Menschheit immer schon ein menschlicher, d. h. sie von der Thierheit unterscheidender gewesen, aber der Anfang konnte eben nur erst die

Möglichkeit der Vernunft und Freiheit geben, deren Verwirklichung die eigene That des Menschen sein soll. Seiner Möglichkeit nach war der Urmensch bereits der vollkommene Mensch, aber seiner Wirklichkeit nach war er so unvollkommen, wie ihn die ältesten Jahrbücher des chinesischen Reichs, wie ihn die älteste hebräische Sage, wie ihn Thucydides im zweiten und fünften Kapitel des ersten Buchs seiner „Geschichte des Peloponnesischen Kriegs" schilderte. Es hat für unsere Phantasie etwas Schauerliches und für unsern Stolz Demüthigendes, uns vorzustellen, daß der Mensch viele Jahrtausende hindurch in höchst einfachen und beschränkten, relativ rohen Zuständen zugebracht haben soll, allein die Bewohner von Nordasien, Nordamerika, Brasilien, Afrika u. s. w. zeigen uns ja bis diesen Augenblick, wie hartnäckig der Mensch Jahrhunderte auf Jahrhunderte in ganz untergeordneten Zuständen verharren kann. Wie alt und wie hoch ist die Cultur in China und Indien, und doch hat dies nicht gehindert, daß dem hochcultivirten Java und Sumatra gegenüber die große und herrliche Insel Borneo noch jetzt von Menschenfressern bewohnt wird, und daß in Vorderindien, wie wir schon erwähnten, die Tudas, die Bhiels, die Ramussis, die Gonds, die Koles, die Binderwars, die Paharias, die Sours mitten zwischen den gebildetsten Hindus, Mohammedanern und Europäern in unzugänglichen Bergwäldern als uncultivirte Jagd- und Räubervölker fortleben. Die neuern Forschungen haben uns für die älteste Geschichte der Menschheit in der Unterscheidung der Stein-, Bronze- und Eisenzeit ganz neue Quellen eröffnet. 1) Die Steinzeit ist die erste technische Culturperiode, in welcher der Mensch sich Messer, Pfeil- und Speerspitzen, Beile, Nadeln aus Steinen fertigt. Er bearbeitet mit den Steinwerkzeugen das Holz, er tödtet damit Thiere, er spaltet damit die Knochen derselben, das Mark herauszunehmen u. s. w. 2) In der Bronzezeit lernt er Kupfer mit Zinn verschmelzen und aus diesem Material nicht nur Messer, Beile, Pfeilspitzen, Nadeln, sondern auch Ringe, Lampen, Schalen, Schilde, Helme, Schienen bereiten. Aegypter, Peruaner, Mexicaner fertigten ihre Geräthe und Waffen aus Bronze und wußten ihr eine große Härte zu geben. 3) Die Eisenzeit endlich erreicht dasjenige Metall,

welches für die Cultur der Menschheit das schlechthin wichtigste ist. Diese Zeiten des Stein-, Bronze- und Eisenalters folgen sich als Epochen der technischen Cultur. Die Untersuchung der Knochenhöhlen in Frankreich und Deutschland, des Küchenmoders in Dänemark und der Abfälle, die sich in den Pfahlbauten der schweizer Seen finden, haben uns nicht nur gezeigt, mit welchen Thieren der Mensch auf jeder dieser Stufen zusammenlebte, welche Thiere er jagte, welche er bereits gezähmt ausnutzte, welche Hunderasse er besaß, sondern auch, daß die Völker der Steinzeit von Völkern mit Bronzewaffen und diese wieder von Völkern mit Eisenschwertern und Eisenhelmen besiegt wurden.

Daß das Klima für die Entwickelung der Cultur eine sehr wichtige Bedingung ausmacht, läßt sich leicht begreifen, und von jeher ist erkannt, daß die gemäßigte Zone zwischen der subarktischen und subtropischen für die Arbeit des Menschen die günstigste ist. Indessen darf man diese an sich richtige Auffassung nicht in einem zu beschränkten Sinn nehmen, weil die Bodenbeschaffenheit, der Grad der verticalen Erhebung des Terrains, die Gestalt desselben, die Veränderung des Klimas durch den Anbau und die Eigenthümlichkeit der Rasse, die ein Lokal bewohnt, nicht weniger wichtige Factoren sind. Wenn die abstracten Klimatologen recht hätten, so müßte in demselben Klima immer dieselbe Geschichte spielen, was keineswegs der Fall ist. Wir sehen besonders Bewaldung und Bewässerung, Entwaldung und Entwässerung, eine höchst wichtige Rolle spielen. Ueberhaupt concurriren oft vielerlei Ursachen zur Hemmung oder Förderung der Cultur. Wie sehr wird dieselbe z. B. auf Australien und den umliegenden Inselgruppen dadurch gefördert, daß der Mensch hier kein einziges reißendes Thier zu bekämpfen, nicht einmal gefräßige Amphibien oder tückische Insekten zu fürchten hat. Wenn man endlich so oft gelehrt hat, daß die Geschichte sich von Osten nach Westen bewege, so ist auch diese Thatsache nur mit großen Einschränkungen wahr; denn die Wanderungen der Völker haben nach allen Richtungen hin stattgefunden, und man muß stets die Kugelgestalt der Erde und die unendliche Zukunft der Menschheit vor Augen haben, um nicht in Irrthümer zu fallen. Die Inder

z. B. ſind von Norden nach Süden und Oſten gewandert, die Germanen von Norden nach Süden; die Europäer in den Kreuzzügen nach Oſten; die Römer in ihren Eroberungen Galliens, Germaniens, Brittanniens von Süden nach Norden; die Tolteken und Azteken in Amerika von Norden nach Süden, und die heutigen Menſchen wandern nach allen Richtungen. Deutſche Coloniſten ziehen ebenſowohl nach Rußland als nach Braſilien, Auſtralien, Nordamerika.

Die Entwickelung der Menſchheit iſt auf allen Gebieten an eine beſtimmte Geſetzmäßigkeit gebunden, die zu allen Zeiten, an allen Orten die nämliche bleibt, wie ſehr auch die Form der Erſcheinung wechſeln möge. Der Marktpreis einer Waare z. B. wird ſich ſtets durch das Verhältniß von Nachfrage und Angebot reguliren. Jede Stufe, welche die Civiliſation betritt, hat ihren ihr eigenthümlichen Zuſammenhang. Um den Fortſchritt der Menſchheit zu meſſen, muß man ſich einerſeits an die Geſetzlichkeit, andererſeits an den Zweck der Geſchichte halten, alle Raſſen, alle Völker, alle Individuen zur Allgemeinheit des Bewußtſeins der Einheit der Gattung mit gleichen Intereſſen und gleichen Rechten zu erheben. Nach Einzelheiten kann man die Menſchheit nicht beurtheilen, nur nach Principien. Sobald wir uns auf das Einzelne einlaſſen, finden wir überall den Contraſt von Fleiß und Faulheit, von Klugheit und Dummheit, von Tugend und Verbrechen, von edelſinniger Aufopferung und ſelbſtſüchtiger Gemeinheit, von Reichthum und Armuth, von ſchwelgeriſchem Luxus und widermenſchlichem Elend. Es kommt aber darauf an, welcher Begriff der Freiheit dem Menſchen zum Bewußtſein gekommen iſt; denn dieſer Begriff macht ſich, allem Widerſtand der natürlichen Trägheit und künſtlichen Verkehrtheit zum Trotz, langſam, aber ſicher, zum herrſchenden. Die Schwierigkeit des Fortſchritts liegt darin, das Bewußtſein der Freiheit zum Eigenthum der Maſſen und die Sittlichkeit des Handelns zu ihrer Gewohnheit zu machen, ſo daß jedes Verbrechen als widerſprechende Ausnahme gilt. Die Willkür bleibt ſtets möglich und unberechenbar. Die Civiliſation kann noch ſo verfeinert ſein, es ſchützt doch keine Religion, kein Staatsgeſetz, keine Philoſophie dagegen, daß nicht die Wuth der Leidenſchaften ſich entzünde und uns

die ſcheußlichſten Scenen vorführe, welche den Culturmenſchen urplötzlich als Kannibalen erſcheinen laſſen. Wenn man z. B. die Franzöſiſche Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts richtig beurtheilen will, ſo muß man nie vergeſſen, daß ſie die Urrechte des Menſchen zur politiſchen Anerkennung bringen wollte. Dies war ihre hohe Aufgabe, welche ſie auch erreicht hat, und hiergegen vermögen die blutigen Greuel, in welche ſie zuletzt ausartete, nicht aufzukommen und den Werth jener That für die Menſchheit zu verringern.

Das ethiſche Fundament aller Cultur iſt die Familie, deren Gründung von dem Geſchlechtstriebe ausgeht; denn die Ehe beginnt unſtreitig 1) mit der rohen Befriedigung deſſelben; geht 2) durch Kauf zu einer irgendwie ceremoniell geweihten, polygamiſchen Form über und ſtrebt 3) aus dieſer zur monogamiſchen fort, in welcher das Weib von der unbedingten Unterordnung unter den Mann allmälig bis zur ſocialen und rechtlichen Gleichſtellung mit ihm gelangt. Die Geſtaltung der Proſtitution, ſowohl der weiblichen als der männlichen, iſt der negative Exponent für die ſittliche Geſundheit der Ehe. Die Stellung der Kinder aber zu den Eltern durchläuft dieſelben Phaſen, wie die des Weibes zum Mann.

Das Bedürfniß der Nahrung, Kleidung, Wohnung nöthigt den Menſchen zur Arbeit, die 1) das gemeinſame Werk der Familie iſt, in welcher die Männer zunächſt jagen, kriegen und handeln, die Weiber kochen und nähen und ſogar den Boden bearbeiten. 2) Bei fortſchreitender Vervielfältigung der Bedürfniſſe wird die Arbeit getheilt, ſo daß endlich auch das oberflächlichſte, das eingebildetſte Bedürfniß Baſis eines beſondern Betriebs werden kann, bis 3) verſchiedene Sonderarbeiten ſich wieder zu gewiſſen Zwecken in Fabriken, Kunſtakademien, Univerſitäten zur Wechſelwirkung vereinigen. Dies iſt der nothwendige Gang aller Arbeit. Mit der Jagd und Fiſcherei hat die Arbeit überall angefangen und iſt von hier zur Zähmung von Thieren, zum Hirtenleben, übergegangen. Der Menſch kann auf dieſen Stufen der anfänglichen Civiliſation unendlich lange verweilen, aber erſt mit dem Ackerbau wird er es zu einem wirklich geſchichtlichen Daſein bringen. Erſt in den chineſiſchen Niederlanden

zwischen dem Gelben und Blauen Fluß, erst am Indus und im Gangesthal, erst in der mesopotamischen Ebene zwischen dem Tigris und Euphrat, erst im Stromlande des Nil, erst auf den Hochebenen von Peru und Mexico hat sich geschichtliches Bewußtsein erzeugt, weil es hier überall zum Ackerbau kam, der die Zufälligkeit der Zukunft zu überwinden anfängt und den Boden bestimmte Früchte zu tragen zwingt. Fischerei und Jagd werden nun zu einem Nebenerwerb, und das Nomadenthum wird in Viehzucht umgewandelt, welche den Acker düngen hilft. Der Ackerbauer bringt nach den verschiedenen Jahreszeiten einen bestimmten Cyclus von Arbeiten hervor, die er mit Berechnung von einem festen Punkt aus unternimmt, während der Nomade mit seinem beweglichen Zelt im Laufe des Jahres nur einen Kreis von Weideplätzen durchwandert, für deren Pflege er so wenig etwas thut als der Jäger für das Jagdrevier, das er durchirrt. Erst der Ackerbauer gewinnt einen heimatlichen Sinn und begründet durch ein festes Wohnhaus die Baukunst, aus welcher die andern bildenden Künste hervorgehen. Erst der Ackerbauer begründet die Wissenschaft, weil die periodische Folge seiner Arbeiten ihn zur Beobachtung der Gestirne und des mit ihrer Bewegung zusammenhängenden Witterungswechsels treibt. Alle Kalender, das erste Product der Wissenschaft, sind von Agriculturvölkern ausgegangen. Erst der Ackerbauer führt Krieg, einen Besitz zu schützen, der ein Product seiner Anstrengungen ist. Erst der Ackerbürger bringt, weil er zu bestimmten Zeiten eine bestimmte Anzahl Handarbeiter bedarf, consequente Hörigkeitsverhältnisse hervor, wie auch erst durch ihn eine wahrhafte Gemeinde als eine in sich abgeschlossene Einheit von Familien möglich wird.

Die Gemeinde scheidet sich in die Dorf- und Stadtgemeinde. Jene widmet sich der Urproduction, diese der Industrie und dem Handel. Doch giebt es Uebergänge von der einen zur andern, es giebt Ackerbaustädte und Fabrikdörfer. Die Städte enthalten in ihrer Verfassung das republikanische Element der Geschichte. In ihrem Entstehen haben sie oft eine einseitige Function des Ganzen zur Grundlage; sie sind Residenzen, Festungen, Garnisonstädte, Tempel- und Klosterstädte, Schulsitze, Badeörter, Fabrikstädte,

Handelsstädte als Marktplätze, als Furt- und Flußmündestädte, als Hafenstädte; aber jede Stadt hat den Trieb nach Totalität der Cultur, sodaß das Stadtleben damit zu einer außerordentlichen Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit übergeht, welche die sittliche Corruption begünstigt. Man hat daher oft gegen die Existenz der Städte geeifert, allein sie sind unvermeidlich und so alt, als die Civilisation. Städte, wie das heutige London, mit mehreren Millionen Einwohnern, sind im alten Orient etwas ganz Gewöhnliches gewesen und sind es noch.

Die Gemeinde ist schon der Staat; der größere Staat entsteht durch die Vereinigung verschiedener Gemeinden. Der Staat unterwirft die Menschen der Herrschaft des Gesetzes, indem er dieselbe, wo er keinen Gehorsam findet, mit Zwang realisirt. Die Form des Staats ist diejenige, in welcher sich die Menschheit zur Sittlichkeit erzieht, weil der Wille seine Allgemeinheit nur im Staat als wirkliche zu sehen vermag. Bloße Moralität, wie der Buddhismus sie fordert, oder bloße Geselligkeit, wie Fourier sie wünscht, reicht zur Bildung eines Staats nicht hin, sondern setzt ihn schon voraus. Ohne Polizeigewalt, ohne Militärmacht ist ein Staat unmöglich; denn er muß in seiner Selbstbestimmung von außen her unabhängig sein und jeden Versuch zur Nichtachtung des Gesetzes, jeden Versuch zur Auflösung der bestehenden Ordnung schließlich mit dem Tode bedrohen dürfen und können. In der Geschichte der Staaten finden wir daher auch für den Uebergang der Völker aus dem Zustande natürlicher Ungebundenheit in den der Gesetzlichkeit gewöhnlich eine Periode des strengsten Rigorismus, in welcher die Autorität des Gesetzes sich mit Unerbittlichkeit durchsetzt, bis die Gewohnheit des Gehorsams eine mildere Praxis möglich macht, und dem drakonischen Standpunkt der solonische folgen kann. Das Wohl, d. h. die genügende Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse, ist allerdings auch ein wesentlicher Zweck des Staats, muß aber in ihm dem Recht als dem positiven Ausdruck der Freiheit untergeordnet bleiben. Wohlsein ist ein relativer Begriff, Freiheit ein absoluter. Auch Sklaven können sich recht wohl fühlen, wenn sie gut gekleidet und genährt werden, stehen darum aber doch dem Freien nach, der obdachlos ist und nicht

weiß, wie er seine Blöße decken und seinen Hunger stillen soll. Wenn Familien, Gemeinden, Völker den materiellen Eudämonismus als höchsten Zweck zu betrachten anfangen, so richten sie sich zu Grunde. Die Kategorie des Angenehmen verdrängt die des Rechten, die des Schönen die des Guten; denn das Sinnliche, das die Sinne Kitzelnde nimmt dann ein bevorzugtes Interesse in Anspruch. Gelderwerb als Mittel zum vielseitigsten Sinnengenuß und Erhaltung der Gesundheit als Mittel, das Vergnügen wirklich genießen zu können, werden dann die Gesichtspunkte, nach denen man zu handeln bemüht ist, während die moralische und politische Freiheit gleichgültig werden. Ja, weil die moralische und politische Freiheit unbequem wird, erfindet man Theorien, die im Namen der Religion oder der Wissenschaft von dem Druck des Gewissens emancipiren. Bei der Beurtheilung der Staaten vom Zwecke der Menschheit aus kommt es nicht sowohl auf die Form der Verfassung als auf den Inhalt an, ob derselbe nämlich liberal ist, d. h. ob er die Würde des Menschen, das Subject der Freiheit zu sein, respectire. Die republikanische Form z. B. sichert allen Bürgern eine mehr oder weniger directe Theilnahme an der Gestaltung der Gesetze, was jedoch nicht hindert, daß der Inhalt derselben ein sehr illiberaler sein kann. Sehr viele Republiken haben z. B. gesetzlich das Halten von Sklaven erlaubt; sehr viele haben die Entwickelung der individuellen Freiheit auf das äußerste beschränkt u. s. w. Versteht man unter glücklich sein das materielle Wohlleben, so läßt sich nicht leugnen, daß despotische Regierungeu dies oft ihren Unterthanen ermöglicht haben. In Peru z. B. sorgte die Regierung für alle Bedürfnisse der Unterthanen; es gab keine Bettler. Weil aber die extreme Bevormundung die Menschen ganz unselbstständig machte, so wurde der Staat trotz seiner großen Armee schwach und unterlag schnell dem Angriff einiger kühnen Abenteuerer.

Die Geschichte aller Verfassungen wird stets darauf ausgehen, das monarchische Moment mit dem republikanischen auszugleichen. Unter dem monarchischen verstehen wir die subjective Einheit des Staatsganzen in einer wirklichen Person, möge dieselbe durch Geburt oder durch Wahl bestimmt werden. Unter dem republikanischen

verstehen wir die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz als dem von ihnen selbst anerkannten Staatswillen. Anderweite Gleichheit ist unmöglich, weil die Natur schon die Ungleichheit des Geschlechts und der Anlagen, die Geschichte aber durch den Zufall die Ungleichheit von Glück und Unglück setzt. Wenn ein Staat das Schicksal unmöglich machen will, so muß er alle individuelle Freiheit vernichten, wie dies auch alle communistischen Staaten consequent gethan haben, z. B. die Jesuiten in Paraguay. Ein communistischer Staat kann nur Polizeistaat sein. Ein sehr begreiflicher Irrthum der Massen, dem wir durch die ganze Geschichte hin begegnen, ist die Vorstellung, als ob ein Wechsel in den Personen der Regierung oder in der Form der Verfassung sofort eine Aufhebung aller Mängel und Leiden nach sich ziehen müßte, während hier nur die Thätigkeit, der Fleiß, die Gewissenhaftigkeit aller einzelnen nachhaltig zu wirken vermögen. Der politische Formalismus ohne humane Bildung kann das Ziel der Menschheit nicht erreichen.

Wir haben den Staat als das Organ der Menschheit zu betrachten, durch welches sie sich zur Sittlichkeit erzieht, weil der Staat es mit dem wirklichen Wissen und Wollen, mit den gegenwärtigen Interessen, mit den bestimmten Thaten des Menschen zu thun hat. Wir haben noch nicht von der Religion gesprochen. Sie kann nämlich mit dem Staat bis zu einer gewissen Grenze hin zusammenfallen, allein ihr Schwerpunkt wird immer in Hypothesen liegen, durch welche sie das Räthselhafte der menschlichen Existenz zu erklären, die Widersprüche derselben zu beseitigen und die von ihr untrennbaren Leiden zu mildern sucht. Die Religion ergänzt die Lücken des menschlichen Daseins durch phantastische Vorstellungen. Sie beruht auf dem Glauben an eine Macht, die unmittelbar nicht wahrgenommen werden kann, weil Götter und Dämonen, Paradiese und Hölle eben nur in der Vorstellung existiren; aber kraft dieses Glaubens ist sie die höchste Gewalt, die schlechthin alle andern sich unterordnet, und der religiöse Fanatismus aus diesem ideellen Grunde derjenige, der die furchtbarsten Entzweiungen und Verheerungen in der Menschheit hervorgebracht hat. Der Mensch wird durch die Religion an ein Jenseits gekettet, dessen Zukunft ihn mit der Ewigkeit eines

seligen Zustandes belohnt, oder mit dem eines unseligen bestraft. Was ist nun auch das längste Erdenleben gegen die Ewigkeit? Was sind auch die reizendsten Genüsse dieser Welt gegen die möglichen einer himmlischen? Was sind die härtesten Foltern und gräßlichsten Qualen, die wir kennen, gegen die uns unbekannte Pein einer möglichen Hölle? Wie bunt und willkürlich aber auch die religiösen Vorstellungen seien, so müssen sie doch, weil sie Vorstellungen sind, dem psychologischen Gesetz der Intelligenz folgen, nach welchem das Gefühl sich zur Vorstellung, die Vorstellug sich zum Gedanken erhebt. Abgesehen von allem besondern positiven Inhalt ist daher die Religion 1) Gefühlsreligion, die sich in unbestimmten Ahnungen, in träumerischen Zuständen bewegt und sich in Fetischen eine flüchtige, oft monströse Vergegenständlichnng erzeugt; 2) Phantasiereligion, welche den religiösen Inhalt in symbolischen Vorstellungen ausdrückt, denen sie gewöhnlich durch die Kunst auch für die Anschauung eine sinnliche Festigkeit verleiht, die sich oft im Lauf der Zeit zu einer großen Weitläufigkeit ausbreitet; 3) Begriffsreligion, welche die Producte der Phantasie der Kritik des Verstandes unterwirft und den Glauben über seine Entstehung und über seine Widersprüche aufklärt, sodaß sich ein Gegensatz zwischen dem naiven Glauben, der sich an die Autorität der Tradition hält, und zwischen dem Reflexionsglauben als der sogenannten Vernunftreligion ergiebt, die nur noch das glauben kann, was mit dem von der Wissenschaft gefundenen Naturgesetz und Moralgesetz sich vereinigen läßt. Der hierdurch entstehende Kampf ist unstreitig der wichtigste und schwerste der ganzen Menschheit. Es leuchtet aber ein, daß die Phantasie gegen die Wahrheit der Wissenschaft, die sich durch den Beweis, den alle Menschen einsehen können, legitimirt, sich nicht zu halten vermag. Was ist z. B., seitdem wir unwiderleglich wissen, daß die Erde sich um die Sonne bewegt, aus der ehemaligen Vorstellung von Himmel und Hölle geworden? Die Wissenschaft bewirkt daher, daß die Menschen sich in ihr als vernünftig denkende Subjecte vereinigen können, und daß der Staat die phantastischen Vorstellungen der besonderen Religionen als eine Privatangelegenheit der Menschen behandelt, die er unter der Voraussetzung tolerirt, daß sie mit der

öffentlichen Sittlichkeit, mit den Gesetzen des Staats nicht collidiren. Hiermit ist zugleich der Macht der Priester als der Organe der religiösen Gemeinden für die Vollbringung ihrer Cultushandlungen die richtige Grenze angewiesen.

Die ästhetische Seite der Entwickelung der Menschheit ist nicht weniger als die religiöse an eine Gesetzmäßigkeit des Verlaufs gebunden, denn der Mensch sucht 1) seine eigene Gestalt wenigstens negativ von ihrer unmittelbaren Natürlichkeit loszureißen. Er ist nicht, wie das Thier, mit ihr zufrieden, sondern will in ihr seiner Freiheit einen Ausdruck geben, den er für schön hält, wäre er auch an sich häßlich. Er schneidet sich das Haar ab, oder giebt ihm eine besondere Form; er hängt sich Ringe in die Ohrläppchen, in die Nasenflügel; er zieht seine Unterlippe mit Gewalt herab; er färbt sich die Zähne, feilt sie, bricht sie aus; er bemalt sich den Leib; er tätowirt sich, wie wir auf alten ägyptischen Bildern den damaligen europäischen Menschen als einen Wilden ganz ebenso antreffen, als wie heutzutage die Wilden auf Nukahiwa; er macht sich groteske Anzüge. 2) Es dauert sehr lange, bevor der Mensch von dieser Stufe zu einer zweiten positiven fortschreitet, in welcher er freie Kunstwerke hervorbringt, die in ihrer Gestalt sich selbst Zweck sind. 3) Auf diese Periode folgt eine dritte, welche die künstlerische Virtuosität, wie sie durch Unterricht erworben werden kann, sowie die von der Begeisterung der selbständigen Kunst hervorgebrachten idealen Formen in den Dienst des Luxus treten läßt. Diese decorative Kunst fällt oft, um reizend zu sein, in die Mißförmlichkeit der ersten Periode zurück, sodaß die abgeschmacktesten Moden oft geraume Zeit zur Geltung gelangen.

Wenn wir nun auch die Humanität, d. h. die Menschlichkeit als das Leben in den Ideen des Wahren, Guten und Schönen, als den Zweck der Menschheit ansehen müssen, so können wir doch nicht leugnen, daß die Entwickelung derselben nur sehr langsam erfolgt, und daß namentlich, solange und soweit wir die Geschichte zu überblicken vermögen, drei constante Erscheinungen damit in Widerspruch stehen: die Sklaverei, die Zauberei und der Krieg. Sie beanspruchen daher eine besondere Würdigung.

Sklaverei ist nicht bloße Dienstbarkeit, auch eine sehr harte, sondern Herabsetzung des Menschen zu einer bloßen Sache, zu einer intelligenten Maschine, Nichtanerkennung seiner Persönlichkeit. Wir leiten den Ursprung derselben gewöhnlich aus Kriegsgefangenschaft, aus Menschenraub ab, und es liegt hierin das Richtige, daß alle Sklaverei sich einen Kampf auf Leben und Tod um Anerkennung der persönlichen Selbständigkeit voraussetzt. Weil die Freiheit das specifische Element der Menschheit ist, so soll der Mensch den Tod für sich nicht scheuen. Wer in dem Kampf für sie das Leben dem Tode vorzieht, wird von dem Sieger als ein Mensch unterworfen, dem die Ehre der Selbständigkeit und damit die der wesentlichen Gleichheit nicht zukomme. Wer hingegen im Kampf sich als erhaben über die Furcht vor dem Tode gezeigt hat, glaubt eben damit das Recht erworben zu haben, sich als den Herrn des andern zu betrachten, der die Unabhängigkeit seines Willens nicht zu behaupten vermochte. Dieser Vorgang ist der eigentliche Ursprung der Sklaverei, die daher auch den Völkern, solange sie auf diesem Standpunkte stehen, als etwas ganz Natürliches erscheint. Sie ist aber ein Widerspruch, denn der als Sklave behandelte Mensch bleibt an sich Person, die deshalb den unterbrochenen Kampf jeden Augenblick wieder aufnehmen oder indirect durch Bildung seinem Herrn sich gleichstellen kann. Rom zitterte, als die Sklavenaufstände es mit dem Verlust der unfreien Arbeiter bedrohten. Spartacus, der an der Spitze eines Heeres entlaufener Sklaven kämpfte, stellte die Würde der Menschheit im Sklaven wieder her und starb, noch auf den Knien fechtend, wie ein Held für die Freiheit. Zwei Religionen, die buddhistische und die christliche, haben allerdings sich gegen alle unmittelbare Aristokratie gekehrt und die brüderliche Gleichheit aller Menschen zum Dogma gemacht; allein sie haben die Sklaverei nicht aufgehoben, weil sie dem Dulden zu sehr das Wort reden. Erst seit Begründung der amerikanischen Union und seit Erklärung der unveräußerlichen Menschenrechte in der Französischen Revolution wird die Sklaverei als ein Unrecht gewußt, das die Menschheit nicht dulden dürfe. Dem Sklavenhandel ist daher der Krieg, das Sklavenzüchten, z. B. in Virginien, für eine Schmach und das

Sklavenhalten für einen barbariſchen Widerſpruch mit dem Begriff eines freien Menſchen erklärt, der keine Unfreie wollen könne. Eine mildere Form der Sklaverei, die Leibeigenſchaft, iſt in Europa erſt im laufenden Jahrhundert aufgehoben, aber ſelbſt das halborientaliſche Rußland hat der Humanität dieſen Tribut zollen müſſen. Bei vielen Nationen giebt es Stämme, die für verworfen gelten, die aber deshalb nicht Sklaven ſind. Wir pflegen ſie mit einem franzöſiſchen Ausdruck les races maudites zu nennen, wie die Cagots in den Pyrenäen, die Zigeuner in ganz Europa, die Parias bei den Hindus. Die Sudrakaſte ſtellt man ſich auch nicht ſelten als in einem ſklavenhaften Verhältniß zu den obern Kaſten vor, allein ſie ſind nur die durch die Religion zum Dienſt der obern Kaſten beſtimmten Menſchen, die an ſich frei ſind. Wenn ein Sudra wohlhabend genug dazu iſt, ſo kann er ſelbſt Sklaven halten. Wenn die Sudras dienen, ſo erfüllen ſie damit zugleich eine religiöſe, für ihre Seligkeit wichtige Pflicht.

Der Glaube an Zauberei iſt ſo alt, als die Menſchheit und bis dieſen Augenblick bei allen Völkern verbreitet, obſchon er eine Fiction iſt; denn die Zauberei will eine Wirkung durch eine Urſache hervorbringen, die an ſich einen ganz andern Inhalt hat und es daher unbegreiflich läßt, wie aus ihr ein ſolcher Effect entſpringen könne. Das magiſche Handeln iſt die Fiction, mit welcher der Wille die Grenze, auf die er in der Wirklichkeit ſtößt, aufzuheben glaubt. Es entſteht negativ aus der Verzweiflung des Egoismus, eine Schranke zu haben, poſitiv aus dem Inſtinct der Freiheit, die Natur beherrſchen zu können, was ſie allerdings relativ vermag, ſofern ſie die eigenen Geſetze der Natur beobachtet. Statt dieſes Gehorſams gegen die Natur bildet ſich der Aberglaube ein, durch völlig ſinnloſe Formeln und Begehungen gewiſſe Wirkungen erreichen zu können. Man ſollte erwarten, daß mit der wachſenden Erkenntniß der wirklichen Naturgeſetze der Kreis der abſurden Zauberwillkür ſich immermehr verengen müßte. Dies iſt in der That der Fall. Die wiſſenſchaftliche Aufklärung iſt die einzig gründliche und erfolgreiche Gegnerin des Aberglaubens, und wir ſehen, daß mit ihrer Ausbreitung Wunder, Geſpenſter und Dämonen verſchwinden. Weil

aber die Wissenschaft immer neue Probleme vor sich, also in ihrem Fortschritt immer eine mystische Seite an sich hat, so flüchtet sich die Zauberei selbst in die Wissenschaft und nimmt die Maske eines höhern, tiefsinnigen Geheimwissens vor. In dieser vornehmen Form findet sie, wie bei einem Cagliostro und Schröpfer, wie beim Tischrücken und der Psychographie, wie bei dem Geisterklopfen und der somnambulen Mantik, immer wieder Adepten, und wir haben noch in unsern Tagen erlebt, daß die Schopenhauer'sche Philosophie durch die bloße Kraft des Willens materielle Wirkungen in die Ferne, eine magische actio in distans für möglich erklärte. Die Cultur Afrikas ist diejenige, die am dauernsten und härtesten unter dem Fluche des Wahnglaubens der Hexerei schmachtet.

Der Krieg endlich entspringt aus dem an sich nothwendigen Streben der Völker nach Unabhängigkeit. Rachsucht, Habsucht, Herrschsucht sind allerdings die besondern Motive, durch welche Kriege veranlaßt werden, allein der letzte Grund derselben liegt doch in der Freiheit des nationalen Selbstgefühls, das keinen Richter über sich anerkennt und daher bei einer Collision die Entscheidung der Gewalt der Waffen anheimstellt Die Menschheit existirt nur in den Völkern, und die Völker sind einander coordinirt. So weit die Geschichte reicht, sehen wir, daß ein Volk, welches seine Unabhängigkeit nicht mit den Waffen in der Hand zu erkämpfen weiß, unfehlbar eine Beute seiner Nachbarn wird. Krieg und immer wieder Krieg scheint die vorzüglichste und ehrenvollste Thätigkeit der Menschheit zu sein. Und doch stürzt der Krieg den Menschen immer wieder in den Naturzustand zurück, weil er durch Zerstören und Morden in jeder Form den Feind zur Unterwerfung zu zwingen sucht und alle rohen Leidenschaften entfesselt. Der Krieg ist culturfeindlich, und mit Scham und Schaudern sehen wir, wie schnell in ihm die civilisirtesten Nationen bis zu den äußersten Brutalitäten fortgerissen werden. Die Brüderlichkeit, welche die buddhistische und christliche Religion lehren, hat bisher zur Verminderung oder Vermenschlichung der Kriege wenig beigetragen. In den neuesten Phasen der Geschichte haben die griechisch-orthodoxen Russen in Polen, die römisch-orthodoxen Franzosen in Algerien, die protestantisch-orthodoxen Engländer

in Oſtindien Grauſamkeiten vollbracht, wie wir ſie nur immer von den Kriegen der Juden im Alten Teſtament leſen können. Die Culturfeindlichkeit des Kriegs erſtreckt ſich aber noch über ihn ſelbſt in den Frieden hinaus, ſofern derſelbe nur dazu da zu ſein ſcheint, die Rüſtungen für ihn möglich zu machen. Wird es immer ſo bleiben? Auf lange Zeit hin gewiß noch; denn die Berührung der Culturvölker mit den barbariſchen Völkern muß noch eine große Menge von Kriegen zur Folge haben, die wiederum nicht ohne blutige Verwickelung zwiſchen den Culturvölkern ſelbſt bleiben können. Die Hauptreaction aber, die gegen den Krieg angefangen hat, iſt die, welche von der Wiſſenſchaft der Nationalökonomie ausgeht, die den Völkern ſeit Adam Smith den Beweis führt, daß ihr Wohl auf der Arbeit und auf dem freieſten Austauſch aller Producte beruht. Der immer wachſende nationale Handel, der die natürliche Ungleichheit der Bodenerzeugniſſe wie die künſtliche der menſchlichen Induſtrie ausgleicht und dem Menſchen auf jedem Punkt der Erde den möglichſten Genuß der geſammten Natur und Cultur eröffnet, realiſirt die irdiſche Univerſalität des Menſchen, ſchafft völkerverbindende Land- und Waſſerſtraßen, bereitet eine allgemeine Gaſtlichkeit, zerſtört die Vorurtheile der Nationen gegeneinander, erleichtert allen Verkehr durch Einführung der Geldwirthſchaft und iſt weſentlich conſervativer Tendenz. Dem Ocean iſt hierbei eine große Rolle zuertheilt, weil er nicht wie die Erde in Beſitz genommen werden kann. Die Flotte eines Volks kann ein Meer relativ und epochenweiſe beherrſchen, aber das Meer an und für ſich bleibt frei, und ein Schiff kann von allen Völkern zu allen kommen. Der Ocean zwingt durch ſein kosmopolitiſches Nivellement alle Völker zur Anerkennung des Völkerrechts, deſſen ſchüchterne Anfänge ſich ja auch bekanntlich vom Rhodiſchen Seerecht her datiren, deſſen Begriff ſeit Hugo Grotius eine theoretiſche Exiſtenz empfing, nunmehr aber durch die Dampfſchiffahrt und durch die innige Verflechtung der realen Intereſſen aller Völker eine wirkliche Macht zu werden anfängt. Die Vorſtellung, als ob ein Volk, ſtatt durch eigene Arbeit und durch eigenen Culturfortſchritt, durch gewaltſame Ausbeutung anderer Völker glücklich werden könne, iſt von der Wiſſenſchaft wie

von der Erfahrung gestürzt, und dies Bewußtsein hauptsächlich wird, je mehr es sich verbreitet, den Ausbruch der Kriege hemmen. Cultur, Arbeit, Handel predigen die friedliche Solidarität aller Völker, deren Nationalität keine exclusive sein kann und nur unter Anerkennung ihrer Einheit mit der Humanität Berechtigung hat.

Fassen wir alle bisher betrachteten Elemente der Menschheit zusammen, so werden wir einsehen, daß sie ihrem Wesen nach sich immer gleichbleiben müsse, weil die Entwickelung aller jener constitutiven Elemente an bestimmte Gesetze gebunden ist. Es kann sich in der Geschichte nur das gestalten, was durch die Natur unsers Planeten und durch das Wesen des menschlichen Geistes möglich ist. Weil aber diese Möglichkeit eine an sich unerschöpfliche ist, so bringt die Geschichte aus dem an sich gleichen Wesen nach denselben unveränderlichen Gesetzen immer etwas Neues hervor. Die Vorstellung eines steten Kreislaufs der Geschichte, welche schon die alten Peripatetiker hatten, ist ebenso falsch als die Vorstellung vieler Religionen, daß die Geschichte mit einer Ausartung der Menschheit in immer elendere Zustände endigen müsse. Einzelne Völker erheben sich, erreichen einen Moment höchster Blüte und sinken wieder in Verfall, aber die Menschheit schreitet in ihrer Geschichte in's Unendliche hin fort, weil das Bewußtsein der Freiheit sich zu immer höherer Wahrheit erhebt, und weil mit jeder höhern Stufe sich das Verhältniß des Menschen zur Natur wie zum Menschen ändert, eine Aenderung, die progressiv eine Verklärung der Natur durch die Arbeit des Menschen, eine Humanisirung der Natur und eine Verklärung der natürlichen Individualität des Menschen durch die Bildung zur selbstbewußten Humanität ist.

Von solcher Höhe herab muß man den Gang des Menschengeschlechts auffassen, um weder in zu beschränkte Ansichten zu verfallen, die sich von den Consequenzen der Perfectibilität lossagen, noch in phantastische Uebertreibungen zu gerathen, welche übersehen, daß die progressive Entwickelung trotz ihrer Unendlichkeit an Gesetze gebunden ist, die sich gleichbleiben, ja ohne deren Gleichheit der Fortschritt nicht möglich wäre, weil alle Sicherheit des Handelns sich die Unwandelbarkeit der Gesetze zur Bedingung macht und den

Zusammenhang aller mit allen voraussetzt, wie z. B. das Moralgesetz ohne das Naturgesetz unmöglich wäre. Weil aber nothwendig alles, was möglch ist, auch wirklich werden kann, so darf uns das Elend, das wir in der Natur, das Verbrecherische, das wir in der Geschichte finden, nicht an der Wirklichkeit des Fortschritts oder gar an dem Wesen der Menschheit irre machen. Zufall, d. h. das an sich gleichgültige Zusammentreffen der verschiedensten Existenzen in Raum und Zeit ist nothwendig, oder man müßte Raum und Zeit selbst, d. h. die Natur, aufheben. Willkür, d. h. die Möglichkeit des menschlichen Willens, sich aus sich zu irgend einem Entschluß zu bestimmen, was er immer auch für einen Inhalt habe, ist nothwendig, oder man müßte die Freiheit selbst aufheben. Zufall und Willkür sind das an sich unberechenbare Element der Geschichte, das uns in stets neuen Combinationen überrascht, dessen Erscheinung aber von der Macht der Gesetze beherrscht wird, die von den Menschen als das Schicksal vorgestellt zu werden pflegt. Alle Theorien der Geschichte, die von dem Fatalismus, sei es eines mystischen Fatums oder eines transscendenten Gottes ausgehen, sind falsch und nichts als der unvollkommene Ausdruck für die Ahnung der Gesetzmäßigkeit der Natur und des Geistes, der sich der Mensch mit aller Willkür nicht entziehen kann. Der Wille ist als eine spontane Causalität von allen Umständen, in deren Mitte er sich findet, ebenso frei als von dem Willen jedes andern Subjects, wäre es auch ein Gott. Der Wille ist in seiner Unzugänglichkeit von außen her unbezwingbar, wie jeder Mensch beweist, der lieber stirbt als seinen Willen aufgibt. Handelt der Mensch, so berührt er damit die Gesetze der Welt, muß also die nothwendigen Folgen seines Handelns tragen, weil ohne dasselbe die Realität eine andere Wirklichkeit sein würde, als sie es nunmehr ist, nachdem er gehandelt hat.

Es sind auch alle Theorien der Geschichte falsch, welche die Erzeugung des Bösen aus der Menschheit in ein vorgeschichtliches Jenseits hinaus verlegen oder die Schuld desselben von dem Menschen auf ein anderes Subject übertragen wollen, denn alles, was an sich möglich ist, kann auch wirklich werden, sodaß man sich nicht zu wundern braucht, wenn es in der That wirklich wird. Das Böse

ſoll nicht ſein, aber es kann ſein, denn ohne ſeine Möglichkeit wäre die Freiheit nicht Freiheit. Frei bin ich nur, wenn ich mich gegen das, was an ſich ſein ſoll, auch negativ zu verhalten vermag. Weil das Böſe ſein kann, gelangt es durch die Willkür auch zum Daſein; zu einem Daſein, gegen welches der Wille ſeiner Wahrheit noch proteſtirt. Die Entſtehung des Böſen iſt aus dem Weſen der Freiheit vollkommen begreiflich. Es entſteht noch jetzt jeden Augenblick, wenn es ſich erzeugt, durch denſelben Proceß bei allen Menſchen wie bei dem erſten Menſchen, als er böſe wurde, d. h. ſich der Möglichkeit eines gegen das Gute negativen Verhaltens durch die Verwirklichung deſſelben unzweideutig inne wurde, ein Act, mit welchem ihm zugleich die Geſetzmäßigkeit des Guten, das er negirte, offenbar werden mußte. Was in concreto als gut, was als böſe gilt, iſt freilich nach dem Temperament der Raſſen, nach der Culturſtufe der Völker und nach den Vorſtellungen der Religionen höchſt verſchieden, allein dieſe Verſchiedenheit darf uns nicht abhalten, in den Geſetzbüchern der Völker den Ausdruck des Willens der Menſchheit zum Guten zu erkennen. Allerdings belehren uns dieſe Geſetzbücher, was für Vergehen und Verbrechen ſeit jeher bei der Menſchheit im Schwange geweſen ſind, allein nicht weniger bezeugen ſie den Ernſt der Völker, das, was ſie auf einer gewiſſen Stufe als ſittlich, als rechtlich, als gut erkannt haben, als die Nothwendigkeit des allgemeinen Willens auszuſprechen und jedes Zuwiderhandeln, jedes Herunterfallen des einzelnen Willens in das, was das Geſetz verbietet, mit Strafen zu bedrohen. Auf jene großen Geſetzbücher des Kong-fu-tſeu, des Manu, des Zaharatuſtra, des Moſes, auf die Geſetze Solons, der Decemvirn, Juſtinians, Mohammeds, auf das Preußiſche Landrecht und den Code Napoléon muß man hinblicken, um zuzugeſtehen, daß zwar die einzelnen Menſchen in ihrer Schwachheit und Verkehrtheit dem Böſen verfallen, daß aber die Menſchheit das Gute will. Die oft entſetzliche Härte der Strafen in den alten Geſetzbüchern muß man ſich theils aus der Abſchreckungstheorie erklären, auf welche der Menſch zunächſt verfällt, theils aus dem pädagogiſchen Geſichtspunkt, daß die Menſchheit auf ſolchen Stufen der beginnenden Civiliſation noch den Kampf des Herab-

sinkens des Menschen in die Thierheit zu bestehen hat. Mit der steigenden Menschlichkeit werden die Strafen milder.

Aus dem gleichen Grunde, daß nämlich alles, was an sich möglich, wirklich werden kann, muß man auch alle Theorien der Geschichte verwerfen, die in einer äußerlichen Weise von irgendeinem Volk als einem sogenannten Urvolk alle Cultur ableiten wollen, wie manche Forscher die Chinesen, andere die Aegypter, andere die Inder und noch andere die Juden dazu haben machen wollen. Vielmehr können sich gleichzeitig verschiedene Culturkreise unabhängig voneinander entwickeln. Die Chinesen und Aegypter haben in weitentlegenen Lokalen vollkommen selbständig als die ältesten Culturvölker der Erde sich nebeneinander emporgearbeitet. Als der Handel chinesische Porzellangefäße, die wir nämlich in alten ägyptischen Gräbern getroffen haben, nach Aegypten brachte, hatten beide Völker ihre Cultur längst befestigt. In jeder Familie, könnte man sagen, sei an sich die ganze Menschheit enthalten. Wie die Natur, verwirklicht auch die Geschichte je nach den vorhandenen Bedingungen alles, was gerade möglich ist, ohne daß es dazu einer äußerlichen Uebertragung von einem Volk auf ein anderes bedürfe. Es ist in der That lächerlich, bis zu welch armseligen Hypothesen sehr gelehrte Männer sich oft haben verführen lassen, um die Aehnlichkeit einer Sitte, einer Einrichtung, einer Kunstform, eines Mythus, bei verschiedenen Völkern durch Annahme einer Colportage zu erklären, statt der Productivität des Geistes zuzutrauen, daß er unter ähnlichen Bedingungen aus seiner Gesetzmäßigkeit heraus auch das Analoge hervorbringen werde. So sollte die ägyptische Cultur durchaus von Indien her importirt sein, weil die Aegypter Kasten hatten, an die Seelenwanderung glaubten und im Nildelta auch, wie die Sivaiten am Ganges, einen Ochsen göttlich verehrten. Nunmehr aber ist doch wohl kein Zweifel, daß die ägyptische Cultur eine vollkommen selbständige und ältere ist. So finden die nordamerikanischen Theologen sehr viel Aehnlichkeit zwischen den Indianern und den Juden des Alten Testaments; sie sollen daher über Asien und die Beringstraße eingewandert sein, ihren Ursprung aber in späterer Verwilderung vergessen haben. Diese Vorstellung ist es

ja, an welche der Mormonismus angeknüpft hat. So sollten auch Peru und Mexico nicht selbständig erwachsen sein. Für jenes wurden Einwanderer aus China an den Ufern des Stillen Meeres, für dieses Einwanderer aus Aegypten oder Phönizien an den Ufern des Atlantischen Meeres erdichtet, obschon die eigentliche Culturbewegung Amerikas erst in das 6. Jahrhundert, ja noch genauer, erst in das 12. n. Chr. fällt. Man fand z. B. Pyramiden in Mexico und zog daraus den übereilten Schluß, daß, weil die Aegypter zuerst Pyramiden gebaut hätten, die Pyramiden in Mexico auch von ägyptischem Einfluß herrühren müßten. Die nähere Betrachtung zeigte nun, daß außer der ganz abstracten Form die Pyramiden in Mexico mit denen in Aegypten gar nichts gemein hatten, weil sie zu ganz andern Zwecken und deshalb sehr natürlich auch ganz anders gebaut waren. Die Geschichte von Peru und Mexico ist deswegen so höchst merkwürdig, weil sie unumstößlich darthut, daß, während in der Alten Welt Christenthum und Islam sich in den Kreuzzügen zerfleischten, in der Neuen Welt Staaten und Religionen entstanden, die sich ganz aus sich selbst consequent organisirten und Gemeinwesen hervorbrachten, wie wir sie sonst nur im Orient und im Alterthum finden. Es ist dies eine für die richtige Würdigung der Culturgeschichte unschätzbare Thatsache, die alle gekünstelten Systeme der Geschichte über den Haufen werfen muß.

Der Gang der Geschichte kann überall nur darin bestehen, daß die Menschheit sich aus der Abhängigkeit von der Natur zu einer größern Herrschaft über dieselbe, von der Dumpfheit des Gefühls zur Klarheit des Bewußtseins, von der lokalen Abgeschlossenheit zur universellen Beweglichkeit und von der nationalen Befangenheit zur vernunftgewissen Humanität fortarbeitete. Die Eintheilungen der Geschichte, die man nach beschränkten Gesichtspunkten gemacht hat, können daher, zumal wenn man die unendliche Zukunft des Menschengeschlechts in Anschlag bringt, nicht ausreichen. Man theilt z. B. ein nach orientalischer, antiker und moderner Geschichte, oder nach alter, mittlerer und neuer Geschichte, oder nach alter und neuer u. s. w. Vom Standpunkt der Menschheit selbst wird ihr Begriff das Princip abgeben müssen, nach welchem sich 1) die einzelnen Nationen noch

ſelbſt für die ganze Menſchheit halten; 2) die Nationalität ſich ſchon einem höhern Princip als einem göttlichen, für alle Völker gelten ſollenden Geſetz unterordnet, bis 3) das Weſen der Menſchheit ſelbſt an ſich als göttlich erkannt und damit nicht nur die Nationalität, ſondern auch der religiöſe Particularismus der ſelbſtbewußten Menſchlichkeit, als dem allgemeinen Zweck der Geſchichte, unterworfen wird. Der Staat als Nationalſtaat, als theokratiſcher Staat und als Humanitätsſtaat enthält den wirklichen Fortſchritt der Geſchichte. Der Nationalſtaat widerſpricht ſich ſelbſt inſofern, als keine Nation für ſich die Menſchheit zu ſein vermag. Auch wenn eine Nation ſich viele andere Nationen durch Eroberung einverleibt, iſt deshalb noch nicht der Menſch, weil er Menſch iſt, anerkannt. Der theokratiſche Staat geht zwar in ſeinem Urſprunge noch von einer beſtimmten Nation aus, allein ſein Princip abſtrahirt ſchon von der Nationalität und erkennt jeden Menſchen als gleichberechtigt an, der ſich dem als göttlich geltenden Geſetze frei unterwirft. Er kann Proſelyten aus allen Nationen machen. Er geräth aber mit der Perfectibilität in Widerſpruch, weil ſein Geſetz als ein von Gott geoffenbartes unveränderlich ſein ſoll. Er kann daher nicht fortſchreiten, denn ſeine Geſchichte bleibt immer auf dem einmal fixirten Standpunkt als der abſoluten Norm ſtehen. Dieſer Widerſpruch der Freiheit kann ſich nur dadurch aufheben, daß die Vernunft als das an ſich ſelbſt göttliche Princip der Geſetzgebung erkannt wird, denn hierdurch wird einmal die Nationalität, die ein bloßes Naturprincip iſt, dem Geiſt untergeordnet, und zweitens der Dualismus zwiſchen dem göttlichen und dem menſchlichen Willen aufgelöſt, ſodaß der Menſch dem Geſetz nicht nur deshalb gehorcht, weil es formell ihm von einem Gotte gegeben iſt, ſondern deshalb, weil er in ihm, als dem an ſich göttlichen, zugleich ſeine eigene Vernunft erkennt. Er lebt nach einem Geſetz, deſſen Nothwendigkeit er begreift. Der unendliche Werth freier, repräſentativer Staatsverfaſſungen beſteht vor allem auch darin, daß die Geſetzgebung ſich vor dem Forum der Vernunft als eine dem Weſen der Menſchheit entſprechende, die Freiheit fördernde rechtfertigen muß. Es iſt wohl zu beachten, daß das Princip der Nationalität auf den

höhern Standpunkten nicht verloren geht, sondern nur seine natürliche Beschränktheit abwirft.

1) Die Geschichte der Nationalstaaten geht von der unmittelbarsten Form der natürlichen Sittlichkeit, von der Familie, aus und endet mit derjenigen unendlich vermittelten Form, welche dem einzelnen Menschen das Recht eines Nationalbürgers verleiht, auch wenn er einer andern Nation entsprossen ist. Dies ist der consequente Fortschritt von dem chinesischen Staat bis zum römischen. Der chinesische betrachtet sich als Familie, der römische als das Product des Willens und der Macht des römischen Volks, welches die Gnade hat, den von ihm besiegten Völkern das jus eines civis Romanus zu schenken. Bei solchen welthistorischen Objecten muß man nicht durch das Detail der Geschichte sich zu einseitigen Urtheilen hinreißen lassen, sonst ergeht es, wie mit den ethnographischen Schilderungen, in denen uns auf der einen Seite ein Verzeichniß von den Schlechtigkeiten und Lastern, auf der andern ein ebensolches von den Vorzügen und Tugenden der Völker gegeben wird. An Wollust namentlich und Grausamkeit fehlt es keiner Geschichte.

Es unterscheiden sich drei verschiedene Gruppen der Nationalstaaten: die hinterasiatischen, die vorderasiatischen mit Inbegriff von Aegypten und die europäischen.

a) Bei den hinterasiatischen machen China und Indien einen Gegensatz aus, der sich in dem Buddhismus auflöst.

China ist der Staat, der die natürliche Sittlichkeit der Familie zum Princip macht. Die Familie als solche existirt auch bei den Millionen von Jägerstämmen und Nomadenhorden, die in geschichtloser Vegetation dahinleben und dahinsterben. Von ihnen unterscheidet sich China dadurch, daß es ein Bewußtsein über die Bedeutung der Familie gewinnt und sie zur Grundlage aller socialen, politischen und religiösen Verhältnisse macht. Der Staat ist nur die Familie im großen und der Kaiser, der Vater des Volks, ist der Sohn des Himmels. Wie jeder Chinese Kind ist, so soll jeder auch Vater sein. Weil daher keine Kinder zu zeugen das größte Unglück ist, so darf der Chinese durch Adoption sich eine künstliche Familie schaffen. Selbstbeherrschung durch Bemeisterung seiner

Affecte ist die Aufgabe der chinesischen Moral und Erziehung, wie wir den Kindern sagen, daß sie artig sein sollen. Die Ehrfurcht der Kinder vor den Eltern, der Gattin vor dem Gatten, der Unterthanen vor den Beamten, der niedern Beamten vor den höhern, drückt sich in einem Ceremoniell aus, dessen Beobachtung Staatspflicht ist. Weil in der Familie die Kinder den Eltern gegenüber gleich sind, so kann auch im Staat jeder Chinese alles werden. Niemand ist von einem Amt ausgeschlossen, der seine Befähigung zu demselben durch Prüfung nachweist. Ackerbau für die Nahrung, Seidenbau für die Kleidung, Lesen und Schreiben für die Bildung sind in China uralt. Krieg und Eroberung gebraucht es nur zum Schutz der Cultur, denn es ist ein Land der Schulen und des Friedens. Es kennt keine Geburts- und keine Geldaristokratie, nur einen Klassenrang. Es hat unbedingte Gewerbe- und Handelsfreiheit, Freizügigkeit im Innern ohne alle Paßbeschränkung, unbedingte Associationsfreiheit, Preßfreiheit und sogar Plakatenfreiheit, von der es zur Kritik der Beamten eine oft satirische Anwendung macht. Seine Religion ist ohne alle Mythologie und ohne alles Priesterthum und besteht nur in einer Verehrung der Ahnen.

Den Gegensatz zu Chinas Realismus bildet der Idealismus des indischen Volks, wie es sich zum absoluten Ständestaat in Vorderindien entwickelt hat. Solange die indischen Arier im Pendschab saßen, waren sie noch ein einfaches Hirtenvolk. Als sie aber die Dschumna überschritten und in das Gangesthal vordrangen, entstanden die Kasten aus der Entgegensetzung der hellfarbigen, schon civilisirten Sieger und der dunkelfarbigen, wilden Ureinwohner. Der Hindu wird seitdem nicht nur in eine Familie, sondern durch sie in einen Stand eingeboren, der ihm das Vollbringen einer specifischen Arbeit als Pflicht auferlegt. Die vier Stände der Priester, der Krieger, der Gewerb- und Handeltreibenden und der Dienenden sind gleichsam vier große Familien mit ungleichem Range, indem die untere Klasse immer von der Thätigkeit der obern ausgeschlossen ist, der Priester aber Krieg, Gewerbe und Handel treiben darf, wobei ihnen nur die Vorsicht empfohlen wird, kein Geschäft zu wählen, das mit ihrer angeborenen Würde zu sehr contrastirte. Die Consequenz-

macherei des Verstandes hat im Lauf der Jahrhunderte die sociale Ungleichheit der Kasten bis in die empörendsten Extreme verfolgt. In Indien existiren daher nur particuläre Standesideale, kein Ideal des Menschen überhaupt. Weil jeder aber nur werden kann, was er schon von Natur ist, weil die Pflichten eines jeden Standes vom Gesetz genau umschrieben sind, so kann auch das Standesideal keine Begeisterung erregen. Indien brachte, im Gegensatz zur Einheit des ungeheuern chinesischen Reichs, nur eine Menge kleiner Staaten hervor, die sich relativ zu vergrößern suchten und bald wieder zerfielen. Die Form des Staates konnte, den Kasten gegenüber, nur eine despotische sein, ihre Gegensätze als äußere Macht zusammenzufassen und zu beherrschen, denn über ihre innere Organisation hatte auch der mächtigste Despot keine Gewalt. Weil die Staatsmacht nur eine despotische zu sein vermag, so konnten Eroberer sich so leicht festsetzen und große Reiche bilden, wie die Araber, Mongolen, Franzosen, Briten.

Der Idealismus des indischen Volks hat seinen entschiedensten Ausdruck in dem Glauben an die Seelenwanderung gefunden, weil derselbe eine zweite Welt neben der empirischen erschaffte und die Aussicht eröffnete, aus dem Wechsel der Umgeburt durch Ascese endlich zur Ruhe überzugehen. Diese Möglichkeit ist für jeden Menschen vorhanden. Hierin lag der Keim zur Reaction gegen die Trennung der Kasten. Buddha im 7. Jahrhundert v. Chr. reflectirte darauf, daß alle Erscheinung vergänglich sei, und daß jeder Mensch, welcher Kaste und welchem Geschlecht er auch angehöre, doch durch Geburt und Tod, durch Alter und Krankheit jedem andern Menschen wesentlich gleich sei. Der Mensch müsse, um dem Schicksal der Metempsychose zu entgehen, nicht lügen, nicht unkeusch sein, nicht sich berauschen, nicht stehlen und nicht morden. Insoweit erfaßte Buddha schon die Idee der Menschheit, allein das Ideal, das er aufstellte, war erst das einer absoluten Passivität, das mit seiner Negation des natürlichen Egoismus erst ein geistliches Bettlerthum hervorbrachte und für sich nur einen Kirchenstaat zu begründen vermochte, oder, wo es nicht zu solcher Selbständigkeit gelangte, in andern Staaten Mönchs- und Nonnenklöster mit Laienbrüderschaften

organisirte. In der erstern Form existirt es in Tibet, in der zweiten in China, Japan, Hinterindien und auf den Sundischen Inseln Sumatra und Java. Es umfaßt den größten Theil der mongolischen Rasse und ist, quantitativ nach der Anzahl seiner Bekenner, die ausgedehnteste Religion, weil sein Quietismus die Entfaltung einer pomphaften Kirchlichkeit nicht gehindert hat, welche die Phantasie der Menge beschäftigt.

b) China, Indien und die indochinesischen, dem Buddhismus ergebenen Völker machen eine Welt für sich aus, welcher die ganz entgegengesetzte Richtung der vorderasischen Völker, der Perser, der Aegypter und Semiten, wiederum als eine in sich zusammenhängende Culturwelt zur Seite steht, worin die Individualität affirmativ gefaßt und auf den Genuß hin gerichtet wird. Der chinesische Realismus freilich genießt die Güter der Welt auch noch unbefangen, aber der indische und buddhistische Quietismus ist zugleich pessimistisch, denn er erblickt im Dasein selbst das größte Unglück und setzt daher seinen Triumph in die Kraft des Leidens, um das einmal vorhandene Uebel durch Beschränkung der Bedürfnisse und durch Unerschöpflichkeit seiner Geduld soviel möglich zu vermindern. Der Vorderasiate hingegen versucht den Kampf mit dem Uebel und entwickelt statt des negativen Heroismus der thatlosen Ausdauer im Leiden den positiven Heroismus der thatkräftigen Tapferkeit. An die Stelle des müßigen Bettlerthums, das in seiner Prätension der Heiligkeit sich von andern ernähren läßt, setzt es die Arbeit. In der Religion sind daher diese Völker dualistisch, indem sie dem bösen Princip das gute mit der Aussicht des schließlichen Siegs des letztern über das erstere entgegenstellen. Die Heiligkeit des Familienlebens wird anerkannt; die ständische Differenz der Gesellschaft tritt noch in der Tendenz zur Bilduug von Kasten hervor, die aber schon sehr abgemildert erscheinen und bei den Semiten völlig verschwinden. Wenn bei den Hinterasiaten das Priesterthum über das Königthum siegte und Buddha selbst, ein Fürstensohn, das geistliche Bettlerthum erschuf, so siegte bei den Vorderasiaten überall das Königthum über das Priesterthum, und selbst in Aegypten, das oft als ein reiner Priesterstaat geschildert wird, hatte der König

die Initiative bei allen Wasser- und Tempelbauten und opferte in eigener Person ohne Vermitteluug eines Priesters.

Persien war ursprünglich ein militärischer Vasallenstaat. China war auch aus Feudalverhältnissen zur Gesammtmonarchie erwachsen, hatte aber seine Cultur auf alle seine Provinzen ausgebreitet und alle Völker seines Reichs gleichmäßig civilisirt, wie wir noch heute die 400 Millionen Menschen, die es umfaßt, in den nämlichen Sitten und Fertigkeiten wie zur Zeit des Kong-fu-tseu sich bewegen sehen. Der Perser hatte keine besondere Cultur mitzutheilen, wenn er auch den Acker- und Gartenbau pflegte. Er ließ die Völker, die er unterwarf, in ihrer Sitte und Bildung gewähren und begnügte sich, einen Tribut an Naturalien oder an Geld und ein Contingent für die Armee von ihnen zu erheben. Wenn der bis zum Wahnsinn leidenschaftliche Kambhses in der Behandlung Aegyptens hiervon abwich, so suchte Darius sofort die Grausamkeit seines Vorgängers gut zu machen. Der altpersische Staat führte beständige Kriege, theils nach außen, um die Vasallen durch Eroberungen zu beschäftigen und zu belohnen, theils nach innen, um aufrührerische Vasallen niederzuwerfen. Die Residenz des Centralherrschers, die zugleich Feldlager, Festung und Waffendepot war, wechselte in den verschiedenen Perioden des Reichs ihren Sitz in Themischeh, Baktra, Ekbatana, Susa, Persepolis. Die großen Vasallen wurden allmälich ihrer Macht beraubt und an ihre Stelle Satrapen, d. h. Statthalter der Provinzen gesetzt, welche der König nach Belieben ernennen und absetzen konnte. Mit dem Siege des monarchischen Systems unter Kosroes begann auch die äußere Centralisation des Reichs in Landstraßen, Postenketten und allgemeiner Landesmünze. Der ethische Standpunkt des iranischen Persers war an sich ein sehr hoher, rein zu sein in Gedanke, Wort und That, allein die Ausführung verfiel noch häufig einem abergläubischen Pedantismus für die Reinhaltung von Feuer und Wasser, für die Pflege der Bäume, für die Hochstellung des Hundes, für die Furcht einer Verunreinigung durch die Berührung von Leichnamen. Jeder Perser betrachtete sich als einen freien Mitstreiter des guten Gottes des Lichtes gegen den bösen der Finsterniß, und dies Bewußtsein brachte eine straffe, thatkräftige, ritterliche Stimmung hervor.

Aegypten, das nach rückwärts hin mit Indien verglichen werden kann, ist innerhalb der vorderasiatischen Welt der Gegensatz zu Persien. Die Perser lebten in einer wasserarmen Hochebene, die Aegypter in einer Niederung, die ein mächtiger Strom durchzog. Der Ackerbau war für den Perser höchst mühsam, für den Aegypter sehr leicht und sehr einträglich. Der Perser schaute seine Götter unmittelbar in den Naturgegenständen selbst an; der Aegypter fügte zu dieser Anschauung noch die statuarische Darstellung seiner Götter. Der Perser verehrte nur die gestaltlose Flamme, der Aegypter eine Menge von Pflanzen und Thieren. Für den Perser war der Krieg Zweck, alles dem Herrscherthum des Sonnengottes Widrige zu vernichten; für den Aegypter war er nur Mittel, seine Cultur zu sichern. Ackerbau, Kanalbau, Dammbau, Tempelbau, Palastbau, Grabbau, das war sein Zweck. Der Perser mußte Landstraßen durch Berg und Thal hinführen, während der Aegypter durch die Wasserstraße des Nil eine leichte Verbindung aller Provinzen des Reichs besaß, das überdies nicht größer war als etwa das heutige Hannover. Aegypten lebte daher in einem viel innigern Zusammenhang mit sich als alle bisher betrachteten Staaten, und erst der Aegypter fühlte einen wahrhaften Patriotismus. Die Staatsform war monarchisch, aber in ihrer Willkür durch die Landesgesetze außerordentlich beschränkt. Die persische Vorstellung, den König als Herrn alles Landes, alles Eigenthums, aller Personen anzusehen, war in Aegypten unmöglich. Bei der äußersten, durch häufiges Baden und Haarscheren unterhaltenen Reinlichkeit hatte der Aegypter doch keine Scheu vor dem Todten. Wenn der Perser den Leichnam unter freiem Himmel aussetzte, ihn von Vögeln verzehren zu lassen, so balsamirte der Aegypter denselben ein, ihn durch alle Zukunft hin vor Verwesung zu schützen, und verschloß ihn in Steingräber, ihn dem Angriff der Thiere, womöglich auch dem der Menschen zu entziehen. Die moralische Abstraction des Persers, rein zu sein in Gedanke, Wort und That, wurde von dem Aegypter nicht nur anerkannt, sondern durch die Vorstellung von 42 Todsünden, die man zu unterlassen habe, in's Specielle fortgebildet und durch ein Todtengericht, das auch die Könige nicht verschonte, zu einem concreten Interesse des bürgerlichen

Gemeinweſens gemacht. Noch immer begegnen wir Schilderungen, welche die Aegypter lediglich als ein trübes, düſteres, ſklaviſches Volk darſtellen. Allein die Bilder, die wir auf den Mauern der Katakomben antreffen, wo ſie Wein keltern, Bier brauen, auf die Jagd gehen, mit Geſellſchaftsſpielen aller Art ſich unterhalten, Tänzerinnen und Sängerinnen um ſich verſammeln, köſtliche Möbel, Geräthe und Schmuck benutzen, ſowie die Beſchreibung, die uns Fremde von den Volksfeſten in Aegypten gemacht haben, zeigen uns vielmehr im Ernſt eine große Heiterkeit des Lebens, einen affirmativen Genuß deſſelben, wie ja auch die Juden nach ihrer Auswanderung ſich oft, mit der Bibel zu reden, nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens zurückſehnten. Der Aegypter hoffte nach einem redlichen, pflichttreuen Leben in die Wohnungen der Seligen, in die Gemeinſchaft mit Oſiris einzugehen, weshalb der Tod für ihn das Schreckliche verlor. Vieles, was uns früher bei ihnen, weil wir es noch nicht verſtanden, geheimnißvoll war, iſt es nicht mehr und konnte es für die Aegypter noch weniger ſein. Was hat man z. B. nicht über das Labyrinth gefabelt! Es war aber nichts weniger als ein myſteriöſes Gebäude, ſondern ein Staatspalaſt für die alljährliche Verſammlung der Abgeordneten der zwölf Hauptlandſchaften, von denen jede hier ihre Archive, ihre Bureaux und ihre Wohnungen beſaß, worin ſie ſogleich einziehen konnten. Der Name Labyrinth, der nach Herodot als Inſchrift prangte, heißt eigentlich La (für Ra)- puroma-en-tho, d. h. dem Sonnengotte, dem Könige der Welt! Die Gemälde auf den Wänden ſtellten charakteriſtiſche Pflanzen, Thiere, Menſchen und Bauten der verſchiedenen Provinzen dar, ſodaß man hier gleichſam eine Bildergalerie des ganzen Reichs fand. Das periodiſche Schwellen und Sinken des Nil mußte an eine große Ordnung der Arbeiten, der Steinbau an eine große Genauigkeit gewöhnen. In Aegypten war alles durch das Geſetz geregelt. Die Prieſter lebten in Monogamie und blieben als Geſetzausleger, als Schreiber, als Schullehrer und als Aerzte mit dem bürgerlichen Leben befreundet. Die Kaſten waren erbliche Stände, aber ohne die fanatiſche Abſonderung der indiſchen, denn mit Ausnahme des Standes der Schweinehirten konnten alle untereinander

heirathen. Alle hatten theil an Grund und Boden, der Bauer freilich nur als Pachter, denn ein Drittel gehörte dem König, ein Drittel den Prieſtern, ein Drittel dem Militär. Weil die Subſiſtenz der Prieſter von Hauſe aus durch das Kirchengut geſichert war, ſo konnten ſie gar nicht, wie die Brahmanen, darauf verfallen, aus dem Bettlerthum eine Religion zu machen. Die Sklaven wurden milde gehalten. Kein Herr durfte einen Sklaven tödten, und die Kinder der Sklaven waren frei. Von der Selbſtſtändigkeit der Aegypter und von ihrem Nationalſtolze haben ſich uns merkwürdige Beiſpiele, beſonders von der Zeit ab, wo Pſametich griechiſche Miethstruppen anwarb, erhalten.

So unendlich hoch Aegypten ſtand, ſo hatte es doch eben an ſeiner Nationalität eine große Schranke der Fortentwickelung. Jeder Aegypter betrachtete ſich als ein reines, jeden Fremden als ein unreines Weſen. Der Sturz Aegyptens wurde ebendeshalb unter Pſametich herbeigeführt, weil 200000 Krieger, die über die Bevorzugung der Griechen empört waren, mit Frau und Kind, jedes Regiment mit ſeinen Fahnen und ſeiner Muſik an der Spitze, nach Aethiopien auswanderten. Die Aufgabe, den internationalen Verkehr zu eröffnen, fiel den Semiten zu, die zwiſchen Perſien und Aegypten von Meſopotamien bis zur Küſte des Mittelmeers in ſteter Unruhe lebten. Die Araber müſſen wir hier mit einrechnen. Dieſe Staaten trieben zwar auch Ackerbau, vorzugsweiſe aber Handel und Induſtrie. Das ſtädtiſche Leben empfing in ihnen das Uebergewicht. Die monarchiſche Spitze wurde ſchwach und ariſtokratiſche Geſchlechter, Parteiſtreitigkeiten, traten in den Vordergrund. Die großen Stadtſtaaten Babylon und Ninive förderten die Producte Baktriens, Mediens, Indiens, Arabiens, ſowie die eigenen Erzeugniſſe ihrer Weberei und Färberei, ihrer Metallarbeiten und Edelſteinſchleifereien auf den Karavanenſtraßen, die noch heute exiſtiren, bis zum Ufer des Mittelmeers, wo die Cedern des Libanon den Phöniziern ein gutes Material zum Schiffbau boten. Babylon beherbergte einige Millionen Menſchen hinter ſeinen rieſigen Mauern. Es eröffnete ſeine Thore allen Fremden, die ihr Geld in ihm verzehren wollten, bot ihnen alles, was die Sinne zu ergötzen vermag,

zum Genuß an, verweichlichte alle Dynaſtien, die in ihm wohnten, und berauſchte durch die Kunſt, die Reize der Natur mit Raffinement verführeriſcher zu machen. Der orgiaſtiſche Taumel, die höchſte Aufregung der Geſchlechtsluſt war in ihm zu Hauſe. An der Küſte des Mittelmeers übernahmen die Phönizier ſchon ſeit dem Anfang des 3. Jahrtauſends v. Chr. die Rolle, den Landhandel in Seehandel umzugeſtalten. Sie legten im Becken des Mittelmeers viele Factoreien an, unter denen die tyriſche Pflanzſtadt Karthago ſich beſonders auszeichnete und mit dem Handel der Hetrusker im Liguriſchen Meer rivaliſirte. Die Silber- und Queckſilberbergwerke Spaniens wurden von ihnen ausgebeutet, die Meerenge von Gibraltar durchſchnitten und die Küſte Afrikas ſüdlich bis Guinea, die Küſte Europas nördlich bis zum baltiſchen Bernſteinlande befahren. Die Phönizier betrieben daher den Handel ganz egoiſtiſch, indem ſie, hierin Babylon und Ninive ganz entgegengeſetzt, ihre eigenen Städte den Fremden verſchloſſen, ihre Colonien in knechtiſcher Abhängigkeit erhielten und die Spuren ihrer Fahrten verheimlichten. Liſtige Geſchmeidigkeit, einen Verkehr anzuknüpfen, Härte und Grauſamkeit, ihn, wenn er rentirte, zu ſichern, waren die Grundzüge ihrer Politik, welche ſie, wie wir ſchon aus Homer ſehen, bei allen Völkern verrufen machten. Für die Erhaltung ihrer Selbſtändigkeit kämpften ſie mit äußerſter Tapferkeit, wie namentlich Tyrus und Karthago in langen Belagerungen bewieſen. Um aber ihre ausgedehnten und weithin zerſtreuten Beſitzungen zu ſchützen, bedurften ſie der Miethstruppen und führten damit das Söldnerthum ein. Alles faßten ſie unter dem Geſichtspunkt der Waare, auch den Menſchen, denn ſie betrieben den Sklavenhandel zuerſt ſyſtematiſch und behandelten den Sklaven nicht, wie der übrige Orient, mit Milde, ſondern mit brutaler Grauſamkeit. Sie begleiteten fremde Armeen als Sklavenhändler, die Kriegsgefangenen, deren man ſich gern entledigte, als Sklaven aufzukaufen. Sie corrumpirten alle Nationen, zu denen ſie kamen, durch den Luxus, den ſie ihnen als ein bald unentbehrliches Bedürfniß einſchmeichelten, ſowie durch die Tänzerinnen und Buhlerinnen, die ſtets in ihrer Begleitung waren. Die Religion dieſer Völker war fataliſtiſch, weil Glück und Unglück im Handel

vom Zufall abhängt. Der Aberglaube des Horoſkopſtellens, des Tagwählens, der Vorzeichen, des Loswerfens, der Zahlenmuſik u. ſ. w. war bei ihnen zu Hauſe. Ihre Berechnung war es, welche das Kinderopfer erfand, um durch das Verbrennen des liebſten Beſitzes magiſch auf die Gottheit einzuwirken.

Wie grell zeichnet ſich hier der Gegenſatz von Oſt- und Weſtaſien. Der peſſimiſtiſche Quietismus der Buddhiſten hält die Welt für einen göttlichen Irrthum und das Daſein für ein Unglück, das man durch Zeugung nicht vermehren dürfe. Der optimiſtiſche Orgiasmus der Semiten findet die Welt herrlich eingerichtet, wenn man nur den nöthigen Verſtand zu ihrem Genuß mitbringt und in ſchwierigen Lagen klug und entſchloſſen genug iſt, ſelbſt die eigenen Gezeugten, in denen man doch ſich ſelbſt erneut, dem zürnenden Moloch zu opfern. Der Semite legt an alles den Maßſtab des eigenen Intereſſes, weshalb er in der Natur nicht die Natur, ſondern nur einen Vorrath von Genußmitteln, und in andern Menſchen nicht Menſchen, ſondern Individuen erblickt, die ihm nützen oder ſchaden können. Alles wird proſaiſch.

c) Die dritte Gruppe der Nationalſtaaten iſt die der Griechen, der Römer und der keltiſchen, ſlawiſchen und germaniſchen Völker, die von ihnen den Uebergang zur modernen Welt machen. In dieſer Gruppe wird das Princip der Nationalität idealiſirt; von den Griechen geht das äſthetiſche, von den Römern das politiſche von den Germanen das ritterliche Ideal aus. Da die Bedeutung dieſer Nationen richtiger gewürdigt und ihre Stellung in der Weltgeſchichte unbeſtrittener iſt, ſo können wir uns hier kürzer faſſen.

Die Griechen ſind das für die Bildung der Menſchheit wichtigſte Volk, das in Kunſt und Wiſſenſchaft alle andern hinter ſich gelaſſen hat und der Lehrer aller andern geworden iſt, weil es einerſeits die Natur wirklich als Natur anſchaute und andererſeits zum Bewußtſein der ſittlichen Freiheit als des Staatszweckes kam. Es iſt das Genie unter den Völkern, welches alles mit Schönheit zu beſeelen und das Weltall ſelbſt als ſchöne Totalität, als Kosmos, aufzufaſſen verſtand. Der Semite ſagte ſich: da ſind glänzende Metalle und Steine, weiche Felle, duftende Blumen, ſchmackhafte Früchte,

saftiges Wildpret, köstliche Weine, schöne Mädchen, winkbereite Sklaven — siehe, es ist alles gut, komm und genieße! Der Hellene sah dies alles auch, aber er verwandelte den Genuß in Poesie, weil er die Materie der Form, die Sinnlichkeit der Freiheit unterordnete. Der griechische Staat war Freistaat, der, als aristokratischer wie als demokratischer, die Gesetzgebung und Verwaltung zur Sache der Gemeinde machte. Hellas zerfiel auf seinem peninsularen und insularen Terrain in eine Menge von politischen Individualitäten, die in den öffentlichen periodischen Spielen einen socialen, im delphischen Orakel einen religiösen, in den Amphiktyonen nur einen schwachen politischen Zusammenhang hatten. Griechenland hat die Kunst in allen Gebieten consequent durchgebildet, sodaß seine Werke als classische zu ästhetischen Normen für die Menschheit geworden sind. Es hat die Wissenschaft zuerst unabhängig von der Religion bearbeitet und in der Philosophie alle wesentlichen Standpunkte in folgerichtiger Ableitung durchgeführt. Die ganze spätere Menschheit zehrt von diesem Erbe und verständigt sich durch die von den Griechen erschaffene Terminologie, die wir sogar noch immer in ihrer Sprache fortsetzen. Griechenland hat, weil es die Individualität freiließ, zuerst originelle Charaktere hervorgebracht, in denen die wesentlichen Eigenschaften der menschlichen Natur sich so ideal ausgeprägt haben, daß sie zu Symbolen für die ganze Menschheit geworden sind. Wenn wir sagen: ein Aristides, ein Alcibiades, ein Perikles, ein Nestor, eine Penelope, eine Laïs, ein Diogenes u. s. w., so versteht jedermann, was wir damit meinen. Als das Volk der ästhetischen Idividualität löste es auch die Religion in individuelle Culte auf, aus deren Mannichfaltigkeit jedoch durch die Vermittelung der Kunst die Anschauung der Götter als allgemeiner idealer Individualitäten hervorging, die ebenfalls für die gesammte Menschheit einen symbolischen Werth behaupten und als schöne menschliche Götter unsterblich unter uns fortleben. Die eleusinischen Mysterien waren der Anfang einer freien religiösen Gemeindebildung. Erst Griechenland erkannte auch die Schönheit der menschlichen Gestalt als den Ausdruck der Freiheit des Geistes. Der Orient verhüllte sie entweder mit peinlicher Steifheit oder entblößte sie schamlos.

Der Grieche arbeitete sie durch Gymnastik zum lebendigen Kunstwerk aus und entdeckte ihren Kanon, d. h. das Naturmaß ihrer Gliederung. Als Staat ging Griechenland durch den Mangel wirklicher Souveränetät des ganzen Hellas zu Grunde. Den orientalischen Despotismus hatte es zurückgeworfen, aber durch die Entzweiung Athens mit Sparta über die Hegemonie sich dermaßen erschöpft, daß es den mächtigen, selbst griechisch gebildeten Individualitäten Philipps und Alexanders von Macedonien erlag, ohne deshalb aufzuhören, in Kunst und Wissenschaft productiv zu sein. Alles, was es hierin hervorgebracht hat, athmet eine allgemeine Verständlichkeit, weil es eine menschlich allgemeine Form hat.

Den Griechen stehen die Römer als die praktische Individualität gegenüber, deren Bedeutung für die Menschheit in der selbstbewußten Entwickelung der Idee des Rechts liegt. Rom faßte das aristokratische und das demokratische Element, welche Griechenland in verschiedene Staaten auseinander warf, von vornherein in den Patriciern und Plebejern als Eine Gemeinde unter der immer gleichen Souveränetät des Senatus populusque Romanus zusammen. Nicht die schöne, nicht die durch ihre Bildung interessante Individualität, sondern die Person und ihr Eigenthum galt den Römern. Selbst die Kinder faßten sie nur als Eigenthum des Vaters, der den eigenen Sohn als Sklaven verkaufen konnte und dies Recht erst verlor, wenn es dreimal geschehen war. Die Plebejer wurden den Patriciern verschuldet, weil der Kriegsdienst sie vom Erwerb zurückhielt. Dies hinderte die Patricier nicht, den Plebejer, der soeben vom Feldzuge heimkehrte, sofort in das Schuldgefängniß werfen oder ihn als Sklaven für sich arbeiten zu lassen. Der Plebejer kämpfte daher, bis er bessere Schuldgesetze, das Recht des Testamentirens, das Recht der Verheirathung mit den Patriciern, das Recht des Tribunats und der Prätur, endlich das Recht des Consulats selbst erlangt hatte. Mit dieser innern Geschichte Roms stand die äußere in Wechselwirkung, die in unaufhörlichen Kriegen und Eroberungen fortlief. Nachdem es in Karthago das orientalische Princip besiegt hatte, konnte ihm keine Nation der damaligen Welt mehr Widerstand leisten und es triumphirte Schritt vor Schritt über alle. Die

Folge war, daß es sein Bürgerrecht erst den italienischen Bundesgenossen, dann, unter Caracalla, allen Einwohnern des Reichs ertheilte. Caracallas Sondermotiv hierzu war allerdings ein finanzielles, die Erbschaftssteuer von allen auch nichtitalienischen Städten einzuziehen, allein er würde doch zu solcher Erweiterung nicht gekommen sein, wenn nicht das Nivellement der römischen Herrschaft den Unterschied der Volksindividualitäten schon sehr verwischt gehabt hätte. Eine andere Folge sowohl des Parteikampfes im Innern als der Ausdehnung nach außen war, daß die Souveränetät aus der Form der consularischen Wahl zur monarchischen übergehen mußte, die jedoch ohne feste Erfolge blieb, indem entweder der Regent sich seinen Nachfolger erwählte oder die Armee ihn, späterhin auch außerhalb Roms, proclamirte. Der Kaiser war princeps als erster Senator, imperator als erster Feldherr, censor als erster Sittenrichter, pontifex maximus als erster Priester. Weil er alle Gewalt in sich concentrirte, konnte freilich seine Willkür sich bis zu entsetzlichen Verbrechen gehen lassen, allein er mußte doch die Form des Rechts beobachten. Wie sorgsam verfuhr hierin Tiberius! Nero, als er seine Mutter hatte ermorden lassen, schrieb selbst an den Senat einen Brief, worin er diesen Mord als eine politisch nothwendige Maßregel darstellte, eine Rücksicht, die einem orientalischen Despoten nie einfallen würde. Eine weitere Folge der Eroberungen war die Entsittlichung durch die Beute, die man in Rom zusammenschleppte, und durch die Bereicherung in den Provinzen. Der Ackerbau, die Hauptarbeit des alten Römers, verlor seine Ehre, weil er nur noch von Sklaven betrieben wurde. Als erst Sicilien, dann Aegypten Kornkammern des Reichs wurden, legte man auf den großen Latifundien Parks an, gegen welche schon Tiberius eiferte, oder ließ den Acker zu Weideland herunterkommen, weil die Viehzucht wegen des ungeheuern Verbrauchs von Schlachtvieh in Rom einträglicher war. So sind ganze ehemals fruchtbare Landschaften in Italien zu wüsten Strichen geworden, wie die staubige, nur von Büffelheerden durchirrte Campagna um Rom selbst. Der Reichthum, den man aufhäufte, erzeugte auch wieder ein stets nach Brod und Schauspielen begieriges Proletariat. Der Sklavenstand aber in seiner

übergroßen Menge mußte die Trägheit, Ueppigkeit, Weichlichkeit, Heuchelei und Verderbtheit auf's äußerste steigern und die Mischung aller Nationen, aller Culte, aller Lebensarten in Rom mußte zum Indifferentismus und Skepticismus führen. In Kunst und Wissenschaft waren die Römer nur Dilettanten als Nachahmer der besiegten Griechen. In der Religion waren sie ohne Poesie, weil ihre Götter nur höhere Staatsbeamte waren, deren Cultus in einen egoistischen Aberglauben auslief. Der Trug des römischen Augurenthums ist sprichwörtlich geworden. Auf diesen Gebieten hat man also die Größe Roms nicht zu suchen, wol aber in der Energie des politischen Parteikampfes, der jeden Buchstaben des Gesetzes zum Resultat langer, oft blutiger Kämpfe machte, in der unermüdlichen, für die Ehre der Ewigen Stadt begeisterten Tapferkeit, in der Klarheit des Verstandes, der das Privatrecht nach allen Seiten bis in das feinste Detail dermaßen ausarbeitete, daß seine Bestimmungen noch heute einen entscheidenden Werth ansprechen; endlich in dem practischen Geist, der das Nützliche vor dem Schönen bevorzugte und überall, wo er zur Herrschaft gelangte, breite, feste Landstraßen, Wasserleitungen, Kloaken baute, stehende Feldlager errichtete und eine gute Marktpolizei einführte.

Die germanischen Völker, welche Rom stürzten, trugen das Princip der freien Subjectivität, die sich selbst Zweck ist, schon als heroische Gesinnung in sich und machten in den Bündnissen und Kriegen mit Rom die erste Schule ihrer politischen Bildung durch.

2) Den Nationalstaaten stehen die theokratischen gegenüber. Allerdings bezeichnen viele Historiker auch solche Staaten als theokratisch, in denen eine Hierarchie zur Herrschaft gelangt ist; allein streng genommen kann nur ein solcher Staat theokratisch heißen, in welchem ein von der Natur und Menschheit unterschiedener, über beide erhabener, selbstbewußter Gott als Gesetzgeber gilt. In diesem Sinn kann nur der jüdische und der mohammedanische Staat theokratisch genannt werden. Das Wort Theokratie rührt auch von einem Juden, von Josephus her, der mit ihm das Eigenthümliche der jüdischen Verfassung ausdrücken wollte. Die Geschichte der Juden kann als ein Moment der Geschichte der semitischen Völker

behandelt werden, mit denen sie viele Sitten und den Glauben an den Gott des Feuers, des Lichts, der Sonne, an den Baal, El, Allah oder Moloch, gemein haben. Allein man erkennt bald, daß sie doch von allen diesen Völkern, ebensowohl als den Aegyptern und Persern, den Griechen und Römern durch ein Princip unterschieden sind, das ihnen eine völlig isolirte Stellung anweist und sie den übrigen Nationen unverständlich, ja verhaßt machte. Dies Princip war der Jehovahglaube, der bei ihnen endlich unter dem Könige Josiah 622 v. Chr. über den Molochsdienst den entschiedenen Sieg davontrug, d. h. die Vergeistigung der Vorstellung des Absoluten zum Gedanken eines rein ideellen Subjects, dessen Wille die Natur schafft und die Geschichte des Menschen leitet. Die Natur war also nicht mehr die alles bestimmende Macht. Der Mensch wurde frei gegen sie und für sein Handeln ebenfalls von dem allwissenden und allmächtigen Gotte freigelassen, sodaß er sogar mit ihm einen Vertrag, einen Bund einzugehen vermochte. Mag man den jüdischen Monotheismus noch so weit in seine polytheistischen Anfänge zurückverfolgen und mag das jüdische Volk sich factisch noch so oft mit ihm in Widerspruch versetzt haben, so bleibt doch die welthistorische Thatsache stehen, daß es unter allen Völkern allein und zuerst sich zu der Abstraction des Einen Gottes nicht als einer absoluten Substanz, sondern als des absoluten Subjects erhoben hat. Hiervon ist die Folge, daß die Juden zwar in Ansehung der Bildung vielfach niedriger stehen als heidnische Nationen, darin aber über ihnen stehen, von jedem Naturgrunde losgerissen zu sein. Daß sie den Einen Gott noch als Nationalgott verehren, ist ein Widerspruch, der ihnen selbst zum Bewußtsein kommt und den sie im Glauben an einen Messias aufheben, der als der von Gott gesandte Friedensfürst alle Völker zu seiner Anerkennung führen soll. Sie vermögen sich durch diese Erwartung noch jetzt mitten unter den christlichen Völkern als nationale und religiöse Gemeinde zu behaupten, was keiner heidnischen Nation möglich wäre. Für den messiasgläubigen Juden ist das Christenthum nur eine Episode, welche die Bekanntschaft aller Völker mit den jüdischen Vorstellungen vermittelt.

Die Juden ſind als Volk zugleich eine Familie, die in Abraham ihren Ahnherrn verehrt, aber die Familie iſt nicht, wie bei den Chineſen, das conſtitutive Princip ihres Staats, das vielmehr im Glauben an den Einen wahren Gott liegt. Sie haben 12 Stämme, die ſich ihre Genealogie überliefern, aber keine Kaſten wie die Inder. Der Stamm der Leviten übt die prieſterliche Function, ohne deshalb, wie die Brahmanen, eine geiſtige und religiöſe Bevorrechtung zu genießen. Sie haben Naſiräer, die ſich einer beſondern Askeſe unterwerfen, aber keine heiligen Bettler wie die Buddhiſten. Jehovah verbietet im Gegentheil, daß in ſeiner Gemeinde ein Bettler wohne. Sie ſind unendlich kriegeriſch, aber nur, um Kanaan als das gottgelobte Land zu erobern und die Freiheit ihres Glaubens zu erhalten, nicht, wie die Perſer, ſich alle andern Völker zu unterwerfen. Sie ſind nationalſtolz, weil ſie ſich für das Volk Gottes halten, nicht wie die Aegypter, weil ſie von Natur Juden ſind. Sie ſind Ackerbauer, Viehzüchter, Weinbauer, Händler, und ſie lieben den ſinnlichen Genuß, aber ſie haben eine Schranke an dem Ceremonialgeſetz, und die Unnatur der orgiaſtiſchen Ausſchweifung bleibt für ſie eine an ſich verbotene Abirrung. Der Erwerbſinn kann bei ihnen nicht eine ſolche Höhe der Leidenſchaft wie bei den Phöniziern erhalten, weil ſie in dem Bewußtſein leben, daß Kanaan ihnen von Gott nur zum Lehn gegeben, an den es alle 50 Jahre zurückfällt. Schönheitsſinn im plaſtiſchen Charakter der Griechen iſt dem Juden fremd, aber ſeine lyriſche Poeſie, ſein Prophetismus, ſeine Spruchweisheit, laſſen ihn auch neben den gebildetſten Völkern ſich als geiſtig ebenbürtig behaupten. Das Recht iſt dem Juden ſo wichtig als dem Römer, und der Talmud gibt an caſuiſtiſchem Scharfſinn dem der Commentatoren des Römiſchen Rechts nichts nach; aber das Recht behält für ihn zugleich die Autorität göttlicher Geſetzlichkeit. Die Verhältniſſe der Gefangenſchaft, der Dienſtbarkeit und Hörigkeit hatten die mildeſten Formen. Fremdlingen war der Aufenthalt im Lande erlaubt. Für Mörder gab es, die Wuth der Blutrache zu hemmen, Freiſtätten. Die Stellung der Frauen war eine ſehr ſelbſtändige, und ſie konnten auch als Prophetinnen auftreten. Die Propheten waren, den Fürſten und

Prieſtern gegenüber, die Anwalte des Volks und übten eine öffentliche, rückſichtsloſe Kritik der beſtehenden Verhältniſſe, weil ſie im Namen Gottes als von ihm begeiſterte Seher ſprachen. Der Jude iſt zwar, ſeinem Gott gegenüber, ſelbſt ein Knecht, allein in freiem Gehorſam, denn es iſt ihm anheimgegeben, ob er das Geſetz Jehovahs befolgen will oder nicht. Lohn oder Strafe für ſein Verhalten ſind gewiß, denn Gott als der Geſetzgeber läßt ſeiner nicht ſpotten, aber in dieſer Gewißheit liegt die unendliche Kraft des Juden zur Ausdauer im Leiden. Weil Gott der Schöpfer der Natur, ſo kann ſie ſeinem Willen nichts entgegenſtellen, d. h. der Jude glaubt, Gott könne Wunder thun. In der Vorſtellung, daß einſt alle Völker aus ihrem Aberglauben und Unglauben ſich dem Glauben an den Einen wahren, geiſtigen Gott zuwenden müßten, beſaß der Jude ſchon ahnungsvoll die Idee der Menſchheit.

Das jüdiſche Volk iſt daher das ſchlechthin welthiſtoriſche Volk, das Volk Gottes, das von ihm zu ſeinem Werkzeug auserwählte Volk, das ſich unter allen Völkern ihm zum Eigenthum geheiligt hat. So iſt es das Volk der abſoluten Entzweiung zwiſchen Natur und Geiſt, zwiſchen Nationalität und Humanität, zwiſchen Geſetz und Freiheit, zwiſchen Barbarei und Bildung, zwiſchen lokaler Iſolirung und kosmopolitiſcher Ausbreitung, zwiſchen Vergangenheit und Zukunft. In der Geſammtheit ſeiner Sitte, ſeines Rechts, ſeiner Verfaſſung, ſeines Glaubens, ſteht es der Idee der Menſchheit näher als die heidniſchen Völker, die nach außen hin glanzvoller erſcheinen. Vom Standpunct der Menſchheit muß man ſich durch den Glanz nicht blenden laſſen, denn für ihn kommt es auf die Anerkennung des Menſchen als Menſchen an. Wie glänzend z. B. erſcheint Athen unter Perikles, wie glänzend erſcheint dieſer beredſamſte der Menſchen ſelbſt! Aber dieſer Perikles war im Stande, 5000 atheniſche Bürger, weil ſie ihre Abſtammung von urſprünglich atheniſchen Familien nicht nachzuweiſen vermochten, in die Sklaverei zu verkaufen! Die Geſchichte der Juden iſt freilich eine der widerwärtigſten, voll von Neid, Wolluſt, Habſucht, Herrſchſucht, Grauſamkeit. Die Juden blieben ihrer ſteten innern Entzweiung halber nach außen hin politiſch ſchwach. Die Politik ihrer Könige ſchwankte

beständig zwischen dem Anschluß an Aegypten oder an Assyrien hin und her. Palästina lag zwischen den übrigen vorderasiatischen Staaten derartig eingekeilt, daß es für alle zum unaufhörlichen Anstoß wurde. Seit der Zerstörung Jerusalems durch die Römer leben die Juden zerstreut unter allen Völkern, welche sie im stillen ebenso verachten, als sie von ihnen öffentlich so lange verachtet werden, bis die christlichen Völker sie aus dem Bewußtsein der Humanität heraus als menschlich gleichberechtigt anerkennen.

Der Mangel der jüdischen Theokratie war der Widerspruch der Allgemeinheit des Princips mit der Bevorzugung des jüdischen Volks als des besondern von Gott auserwählten. Diese Schranke hat der Mohammedanismus aufgehoben, der zwar auch von einem semitischen Volk, von den Arabern, ausging, aber alle Völker ohne Unterschied zum Islam, d. h. zum Gehorsam, aufforderte. Alle auf die besondere Lokalität, alle auf Nahrung, Kleidung und Wohnung bezüglichen, alle auf einen besondern Tempeldienst basirten Vorschriften des jüdischen Gesetzes fallen bei ihm fort, allein den Gedanken der Humanität hat er doch nicht erreicht. Er macht die Prätension, an die Spitze der Weltgeschichte zu treten, weil er nicht nur das Judenthum, sondern auch das Christenthum kritisirt; aber die Polygamie, die Sklaverei, der Fatalismus, der Sensualismus, der Fanatismus des Glaubens und der Indifferentismus gegen die Wissenschaft hindern ihn, diese Hegemonie wirklich zu übernehmen. Für die Völker der Tropenzone ist der Islam gerade, weil er die Polygamie und die Sklaverei gestattet, eine Religion, die sich ihnen außerordentlich empfiehlt, aber für die höhere Entwickelung der Menschheit entbehrt er des Bewußtseins der Freiheit und der Perfectibilität, das für die Menschheit erst vom Christenthum ausgegangen ist.

3) Der Nationalstaat erkennt den einzelnen als Bürger, nicht als Menschen an. Das römische Weltreich brachte es in dem ungeheuern Complex der ihm unterworfenen Völker nur zur Abstraction des civis Romanus, der alle Rechte eines römischen Bürgers hatte.

Der theokratische Staat erkennt den einzelnen als einen nach seinem Sinn Gottgläubigen, nicht als Menschen an. Der Islam, die äußerste Verallgemeinerung der Theokratie, läßt den einzelnen

nur gelten, sofern er an Allah und an Mohammed als dessen Propheten glaubt.

Die Vermittelung der Anerkennung des Einzelnen als Menschen ohne allen weitern Grund, als weil er Mensch ist, gebührt der christlichen Religion, welche dies in der Vorstellung ausdrückte, daß Christus zur Versöhnung aller Menschen mit Gott ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, des Standes, des Volks, gestorben sei und daß diese aus freier Aufopferung vollbrachte That von allen Menschen, je nach ihren Verhältnissen, nachgeahmt werden müsse. Die christliche Religion will in jedem Menschen den wahren Menschen, den sie im Beispiel Christi anschaut, wieder hervorbringen; der wahre Mensch aber ist nur der menschliche, der im Bewußtsein der allgemeinen Menschheit und der selbstbewußten, allen Egoismus opfernden Freiheit handelt. Hiermit wurde das Bewußtsein der Gleichheit aller Menschen auch ein humanes, d. h. ein von der Liebe des Menschen zum Menschen erfülltes. Insofern ist mit dem Christenthum das Princip der absoluten Versöhnung in das Menschengeschlecht eingetreten. Es ist aber ein großer Unterschied zwischen dem Princip an sich und zwischen der Verwirklichung, durch die es sich der Realität einbildet. Die christliche Religion ist zwar zur Weltreligion befähigt, weil sie allein die Perfectibilität als progressive Wiedergeburt für den einzelnen wie für die Menschheit zum Gesetz macht, allein der Weg ihrer Entwickelung ist ein sehr langsamer. Weil das Princip der Humanität zuerst als Religion erschien, hatte es in sporadischen Gemeinden nur eine sociale Existenz, bis es durch das römische Kaiserthum als Kirche anerkannt und durch Byzanz zur Staatskirche erhoben ward, welche noch nicht den Menschen als Menschen, nur erst denjenigen Christen anerkannte, der den vom Staat proclamirten Glauben als den rechten zum seinigen machte. Hiermit war an sich die Kirche über den Staat erhoben. Die römische Kirche zog auch diese Consequenz und erklärte den Staat für ein nur weltliches Dasein, dem sie erst die wahre Weihe zu ertheilen und sich selbst als den rechten Gottesstaat, als die civitas Dei, durch alle Staaten hin zu constituiren habe. Rom wurde Kirchenstaat und sein Bischof machte den Anspruch, als der Stell-

vertreter Christi selbst zu gelten. Der hieraus entspringende Kampf der Kirche mit dem Staat mußte dazu führen, daß beide einander sich frei ließen, indem sie ihren Unterschied in dem Begriff der Menschheit auf höhere Weise vereinigten. Diese Emancipation des Staats von der Kirche wie der Kirche vom Staat, in welcher der Staat mit der Kirche in der Humanität als dem letzten Zweck übereinstimmt, ist das letzte Resultat der Weltgeschichte, bei welchem sie angelangt ist. Der moderne Staat gewährleistet jedem seiner Bürger die ursprünglichen Rechte des Menschen überhaupt und sieht hierbei von aller confessionellen Bestimmtheit des einzelnen ab. Die Kirche erzieht jeden ihrer Gläubigen als Glied eines ewigen Geisterreichs, bildet ihn über das gegenwärtige Dasein hinaus noch für ein künftiges zur unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott selbst fort und sieht hierbei von aller nationalen und staatsbürgerlichen Bestimmtheit des Einzelnen ab.

Der byzantinische Staat erschuf die Staatskirche, indem er die theoretische Bildung der christlichen Dogmen zum Ausgangspunkt der Bildung von politischen Parteien machte. Der Kaiser selbst stand als der Hüter des rechten Glaubens da und behandelte alle Häretiker zugleich als Revolutionäre. Die Wirklichkeit des Lebens wurde von dem Princip der christlichen Freiheit nur wenig berührt, weil sie erst in der negativen Form der mönchischen Askese, der misanthropischen Resignation, erschien. Wollust und Grausamkeit, Habsucht und Bosheit, Weiber und Eunuchen herrschten nebst der Sklaverei wie im altrömischen Kaiserthum. Die Klöster waren oft ebenso sehr Staatsgefängnisse als die Mönche Soldaten. Von Justinian ab, der die Sophienkirche erbaute, erstand bis zum 11. Jahrhundert eine ästhetisch-religiöse Epoche, in welcher der ursprüngliche Schönheitssinn der Hellenen noch einmal in der bildenden Kunst auftauchte; aber von hier ab verlor Byzanz seine Macht in Italien und Afrika, ward durch die Kreuzfahrer im Innern geschwächt und blieb zwar noch immer bis zur Eroberung durch die Osmanen ein Conservatorium der literarischen Cultur, der feinen Lebensart, der Künste des Luxus, übergab aber seine Gestaltung der Kirche als Staatskirche, sowie seinen Militärdespotismus und

seine Hofpolitik an Rußland, welches jedoch durch eine frische Nationalität, durch einen größern Umfang und durch Aufnahme germanischer Elemente der geistigen Erstarrung des byzantinischen Reichs sich entwand.

Die abgemüdeten und abgenutzten Völker des Alterthums konnten ihren schulgeübten Verstand zwar zur logischen Entwickelung des Begriffs des Christenthums anwenden, allein erst das Gemüth der germanischen Nationen besaß eine praktische Energie, die sich zum Träger der im Ideal der christlichen Freiheit angelegten Tiefe der Sittlichkeit machen konnte. Die phantastische Form, in welcher dies zunächst geschah, war die des Ritterthums, weil es die Individualität affirmirte, während das Mönchthum sie durch die Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth negirte. Aus der ritterlichen Abenteuerlichkeit, die für den Glauben, die Liebe und die Ehre kämpfte, entsprang der poetische Cultus der weiblichen Schönheit, den die Kirche in der Form der Anbetung der Maria heiligte und die sociale Stellung des Weibes damit außerordentlich förderte. Neben der Geistlichkeit und dem Adel erstarkte das Bürgerthum als ein dritter Stand, der die Würde der Arbeit, die Sittlichkeit der Familie und die Freiheit des Privatbesitzes zur Geltung brachte. Mannichfaltige Corporationen, die aus seiner Mitte hervorgingen, gaben dem einzelnen einen kräftigen Rückhalt. Die Erfindung des Schießpulvers änderte die Kriegführung und zerstörte das Vorrecht der ritterlichen Ausrüstung und Waffenvirtuosität. Die Erfindung des Buchdrucks zerstörte das Vorrecht des geistlichen Standes, Besitzer und Träger der literarischen Bildung zu sein. Die Entdeckung der transatlantischen Länder und die sich schnell folgenden Entdeckungen der Astronomie, Mechanik, Physik und Chemie veränderten die Auffassung der Natur ganz und gar, weil man die in ihr existirende Vernunft zu begreifen anfing, während das Mittelalter bis dahin nur sinnlose oder sinnenreizende Materie in ihr erblickt und ein höheres Wissen von ihr als Magie verdächtigt hatte. Durch diese Hülfsmittel unterstützt, konnte die Reformation die Anerkennung der Glaubens- und der Gewissensfreiheit durchsetzen, obwohl dieselbe sogar nach den blutigen Schlachten und den Greueln

des Dreißigjährigen Krieges trotz der Stipulation des Westfälischen Friedens noch oft genug gefährdet ward. Der Glaube der protestantischen Kirche, welcher die Gemeinde von der Bevormundung des Klerus befreite, mußte selbst erst noch durch die Wissenschaft über sich aufgeklärt werden, denn erst aus dieser Aufklärung ging die wahre, ihrer Vernunft bewußte Humanität hervor. Die nordamerikanischen Freistaaten faßten bei ihrer Gründung die Hauptmomente dieses Bewußtseins in den Paragraphen ihrer Verfassung zusammen, und die Französische Revolution wiederholte sie in ihrer Erklärung der Menschenrechte als die Magna-Charta der Menschheit selbst.

Dies Bewußtsein ist nicht wieder zu vertilgen oder auch nur, wie es der Jesuitismus aller Art versucht, auf längere Zeit zu verdunkeln oder zu verfälschen, weil die Presse es zu einem Allgemeingut der Menschheit gemacht hat und zu machen fortfährt. Eigenthum, Gewerbe und Handel müssen frei sein; ebenso alle geistige Productivität, die nur denjenigen Beschränkungen unterliegt, welche die allgemeinen Gesetze enthalten. Die Freiheit der Person ist gesichert. Alle Bürger eines Staats sind vor dem Gesetze gleich, die Verwaltung der Justiz von der Polizei getrennt und das Gerichtsverfahren öffentlich. Alle Bürger sind zum Beitrag für die allgemeinen Staatskosten je nach ihrem Vermögen und zur Vertheidigung des Vaterlandes je nach ihrem Alter gleich sehr verpflichtet. Alle Bildungsanstalten des Staats sind jedem ohne Unterschied des Standes und alle Staatsämter jedem dazu Befähigten zugänglich. Die Freiheit des Glaubens ist jedem Bürger gewährleistet und der Staat behält sich über die Religion nur das Recht der Aufsicht vor, daß ihr Cultus mit den allgemeinen Gesetzen nicht in Widerspruch stehen darf.

Ohne daß ein Staat oder eine Kirche diese Grundsätze anerkennen und sie in ihrer Praxis aufrichtig zu bethätigen sich angelegen sein lassen, haben sie nicht das Recht, von Humanität zu sprechen. In diesen Grundsätzen, deren Nothwendigkeit die neuere Wissenschaft bis zur Evidenz nachgewiesen hat und deren Wahrheit durch die ganze bisherige Geschichte bestätigt wird, liegt die Zukunft der

Menſchheit. Wer wiſſen will, was für Begebenheiten ſich darin entwickeln werden, der kann es nach ihnen vorausſehen, denn es wird Kampf auf Kampf, Kampf auf Leben und Tod erfolgen, die Herrſchaft dieſer Grundſätze als die Confeſſion des rationellen Liberalismus auszubreiten und in allen ihren Conſequenzen zu befeſtigen. Ohne daß dieſe Grundſätze als der wahre Inhalt des Begriffs der Humanität ſich realiſiren, iſt, was ſonſt zur Verſchönerung des Lebens geſchehen mag, ohne Werth. Die Künſte des Luxus, welche der Sinnlichkeit ſchmeicheln und die Gefühligkeit der Nerven bis zur Hyperäſteſie verfeinern, ſind kein Maßſtab für den Fortſchritt der Menſchheit. In ihnen ſind viele Völker ſchon im weitentlegenen Alterthum auf einer ſehr hohen Stufe der Bildung geweſen, und wir ſtaunen, was die Chineſen, die Japaneſen, die Inder ohne unſere Technik noch jetzt darin leiſten. Aber alle ſolche Künſte, welche den geſteigerten Sinnengenuß zum Zweck haben, können, wie wir uns leider thatſächlich überzeugen müſſen, mit dem Aberglauben der Zauberei, mit dem Unrecht der Sklaverei, mit der Barbarei der Kriegführung, mit der Unſittlichkeit der Proſtitution und mit dem Elend der Maſſenarmuth zuſammenbeſtehen. Bei jedem Fortſchritt der Technik müſſen wir erwägen, daß der Despotismus und das Verbrechen ſich ſeiner ebenſowohl bedienen als die Freiheit und Humanität. Dampfmaſchinen, Eiſenbahnen, Telegraphen ſind als ſolche noch keine Garantie der Freiheit und Bildung. Leſen und Schreiben ſind es ſchon viel mehr. Der Fortſchritt der Menſchheit im Bewußtſein der Freiheit und damit die ſich ſteigernde Vermenſchlichung der Menſchheit iſt gewiß, weil allgemeine Geſetze, die einmal von der Wiſſenſchaft erkannt, von der Sprache mit Klarheit ausgedrückt, von der Preſſe als Gemeingut verbreitet ſind, mit Unwiderſtehlichkeit wirken, und weil man nicht wirklich frei ſein kann, ohne es zu wiſſen.

XIX.

Ueber die Darſtellung Chriſti durch die bildende Kunſt.

Vortrag im Königl. Schloß zu Königsberg zum Beſten des Krankenhauſes der Barmherzigkeit daſelbſt am 30. Januar.

1862.

Im Jahre 1843 habe ich hier zum Beſten des Guſtav-Adolph-Vereins einen Vortrag über die Theologie der Kunſt gehalten. Ich habe in demſelben den Begriff einer ſolchen Wiſſenſchaft nach ſeinen weſentlichen Grundzügen entwickelt. Seitdem ſind auf dieſem Gebiet durch die immer fleißigere Bearbeitung der Kunſtgeſchichte bedeutende Fortſchritte gemacht, namentlich durch einen Franzoſen, Didron, in Paris, der 1843 eine Iconographie chrétienne mit einer von vielen Illuſtrationen begleiteten histoire de Dieu eröffnete, und einen Deutſchen, Piper, in Berlin, der ſeit 1847 eine Mythologie und Symbolik der chriſtlichen Kunſt herauszugeben angefangen hat. Unter Vorausſetzung der von mir damals angedeuteten Geſetze einer Theologie der Kunſt und mit Benutzung des reichen ſeitdem aufgeſpeicherten kunſtgeſchichtlichen Materials, werde ich heute den Verſuch machen, die Darſtellung zu betrachten, welche Chriſtus durch die bildende Kunſt empfangen hat. Es braucht von mir kaum geſagt zu werden, daß ich in einem ſo engumgrenzten Vortrage, als der heutige ſein muß, nicht im Geringſten daran denken kann, weder die Tiefe der Idee, um die es ſich hier handelt, noch die Breite, in welche ihre Erſcheinung ſich ausgelegt hat, irgend wie zu erſchöpfen. Wie immer in ſolchen Fällen, werde ich mich beſchränken müſſen, die Hauptwendepuncte klar zu machen, welche die Entwickelung

jenes erhabenen Gegenstandes durch die Sculptur und Malerei erhalten hat.

Das Erste, was wir sogleich im Voraus bemerken müssen, ist, daß in künstlerischer Beziehung Christus den Mittelpunct der gesammten christlichen Kunstgeschichte ausmacht. Die Darstellung Gottes als des Vaters scheint die Möglichkeit einer adäquaten Darstellung eben so zu überragen, wie die Gottes als des heiligen Geistes. Erst spät kam die Kunst dazu, Gott den Vater in der Gestalt eines würdevollen Greises darzustellen. Für die Versinnlichung Gottes als des Geistes mußte sie sich begnügen, bei dem Symbol einer Taube oder Feuerflamme stehen zu bleiben. Für die Darstellung Christi dagegen war die menschliche Gestalt als die dem Begriff wie der geschichtlichen Thatsache gemäße gegeben. Sie mußte daher der eigentliche Träger der christlichen Phantasie werden, an welchen alle übrigen Schöpfungen derselben sich anlehnten. Aber die Gestalt Christi selber mußte erst von der Phantasie erschaffen werden. Heut zu Tage besitzen wir freilich eine solche Menge von Statuen und Bildern Christi, daß es uns schwer wird, uns in eine Zeit zu versetzen, in welcher dergleichen gar nicht existirten. Und doch ist nichts gewisser, als daß die ursprüngliche christliche Kirche kein Bild Christi, nicht einmal eine auch nur dürftige Beschreibung seiner Persönlichkeit besaß, und daß alle jene Statuen und Bilder, an die wir uns als an gleichsam kanonische gewöhnt haben, nichts sind, als Producte der Phantasie.

Das Christenthum besteht jetzt fast zweitausend Jahre. Ueber die Hälfte dieser Zeit hat die Phantasie gebraucht, den dogmatischen Inhalt der Vorstellung Christi zu einem conventionellen Typus für das Auge zu gestalten. Erst in der zweiten Hälfte dieser Zeit gelangte sie dazu, ihm auch durch freikünstlerische Thätigkeit eine ästhetisch schöne Form zu schaffen.

Die erste dieser Perioden mußte die Vorstellung Christi erst dogmatisch durcharbeiten. Sie mußte mit dem Bilde Christi erst im Innern fertig werden, bevor sie es auch äußerlich darstellen konnte. Schüchtern fing sie mit Symbolen an, bevor sie zur hypostatischen d. h. persönlichen Darstellung fortging.

Die älteſten Urkunden des Chriſtenthums ſind bekanntlich die Pauliniſchen Briefe zwiſchen 50 bis 60 n. Chr.; allein wir finden in ihnen nicht die geringſte Andeutung, wie wir uns die Perſon Chriſti vorſtellen ſollen, denn der Ausdruck des Apoſtels, daß Chriſtus die Knechtsgeſtalt angenommen, hat einen dogmatiſchen, aber keinen äſthetiſchen Sinn.

Tacitus erwähnt bekanntlich im vier und vierzigſten Capitel des funfzehnten Buches ſeiner Annalen der Hinrichtung Chriſti unter Tiberius, aber nur ganz kurz, um den Namen der verhaßten Secte der Chriſtiani zu erklären, gegen welche Nero ſo entſetzlich wüthete.

Unter Nero war Seneca Miniſter des Innern. Die Sage hat ihn mit dem Apoſtel Paulus bekannt werden laſſen, um die Uebereinſtimmung vieler Stellen in ſeinen Schriften mit Stellen in den Pauliniſchen Briefen zu erklären. Und ſo hat man die Schilderung des gerechten und weiſen Mannes, die ſich in Senecas hundert und zwanzigſtem Briefe an den Lucilius findet, für eine Schilderung Chriſti halten wollen, weil ſie im Perfectum geſchrieben iſt; allein ſie iſt offenbar nur eine Darſtellung des ſtoiſchen Ideals eines vollkommenen Weiſen, eine Blumenleſe aller höchſten moraliſchen Prädicate.

In den canoniſchen Evangelien, die erſt nach der Zerſtörung Jeruſalems durch die Römer geſchrieben wurden und im zweiten Jahrhundert ſich hervorarbeiteten, drängt Alles auf den Bericht der Thaten und Reden Chriſti hin. Es ſcheint den Evangeliſten auch nicht entfernt in den Sinn gekommen zu ſein, daß eine ſpätere Zeit das Bedürfniß haben könnte, von der Geſtalt Chriſti ſich eine genauere Vorſtellung zu machen, ſo ſehr haben ſie Alles bei Seite gelaſſen, was als ein Beitrag dazu benutzt zu werden vermöchte. Ein Umſtand mag dazu mitgewirkt haben, die Richtung der Gemüther davon abzulenken, nämlich die Vorſtellung der baldigen Wiederkunft Chriſti, der gegenüber ſolche Mittheilungen ſehr überflüſſig erſcheinen mußten.

Man könnte hier einwenden, daß wir ja von Chriſtus authentiſche Beſchreibungen, ja in den Sudarien oder Schweißtüchern authentiſche Bildniſſe beſäßen.

Von einem Zeitgenossen Christi, einem Consul Lentulus, der vor Pilatus Procurator in Jerusalem gewesen sein soll, giebt es eine ausführliche Schilderung der Person Christi, welche sie nach Statur, Gang, Manieren und nach der Form und Farbe der Stirn, der Augen, der Nase, des Mundes, des Haupt- und Barthaars, mit einer paßartigen Genauigkeit beschreibt. Allein diese ganze Beschreibung ist eine gemachte, die erfunden ist, um den Typus schon vorhandener Bilder als einen historischen zu rechtfertigen. Der Bericht des Lentulus wird zuerst im eilften Jahrhundert erwähnt.

Eben so fictiv sind die Bildnisse, die man als die ältesten aufzuführen pflegt. Das eine derselben ist das des Abgarus, das andere das der Veronica. Jenes, das sogenannte Salvatorbild, stellt Christus in ruhiger Klarheit und göttlicher Milde mit sanft herabfließendem Haar und getheiltem Bart, mit hoher Stirn, klaren, durchdringenden Augen und schön gerundeten Brauen, mit gerader Nase und spruchbereitem Munde, ohne allen Ausdruck des Schmerzes: dies hingegen, mit denselben Grundformen, aber mit der Dornenkrone und mit den Zügen des tiefsten Schmerzes dar, weshalb man es das Eccehomo-Bild zu nennen pflegt. Beide Bilder bezeichnen also verschiedene Richtungen in der Auffassung Christi, die in verschiedenen Epochen entstanden. Das erste Bild ging der Zeit nach dem zweiten voraus. Das erste charakterisirt die morgenländische, das zweite die abendländische Kirche. Das erste soll durch den Fürsten Abgarus von Edessa veranlaßt sein; allein die ursprüngliche Sage berichtet von ihm nur, daß er Christus zu sich eingeladen habe.

Christus habe die Einladung abgelehnt, allein den Apostel Thaddäus beauftragt, nach der Ausgießung des heiligen Geistes zum Abgarus zu reisen. Erst im sechsten Jahrhundert kommt die Sage auf, daß Christus, um den Abgarus von einer Krankheit zu heilen, ihm einen Abdruck seines Gesichtes in einem Tuch geschickt habe.

Die Sage von dem Bildnisse, welches Veronica in einem Tuch abgedrückt erhalten habe, ist noch später. Wilhelm Grimm hat nachgewiesen, daß der älteste Bericht derselben eine angelsächsische Erzählung aus dem achten Jahrhundert ist, welche die Tendenz verräth,

die Christusbilder der römischen Kirche nicht nur als selbständig und unabhängig von denen der griechischen darzustellen, sondern ihnen auch den Vorzug eines höhern Alters zuzuwenden. Das Wunderbild befindet sich nämlich auf einem Stück von dem Kleide Christi. Wie es darauf gekommen, wird nicht gesagt; eben so wenig, wie die Frau Veronica in seinen Besitz gelangt ist. Sie heilt den Kaiser Tiberius damit von einer Krankheit, welche kein Arzt zu heilen vermochte. Im zwölften Jahrhundert wurde dann gedichtet, Veronica habe den Maler Lucas aufgefordert, Christus zu portraitiren. Es sei aber jeder Versuch desselben mißlungen. Da habe Christus sich erbarmt, sei zur Frau gekommen, bei ihr zu essen, habe vor dem Mahle Wasser zum Waschen verlangt und beim Abtrocknen sein Gesicht in das dargereichte Handtuch abgedrückt. Daß Veronica den Abdruck in einem Schweißtuch von Christus auf seinem Gange zur Kreuzigung erhalten habe, ist die letzte Redaction der Sage.

Müssen wir also diese Berichte und diese Bildnisse als geschichtlich beglaubigte Thatsachen verwerfen, so bleibt uns als älteste Bezeichnung Christi nur das Monogramm seines eigenen Namens übrig, das in einem X und P oder in einem aus beiden Buchstaben verschlungenen Zuge bestand.

Die Judenchristen waren sehr natürlich entschieden abgeneigt, von Christus eine auch sinnlich ausgedrückte Darstellung zu machen, weil eine solche der abstracten Richtung ihres Glaubens überhaupt widersprach; die Heidenchristen dagegen mußten unwillkürlich einer solchen Tendenz günstig gestimmt sein, da sie in der Gewohnheit einer auch äußern Anschauung des Göttlichen gelebt hatten.

Den ersten Schritt zur Darstellung Christi scheinen daher gnostische Secten gemacht zu haben, nicht nur symbolisch, wie wenn sie die Sonne als Christus bezeichneten, sondern sogar persönlich. Irenäus, der 202 starb, berichtet uns, daß die Gnostiker theils gemalte, theils plastische Bildnisse von Christus besessen hätten, deren Ursprung sie auf Pilatus zurückführten, welcher Christus habe malen lassen. Diese Bilder seien von ihnen neben den Bildern der Philosophen Pythagoras, Plato und Aristoteles zur Verehrung aus-

gestellt worden. Dies soll namentlich von den Karpokratianern geschehen sein. Aus solchen Thatsachen wird es vielleicht erklärlich, daß der Kaiser Alexander Severus, der von 222 bis 235 regierte, in seinem Lararium, d. h. Haustempel, neben den Bildern der griechisch-römischen Götter, auch das Bild Abrahams und Christi als Gegenstand seiner religiösen Verehrung aufgestellt haben soll. Lampridius, der dies in seinem Leben des Alexander Severus erzählt, fügt zu Abraham und Christus noch den Orpheus hinzu.

Diese Thatsachen fallen außerhalb der Kirche. Innerhalb derderselben stellte man Christus in den ersten vier Jahrhunderten nur symbolisch dar. Das Kreuz, welches sich an das Monogramm von Christi Namen zunächst anschloß, das Lamm und der Fisch, wurden Hauptsymbole für Christus. Das Kreuz und das Lamm sind es bis auf den heutigen Tag geblieben, während der Fisch nur innerhalb der griechischen Kirche sich erhalten hat. Daß der Fisch zu einer solchen Bedeutsamkeit gelangte, lag theils darin, daß man in ihm eine Anspielung auf die Taufe sah, theils darin, daß Christus die galiläischen Apostel zu Menschenfischern berufen hatte; theils endlich darin, daß man in dem griechischen Namen für Fisch: ἰχθύς mystisch die Anfangsbuchstaben der Worte: Ἰησοῦς χριστὸς θεοῦ υἱὸς, σωτὴρ entdeckte. Die Darstellung Christi als Lamm wurde von der Trullanischen Synode, aber erfolglos, verworfen.

Eine zweite Form der Symbolik bestand darin, daß man Gestalten und Scenen aus dem alten Testament darstellte, in denen man eine typische Bevorwortung der Geschichte Christi fand. Der Priesterkönig Melchisedek, der dem Abraham Wein und Brod entgegenbringt, sollte das Abendmahl versinnbilden. Das Opfer des Isaak durch Abraham stellte symbolisch die Kreuzigung, die Verschlingung des Propheten Jonas durch den Fisch und sein Ausgeworfenwerden durch ihn die Höllenfahrt und Auferstehung, die Himmelfahrt des Propheten Elias die Himmelfahrt Christi dar. Diese typologische Symbolik behielt die Kirche auch späterhin bei und fügte im Mittelalter den alttestamentlichen Vorbildern oft die neutestamentlichen Parallelbilder hinzu.

Eine dritte Form der Symbolik war aus den Parabeln Christi

vom guten Hirten entnommen. Hier trat man der Perſon Chriſti ſchon näher, verhüllte ſie aber doch noch unter der Geſtalt des Hirten, der bald unter ſeinen Schafen ſteht, oder, Flöte blaſend, unter ihnen ſitzt, oder auch ein gerettetes Lamm auf den Schultern trägt. Dieſe Vorſtellung iſt wegen ihrer Anmuth ungemein beliebt geweſen.

Wir finden alle dieſe Symbole auf den Grabſteinen, den Steinſärgen, den Ringen, Lampen und anderen Gefäßen der Chriſten der erſten Jahrhunderte. Namentlich aber finden wir ſie auch als Wandgemälde in den Katakomben von Rom, Neapel und Syrakus, in deren unterirdiſchen Grüften man ſo lange Zeit auch den Gottesdienſt gefeiert hatte, bis mit dem Kaiſer Conſtantin zu Anfang des vierten Jahrhunderts, 312 bis 323, demſelben eine größere Freiheit gewährt wurde, die auch auf ſeine künſtleriſche Darbildung günſtig einwirkte.

Auf dieſe ſymboliſche Epoche folgte vom fünften bis zum neunten Jahrhundert die eigentlich entſcheidende Zeit, in welcher die Kunſt zur perſönlichen Darſtellung Chriſti unter ſchweren Kämpfen überging. Die Theologen waren, nur mit Ausnahme des Origines, der Kunſt nicht günſtig geſtimmt. Der Schweſter Conſtantins, der Conſtantia, hatte Euſebius von Cäſarea, als ſie ein Bild Chriſti wünſchte, noch in ſehr beſtimmten Ausdrücken dies Verlangen verwieſen. Die Feier des Abendmahls ſollte, der damaligen Kirche zufolge, die wahre Vereinigung mit der Perſon Chriſti ſein. Juſtinus, Cyrill von Alexandrien, Tertullian meinten, daß Chriſtus häßlich, ja häßlicher als alle andern Menſchen geweſen ſei. Indeſſen hinderte dies den Fortſchritt der Kunſt nicht, Chriſtus ſelber darzuſtellen, bis die von Neſtorius angeregten Streitigkeiten eine große Schwierigkeit erzeugten, weil die Frage entſtand, wie man ſich die Einheit der göttlichen und menſchlichen Natur vorſtellen ſolle. Die Kunſt befand ſich hier zwiſchen zwei Extremen. Stellte ſie Chriſtus zu menſchlich dar, ſo verfiel ſie der neſtorianiſchen Häreſie; ſtellte ſie ihn zu übermenſchlich dar, ſo verfiel ſie in die doketiſche Häreſie; ſtellte ſie, um den Extremen zu entgehen, eine neutrale Ausgleichung der göttlichen und menſchlichen Natur dar, ſo fiel ſie in die

Eutychianische Häresie der monophysitischen Vereinerleiung beider Naturen. In dieser dogmatischen Bedrängniß half sich die Kunst dadurch, daß sie der Form nach zunächst die Gestalt des guten Hirten festhielt, sie jedoch mit einem langen Gewande bekleidete und Christus als einen heitern, unbärtigen Jüngling mit einer Rolle oder einem Buch in der einen Hand darstellte. In dieser ephebenartigen Uebergangsgestalt vom Knaben zum Jüngling schien sie von allen dogmatisch gefährlichen Extremen sich am gleichmäßigsten entfernt zu halten. Man könnte glauben, daß diese Art der Darstellung von jener Erzählung abgeleitet sei, welche Christus als zwölfjährigen Knaben im Tempel zu Jerusalem durch Auslegung der Schrift Pharisäer und Schriftgelehrte in Erstaunen setzen läßt. Allein wir finden ihn eben so in allen andern Situationen, als Lehrer im Kreise der Apostel, als Wunderthäter, ja sogar als Weltrichter. Eine vorzüglich beliebte, oft wiederholte Darstellung zeigt ihn so auf einem Berge stehend, von welchem vier Ströme herabfließen. Sie sollten, als Parallelen der vier Flüsse des Paradieses, die vier Evangelien bezeichnen.

Neben diesem Jünglingstypus finden wir allerdings auch schon früh die Darstellung Christi als eines bärtigen Mannes. Das älteste Denkmal einer solchen ist uns am Triumphbogen der Paulskirche in Rom aus der Mitte des fünften Jahrhunderts erhalten. In derselben Zeit wurde zu Rom die Kirche St. Maria maggiore und zu Konstantinopel die Kirche der Mutter Gottes in den Blachernen erbaut, in welcher die Geburt, die Wunder, Thaten und Himmelfahrt Christi dargestellt waren.

Es war ganz natürlich, daß aus der Geschichte Christi sich der Kreuzestod besonders hervorheben mußte. Mit ihm vollendet sich erst die Anschauung der Person Christi. Den Jüngling Christus hatte man niemals als den Gekreuzigten abgebildet. Die Gestalt des bärtigen Christus eignete sich, wie es schien, mehr zu dem tiefen Ernst dieser Situation, allein nur sehr zögernd, nur sehr stufenweise kam man bis zur Kreuzigung Christi. Man stellte das Kreuz dar, aber Christus nur als Lamm oben darüber; oder man setzte ihn im Brustbilde über oder mitten in das Kreuz, wie noch in St. Stefano

rotondo 640 zu Rom, in St. Apollinare in classe zu Ravenna 675. Das älteſte Bild einer Kreuzigung, das wir noch übrig haben, iſt das Titelbild einer ſyriſchen Evangelienhandſchrift von 586, welche ſich jetzt in Florenz befindet, und das älteſte Bild des Gekreuzigten, ein Bild, das von Rom 686 nach dem Kloſter Weremouth in Britannien kam. Das älteſte Crucifix, das ſich im Abendlande erhalten hat, ſoll aus der Zeit des Frieſenapoſtels Willibrod ſtammen, jetzt zu Emmerich an einem mit ſchwarzem Lack überzogenen Reliquienſchrein.

Daß man ſo langſam damit fortging, Chriſtus am Kreuz darzuſtellen, mag äußerlich ſeinen Grund auch darin gehabt haben, daß die Kreuzigung in den erſten Jahrhunderten nach Chriſtus noch als wirkliche Strafe für die Sklaven und gemeinen Verbrecher im römiſchen Reiche fortdauerte; von Innen her aber war die Kirche überhaupt mehr mit dem im Zuſtande der Erhöhung befindlichen Chriſtus beſchäftigt, als daß ſie dem im Zuſtande der Erniedrigung leidenden ſich zugewandt hätte. Die byzantiniſche Kirche ſtellte ihn vorzugsweiſe als Propheten, als Lehrer dar, wenn ſie ihm auch eine gleichſam kaiſerliche Majeſtät in ſeinem Lehramt deswegen vindicirte, weil ſie ihn mit Gott dem Vater relativ identificirte, den ſie nämlich als ſolchen gar nicht darſtellte. Sie deutete ihn nur ſymboliſch durch eine Hand an, welche ſeine Allmacht bezeichnen ſollte. Dieſe Hand ließ ſie aus den Wolken ſich hervorſtrecken oder auch oben am Kreuz erſcheinen. Da Chriſtus geſagt hatte: Wer mich ſieht, der ſieht den Vater! ſo blieb ſie bei ihm ſtehen, und wir finden daher bei ſeinem Bilde in den morgenländiſchen Kirchen oft die ausdrückliche Umſchrift: ὁ παντοκράτωρ, der Allherrſcher.

Als man angefangen hatte, Chriſtus am Kreuze ſelber darzuſtellen, dauerte es doch noch ſehr lange, bis das Crucifix die uns geläufige Form empfing. An dem wirklichen Kreuz wurde der Verbrecher in der Mitte rittlings auf einen Pflock geſetzt; pegmati inequitavit, wie es in einem Plautiniſchen Stücke lautet. Dieſen Pflock konnte die kirchliche Kunſt gar nicht gebrauchen, weil er alle äſthetiſche Wirkung aufgehoben haben würde. Sie ließ ihn alſo fort. Um nun aber dem Körper Chriſti Haltung zu geben, ſtellte ſie ihn mit

den Füßen auf das Brett, welches unten am Kreuz befestigt war, auf das sogenannte suppedaneum. Die Füße standen neben einander, weil sie nur so wirklich angenagelt werden konnten. Später legte man die Füße aus ästhetischen Rücksichten gekreuzt über einander, ließ das Standbrett fort und brachte an seiner Stelle eine Schüssel, einen Kelch an, das herabträufelnde Blut aufzufangen, woraus neuere Forscher sogar die Gralsage ableiten wollen.

Dies waren jedoch nicht alle Veränderungen, welche die Phantasie mit dem Gekreuzigten vornahm. Anfänglich nämlich hatte sie ihn mit einer Tunica bekleidet, an welcher nur die Aermel vorn offen waren. Dann hatte sie das Gewand auf der Brust geöffnet; hierauf hatte sie es immer mehr verkürzt, bis nichts weiter von ihm übrig blieb, als ein schmaler flatternder Schurz um die Hüften. Ja, die Consequenz ging, wie Didron zeigt, so weit, daß man Christus sogar ganz nackt darstellte. Aber noch mehr. Das Bild des gekreuzigten Christus wurde Jahrhunderte hindurch immer nur als lebend, mit offenen Augen, mit ausgebreiteten Armen und ohne jeden schmerzlichen Ausdruck dargestellt. Erst vom zwölften Jahrhundert besitzen wir ein Miniaturbild zu München, welches den todten Christus am Kreuz mit der Dornenkrone zeigt. Lange dauerte es auch, bevor das Bild des Gekreuzigten in das Innere der Kirchen eindrang, denn noch 1011 erblicken wir es zu St. Urbano in Rom als Freske über dem Eingang und erst 1100 zu St. Clemente in Rom im Innern der Kirche selber.

In der sonstigen Behandlung stellte man Christus weder schön noch häßlich, sondern als einen gewöhnlichen Menschen dar. Seine Physiognomie so wenig, als seine Kleidung, unterschied ihn von seinen Aposteln. Die symbolischen Bezeichnungen, durch welche er von ihnen gesondert ward, waren sehr äußerlich. Es waren einmal die nackten Füße, die man von jeher, auch bei den alten Griechen, als ein Privilegium der Göttererscheinung angesehen hatte. Es war sodann der gekreuzte Nimbus, der ihn von den Aposteln und Heiligen unterschied, die nur mit einem einfachen Nimbus ausgezeichnet wurden.

So wurde Christus in den Miniaturen der Bibeln, so wurde

er in den Sculpturen der Elfenbeindeckel der Evangeliarien, so wurde er in den Wandgemälden der Kirchen, so wurde er in den Mosaiken dargestellt, mit welchen man die Hallen der Kirchen besonders im Tribunal schmückte. Die Halbkuppel des Tribunals der Basiliken bot eine große Hinterwand dar. Hier stand der Altar. Die Blicke der Gemeinde fanden hier ihren perspectivischen Abschluß. Hier war es daher, wo man das Brustbild oder auch die ganze Figur Christi in kolossalen Formen anzubringen pflegte, wie er in der Linken eine Rolle oder ein Buch trägt, während er die Rechte zum Lehren erhoben hat. So erblicken wir ihn oft wirklich majestätisch nicht nur in den griechischen Kirchen, sondern auch in vielen Kirchen Italiens.

In welchem Grade die Verehrung, also auch die Anzahl der Bilder in der griechischen Kirche gewachsen sein mußte, sehen wir aus der Reaction, welche gegen sie im achten Jahrhundert erfolgte. Man war in einen unchristlichen Polytheismus, man war in einen widerchristlichen Aberglauben verfallen. Man schabte sogar die Farbe von den heiligen Bildern und schüttete sie in den Abendmahlswein, ihn kräftiger zu machen. Der Kaiser Leo der Isaurier verbot daher in einem Edikt 730 den Bilderdienst für das ganze Reich und entzog damit den Mönchsklöstern eine reiche Einnahme, weil sie hauptsächlich fabrikartig die Bilder verfertigten. So begannen die ikonoklastischen Streitigkeiten, deren besondere oft so blutige Geschichte ich hier übergehe. Sie fanden ihr Ende in der Synode, welche die Kaiserin Theodora 842 zu Konstantinopel abhalten ließ, und durch welche der Bilderdienst wieder freigegeben ward, wie dies schon 787 die siebente ökumenische Synode von Nicäa gethan hatte. Doch kann man nicht behaupten, daß die Kunst im Morgenlande dadurch einen höhern Aufschwung erhalten habe. Im Gegentheil sehen wir sie vom neunten bis zum elften Jahrhundert sinken und die Gestalt Christi in die entschiedenste Häßlichkeit übergehen.

Die Stimmung der Zeit spiegelte sich in diesen Verzerrungen ab. Man hatte im apostolischen Zeitalter die Wiederkunft Christi erwartet, allein vergeblich. Als sich nun das tausendste Jahr der Christenhtit herannahete, erwartete man sie wieder und eine furchtbare Angst ergriff viele Gemüther wegen des hereindrohenden Welt-

gerichts, das man mit allen Schrecknissen der Apokalypse ausmalte. Der Kampf der Christen gegen die Saracenen schien die Epoche des Antichrists vorzubereiten. In dieser Zeit sehen wir bis zum dreizehnten Jahrhundert hin das Antlitz Christi auch im Abendlande einen ernsten, harten, finstern, richterlichen, ja fürchterlichen Typus annehmen. Wir sehen ihn vom kräftigen Mann bis zur greisenhaften Grämlichkeit veraltern. Der Prophet Jesaias schildert im drei und fünfzigsten Capitel den Messias mit folgenden Worten: „Er hatte keine Gestalt noch Schöne. Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Er war der allerverachtetste und unwertheste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg; darum haben wir ihn nichts geachtet. Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen geschlagen.“ Durch diese Beschreibung des Propheten glaubte man sich zu den häßlichsten Formen berechtigt. Man folgerte, daß Christus, weil er alle Sünde und alles Uebel, sie zu überwinden, in sich aufgenommen habe, auch die Widrigkeit dieses entsetzlichen Inhalts in seiner Erscheinung veranschaulichen müsse. Es ist unmöglich, in diesen ekelhaft carrikirten Gestalten, die bald skeletartig abgemagert, bald giftgeschwollen aufgedunsen sind, den gottmenschlichen Erlöser wiederzuerkennen, wenn auch der tiefe Schmerz, die unendliche Zerrissenheit des Gemüths, diese gräßlichen Bilder und Bildsäulen zuweilen mit einer rührenden Naivetät durchdringt. Die griechische Kirche ging in dieser Verhäßlichung so weit fort, daß sie den gekreuzigten Christus sogar mit ausgesenktem, bogenförmig gekrümmten Unterleibe darstellte, ein in der That scheußlicher Anblick.

Die abendländische Kirche hatte sich gegen den Bilderdienst nie feindselig verhalten, obwohl sie bis zur Zeit der Karolinger ihm abgeneigt blieb. Sie hatte die Bilder als die Bibel der Laien betrachtet, und die Päpste hatten den bilderstürmenden Kaisern in diesem Sinn volksfreundliche Vorstellungen gemacht. Während aber im Morgenlande die Regierung systematisch viele Werke der Kunst ver-

nichten ließ, erhielt sie doch immer noch die Tradition einer geübten Technik, indessen diese im Abendlande einige Jahrhunderte sehr unvollkommen war. Man darf daher sagen, daß das zwölfte Jahrhundert eine allgemeine Erschöpfung darstellt, in welcher die griechische Kirche mumienartig bis auf den heutigen Tag stehen geblieben ist, wenn sie auch zweimal, bei der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner 1204 und durch die Osmanen 1453, mittelst Verbreitung ihrer geschickten Arbeiter, der abendländischen Technik höchst förderlich zu Hilfe gekommen ist.

Fassen wir das Resultat der bisherigen Entwickelung zusammen, so unterscheiden sich offenbar zwei Hauptperioden. Die erste derselben bis zum fünften Jahrhundert können wir die symbolische nennen, weil sie Christus immer nur indirect darstellte, selbst wenn sie ihn durch die Person des guten Hirten bezeichnete. Die zweite Periode vom fünften bis zum zwölften Jahrhundert können wir die hypostatische nennen, in welcher sich die verschiedenen typischen Formen der persönlichen Darstellung Christi selbst langsam und zögernd hervorarbeiteten. Wir konnten hier drei verschiedene Formen beobachten, die sich auch der Zeit nach einander folgten. Die eine und früheste derselben war der Typus Christi als eines freundlichen, zuweilen noch knabenhaften Jünglings; die zweite war der Typus Christi als eines bärtigen Mannes mit gescheiteltem Haar, hoher Stirn, bogenförmigen Brauen, klaren Augen, gerader Nase, spruchbereitem Munde. In beiden Typen wurde Christus vorzugsweise als Prophet, als Lehrer dargestellt und ihm deshalb das Symbol einer Rolle oder eines Buches, oft beides gegeben, weil man durch die Rolle das Amt eines Propheten, durch das Buch das eines Evangelisten andeuten wollte, Christus aber beides vereinige. Die dritte Form war der Typus des gekreuzigten Christus, in welcher sich wiederum noch eine Epoche unterschied, die ihn am Kreuz lebend ohne Ausdruck des Schmerzes, und eine zweite, die ihn todt mit schmerzerfüllten Zügen darstellte, bis man von hier sogar bis zur vollkommenen Häßlichkeit seiner Gestalt fortging.

Beide Perioden, die der symbolischen wie die der hypostatischen Darstellung, können wir unter dem Namen der conventionellen

Typik zusammenfassen; denn die Phantasie hatte so ziemlich alle Combinationen erschöpft, die sich aus den Elementen der evangelischen Tradition ergeben konnten, und die griechische Kirche schloß sich auch, wie wir gesehen haben, in diesem Kreise ab. Sie verlor alle Productivität und beschränkte die Kunst durch ausdrückliche Auctorisation gewisser Normen, die als kirchlich rechtgläubige gelten sollten.

Der weitere Fortschritt der Kunst konnte demnach nur darin bestehen, die Darstellung Christi aus der Starrheit des traditionellen Typus zur Naturwahrheit zu befreien und von dieser zum Ideal zu erheben. Dies war die ästhetische Aufgabe, welche das Abendland löste. Wir können die Germanen als diejenige Nation betrachten, welche die ganze Innigkeit ihres Gemüths in die Lösung dieser Aufgabe legte, aber wir dürfen nicht vergessen, daß sie die Mittel dieser Lösung theils von den Byzantinern, theils von den Romanen überkam. Die Kirche hatte das Dogma über die Person Christi abgeschlossen, und die Kunst hatte die so zu sagen materiellen Möglichkeiten in ihrer Darstellung erschöpft. Die Kunst konnte sich daher nun erst mit völliger Freiheit benehmen. Die griechische Kirche hatte Christus nur gemalt, die abendländische Kirche aber wandte sich auch der Sculptur zu und wurde auch hierdurch zu einer größeren Strenge der Behandlung getrieben. Der Orient hatte keine Statuen von Christus. Die Kunst trat also in eine ganz neue Phase.

Bei der ungeheuren Menge einzelner Kunstwerke kann das ganze Verdienst dieses Vortrags, wie ich schon bei seinem Eingange erinnerte, nur in der Uebersichtlichkeit der Hauptwendepuncte bestehen, welche die Kunst in diesem Gegenstande genommen hat. Ich beschränke mich deshalb hier darauf, die Perioden, welche sie vom zwölften bis zum siebzehnten Jahrhundert durchlaufen hat, kurz zu charakterisiren, denn mit dem siebzehnten Jahrhundert tritt auch hier eine unverkennbare Erschöpfung ein.

Diese Perioden sind 1) eine solche, welche mit naivem Instinct die Fesseln der conventionellen Typik zu lösen beginnt, um die Wahrheit des natürlichen Ausdrucks an ihre Stelle zu setzen; 2)

eine ſolche, welche die Unbeholfenheit dieſes Strebens durch Nachahmung antiker Formen zu verbeſſern bemüht iſt; 3) endlich eine ſolche, welche, geſchult durch das Studium der Natur wie der Antike, zur Freiheit des Ideals mit ſelbſtändiger Individualität hindurchdringt.

Die erſten dieſer Perioden können wir vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhundert rechnen. In dieſe Zeit fällt die Entwicklung des germaniſchen Bauſtyls, zu welchem wir den normänniſchen auf Sicilien hinzurechnen müſſen. Der eigentliche Ausgangspunct desſelben war das nördliche Frankreich; dann folgte England; dann Deutſchland. Die Franzoſen bildeten die fundamentalen Formen, die Engländer den Reichthum des Details aus, die Deutſchen vereinigten beides zur höchſten Schönheit. Die Architektur forderte die Sculptur heraus, welche die grottenhaften Eingänge der Kirchthüren, dieſe Thüren ſelbſt, die Kragſteine der Pfeiler, die Abgliederungen der Galerien und die Wände des hohen Chors mit Statuen und mit Reliefs ſchmückte. Die griechiſche Kunſt hatte Chriſtus nur gemalt, theils in den Miniaturen der Diptychen und Evangelien, theils in den Fresken der Wände, theils in den muſiviſchen Werken der Wände und Fußböden. Nunmehr aber bemächtigte ſich die Bildhauerei dieſes Gegenſtandes in Holz, in Thon, in Sandſtein, in Marmor und Erz. Sie ſchuf unzählige Werke, von denen viele durch die Unbilden der Zeit und durch rohe Zerſtörungswuth zu Grunde gegangen ſind. Die Geſchichte der Baukunſt hat natürlich der Geſchichte der Sculptur erſt den Boden bereiten müſſen, gerade wie die Bauten ſelber den Statuen und Reliefs erſt die Möglichkeit ihrer Exiſtenz erſchufen. Aber dieſe hiſtoriſche Kenntniß iſt noch jung, eine noch in der Entwicklung begriffene That unſeres Jahrhunderts. Wir vermögen daher erſt unvollkommen über dieſe Periode zu urtheilen, aber wir können doch ſo viel ſchon mit Sicherheit erkennen, daß die plaſtiſche Kunſt derſelben mit einer Nachahmung der byzantiniſchen Bilder anfing, im weiteren Verlauf jedoch zu freieren, naturwahren Formen hinſtrebte.

Die Starrheit der traditionellen Typik erweichte ſich in denſelben, allein es blieb doch noch eine große Incorrectheit, Unbe-

holfenheit und Eckigkeit der Formen zurück. Diese wurde in einer zweiten Periode von dem vierzehnten Jahrhundert bis zum fünfzehnten durch Nachahmung der antiken Sculptur überwunden, eine Tendenz, die sehr natürlich von Italien ausging, wo man Werke der antiken Kunst noch unmittelbar vor Augen hatte. Sie schmeidigte und rundete die Formen des Körpers sowohl als die der Gewandung. Nicola Pisano wird mit Recht als derjenige angesehen, der im dreizehnten Jahrhundert zuerst in diesem Sinne wirkte und von dem religiösen Interesse an dem so zu sagen materiellen dogmatischen Gehalt der Darstellung zu dem ästhetischen Interesse der formalen Vollendung hinüber lenkte. Man muß sich die Einwirkung der Antike nicht so vorstellen, als ob die christlichen Künstler ohne Weiteres antike Vorbilder hätten copiren und ihnen eine christliche Bedeutung unterschieben können. Sie konnten vielmehr theils nur Analogien, wie in den Mythen von Prometheus, Herakles, Orpheus, studiren; theils einzelne Motive, wie von Apollo, Hermes und Zeus, für die Behandlung de. Statuen Christi entnehmen, weil jeder dieser Heroen oder Götter etwas Particulares, Einseitiges hatte, das nicht in die universelle Gottmenschlichkeit aufging, welche die Eigenthümlichkeit Christi ausmacht.

In dieser Periode entschied sich aber auch schon von Neuem das Uebergewicht der Malerei über die Sculptur. Diese hatte, wie schon gesagt, viele und vorzügliche Werke hervorgebracht. Sie hatte bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit glücklicher Unbefangenheit gearbeitet. Sie hatte auch die sogenannten Kreuzweganbachten, welche durch die Franciscaner aufgekommen waren, für die verschiedenen Stationen, durch welche das Leiden Christi von der Verurtheilung bis zur Kreuzigung sich hinzieht, durch Statuengruppen oder Reliefs gefördert. Unter den letzteren zeichnen sich diejenigen aus, welche Adam Kraft 1480 in Nürnberg von der Stadt bis zum Johanniskirchhof in sieben unvergleichlichen Darstellungen fertigte. In der späteren Zeit arteten diese Stationsbilder auf den sogenannten Calvarienbergen aus, weil man durch Bemalung der Statuen einen möglichst grellen Effect unmittelbarer Wirklichkeit zu erzielen suchte, wie man z. B. in Salzburg, in

Botzen und andern Orten sehen kann. Der wahrhafte Grund der Bevorzugung der Malerei für die Darstellung Christi liegt jedoch in dem Verhältniß des Gegenstandes zum Wesen der Farbe selbst, welche das Seelenvolle individueller Lebendigkeit viel energischer, als Stein oder Erz, auszudrücken vermag. Die Sculptur kann ihre Werke im Licht nur erscheinen lassen, sie kann nicht, wie die Malerei, die Wärme des pulsirenden Lebens und den Zauber des Augenlichtes selbst zur Darstellung bringen. In Ansehung Christi eignet sie sich daher eigentlich nur für den Leichnam desselben, theils wie er am Kreuz hängt, theils wie Maria ihn auf dem Schooß in ihren Armen hält, obwohl sie auch hier noch hinter der Malerei zurückbleiben muß, welche die ätherische Morbidezza dieses todten und doch unsterblichen Fleisches, den Sieg des Geistes auch im Tode, viel inniger, viel durchscheinender auszusprechen vermag. Eine solche Tiefe und Verklärung des unendlichen Schmerzes, wie ihn z. B. das Schweißtuchbild von Correggio zeigt, welches sich in Berlin befindet, mußte der Sculptur wegen der Sprödigkeit und Farblosigkeit ihres Materials versagt bleiben.

Die Malerei, welche von den typischen Formen zu naturwahren fortging, und mit diesen die freien idealen Formen vorbildete, hat gleichzeitig zwei verschiedene Anfänge gehabt, den einen in Italien, den andern in den Niederlanden. In Italien war es besonders Pisa, in den Niederlanden Brügge, die wir als entscheidende Puncte ansehen dürfen. In Pisa hatte 1284 Giovanni Pisano den Bau der Hallen vollendet, mit denen der Campo Santo umgeben ward. Dies war ein Kirchhof, zu welchem die Erde aus dem heiligen Lande gebracht war. In jenen Hallen malten nun von Anfang des vierzehnten bis Ende des funfzehnten Jahrhunderts Giotto, Buffalmaco, die beiden Orcagna, Laurati, Antonio Veneziano, Spinelo Aretino, Benozzo Gozzoli und Pietro da Orvieto, außer den Legenden des heiligen Ephesus und Ramierus, den ganzen Cyklus der Geschichte des alten und neuen Testamentes. Der Triumph des Todes, die Hölle und das Gericht waren nicht vergessen. Man hat in diesen merkwürdigen Fresken die ganze Geschichte der italienischen Malerei bis zu ihrer classischen Periode vor sich. Bis

dahin waren die Bilder Christi, wie auch die der Maria, der Apostel und Heiligen, auf Goldgrund gemalt, von dem sich die Figuren in ihrer typischen Starrheit als ein Nebeneinander ohne dramatische Bewegtheit abhoben. Mit dem Campo Santo sehen wir die wirkliche Umgebung, die Architektur, die landschaftliche Natur, die Luftperspective eintreten, und diese Wirklichkeit mußte auf die Figuren, die in ihr sich zeigten, zurückwirken. Sie mußten einen höhern Realismus gewinnen. Sie mußten aus ihrer goldglänzenden, transcendenten Verhimmelung zur Erde herabsteigen. Der Ausdruck des Affects mußte sich schärfen, beleben, vermannigfaltigen. Man sehe auf dem Bilde der Hochzeit Rebekkas, auf dem von der Verstoßung Hagars, auf der Weinlese Noahs und so vielen andern im Vorgrunde jene kugelförmigen Orangenbäume mit dickfleischigen Blättern, weiterhin schlanke Pappeln mit zitternden Zweigen, sanftnickende Pinien, durch blumige Auen heiter hinfließende Gewässer, und im Hintergrunde Burgen und Hütten, Städte und Berge. Welch ein seliger Friede lagert sich lammfromm auf diesen anmuthigen Hügeln, welch ein balsamischer Duft strömt aus diesen Büschen, und wie verheißend winkt diese reizende Ferne! Auf solchem Boden mußten auch wirkliche, mußten auch schöne Menschen wandeln!

Aehnliches läßt sich von der Eykschen Schule in den Niederlanden sagen. Auch sie zog den landschaftlichen Hintergrund heran und vertiefte sich mit noch mehr Liebe, als die Pisaner Schule, in die Gemüthlichkeit des genrebildlichen Details der nächsten Umgebung, ohne doch einen wahrhaft idealen Schwung vermissen zu lassen. Das in der Marienkirche zu Danzig befindliche Bild des Weltgerichts aus der Eykschen Schule ist eine der bedeutendsten Compositionen, an welcher wir eben sowohl die geistreiche Auffassung des Gegenstandes im Allgemeinen, als die sinnvolle Gruppirung im Besondern, wie die sorgliche Feinheit in der Ausführung des Einzelnen bewundern müssen.

Die Sculptur war von der typischen Abgeschlossenheit und Einförmigkeit zur Naturwahrheit und, durch die Vermittelung der Antike, zur idealen Gestaltung derselben fortgegangen. Die Malerei hatte, in der an sich germanischen Richtung der pisaner und in der

flandrischen Schule, die individuelle Lebendigkeit und die Wechselwirkung derselben mit ihrer Umgebung erreicht. Es fehlte ihr nur noch die ideale Vollendung der Form, welche sie zwar in der Zeichnung durch das Studium der Natur und Antike gewinnen konnte, im Colorit dagegen lediglich auf die Natur und die Phantasie angewiesen war, da man damals noch keine Gemälde des Alterthums kannte, die man sich zu Mustern hätte nehmen können. Dies war für die selbständigere Entwickelung der Malerei vielleicht ein Glück.

Die italienischen Malerschulen haben das Leben Christi in allen Momenten, jede aber nach ihrem eigenthümlichen Genius, dargestellt. Sie haben freilich vor Allem die Madonna gemalt, wie sie mit dem Jesuskinde als das Ideal der bräutlichen, jungfräulichen Mutter erscheint, aber sie haben doch auch die bedeutendsten Situationen der Geschichte Christi nach verschiedenen Seiten hin zu einem classischen Abschluß gebracht. So hat z. B. Paul Veronese die Hochzeit zu Kana, Leonardo da Vinci die Disputation Christi mit den sophistischen Schriftgelehrten und das Abendmahl, Correggio die Geburt Christi mit der Anbetung der Hirten und den Gebetskampf Christi im Garten, Tizian den Zinsgroschen und den Ecce Homo, Raphael die Transfiguration und die Kreuztragung, Andrea del Sarto die heilige Familie und die Grablegung in einer Weise gemalt, welche ihre Bilder zum Eigenthum der ganzen gebildeten Menschheit gemacht hat, so daß sie zu universellen Typen geworden sind. Wir besitzen in diesen Bildern ein relativ Höchstes unserer religiösen Anschauung, das sich nunmehr in tausendfältigen Wiederholungen durch die ganze christliche Welt verbreitet hat.

Die niederländischen und deutschen Schulen sind in der harmonischen Idealität hinter den Italienern zurückgeblieben, haben jedoch nach einer andern Beziehung hin sich ein großes Verdienst erworben, in der individuellen Charakteristik. Daher blieb der Kampf mit dem Bösen und die Passion der Mittelpunct ihrer Bestrebungen. Die oberdeutsche Schule, deren vornehmster Repräsentant der ältere Holbein, malte besonders den Contrast der reinen und edlen Gestalt Christi in ihrer weltüberwindenden Erhabenheit mit dem Bösen, wie es in der Versuchung, in der Geißelung Christi

und bei seiner Kreuztragung sich höhnisch, unverschämt, mit sophistischer Tücke, mit brutaler Grausamkeit, mit zähnefletschendem Jubel ihm entgegenzusetzen ein Fest macht. Die fränkische Schule vertiefte sich vorzüglich in das unergründliche Wehe der Passion, in ihren tragischen Kampf und Sieg, mit einer Hinneigung zu phantastisch romantischer Allegorik. Die große und kleine Passion Albrecht Dürers, obwohl nur ein Holzschnitzwerk, kann in ihrer bescheidenen Form doch als ein Aeußerstes in diesem Kreise betrachtet werden. Das Titelblatt der großen Passion, wo der dornengekrönte Christus, ein Rohr in der Hand, gebunden auf einem Stein sitzt, ist von einer solchen einfachen Großheit, von einem so hohen Adel, von einer solchen siegesgewissen Traurigkeit und Wehmuth, daß ihm nichts verglichen werden kann. Es ist, als ob alles Elend der Welt auf diesen einsamen, verlassenen, dem Spott preisgegebenen Menschen zermalmend herablastete, um doch von ihm durch die Unendlichkeit seiner Liebe und seines frei duldenden Muthes zu einem Nichts verflüchtigt zu werden. Die niederländischen Schulen malten besonders gern die Kreuzigung und die Grablegung, worin früher schon Rogier van der Weyden sich hervorgethan, wie wir auf einem seiner schönen Bilder im Berliner Museum uns überzeugen können. Dieser Richtung, den Tod und das Grab Christi zu verherrlichen, ist auch der größte Meister dieser Schule, Rubens, darin treu geblieben, daß er in den beiden größten Bildern, welche der Antwerper Dom von ihm besitzt, in der Aufrichtung des Kreuzes und in der Abnahme vom Kreuz, die eigene Vollendung seiner Kunst erreichte.

Die Spanier haben die oft kecke Zeichnung der Niederländer mit dem brillanten Colorit der Venetianer zu vereinigen gesucht und noch im siebzehnten Jahrhundert als eine Nachblüthe der Kunst viele treffliche Werke hervorgebracht. Es war besonders Esteban Murillo, das Haupt der Schule von Sevilla, der sich würdig den vorgenannten Meistern anschloß und in einem Abendmahl mit Leonardo da Vinci rühmlichst concurrirte.

Von der französischen Malerei ist keine Schule, kein Künstler zu nennen, durch welche für die Darstellung Christi etwas Ausgezeichnetes, sei es in idealer Schönheit, sei es in charakteristischer

Individualität, geleistet wäre. Der größte Heiligenmaler der Franzosen, Le Sueur, hat seinen Pinsel der Verherrlichung des heiligen Bruno, des Stifters der Karthause bei Grenoble, gewidmet, dessen Leben er nach allen seinen wichtigen Vorkommnissen in einem umfassenden Cyclus für die Kirche der Karthäuser in Paris malte, von wo die Bilder fortgenommen und in der Galerie des Louvre aufgestellt sind. Nicolas Poussin hat zwar die Hauptscenen aus der Geschichte Christi gemalt, aber diese Bilder machen nicht die Säulen seines Ruhmes aus, und sein Christus ist nicht Christus, sondern ein untersetzter, breitbrustiger, dickgehalster, stumpfnasiger Sokrates. Man muß die Größe der französischen Maler suchen, wo sie zu finden ist, in der heroischen Landschaft, in Schlachtgemälden, in prunkenden Hoffesten und in frivolen Genrebildern.

Von den Engländern ist für unsern Gegenstand gar nichts anzuführen, das von irgend einem Belang wäre, denn selbst ihre besten Hofmaler waren immer Fremde, wie der jüngere Holbein und van Dyk.

Seit dem siebzehnten Jahrhundert hat die bildende Kunst in der Darstellung Christi nichts Wesentliches geleistet, das, gegen die früheren Productionen gehalten, als ein besonderer Fortschritt zu betrachten wäre. Vor der größeren Innerlichkeit des Gemüths, aus welcher der Protestantismus entsprang, vor dem grübelnden Forschen in der Schrift, vor der kritischen Zergliederung der kirchlichen Vergangenheit des Christenthums, vor den theologischen Streitigkeiten der Protestanten nach Außen und Innen, vor der Noth der Verfolgungen, vor der Wuth der Religionskriege, mußte die bildende Kunst zunächst zurücktreten. Der Protestantismus hatte sogar das Vorurtheil zu überwinden, als ob sich die bildende Kunst nicht mit der Reinheit des christlichen Glaubens vertrage. Die reformirte Kirche, die englischen Dissidenten, die Methodisten, die Herrnhuter haben die Sculptur und Malerei von ihrem Cultus ganz ausgeschlossen. Die lutherische Kirche hat dies nicht gethan und hat in Lukas Kranach, der aus der fränkischen Schule hervorging, sogleich einen nicht unbedeutenden Maler gehabt. Doch blieb die Malerei in Ansehung Christi bei den lutherischen Kirchen auf

wenige Gegenstände beschränkt. Wir finden gewöhnlich nur ein Altarbild, welches das Abendmahl oder die Kreuzigung darstellt und in älteren Kirchen auch wohl noch zwei Seitenflügel, welche der Höllen- und Himmelfahrt Christi gewidmet sind. Hierüber sind die Maler wenig hinausgekommen und haben sich in der Behandlung meistens schon vorhandenen Bildern angeschlossen.

Wollte man aber hieraus folgern, daß die christlich bildende Kunst sich schon erschöpft habe und daß sie in diesem Kreise nichts Neues mehr hervorzubringen wisse, so würde ich das für einen Irrthum halten. Ich habe diese Frage schon einmal nach ihrer ganzen Breite in einem Vortrage über das Verhältniß des Protestantismus zur bildenden Kunst behandelt, den ich hier in Königsberg 1834 in unserm Kunstverein gehalten habe. Ich will deshalb hier nicht darauf zurückkommen, sondern nur zum Schluß die specifische Bedeutung untersuchen, welche das Leben Christi für die Malerei hat, weil sich daraus die Beantwortung der Frage nach einer ferneren Möglichkeit am Besten ergeben wird.

Ich will nicht daran erinnern, daß die Religion der Griechen längst erloschen ist, und daß unsere christliche Kunst doch nicht aufhört, dieselben Gegenstände, welche ihre Maler und Bildhauer sich zum Vorwurf nahmen, immer wieder zu bilden, weil sie ewige Ideale des menschlichen Geistes enthalten. Und Christus, das universelle Ideal der Menschheit, sollte nicht dieselbe Unvergänglichkeit besitzen?

Ich will auch nicht daran erinnern, daß die protestantische Exegese uns möglich gemacht hat, das Local, das historische Colorit, den theologischen Zusammenhang der alt- und neutestamentlichen Vorstellungen, die psychologische Motivirung und die göttliche Wahrheit in den evangelischen Erzählungen von Christus viel richtiger, viel tiefer, viel unbefangener und naturgemäßer, als es noch einem Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin möglich war, zu erkennen: ein Resultat der Wissenschaft, von welchem nicht nur der Glaube, sondern auch die Kunst unleugbar große Frucht ziehen kann.

Ich will nur bei den Gründen stehen bleiben, welche die Malerei selber uns darbietet, uns zu vergewissern, daß das Leben

Christi noch einer weitern Entwickelung durch diese Kunst fähig ist, denn wie es sich mit der Sculptur verhalten werde, ist fraglicher, obwohl auch in ihr zwei protestantische Bildhauer, Dannecker und Thorwaldson, vielversprechende Anfänge gemacht haben.

Die Geschichte Christi gehört, technisch genommen, zur Historienmalerei, aber als religiöse Geschichte, als eine Geschichte also, die einen ewigen Inhalt hat, vereinigt sie das Eigenthümliche der als ein Zufall erscheinenden Thatsache mit der allgemeinen Bedeutung der ewigen Idee. Die individuelle Einzigkeit der momentanen Handlung hebt sich durch den universellen Gehalt derselben zu einem Ideal auf, dessen allgemeiner Sinn die empirische Schwere symbolisch auflöst. Diese Vereinigung von Thatsache und Begriff giebt den Scenen aus Christi Leben jene ideale Kraft, welche den Künstler immer wieder zu ihr zurückführen muß.

Wir finden in Christi Leben als Schauplatz desselben die vollständige Totalität der Natur; denn Palästina, mit seinem Küstensaum das Meer berührend, enthält, nah aneinander gerückt, obwohl immer nur in Einem charakteristischen Exemplar, alle Terrainformen, ein kahles Höhlengebirge, den Karmel, ein Waldgebirge, den cedertragenden Libanon, einen frischen Bergsee, den Genesareth, einen Fluß mit Stromschnellen und schäumenden Kataraкten, den Jordan, einen orkusartigen Asphaltsee, das todte Meer, außerdem Wüsten Oasen, Hügel, Thäler, Wiesen, Palmwälder, Weingärten und Kornfelder in bunter Mischung. Welch eine Fülle von landschaftlichen Motiven, die sich dem Leben und Wirken Christi als pittoreske Scenerie unterbreiten.

Die Geschichte Christi umfaßt ferner beide Geschlechter, jedes Alter, alle Temperamente. Jede Eigenart des Weibes und des Mannes findet ihren Repräsentanten bis zu dem Unterschied in den Schwestern des Lazarus, die uns bleibende Richtungen des weiblichen Sinnes vergegenwärtigen. Das gleichwesentliche Hervortreten des Weibes neben dem Manne, wie z. B. der Maria neben dem Johannes noch am Kreuze Christi, ist ein höchst bedeutsamer Zug für die humane, das Weib von aller Ungerechtigkeit erlösende Kraft seiner Geschichte.

Sie umfaßt aber auch alle elementaren Vorgänge, auf denen das menſchliche Leben beruht, Verlobung, Hochzeit, Geburt, Arbeit, Krankheit und Tod; alle Formen menſchlicher Geſelligkeit, die Lagerung von Volksmaſſen im Freien zu einem improviſirten Mahle eben ſo, als die feſtliche und köſtliche Bewirthung, mit welcher ein Simon Chriſtus als den Gaſt ſeines Hauſes ehrt; ſie umfaßt alle Stände vom Bettler und Hirten, vom Fiſcher und Ackerer bis zum Fürſten und Hohenprieſter, und ſie führt uns dieſe Mannigfaltigkeit in allen möglichen Localformen vor, in der Hütte, im ſtillen Zimmer, im Garten, im Palaſt und im Tempel, im Dorfe Bethlehem, in der kleinen Bergſtadt Nazareth, in der von allen damaligen Nationen durchwimmelten Hauptſtadt Jeruſalem.

Aber ſie enthält auch die ganze Scala ethiſcher Zuſtände, in denen ſie nicht bloß die natürliche Seele, die landesübliche Gewohnheit, die Verſchiedenheit der Culturen reflectirt, ſondern in denen die ſittliche Tinctnr des Gemüths ſich hervorkehrt. Da erblicken wir eben ſowohl die ungetrübte Heiterkeit der unſchuldigen Kinder als die dämoniſche Zerriſſenheit Geiſteskranker; eben ſowohl die reine Jungfrau als die verloren geweſen bereuende Magdalena; die züchtige Hausfrau wie die Ehebrecherin; eben ſowohl den einfachen Glaubensſinn galiläiſcher Fiſcher, als die liſtige Verſchlagenheit hinterhaltiger Schriftgelehrter; die vorſichtige Freundſchaft eines Nikodemus, wie die ſtürmiſche Aufopferungsluſt eines Petrus u. ſ. w. u. ſ. w., denn wie ſollte ich hier enden?

Der Maler, der ein Thema ſucht, braucht gleichſam immer nur zuzugreifen. Doch nicht blos durch ſeine unbeſchreibliche Fülle, ſondern auch durch ſeine äſthetiſche Vortrefflichkeit bietet das Leben Chriſti dem Maler einen unerſchöpflichen Gegenſtand, weil kein anderer die Elemente der Idee des Schönen in gleichem Grade enthält. Die Idee des Schönen begreift den Gegenſatz des Erhabenen und des Gefälligen in ſich, der ſich in der Würde und Anmuth des abſolut Schönen aufhebt. Alle dieſe Elemente breiten ſich in der Geſchichte Chriſti zu den bewunderungswürdigſten Contraſten aus. Aber noch mehr. Mit dem Uebel und mit dem Böſen nimmt ſie auch das Häßliche in ſeinen Hauptformen als Folie des Schönen

in ſich auf, und geht, obwohl ſie das Lächerliche ſchlechthin ausſchließt, doch in der ironiſch ſatiriſchen Behandlung der Phariſäer und Schriftgelehrten, wie in dem Fall mit dem Zinsgroſchen und der Ehebrecherin, ſelbſt bis zur feineren Komik fort.

Das Maleriſche liegt allerdings ſchon, äußerlich genommen, in der zu Geſtalt- und Farbencontraſten herausgehenden Mannigfaltigkeit der Landſchaften, Zuſtände, Trachten, Sitten, Charaktere und Handlungen, allein von innen her in der dramatiſchen Bewegtheit jeder Scene, weil jede ihren Schwerpunkt in ſich ſchließt, weil jede ſich ſelbſt erklärt, weil jede ſich mit Leichtigkeit in ſich abrundet. Der Maler braucht nicht erſt zu ſuchen, welche Bedeutung er in einen Vorgang hineinlegen ſolle, ſondern wird ſofort von ihr unzweideutig angeſprochen. Die dramatiſche Lebendigkeit, die natürlich viele Stufen hat, entſteht dadurch, daß alle gleichzeitig auf einem Bilde erſcheinenden Perſonen durch ein einziges Intereſſe verknüpft werden, bei welchem ſie ſich theils poſitiv, theils negativ bethätigen. Durch die Entſchiedenheit Chriſti ſcheidet und klärt ſich ſofort Alles um ihn her auf. Alle Perſonen ſind immer darauf gerichtet, entweder ihn zu ſehen, ihn zu hegen, zu verehren, anzuflehen, oder ihn zu verfolgen, ihn zu verfluchen, zu peinigen, zu tödten. Die innere Einheit im Denken und Wollen Chriſti bewirkt die Klarheit der gegen ihn ſich richtenden Widerſprüche, die in ihrer mannigfaltigen Form zuletzt nur Abänderungen eines einzigen großen Gegenſatzes ſind, der bald von dieſer, bald von jener Seite mit dem Streben Chriſti in Conflict geräth. Stärkere und zugleich maleriſchere Contraſte, die von kleinen Gruppen einzelner Perſonen bis zu impoſanten Maſſenbewegungen ſich ausdehnen, als in Chriſti ſo kurzem und doch ſo reichem Leben, exiſtiren nicht.

Der Form nach werden die Scenen deſſelben bald mehr nach dem Genrebildlichen zu liegen, bald mehr einen wirklich hiſtoriſchen Kern haben, bald einen ſymboliſch-allegoriſchen Typus zeigen. So hat z. B. die Geburt Chriſti, die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, einen genrebildlichen Charakter, weil auf dieſen Bildern nicht eine eigentliche Handlung, ſondern nur ein Zuſtand vorkommt. Die Segnung der Kinder, das Geſpräch mit der Samariterin am

Brunnen, Christi Unterredung mit Nikodemus, als dieser ihn im Verborgenen besucht, sind auch noch Genrebilder, aber solche, in denen er schon zur Handlung übergeht, jedoch noch zu keiner, welche die Signatur eines nur einmal möglichen Geschehens hätte. Die Wunder, welche Christus verrichtet, nehmen dieselbe schon eher an, aber vor Allem tritt die Einzigkeit seines Handelns in seinem Leiden und Sterben hervor. Christus, wie er seinen Jüngern bei dem letzten Mahle und im Garten des Oelberges, wie er dem Judas, als dieser ihn verräth, wie er der Rohheit der Büttel, als diese ihn verspotten, wie er den höchsten Gewalten, dem Hohenpriester Kaiphas, dem Landpfleger Pilatus, dem Könige Herodes, gegenübersteht, erscheint uns in der ganzen Glorie seiner geschichtlichen Majestät, bis sich dieselbe im Kreuzestode zur selbstbewußten That eines freigewollten Duldens zusammenfaßt. Hier wird jede kleinste Wendung seines Geschicks von der tiefsten dramatischen Spannung durchdrungen, und es ist begreiflich, daß die Künstler mit Vorliebe sich immer den so unendlich malerischen Vorgängen der Passion zugewendet haben. Scenen, wie die Verklärung und die Himmelfahrt, enthalten keine That, und gewinnen daher, als ein bloßes Geschehen, einen symbolisch-allegorischen Charakter.

Die Passionsspiele zu Mittenwalde im Oberammergau haben noch in unserm Jahrhundert thatsächlich dargethan, wie durchaus dramatisch die ganze Passion ist. Alle, welche Zeugen jener Aufführung gewesen, können nicht genug den überwältigenden Eindruck dieses geistlichen Schauspiels schildern, das von Bauern aufgeführt wird, in deren Familien manche Rollen durch Tradition erblich geworden sind, so daß die eine immer den Christus, eine andere den Judas stellt.

Man könnte einwenden, daß das Leben eines Buddha oder Sokrates, eines Alexander oder Napoleon doch nicht weniger malerisch sei und könnte die Behauptung, daß das Leben Christi den für die Malerei günstigsten, denkbar höchsten Gegenstand enthalte, für ein Vorurtheil erklären, das aus der Eitelkeit und Befangenheit des christlichen Glaubens stamme. Allein sobald man mit dem Auge des Malers an die nähere Betrachtung geht, wird sich die Wahrheit

jener Behauptung rechtfertigen. Das Leben des Sokrates hat eine gewisse Analogie mit dem Leben Christi, allein es fehlt ihm die erhabene Poesie, die aus dem letztern uns entgegenkommt. Wir wissen, wie häßlich Sokrates mit seiner Stülpnase und seinem Hängebauch ausgesehen hat; wir wissen, wie brav er gefochten, wie treu er Standämter verwaltet, wie redefertig er mit den Sophisten gestritten, wie begeisternd er mit seinen Schülern philosophirt, wie ruhig er die Launen seiner Frau ertragen, wie würdig er den Giftbecher getrunken hat; aber im Wesentlichen haben wir, selbst im Gefängniß, selbst im Sterben, immer nur den kritischen, den Wahrheit suchenden Philosophen vor uns. Es fehlt die poetische, die affirmative Kraft, mit welcher Christus in der Selbstgewißheit, der Erlöser zu sein, sagte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!" Solche großen, weltumfassende Geschichten aber, wie die jener genannten Eroberer, sind für den Maler eintöniger, als man zunächst, bei einem Blick auf ihre äußerliche Breite, glaubt. Das Local wechselt, allein es sind immer wieder Soldaten, Schlachten, Gefangene, Triumphe. Es fehlt jene menschliche Allseitigkeit, die aus dem Schicksal Christi uns entgegentritt, es fehlt jener universelle geistige Gehalt, der sich selbst erklärt; es fehlt jene Innigkeit, die auch der kleinsten Handlung das Siegel ihres bezaubernden Adels aufdrückt. Die großen französischen Schlachtenmaler, die Napoleon verherrlicht haben, wissen zuletzt doch nichts Anderes, als ihn in irgend eine Ecke zu postiren, von wo aus er die Schlacht commandirt, oder, ist sie beendet, die Gefangenen vorüberführen sieht, die Verwundeten begrüßt. In Versailles, diesem bewunderungswürdigen Kunsttempel der französischen Geschichte, ermüdet man zuletzt beim Durchwandern der Säle über der Gleichförmigkeit der Schlachtscenen.

Da nun das spezifische Element der Malerei Farbe und Licht ist, so ist auch hier der Beweis zu führen, daß die Geschichte Christi an pittoresker Möglichkeit jeden andern Gegenstand überragt, denn nicht nur bietet sie in der Natur Palästinas, in den Trachten aller Nationen und Stände jener Zeit eine unendliche Farbenmannigfaltigkeit, sondern auch in den verschiedenen Scenen des Lebens Christi die wechselndste, unendlich malerische Beleuchtung. Von

dem milden Sternenlicht über dem Stalle zu Bethlehem wandelt ſie durch alle Töne der Tageshelle bis zum ſchauerlichen Nachtgrau, das ſich bei ſeinem Tode über Jeruſalem ſenkt, um ſich mit der Himmelfahrt zum Strahlenmeer des wolkenloſen Aethers zu verklären.

Das Chriſtenthum als ſolches iſt nicht perfectibel; denn der göttliche Geiſt iſt ewig derſelbe, allein unſere Aneignung des Chriſtenthums iſt perfectibel. Wir ſollen im Glauben, wir ſollen in der Erkenntniß des Glaubens, wir ſollen in der ſchönen Darſtellung unſeres Glaubens immer vollkommener werden. Die Unendlichkeit des Fortſchrittes iſt hier uns aufgethan. Jedes Volk, jede Zeit hat bisher Chriſtus ſo gebildet, wie ſie ihn in ihrem Bewußtſein ſich vorſtellte, und ſo wird auch aus der freieren und tieferen Durchdringung der Schrift ein noch höheres, noch wahrhafteres, gottmenſchlicheres Kunſtideal des Erlöſers erwachſen, worin wir ſchauen werden, was der Heidenapoſtel ſagt:

Gott war in Chriſto und verſöhnete die Welt mit ihm ſelber!

XX.

Ueber die neueren geographiſchen Entdeckungen und die nächſte Zukunft der Menſchheit.

Vortrag zum Beſten der Univerſitätsprämien am 2. März 1865.

Der Realismus, der unſer neunzehntes Jahrhundert charakteriſirt, tritt ganz vorzüglich in der allgemein gewordenen Liebe zu den Naturwiſſenſchaften hervor. Unter dieſen hat ſich die Geographie, die ſonſt für eine trockene Wiſſenſchaft galt, zu einer ganz außerordentlichen Höhe erhoben und das Intereſſe an den geographiſchen Entdeckungen zu einem faſt leidenſchaftlichen gemacht. Die Entdeckungen, die in dem letzten Menſchenalter der Gegenſtand der heldenmüthigſten Anſtrengungen geweſen ſind, fangen an, ſo große Wirkungen auf die menſchliche Geſellſchaft zu äußern, daß man die Frage aufwerfen kann, welches wohl die Folgen derſelben für die nächſte Zukunft der Menſchheit ſein werden? Jede neue Küſte, an welcher gelandet, jeder neue Strom, der befahren, jeder neue Berg, der erſtiegen, jeder neue Urwald, durch welchen mit der Axt ein Pfad gehauen wird, bilden ſofort neue Attractionspunkte für die Menſchheit. Wenn wir uns daher eine kurze Ueberſicht der neueren geographiſchen Entdeckungen entwerfen, ſo können wir daraus die Folgen ableiten, welche ſie nach den Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit haben werden. Nicht von der Zukunft der Menſchheit überhaupt wollen wir ſprechen, ſondern nur von derjenigen, welche zunächſt durch die heutigen geographiſchen Entdeckungen bedingt wird.

Bei einer ſolchen Ueberſicht der geographiſchen Entdeckungen kann es ſich natürlich nur um die wichtigſten Reſultate handeln, die als eine entſchiedene Erweiterung, Berichtigung oder Ergänzung

des Bildes zu betrachten sind, welches wir uns von der Erdoberfläche entwerfen.

Im Wesentlichen war dies Bild mit der Entdeckung der Polynesischen Inselflur durch Cook, Bougainville u. A. schon am Schluß des vorigen Jahrhunderts vollendet. Da die Erde eine Kugel ist, so mußte man sich überzeugen, daß ein sechster Welttheil auf ihr nicht existire. Es blieb nur, als ein Rest der Weltumseglungen, die Frage nach der genaueren Kenntniß der Pole übrig.

An dem schwer zugänglichen Südpol glaubte man zuweilen die Ufer eines neuen Continents zu finden. Wir sehen auf den Karten unter verschiedenen Namen, als Wilkes Land, Adelaide, Adelie u. s. w., die Umrisse eines antarktischen Continentes verzeichnet, allein dabei ist es auch geblieben. Die nur noch mit Moos bewachsenen Granitfelsen, die aus dem Eise hervorragen, sind weder für Thiere noch für Menschen einladend. Kälte, Sturm, Schnee und Eis werden es wohl für immer den Menschen unmöglich machen, in diese grauenvolle Einöde, an welche sich kein praktisches Interesse knüpft, vorzudringen.

Ganz anders der Nordpol, wo sich die beiden Halben der Erdfeste breitbrustig zusammendrängen. Die Formel, in welche das geographische Problem sich hier kleidete, war die Frage nach einer nordwestlichen Durchfahrt, nämlich aus dem Atlantischen Ocean in den stillen, von der Hudsons- oder Baffinsbai bis nach der Behringstraße. Es ist bekannt, welche Kühnheit und Ausdauer ein Parry, Roß, Franklin, Mac Clure, Kane, Clintock, um nur die Berühmtesten der Nordpolfahrer zu nennen, für die Lösung dieses Problems entwickelt haben. Eine Zeit lang spannte die Hoffnung, ein freies, relativ wärmeres, fischreiches Polarmeer zu finden. Kane glaubte sogar, es in der Ferne zu erblicken, allein die Erwartung hat sich nicht bestätigt. Daß die Durchfahrt möglich ist, läßt sich nicht bezweifeln. Die Melvilleinsel ist sowohl vom stillen als vom Atlantischen Ocean erreicht worden und hat so gleichsam zur Probe gedient. Clintock, der auch die Reliquien der Franklinschen Expedition sammelte, ist durch die Barrowstraße bis zum Mac Clure-Canal und wieder zurückgesegelt. Er hat 1857 die Nordküste

Nordamerikas vom Mackenziefluß bis zum Investigatorsund vermessen und viele Punkte der insularen Eisformation genauer bestimmt, allein er hat auch bestätigt, daß Nordpolexpeditionen nur noch ein theoretisches Interesse darbieten können. Und auch dies ist durch die bisherigen Resultate fast erschöpft. Wir wissen nun, daß Grönland zwischen Amerika und Asien eine Insel von mehr als dreißigtausend Quadratmeilen bildet; wir wissen, wo der magnetische Pol liegt; wir wissen, wie der Eisstrom des Pols sich zum äquatorialen Golfstrom verhält; wir wissen, welche Pflanzen und Thiere sich hier noch die Existenz ermöglichen. Wenn auch dies alles noch genauer bestimmt, ja der arktische Pol der Erde selber erreicht werden kann, wie Capitain Osborne hofft, so ist doch das praktische Interesse nicht weiter betheiligt. Weder Pelzjäger noch Wallfischfänger werden das Polarmeer befahren.

Ist also auf unserer Erde nach der peripherischen Richtung hin nichts mehr zu entdecken, so zeigt sich die centrale Richtung auf das Innere der Länder um so ergiebiger. Für unsern Zweck können wir jedoch Europa und Amerika ausscheiden, da sie in den Hauptmomenten als ein geographisch klares Bild vor uns liegen und die Ueberraschung eigentlicher neuer Entdeckungen nicht mehr zu bieten vermögen. Amerika wird freilich noch auf lange hin zu Berichtigungen und Ergänzungen der Anschauung, die Alexander von Humboldt von ihm festgestellt hat, reichlichen Stoff liefern. So sind die Orinokogegenden von Schomburgk, den unser König Friedrich Wilhelm IV. unterstützte, genauer durchforscht. Dasselbe ist mit Brasilien durch den Preußischen Generalconsul Sturz und den Preußischen Professor Burmeister geschehen. Guatemala und Nicaragua ist der Gegenstand der gründlichen Untersuchung des Amerikanischen Geschäftsträgers Squir gewesen. Die centralamerikanische Halbinsel Yucatan reizte durch ihre Ruinen den Amerikaner Stephens, der über vierzig Trümmerstädte, welche die üppige Wucherung der tropischen Vegetation dem Auge großentheils verbirgt, entdeckte und die Paläste von Palenque, Urmal, Labnä, Tuloom, u. s. w. in einem großen Kupferwerk beschrieb. In Nordamerika waren die Gegenden jenseits des Felsengebirges vernachläßigt. Ein

Deutscher, Namens Astor, ein Heidelberger, der in New-York durch Pelzhandel zu großem Reichthum gelangt war, erkannte zuerst die Wichtigkeit des Oregongebietes und rüstete aus eigenen Mitteln 1810 eine Land- und Seeexpedition dorthin aus, eine Kolonie anzulegen, die er Astoria nannte. Die Unionsregierung ließ ihn jedoch ohne alle Unterstützung, und die Kolonie ging wieder zu Grunde.

Was der kaufmännischen Speculation nicht gelungen war, regeres Leben und Civilisation an der Westküste zu begründen, das gelang dem Golddurst und dem religiösen Fanatismus. Die Goldwäschereien am Sacramentofluß zogen binnen kurzer Zeit Tausende aus allen Nationen nach dem bis dahin verachteten Californien. Man entdeckte, daß es ein ganz vortreffliches mit den reichsten Mitteln für alle Cultur ausgerüstetes Land sei. Das Gold wird schwinden, aber der Staat Californien wird bleiben. Zwischen Neucalifornien und Missourigebiet, zunächst südlich vom Oregongebiet, bildet das Felsengebirge ein großes Plateau, in dessen Mitte sich ein mächtiger Salzsee, der von Utah, befindet. Hierher zogen sich die schwärmerischen Mormonen, als sie aus Illinois verdrängt wurden und ihren eben vollendeten prachtvollen Tempel in Nauvoo verlassen mußten. Diese Gegenden waren wenig bekannt. Die Unionsregierung schickte 1849 den Ingenieurcapitain aus dem topographischen Büreau, Howard Stansbury ab, um die Triangulation des Landes vorzunehmen. So wurde durch die Heiligen der letzten Tage ein Terrain bekannt, von welchem man bis dahin wenig mehr, als den Namen, gewußt hatte. Die religiöse Schwärmerei der Mormonen wird sich, wie schon zum Theil geschehen, auflösen, aber der Staat Utah wird bleiben. In der Nähe des Salzsees sind umfangreiche Kohlenlager entdeckt, welche seine Industrie sicher stellen. Er wird die Straße vollenden, die er sich südwärts nach dem Golf von Californien zu bahnen angefangen hat und dann einer der blühendsten Staaten der Union werden, der ihren Osten mit dem Westen vermittelt.

Die Indianergebiete sind durch den Prinzen von Neuwied, durch den Amerikanischen Maler Catlin, durch Möllhausen, durch den Touristen Kohl u. A. genau bekannt geworden. Der uner-

müdliche Kohl hat uns auch von Canada, welches die Amerikareiſenden ſeltener beſuchen, eine umfängliche und eingehende Beſchreibung geliefert, die es in einem ganz neuen Licht erſcheinen läßt. Amerika iſt von Oſten her durch ſeine flachen Küſten und durch ſeine vielen langläufigen Ströme ſo äußerſt zugänglich, daß in ihm eigentlich nichts mehr zu entdecken iſt. Obwohl erſt ſeit kaum vier Jahrhunderten ein Gegenſtand der Reiſen, iſt es doch geographiſch faſt erſchöpft. Die Flut der Anſiedler, welche Europa jährlich nach ihm hinüberſendet, iſt gemach bis in ſeine innerſten Winkel vordrungen.

Nicht ſo verhält es ſich mit Aſien, obwohl es das älteſte Culturland der Erde iſt. Seine Gebirge und Wüſten ſchaffen dem Reiſenden oft ſchwer überwindliche Hemmniſſe. Das Mißtrauen der alten Culturvölker hat ihnen auch oft den Eintritt in ihre Länder verweigert. Am Genauſten iſt uns Vorderaſien bekannt, weil es mit Europa ſeit Jahrtauſenden in Wechſelwirkung ſteht. Obwohl nun aber Juden, Griechen und Römer es bereits beſchrieben haben, ſo darf man doch ohne Uebertreibung behaupten, daß eine wiſſenſchaftliche Durchforſchung deſſelben erſt mit Niebuhr, Seetzen und Burkhardt begonnen hat. Die Entdeckungsreiſen in Vorderaſien betreffen mit der Erkundung der Natur zugleich die der Geſchichte, weil auf dieſem Boden die vorzüglichſten Entwickelungskämpfe der Menſchheit ſtattgefunden haben. Ganz Vorderaſien iſt, wie in Amerika Yucatan, mit den Trümmern von Städten, Burgen, Brücken, Waſſerleitungen, überſäet. Die Ruinen von Epheſus, Baalbeck, Petra, Palmyra, Perſepolis, Rhagä, Ninive und Babylon ſind weltbekannt. Die letzteren ſind durch Botta und Layard aus dem Schutte, der ſie Jahrtauſende lang verdeckte, zu unſerm Erſtaunen herausgegraben. Ganze Paläſte, wie der von Kujundſchik bei Ninive, ſind unter Erdhügeln, auf denen Ziegen weideten, entdeckt. Dieſe zunächſt antiquariſchen Arbeiten machten aber auch eine ſorgfältige Durchforſchung des Terrains überhaupt erforderlich, ſo daß wir einer wirklichen Geographie Meſopotamiens erſt jetzt nach Layards großem Werk über Ninive und Babylon uns rühmen können.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die nach Vorderaſien

gerichteten Reisen sich vorzugsweise Berichtigung und Ergänzung unserer Kenntnisse zu ihrer Aufgabe machen müssen, obwohl sie zuweilen auch in wirkliche Entdeckung übergehen, wie dies selbst mit anscheinend sehr bekannten Gegenständen der Fall gewesen. So ist z. B. der Jordan ein allgemein bekannter Fluß. Dennoch fehlte es an einer wissenschaftlich genügenden Aufnahme seines Laufes und seiner Mündung in das todte Meer. Nur einzelne Furthstellen waren unzählige Male beschrieben. Die Räubereien der Beduinen, die vielen Stromschnellen des Jordan, die Asphalt- und Schwefelbestandtheile des todten Meeres, hatten den Reisenden große Schwierigkeiten bereitet. Da entschlossen sich die Nordamerikaner, bei denen Professor Robinson in Boston durch sein Reisewerk über Palästina ein großes Interesse dafür angeregt hatte, ein zerlegbares, eisernes Boot zu bauen und seine Stücke von Kameelen bis zum Ufer des Jordan tragen zu lassen, wo man das Boot zusammensetzte. 1848, während Europa in revolutionären Kämpfen rang, ward Capitain Lynch mit dieser Expedition betraut und führte sie auch glücklich aus. — Ein anderes Beispiel ist das Haurangebirge im Osten von Damaskus, von welchem man längst wußte, das jedoch erst durch den Preußischen Consul Wetzstein seit etwa fünf Jahren genauer bekannt geworden ist. Namentlich haben wir durch ihn erst die in ihm verborgenen unterirdischen Städte kennen gelernt, die aus der römischen Kaiserzeit stammend, jetzt noch den Beduinen als Zufluchtsstätten für sich und ihre Heerden dienen, wenn sie von Feinden bedroht werden. Der Zugang zu diesen Gruftstädten, die ganz regelmäßige Straßen und Marktplätze haben und das Licht von Oben durch Oeffnungen mit durchbrochener Steinarbeit empfangen, wird durch Rasenstücke unkenntlich gemacht, welche man dem vorgeschobenen Schlußstein auflegt.

Die schönen Landschaften des eigentlichen Kleinasiens, der Levante, sind unter der Türkischen Herrschaft seit den Kreuzzügen verödet. Die Kolchisländer z. B., wohin die Alten das goldene Vließ versetzten, wo sich mehr als vierzig Brücken über den Phasis schwangen, sind theilweise wieder mit dichtem Wald bewachsen. Moritz Wagner, der sie bereiste, fand in ihnen eine schöne Weinrebe, als wilde

Schlingpflanze, deren rothe Trauben oft ganz ungenossen verwelkten, während die Mingrelier, die heutigen Bewohner, in sparsamen Haufen die feuchte Nacht der Wälder fieberkrank durchirren.

Der benachbarte Kaukasus, das Scheidegebirge Asiatischer und Europäischer Cultur, ist auf Veranlassung der Russischen Kriege gegen die Tscherkessen in neuerer Zeit oft beschrieben worden. Der Kaiser Nicolaus ersuchte einen Deutschen Gelehrten, den Freiherr von Haxthausen, nach dem Kaukasus zu kommen, seine Topographie und Ethnographie zu durchforschen. Dies ist auch geschehen und das Resultat der Reise in einem mehrbändigen Werk veröffentlicht. Bekannter aber hat sich über denselben Gegenstand ein geistreiches Buch des Dichters Bodenstädt, des Schülers von Mirza Schaffy, gemacht.

Rußland benutzte die Lähmung des Chinesischen Reichs durch die von den Taipings verursachten Bürgerkriege, sich das Gebiet des Amur, ungefähr 40,000 Quadratmeilen, zu annectiren. In Folge dieser Annexion ist es mehrfach bereist und beschrieben worden, namentlich von Audubon in einem großen reichillustrirten Werke Es hat sich ergeben, daß das Land dem Anbau fleißiger Kolonisten eine vielversprechende Zukunft verheißt, und daß seine Bergseen eine oft außerordentliche Schönheit besitzen.

Was nun das übrige Asien anbetrifft, so ist das Bestreben der heutigen Entdeckungsreisen vorzüglich darauf gerichtet, das Hochland des Innern und die es umringenden Bergwälle mit wissenschaftlicher Genauigkeit zu verzeichnen. Im Norden ist das Altaigebirge durch Alexander von Humbold bestimmt worden. Die südwärts von dem mittleren Plateau hinstreichenden Bergketten sind durch ihre vielen Verzweigungen das größte alpinische Bergland der Erde überhaupt, dessen kalte Regionen nur dünn bevölkert sind. Die höchsten Riesen unseres Planeten ragen aus ihnen empor. Zu Anfang unseres Jahrhunderts hatte Amerika den Ruhm, im Chimborasso den höchsten Berg zu besitzen. Es mußte denselben an Asien abtreten, zuerst an den Dhavalagiri und nunmehr an den Mount Everett. Die Engländer Moorcroft und Hooker, die Französischen Missionaire Huc und Gabet, die deutschen Gebrüder Schlagintweit,

sind wohl am Tiefsten in dies centrale Asien eingedrungen. Huc und Gabet, die viele Jahre in China lebten, schlossen sich der Karavane an, welche der chinesische Kaiser alle drei Jahr mit Geschenken an den Dalai Lama schickt, scheinbar, ihm Tribut darzubringen, in Wahrheit, ihn in Abhängigkeit von sich zu erhalten. Nach Ueberwindung zahlloser Gefahren, langten sie glücklich in Hlassa, der Hauptstadt Tübets an, wo sie von der buddhistischen Geistlichkeit ein Jahr hindurch mit der größten Liberalität behandelt wurden, bis der mißtrauische Chinesische Gesandte ihre Entfernung erzwang. Wir verdanken ihnen über Tübet, die Mongolei und das innere China die interessantesten Aufschlüsse, denn sie sind zuerst in Gegenden gekommen, die zuvor niemals ein Europäer betreten hatte. Die Gebrüder Schlagintweit haben uns von den Quergebirgen zwischen dem Himalaya und dem Küen-Lüen, namentlich von der Kara Korum-Kette, ein ganz neues Bild gegeben und der Preußische Prinz Waldemar hat den Ursprung und Lauf des Sutletsch, eines großen Nebenflusses des Indus, mit muthiger Ausdauer erforscht. Wer von der eigenthümlichen Schönheit und Erhabenheit der Indischen Alpenwelt eine nähere Vorstellung erwerben will, der muß das Kupferwerk sehen, welches von der Reise des leider so früh verstorbenen Prinzen herausgegeben ist.

Die peninsularen Tiefländer, welche das mittelasiatische Hochland umgeben, sind wohl im Allgemeinen bekannt, fordern aber doch noch bedeutende Berichtigungen und Ergänzungen. Hinterindien ist noch wenig von Europäern bereist. Die Kriege der Engländer mit den Birmanen und die der Franzosen mit den Cochinchinesen haben zwar in neuerer Zeit uns manche Kunde von ihm gebracht, allein das Innere ist für die geographische Wissenschaft noch so gut als eine offene Frage. Aber selbst Vorderindien ist uns stellenweise noch ganz unbekannt, wie die Urwälder am Godawerifluße und die Bergwälder, in denen die Bills, die Khonds, die Tudas, die Peharias und andere Stämme der Ureinwohner Indiens unbezwungen als wilde Räubervölker inmitten einer mehrtausendjährigen Cultur fortleben.

Die Inselgruppen, welche sich auf der Ostküste Asiens von Kamtschatka an, südwärts fortziehen, sind an den Küstenrändern

zum großen Theil bekannt, während das Innere von ihnen oft noch der Entdeckung seiner eigentlichen Gestalt entgegenharrt. Was wissen wir eigentlich z. B. von Borneo und von Neu-Guinea? Borneo ist neuerdings mehr bereist worden, allein man muß sich nicht wundern, wenn unsere Kenntniß von ihm doch nur erst eine geringe ist; denn theils ist es noch von ungebändigten Naturvölkern bewohnt, theils ist es eine sehr große Insel, etwa von dem Umfange Deutschlands.

Die Polynesischen Inselgruppen, in welche sich die Asien begleitenden fortsetzen, sind im Allgemeinen als bekannt zu betrachten, nur ihr continentales Centrum, Australien, ist erst auf der Ost- und Südküste näher durchforscht. Der Osten hat Gegenden von höchster romantischer Schönheit, wie den Illawaradistrict, wohingegen der Westen durch Unförmlichkeit, durch Wüsten und Wassermangel abschreckt. Die Hauptrichtung der Entdeckungsreisen ist bisher gewesen, eine einigermaßen practicable Straße zu finden, welche die südliche Spencerbucht mit dem nördlichen Carpentariagolf verbände. Der große salzige Torrenssee kann als der Mittelpunkt dieser Unternehmungen betrachtet werden, welche der Deutsche Leichhardt eröffnete, dem die Engländer Stuart und Burke folgten, ohne viel glücklicher zu sein. Die Cultur kann Australien nur schrittweise von Osten her erobern, wo sie, wie in Californien, von der Natur durch den Köder des Goldes in den Minen von Bathurst angelockt ist. Die abenteuernden Goldsucher sind die Vorhut der wirklichen Cultur, die zu festen Ansiedlungen und einem geordneten Gemeindeleben vorschreitet.

Wenn Neuholland zu zwei Dritteln den Eindruck macht, als hätte die Natur sich hier entweder schon erschöpft, oder als wäre sie noch auf der Stufe primitiver Unreife stehen geblieben, so scheint sie dagegen in dem benachbarten morgenwärts gelegenen Neu-Seeland noch einmal alle ihre Reize verschwenderisch zusammenzufassen. Es hat ein so glückliches Klima, eine solche Mannigfaltigkeit von Berg und Thal, Wald und Strom, eine so große landschaftliche Schönheit, daß es als das vollendete südliche Gegenbild zu den Japanischen Inseln auf der Nordseite gelten kann. Wir verdanken die nähere Kenntniß dieses herrlichen Landes einem Deutschen,

Hochstetter, den die Oestreichische Fregatte Novara bei ihrer Weltumsegelung hier auf dringende Bitten des Englischen Gouverneurs absetzte.

Wir beenden unsere geographische Rundschau mit Afrika als demjenige Welttheil, der in unserm Jahrhundert die meisten Entdeckungsreisen hervorgerufen hat und auch noch hervorrufen wird, trotzdem daß der Tod der durschnittliche Ausgang zu sein pflegt. Wenn sie nicht, wie Mungo Park, Roscher, Vogel ermordet wurden, so erliegen sie dem Fieber, wie Belzoni, Richardson, Overweg, Schönlein, oder sie verschwinden geheimnißvoll, wie Hornemann, aber die Begeisterung, den Schleier von dem Innern dieses Continents zu lüften, ermuthigt immer neue Märtyrer, sich zu opfern. Wir sehen daher die Europäer von allen Seiten her sich mehr und mehr dem Centrum nähern und haben eine Menge von Vermuthungen schon mit thatsächlicher Gewißheit vertauscht. Die Richtung der Reisen hat sich im Besondern vorzüglich an die Erforschung der großen Ströme und Seen Afrikas geknüpft.

Unter den Strömen sind der Nil, Niger und der Zambese die mächtigsten.

Der Nil fließt auf der Ostseite von Süden nach Norden durch den gebirgigsten und furchtbarsten Theil Afrikas. Sein Ursprung war seit Herodot ein Problem, welches die Engländer Speke und Burton in unsern Tagen enträthselt haben wollen. Noch herrscht Streit darüber, aber soviel steht fest, daß der eigentliche Nil durch den Bahr el Abiad gebildet wird, in welchen der östlichere Bahr el asrek bei Chartum einmündet. Die Forschung nach dem Ursprung dieser Flüsse führte immer tiefer in den Süden und bestätigte die Existenz von schneebedeckten Bergen in der Tropenzone Afrikas. Zunächst führte die Verfolgung des Bahr el asrek, des sogenannten blauen Flußes, nach Abessinien. Rüppell, Werne, Schimper, Munzinger, Theodor v. Heuglin, haben nun die großartige Schönheit der Abessinischen Alpenwelt enthüllt, eines ungeheuren Tafellandes, in welchem verschiedene Plateaus über einander aufsteigen und im Allgemeinen drei verschiedene Vegetationsregionen bilden, die Kollas, die Waïna-Degas und die Degas. Die Kollas steigen

bis 5000, die Waïna-Degas bis 9000, die Degas bis 14,000 Fuß. In den Kollas ist die Vegetation am üppigsten, aber sie sind auch der Sammelort der wildesten Thierwelt. Die Waïna-Degasregion hat das schöne Klima des südlichen Italien. In ihr liegt der köstlichste aller Bergseen, der Tzanasee, dessen klares, durchsichtiges Wasser einen tiefblauen Himmel wiederspiegelt. Er ist mit grünen Inseln übersäet, mehr als dreißig Flüsse ergießen sich in ihn und aus den vulkanischen Bergen, die sein malerisches Ufer umgürten, sprudeln warme Quellen. In den Degas verliert sich die Vegetation allmälich, obwohl Kleewiesen und Gerste noch bis auf 12,000 Fuß über der Meereshöhe fortkommen und Heerden von Rindern, Ziegen und langwolligen Schaafen auf den Hochflächen von Woggara und Simênt von Godscham und Schoa, umirren. Aber noch südlicher sollten Schneeberge entdeckt werden. Es waren die deutschen Missionarien Krapf und Rebmann, welche die isolirten Berggruppen des Keniah und des Kilimandscharo entdeckten. Eine englische Polemik verdächtigte ihre Angaben und Dr. Barth veranlaßte daher einen Deutschen, den Baron von Decken, zur Recognoscirung derselben; Decken hat wirklich den schneeigen Gipfel des Kilimandscharo erstiegen.

Die Ader des weißen Flusses wurde lange Zeit von dem katholischen Missionar, Pater Knoblecher, der 1857 starb, verfolgt. Sie führte zu einem Punkt, wo eine Menge Flüße sich in einem hochgelegenen See zu vereinigen scheinen, aus welchem der Bahr el Abiad hervorströmt. Knoblecher drang bis 1854 weit nach Süden am Tubirifluß vor, Speke bis zum Nianzasee, von welchem er den Nil ableitete. Diese großen Landseen machen eine eigenthümliche Erscheinung Afrikas aus. Vom Tsadsee inmitten des Sudan sehen wir auf der Ostseite den Ukerewe oder Nianzasee, den Udjiji, den Nyassa, den Shirwo und als den südlichsten und westlichsten den Ngamisee auftreten. Alle diese Seen sind hochgelegen, denn selbst der Tsadsee mit den Buddumainseln, der an sich nur eine große Bodensenke ist, in welcher zur Regenzeit viele kleine Flüße ihre Gewässer vereinigen, liegt über 1200 Fuß über der Meereshöhe.

Der zweite Hauptstrom Afrikas, der die Reisenden seit Mungo

Park zu seiner Erforschung heranlockt, ist der Niger oder Quorra oder Dscholiba, der eigentliche Beherrscher des Sudan. Es bleibt das Verdienst des Dr. Barth, über seinen Lauf uns aufgeklärt zu haben. Er gelangte glücklich nach Kuka am Tsadsee, von wo er einige südöstliche Expeditionen nach Begharmi und Adamaua machte, bis er westlich nach Timbuktu vordrang, wo er fast ein Jahr lang in einer höchst gefährlichen Lage zubrachte, aus welcher ihn nur seine Klugheit, sein tactvolles, energisches Benehmen und seine große Kenntniß des Koran retteten. Dr. Barth hat die Widersprüche beseitigt, die in der Auffassung des Niger bestanden. Dieser gigantische Strom entspringt in Senegambien, fließt zuerst nördlich,. macht aber bei Timbuktu eine starke Wendung nach Süden, wo er unter dem Namen Nun zwischen den Reichen Benin und Bimbia an der Guincaküste in das Meer mündet, indem er sich in mehrere Arme zertheilt. Barth stellte fest, daß zwischen Egga und Idda ein großer Strom, der Benuë, von Osten her in den Niger einfließt und daher mit diesem selber hat verwechselt werden können. Seine Ansichten wurden durch den Capitain Baikie bestätigt, der mit einem eisernen Dampfboot den Benuëstrom weit hinauffuhr.

Die Vorstellungen, die man sich gewöhnlich von der Sahara als dem einförmigen Sandboden eines einstigen Meeres macht, sind durch Richardson und Barth wesentlich berichtigt worden. Sie ist ungleich mannigfaltiger und lebensvoller, als unsere Unwissenheit uns ausmalte, stellenweise allerdings auch viel schrecklicher, als unsere Phantasie zu dichten vermochte. Das Schreckliche liegt besonders in der Hammada, mit welchem Worte man eine kahle Felsenmauer bezeichnet, die den Saum der Wüste umgiebt und bis zur Höhe von vier- bis fünfhundert Fuß ansteigt. Die Hammada ist ohne alle Vegetation; ihre schwarze, trostlose Fläche ist entweder ganz leer, so daß der Boden das glühende Bild der Sonne widerspiegelt, oder sie ist mit kleinen scharfen Steinen bedeckt. Die Wüste wird von uralten Karavanenwegen durchzogen, welche durch die Wassersammlungen in den Bodensenken geleitet werden; denn wo Wasser ist, da ist auch Vegetation, die Thieren und Menschen ihren erquickenden Schatten bietet. Von Norden nach Süden gehen zwei Hauptwege.

Der eine geht von Tripolis über Murzuk nach Kuka. Er ist der Weg der arabischen Kaufleute, dient aber auch schon dem Handel der Engländer, die in Murzuk bereits ein Consulat haben. Es ist der Weg, den auch Richardson, Barth, Overweg, Vogel gegangen sind. Der andere Weg geht von Fez über Bel Abbas und Taudeni nach Timbuktu. Er ist der Weg der marokkanischen Kaufleute.

Die Franzosen suchen nun schon lange nach einem dritten Wege, der ihre Besitzungen in Senegambien mit denen in Algier verbände. Die Folgen einer solchen Verbindung sind unberechenbar. Der französische Einfluß und Handel in Senegambien war heruntergekommen. Louis Napoleon, der ein Auge für Alles hat, bestellte den umsichtigen und tapfern General Faidherbe zum Gouverneur von Senegambien, und diesem gelang es, durch seine Waffenthaten und diplomatischen Verhandlnngen das Ansehen der Franzosen wieder aufzurichten. Die heidnischen Negerstämme besonders, die sich von dem Fanatismus der Muhamedanisch gewordenen bedrängt sehen, haben bei ihm Schutz gefunden. Unter Faidherbes Mitwirkung wurden nun Versuche gemacht, einen Weg durch die Wüste nach Algier zu entdecken. Bisher aber sind alle Anstrengungen fehlgeschlagen. Nach Erdulden großer Gefahren mußte man schließlich wieder an die Küste zurücklenken und den Weg auf Mogador nehmen, von ihm zu Schiffe nach Algier zu gehen.

Der dritte große Strom Afrikas ist der Zambese. Er entspringt westlich auf dem waldreichen Lobalegebirge, strömt unter dem Namen Lijambi zuerst nach Süden, macht bei den berühmten Victoriafällen eine Wendung nach Osten und mündet bei Quilimane in den indischen Ocean. Er theilt die Natur aller afrikanischen Ströme, im Lauf von Felsenriffen und Katarakten durchbrochen zu werden und an der Mündung Barren zu bilden. Der Zambese gliedert das mittlere Afrika von dem südlichen ab. Der Held dieses Stromes ist der englische Missionar Livingstone geworden, der von der Capstadt aus immer weiter auf der Westseite nach Norden vorrückte, bis er Loanda, die Hauptstadt des portugisischen Angola, erreichte, von wo er in der Begleitung eines Haufens treuer Makololoneger quecr durch das ganze Land den Lauf des Zambese verfolgte, bis

er in Quillimane anlangte, wo er sich nach Europa einschiffte. Zwischen diesem Strom und dem Caplande liegt, wie wir nun durch Livingstone wissen, eine große Wüste, die Kalahari. Sie ist hier im Süden Afrikas dasselbe, was die Sahara in seinem Norden; denn sie ist der Regulator aller Verkehrsverhältnisse, aller meteorologischen Processe und aller davon abhängigen Gesundheitszustände. Sie trennt die Kafferstämme von denen der Hottentotten.

Die Angaben Livingstones sind durch Andersen, durch Dr. Bastian und durch Ladislaus Maygar bestätigt und erweitert. Der letztere, ein Ungar, der in Brasilien als Marineoffizier gedient hatte, siedelte sich von Benguela aus im Königreich Bihe förmlich an, um von dort aus den Handel zugleich zu Entdeckungsreisen zu benutzen. Der König von Bihe gab ihm eine seiner Töchter, Osoro, zur Frau. So abenteuerlich diese oktroyirte Verbindung an sich war, so scheint Ladislaus Maygar doch glücklich mit seiner recht hübschen schwarzen Prinzessin zu leben, die ihm sehr nützlich wird, weil sie sich nicht scheuet, ihn auf seinen beschwerlichen Zügen zu begleiten. Wir verdanken Maygar viele Nachrichten über das Innere Afrikas, z. B. über die Reiche Kimbanda und Maluva. Noch weiter an der Westküste hinauf oberhalb Kongo hat der nordamerikanische Franzose du Chaillu, den sein Vater schon als Knabe nach Afrika mitgenommen hatte, am Gabun in bisher unbekannte Gegenden vorzudringen gewagt, wozu ihn die wissenschaftliche Societät von Philadelphia unterstützte. Er hat sich vorzüglich durch seine Jagd auf die über sechs Fuß große Affenart des Gorilla einen Namen gemacht. Die nackten, theils sandigen, theils sumpfigen Ufer der Küste, welche sich dem Auge des Seefahrers zunächst darstellen, sind auf der ganzen Westseite Afrikas nicht sehr einladend, allein tiefer in das Land hinein zeigt es oft die schönsten und fruchtbarsten Gegenden, die freilich verhältnißmäßig nur dünn bevölkert sind. So enthält z. B. das Reich Maluva etwa 9000 Quadratmeilen, aber trotz dieses Umfanges und trotz der reichen physischen und intellectuellen Ausstattung seiner Bewohner nur eine Million Seelen. Nach den Fortschritten, welche die Erdkunde Afrikas innerhalb der letzten zwanzig Jahre gemacht, dürfen wir erwarten, daß sie bis zum Schluße

dieſes Jahrhunderts auch ſein äquatoriales Centrum völlig durchdrungen haben werde.

Aus allen bisher angeführten Thatſachen ergiebt ſich nun wohl als unzweifelhaftes Geſammtreſultat, daß wir uns bereits eines vollkommenen Bewußtſeins über die allgemeine Geſtalt der Erdoberfläche rühmen dürfen, wenn daſſelbe auch im Beſondern noch ſehr bereichert und berichtigt werden wird, und aus dieſem Bewußtſein ergiebt ſich nun eben ſo unzweifelhaft eine Reihe von Folgerungen. Die Wiſſenſchaft hat nichts mit dem Prophezeien zu thun, allein Schlüſſe aus Thatſachen zu ziehen, iſt ihres Amtes. Im vorliegenden Fall laſſen ſich dieſe Folgerungen ſogar zum Theil durch Thatſachen unterſtützen, die ſchon in die Wirklichkeit eintreten und als Prototypen der kommenden Zuſtände zu betrachten ſind.

Die erſte Folgerung, die unmittelbar aus jenem geographiſch correcten Bewußtſein hervorgeht, iſt der Sturz aller phantaſtiſchen Vorſtellungen über die Erde. Alle imaginäre Unendlichkeit iſt aufgehoben und alle mythiſchen Formen ſind untergraben. Sie können ſich nicht gegen die wiſſenſchaftliche Wahrheit erhalten, welche ſich jeden Tag durch die Sicherheit ihrer praktiſchen Erfolge bewährt. Die Menſcheit weiß, daß die Erde eine Kugel, ein Stern unter Sternen iſt. Sie weiß, welches die Geſtalt der Länder iſt, die aus dem Schooß des Meeres hervorragen. Sie weiß, daß noch andere Welttheile, als die ſchon entdeckten, nicht vorhanden ſind. Sie weiß, welches die Hauptformen des Pflanzen- und Thierreiches ſind, und kennt ſogar von vielen Pflanzen und Thieren die Geſchichte ihrer Wanderungen. Sie erwartet nicht mehr, durch ganz ungeheuerliche Dinge in Verwunderung geſetzt zu werden. Die Wunder, welche ſie anſtaunt, ſind die Wunder der Realität ſelber; denn indem wir die Geſetze der Natur und Geſchichte erforſchen befreien wir uns zwar von einem begriffloſen Anſtarren, hören aber ſo wenig auf, die Geſetzmäßigkeit, die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Thatſachen ſelber zu bewundern, daß vielmehr jeder Zuwachs an Erkenntniß unſern Affect ſteigert. Manchmal tauchen noch Verſuchungen auf in das alte Fabelthum zurückzufallen. So wurde vor etwa fünf oder ſechs Jahren in den Berliner Zeitungen ein leb-

hafter Streit über geschwänzte Menschen geführt, die im Innern Afrikas wohnen sollten. So wurden einzelne mißgeborne Menschenexemplare zu Repräsentanten ganzer Stämme gestempelt, wie die Aztekischen Zwergmenschen. Die Häßlichkeit einer Julia Pastrana wurde benutzt, die wunderlichsten Fabeleien daran zu knüpfen. Aber alle solche phantistische Vorstellungen haben sich entweder in Nichts oder in Thatsachen aufgelöst, welche innerhalb des gesetzlichen Zusammenhanges vollkommen begreiflich werden. Julia Pastrana z. B. mit ihrer Zwerggestalt und ihrem ziegenartigen Antlitz war aus dem Geschlecht der Wurzelgräber entsprossen, das in einigen abgelegenen Thälern Californiens umirrt. Es ist die niedrigste Stufe menschlicher Existenz; denn diese Wurzelgräber sind noch nicht einmal Fischer oder Jäger. Sie üben noch keinerlei Herrschaft über die Natur und stillen den Hunger in einer rohen thierischen Weise. Was Wunder, wenn auch die menschliche Gestalt bei ihnen verzwergt und verthiert. Inmitten der Ostseite Afrikas haben wir ein ganz ähnliches Zwergvölkchen, die Dokos, kennen gelernt, bei welchem sich ergab, daß es ebenfalls zu den Wurzelgräbern gehörte.

Die zweite Folge aus jenem correcten geographischen Bewußtsein ist der gesteigerte Reisetrieb. Das Reisen ist für den modernen Menschen ein Bedürfniß, es ist das gesuchteste aller Vergnügen geworden, dem für ihn unbedingt jedes andere nachsteht. Früher legten sich die Menschen einen Nähr-, Ehren- und Nothpfennig an; jetzt denken sie auch auf einen Reisepfennig. Früher freute sich ein junges Ehepaar, nach der Trauung sich in seinen vier Pfählen heimisch einzurichten; jetzt eilt es von der Trauung auf die Eisenbahn, seine Hochzeitsreise zu machen. Reisen ist für uns der Inbegriff des reizendsten menschlichen Genusses geworden. Ein junger Kaufmann in Norddeutschland sollte ein großes Geschäft übernehmen. Bevor er diesen ernsten Schritt that, wollte er sein Jugend- und Junggesellenleben mit einem ganz besondern Akt beschließen, dessen Erinnerung ihn für alle Folgezeit beglücken könnte. Natürlich mußte dies eine Reise sein. Da er jedoch nicht recht mit sich einig werden konnte, wohin, so wandte er sich an den bekannten Naturforscher Carl Vogt, der ihm eine Reise nach dem Nordcap und Island vorschlug.

Der junge Kaufmann miethete nun in Hamburg ein öſtreichiſches Schiff, das er mit allem Comfort, auch mit einem vorzüglichen Koch, ausrüſtete und lud Carl Vogt als Zoologen, außerdem einen Geologen, einen Botaniker, einen Maler und einen Arzt zu der Fahrt ein, welche Carl Vogt beſchrieb, und welche der reiche Kaufherr mit ſchönen Illuſtrationen drucken ließ. Der Umfang der Reiſen hat ſich durch unſere Dampfwagen und Dampfſchiffe unendlich erweitert. Durch ſie ſind die Reiſen nach großen Städten, wie Paris und Berlin, welche ſonſt als das Hauptziel der Touriſten galten, ſogar zu einer Maſſenbewegung geworden, die ſich in den Extrazügen der Eiſenbahnen für dieſen Zweck organiſirt und eine Stadt plötzlich mit fünf- bis ſechshundert Reiſenden überſchwemmt. Der Realismus unſeres Jahrhunderts treibt die Menſchen an, da, wo ſie ſich früher mit einer aus Büchern oder Erzählungen geſchöpften Vorſtellung begnügten, durch die Reiſe zur eigenen Anſchauung überzugehen und ſich an den Wundern der Natur- und Menſchenwelt zu entzücken.

Ja, für manche Menſchen ſcheint die Erde ſchon zu klein zu werden und, wie es heut zu Tage Europamüde Menſchen giebt, könnte es einſt erdmüde geben. Dr. Baſtian z. B., ein Bremer Arzt, hat acht Jahre hindurch bald in Aſien, Auſtralien, Afrika, bald in Amerika gelebt. Er kam nach Deutſchland zurück, ein gelehrtes Buch über den Menſchen in der Geſchichte zu ſchreiben, als er es aber beendet hatte, reiſte er wieder nach Aſien, in ſein Inneres nach Tübet vorzudringen. Gerſtäker iſt wiederholt in allen Welttheilen geweſen, zuletzt mit dem Herzog von Coburg in Afrika. Ida Pfeiffer, eine Oeſtreicherin, hat ganz allein die weiteſten Reiſen unternommen. Sie war ſchon in ziemlich vorgerücktem Alter, als ſie zu reiſen anfing; denn ſie erlaubte ſich erſt nach dem Tode ihres Mannes und nach der vollſtändigen Mündigkeit ihrer Kinder, ſich ihrer Reiſeluſt hinzugeben. Als Katholikin machte ſie zuerſt eine Reiſe nach Jeruſalem, der eine andere nach Schweden und Norwegen folgte. Hierdurch ermuthigt, wagte ſie ſich nach und nach in alle Welttheile. Sie beſuchte ſogar Borneo und gerieth hier in Gefahr, von den wilden Dajaks gefreſſen zu werden. Sie entging

dieſem Schickſal durch ihren Humor, indem ſie andeutete, daß eine ältliche, runzliche Frau, wie ſie, nicht ſonderlich ſchmecken werde. Und die Dajaks ihrerſeits hatten Humor genug, darüber zu lachen und ſie laufen zu laſſen. Dieſe merkwürdige Frau, die ſich auch einen eigenen Reiſeanzug erfand, hat ein glänzendes Beiſpiel gegeben, was ein ernſter Wille, ein beſcheidenes Betragen und eine weiſe berechnende Sparſamkeit auszurichten vermögen.

Eine dritte Folge der geographiſchen Entdeckungen iſt die Vermehrung und Vermannigfaltigung der Auswanderung, die nicht mehr einſeitig nach Nord-Amerika, ſondern, wie wir bereits ſehen, nicht weniger nach Süd-Amerika, nach Auſtralien, nach dem Caplande, nach Port Natal, nach dem Amurlande, nach Senegambien u. ſ. w. ſich hinrichten wird. Die heutige Auswanderung des Europäers hat nichts mehr von der inſtinctiven Dumpfheit der Völkerwanderungen, ſondern iſt ein ganz rationelles Produkt. Der moderne Menſch betrachtet die ganze Erde als ſein Wohnhaus, nimmt die Karte zur Hand und überlegt, wo er wohl am beſten ſein Glück machen könne. In Europa giebt es kaum noch größere Familien, die nicht einzelne Mitglieder über die ganze Erde zerſtreut hätten. Jede neue geographiſche Entdeckung ſchafft einen neuen Attractionspunkt für die Auswanderung, und ſie wird daher in der nächſten Zukunft immer conſtanter und allgemeiner werden.

Eine vierte Folge iſt die Steigerung des Handels, dem durch die geographiſchen Entdeckungen immer neue Quellen, immer neue Märkte erſchloſſen werden. Der Handel iſt oceaniſch geworden und wird es immer mehr werden, um die Produkte der Natur aller Zonen und der Induſtrie aller Völker mit einander auszugleichen. Die monopoliſtiſchen Tendenzen können ſich in der univerſellen Bewegung nicht mehr erhalten, wie der Untergang des holländiſchen Monopols in Japan recht ſchlagend gezeigt hat. Wenn Jemand vor zwanzig Jahren auf den moraſtigen Wieſen unſeres Philoſophendammes in die Zukunft zu ſchauen vermocht und geſagt hätte: ich erblickte hier einen großen Bahnhof, auf welchem eine japaniſche Geſandtſchaft von Petersburg her ankommt, die zuvor ſchon in Berlin geweſen! ſo würde man ihm wahrſcheinlich ächt königsbergiſch zugerufen

haben: Ach! Ach machen Sie sich doch nicht zum Narren! denn kein Mensch hätte gewußt, wie er sich ein solches Ereigniß construiren sollte. War Japan doch damals noch allen Nationen mit Ausnahme der Holländer verschlossen. Und nun haben wir Preußen einen Handelsvertrag mit Japan, und viele Preußen sind schon in Japan gewesen. Der immer wachsende Weltverkehr reißt alle Völker, auch wenn sie widerwillig folgen, in sein rastloses Getriebe. Der Ocean ist die Reaction der Gleichheit gegen die Ungleichheit der continentalen Natur. Er ist die größte nivellirende Macht, weil er nicht in Besitz genommen werden kann, und weil seine Wellen alle Welttheile mit allen verbinden. Die alte Welt war auf ihrem Culminationspunkt doch nur um das Mittelmeer gruppirt; die moderne Welt strebt durch Vermittelung des Oceans gleichsam nach tellurischer Allgegenwart. Der Handel sucht aber auch die Wege immer mehr abzukürzen. In hohem Grade ist dies durch die Anwendung der Dampfkraft geschehen. Die Eisenbahnen und Dampfschiffe werfen alle Schranken nieder, die sich ihnen entgegenstellen. Sie rüttelten sogar an den Landengen von Suez und Panama. Bei jener ist es Napoleon III. gelungen, durch den Consul Lesseps trotz der Schwierigkeiten, welche die Eifersucht der Engländer bereitete, die Canalisirung durchzusetzen. Der Weg von Indien und China über Aegypten nach Europa ist schon lange wieder in Aufnahme gekommen. Auch die japanischen Gesandtschaften sind über Alexandrien nach Marseille und ebenso zurückgegangen. In Amerika wollte man entweder einen Canal aus dem Nicaraguasee, der nach Osten hin mit dem Atlantischen Meer durch den Fluß St. Juan verbunden ist, nach dem stillen Ocean graben oder die Landenge von Panama durchstechen. Noch ist dies Project nicht ausgeführt. Man hilft sich einstweilen durch eine Eisenbahn, allein es ist wohl kaum zu zweifeln, daß unser Jahrhundert es noch realisirt sehen wird, wenn wir erwägen, daß wir in Europa einen Tunnel durch die Alpen brechen. Wenn durch den Canal von Panama Süd- und Nordamerika zu Inseln gemacht sein werden, so wird die Asiatische Küste Europa um 1500 Meilen näher gerückt sein und in Amerika selbst wird dann die Ostküste erst in rechte Wechselwirkung treten.

Die Umwandlung, welche die Dampfschiffahrt und die Eisenbahnen in Verbindung mit dem elektrischen Telegraphen hervorbringen, ist eine für die Völker geheimnißvolle, aber unausbleibliche. Die ganze Energie des modernen Weltverstandes, der die Natur durch Erforschung ihrer Gesetze beherrscht, bringt mit ihnen ein und die Völker wissen nicht, wie ihnen geschieht.

Wir sehen also, wie die geographischen Entdeckungen unsern ganzen Erdball ergriffen haben, wie die Auswanderung ihnen nachfolgt, und wie der Handel als oceanischer Welthandel alle Länder und Völker mit einander verbindet. Jede Veränderung der Verhältnisse in dem einen Welttheil macht sich sofort in allen übrigen fühlbar. Wie die magnetischen Warten uns jede Schwankung des Erdmagnetismus verrathen, so bringt der Cours der Börsen uns den realen Werth aller Veränderungen des Weltverkehrs zum Ausdruck. Es sind aber die Europäer und die Nordamerikaner die Führer des welthistorischen Processes, und daraus folgt fünftens, daß der Sieg der Culturvölker über die Naturvölker an sich schon entschieden ist. Die Völkergeographie kann als geschlossen betrachtet werden. Wir vermögen daher das Verhältniß der Naturvölker zu den Culturvölkern zu übersehen und daraus den Schluß zu ziehen, daß die naturwüchsige Beschränktheit sich nicht gegen die Bildung und deren Selbstwußtsein zu erhalten vermag. Die Naturvölker können ein dreifaches Schicksal haben.

Erstlich können sie durch den Krieg ausgerottet werden, wie dies mit so vielen Indianerstämmen in Amerika geschehen ist und in diesem Augenblick auf Neuseeland von den Engländern mit den Eingeborenen, den Maori, geschieht.

Zweitens können sie aussterben, indem sich bei ihnen durch die Berührung mit den zu ihnen vordringenden Culturvölkern eine psychische und physische Gebrochenheit erzeugt, welche sie allmälich aufreibt. So ist es Thatsache, daß die Indianerbevölkerung Australiens und der Polynesischen Inseln sich beständig vermindert. Auf den vielen Hunderten von Eilanden sind von dem schönen und kräftigen Menschenschlage zusammen kaum 150,000 übrig. Die In-

dianer fühlen sich den Europäern gegenüber innerlich gelähmt, ziehen sich soviel als möglich zurück und verkümmern.

Drittens können die Naturvölker in den Culturproceß der Kaukasischen Race als integrirende Momente derselben aufgenommen werden, wenn sie statt willkürlicher Ungebundenheit gesetzliche Freiheit, statt gedankenloser Faulheit berechnenden Fleiß, statt träumerischen Aberglaubens verständige Begriffe der Natur ertragen lernen. Dies ist freilich ein seltener aber doch nicht unmöglicher Fall. Ich führe die Negerrepubliken auf Hayti und in Liberia auf der Guineaküste, ich führe die constitutionelle Monarchie der Malaien auf den Sandwichsinseln an, wo Kameameah V. in seiner Hauptstadt Honolulu ganz ebenso regiert, wie ein heutiger europäischer Fürst. Die gewöhnlichste Form allerdings, in welcher die Naturvölker, wenn sie sich erhalten, den Culturvölkern einverleibt werden, ist die der Unselbständigkeit, welche sie zu Dienern der Kaukasischen Race macht oder sie wenigstens zu untergeordneten Berufsarten, wie in Mexiko und Peru, herabdrückt.

Dies führt uns sechstens zu dem wichtigsten Punkte für die nächste Zukunft der Menschheit. Wenn ich sage die Menschheit, so will ich damit bezeichnen, daß nicht von diesem und jenem Volke, wie mächtig es sei, sondern von der Gattung die Rede ist, welche sich in den Europäern und Amerikanern die Träger des Bewußtseins der Menschheit, der Menschenrechte, der Humanität hervorgebracht hat. Jener letzte und wichtigste Punkt ist die Sclaverei, welche dem Wesen des Menschen, der Freiheit, widerspricht. Die Sclaverei ist die Ursache zahlloser Uebel der menschlichen Gesellschaft, wie ich hier nicht erst zu beweisen habe. Ihren welthistorischen Hauptsitz hat sie in Afrika. So lange eine geschichtliche Erinnerung besteht, so lange hat die schwarze Race ihre Kinder an die gelbe und weiße als Sclaven verkauft und bei sich selbst die Sclaverei gehegt. Durch den Transport der Neger nach Amerika hatte dieser Menschenhandel eine viel größere Ausdehnung erreicht. Bis 1850 wurden jährlich nur nach Brasilien ungefähr 80,000 Sclaven ausgeführt. Die Engländer machten dem maritimen Sclavenhandel durch ihre Kreuzer ein Ende, so daß er nur noch als Schmuggel-

handel, auch nach Nordamerika hin, fortbeſtehen konnte. Die Unionsregierung hat der Sclaverei in ihren Südſtaaten den Krieg erklärt und wird dieſen Krieg ſiegreich zu Ende führen. Die Anerkennung der Sclaverei als eines Unrechts gegen die perſönliche Würde des Menſchen und der Kampf gegen ſie in allen directen und indirecten Formen iſt unter den vielen humanen Beſtrebungen unſeres Jahrhunderts die ſchönſte. Wie wird ſich aber Afrika dazu ſtellen? Auch Afrika wird die Sclaverei aufgeben, und der Handel wird es ſein, der dieſen großen Act wird vollbringen helfen. Bisher nämlich war für Afrika der Menſch die vorzüglichſte Waare, die es auf den Markt brachte. Man berechnete den Werth anderer Gegenſtände nach dem Durſchnittspreiſe eines Sclaven und ſprach daher von Sclaven, wie wir von Thalern. Die Fürſten bezahlten ihre Schulden mit Menſchen, welche ſie ihren Nachbarn raubten. Augenblicklich wüthet dies Syſtem der Verödung im Innern Afrikas noch immer fort, allein an den Küſten beginnt ſchon eine andere Anſicht Platz zu greifen. Da die Nachfrage nach Sclaven aufhört, ſo hören auch allmälich die Sclaventransporte vom Innern nach der Küſte hin auf, und im Innern ſelbſt fängt der Werth der Sclaven an zu ſinken. Hingegen bricht ſich die Einſicht Bahn, daß man dieſelben Gegenſtände, welche man bisher mit Sclaven bezahlte, von den Europäern auch durch andere Waaren kaufen könne. Elfenbein, Gummi, Kautſchuck, Honig, Wachs, Thierhäute, Steinſalz, Straußenfedern, Schiffsbauholz, Indigo, Baumwolle, Kaffee u. ſ. w. treten an die Stelle des Menſchen. Wenn der Neger dem Anbau des Bodens nur einigermaßen Arbeit widmet, ſo kann er die reichſten Ernten von Früchten aller Art erzielen. Der Weinbau namentlich wird auf der Weſtküſte, wie Verſuche gelehrt haben, köſtliche Sorten hervorbringen. Wir müſſen den Neger nicht nach dem durch die Europäer verderbten Küſtenneger oder gar, wie Burmeiſter gethan hat, nach den Sclaven in Braſilien beurtheilen. Die Negervölker ſind faſt ſämmtlich Hirtenvölker, die zugleich etwas Ackerbau, Weberei, etwas Färberei und Schmiedekunſt treiben. Viele Stämme ſind durch körperliche Schönheit, andere durch Intelligenz ausgezeichnet. Ihre Staaten ſind patriarchaliſche, in vielen hat auch das weibliche

Geschlecht der fürstlichen Familie das Erbrecht auf den Thron. Afrika ist daher der Cultur gar nicht so unzugänglich, als es früher erschien, bevor die neueren geographischen Entdeckungen uns darüber aufgeklärt hatten. Der Fluch, der noch auf Afrika lastet, ist der Aberglaube an Zauberei, der nur durch eine richtige Auffassung der Natur verschwinden kann.

Die vielen nach Afrika gerichteten Entdeckungsreisen sind nur die theoretischen Vorläufer der praktischen Beziehungen auf dasselbe. Von allen Seiten her ist es in Angriff genommen und in der nächsten Zukunft der Menschheit wird es für die Auswanderung dieselbe Hauptrolle spielen, welche Amerika vier Jahrhunderte hindurch inne gehabt hat.

Wir dürfen behaupten, daß unser Jahrhundert die Idee der Menschheit in dem menschlichen Geschlecht auf der ganzen Erde theils schon zum Bewußtsein gebracht hat, theils noch bringen wird. Die geographischen Entdeckungen haben, so zu sagen, die Atmosphäre der Geschichte überall schon mit dem erquickenden Duft dieser Idee erfüllt, welche die Völker aus ihrem localen und nationalen Particularismus hervorzieht und sie in ihren Einrichtungen, Sitten und Gesetzen, in ihrer ganzen Denkweise zur Humanität groß zieht. Man bedenke, was es heißt, daß jetzt schon in allen Welttheilen Europäer leben und mit dem Bewußtsein des Unrechts der Sclaverei leben. Man bedenke wie das Bewußtsein der Menschheit durch die Presse von Tag zu Tag auf der ganzen Erde befestigt wird und nichts mehr, was bei einem Volke geschieht, verborgen bleiben kann. Man bedenke, wie durch die Presse die Idee die Handlungen der Völker gewürdigt werden. Man bedenke, was es heißt, daß jetzt schon Momente kommen, in denen Menschen auf der ganzen Erde sich mit Beiseitsetzung aller religiösen und politischen Differenzen, zu irgend einem Akt von universeller Tendenz vereinigen. Sind die großen Weltausstellungen der Industrie, in deren Friedenstempeln, mitten im Kriege, den einzelne Völker führen, jede Arbeit ihre Ehre findet, nicht solche gigantische Akte? War die Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag auf der ganzen Erde nicht eine bis dahin beispiellose Thatsache, in welcher die Beigeisterung der Deutschen

für ihren Dichter mit der Begeisterung für die Idee der Menschheit zusammenfiel?

Das Bewußtsein der Menschenwürde ist es, welches den Culturmenschen vom Barbaren, das Bewußtsein des Rechtes der Freiheit in jedem Menschen ist es, welches den modernen Menschen von dem des Alterthums und des Mittelalters scheidet. Durch die Proklamation der Menschenrechte in der ersten französischen Revolution ist dies Bewußtsein zum Eigenthum der Menschheit geworden, das ihr nicht wieder entrissen werden kann. Wo einmal der Fuß des weißen Mannes gewandelt ist, da hinterläßt er jetzt eine leuchtende Spur, die Spur dieses Bewußtseins, als Glied eines Volkes zugleich der Menschheit anzugehören, und die Rechte der Menschheit als die seinigen zu wissen und zu verwirklichen. Wie der Handel durch die geographischen Entdeckungen oceanischer Welthandel geworden ist, so ist das Bewußtsein der Menschheit in unserm Jahrhundert, indem es seine Fahne der Emancipation auf dem Boden aller Welttheile aufgepflanzt hat, wirkliches Weltbewußtsein geworden, das, ein Ocean des Geistes, alle Schranken überfluthet, welche die kurzsichtige Reaction des Aberglaubens und des Despotismus ihm entgegenzusetzen sich vergeblich bemüht. Der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts verachtet sich nicht mehr, wie der des Mittelalters, sondern denkt groß von seiner göttlichen Bestimmung, wie der Dichter von dem das Wort Weltliteratur stammt, es gesungen hat, ohne unsern kosmischen Reisetrieb zu vergessen:

Wenn am Tage mich die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Uebermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht:
Alle Tage, alle Nächte
Preis' ich so des Menschen Loos,
Denkt er ewig sich in's Rechte,
Ist er ewig schön und groß!

XXI.

Das Theater der Chineſen.

1866.

Vortrag zum Beſten der Univerſitätsprämien am 13. Februar im Kneiphöf'ſchen Junkerhof.

Daß die Chineſen ein Theater beſitzen, haben wir Europäer zuerſt durch die Jeſuiten erfahren, die ſich einſt in China ſo überaus beliebt zu machen gewußt hatten. Einer derſelben, Prémare, überſetzte auch 1731 zuerſt ein vollſtändiges Chineſiſches Drama, Tſchaokikonell, welches Voltaire, nachdem du Halde es 1735 veröffentlicht hatte, 1755 unter dem Titel: l'Orphelin de la Chine für die Franzöſiſche Bühne bearbeitete, und welches oft aufgeführt wurde. Seit dieſer Zeit iſt unſere Kenntniß des Theaters der Chineſen durch Engliſche, vorzüglich aber durch Franzöſiſche Sinologen außerordentlich gefördert worden und wir ſind durch die Arbeiten eines Davis, Pauthier, Bazin und Stanislaus Julien nunmehr in den Stand geſetzt, uns eine viel richtigere Vorſtellung zu bilden, als es nach den Berichten von Holländiſchen und Engliſchen Geſandſchaften an dem Hof von Peking möglich war. Nach dieſen nämlich hätte man glauben ſollen, daß die Chineſen ſich mit ihrer theatraliſchen Kunſt noch auf einer äußerſt niedrigen Stufe befänden, weil die Schauſpiele, die ihnen zu Ehren gegeben wurden, nicht ſowohl die Darſtellung dramatiſcher Handlungen als nur große Pantomimen zu enthalten ſchienen, bei denen die phantaſtiſche Compoſition, z. B. der Kampf des Mondes mit Drachen, die ihn zu verſchlingen ſuchen, ferner die Pracht der Gewänder und die Virtuoſität von Akrobaten und Jongleuren mit der unfehlbaren Zutat

einer luſtigen Perſon die Hauptſache zu ſein ſchienen. Wenn wir aber bedenken, daß die Europäer die Chineſiſche Sprache nicht verſtanden, um ein wirkliches Drama genießen zu können, ſo muß man es einen richtigen Tact nennen, daß ihnen hauptſächlich allegoriſche Ballete und äquilibriſtiſche Kunſtſtücke vorgeführt wurden. Auch bei uns werden ja von Seiten der Höfe zu feierlichen Gelegenheiten nicht ſowohl wahrhafte Tragödien oder Komödien, als Opern gegeben, die einen bunten Wechſel von Decorationen, glänzenden Coſtümen, vor allen Dingen aber auch ein großes Ballet enthalten.

Für die richtige Auffaſſung des Chineſiſchen Theaters müſſen wir uns jedoch von mancherlei Vorurtheilen emancipiren, mit denen wir von der Schule her die Chineſen zu betrachten gewohnt ſind. Wir pflegen darnach uns vorzuſtellen, daß die Chineſen ſeit Jahrtauſenden ganz unverändert auf derſelben Stufe der Cultur fortleben. Dieſe Vorſtellung iſt auch nicht falſch, wenn man auf die Sitten und Staatsverfaſſung der Chineſen im Allgemeinen reflectirt. Sie wird aber falſch, wenn man glaubt, daß in China ein geſchichtlicher Proceß ganz und gar verſchwunden ſei, wie wenn man ſagt, daß das Chineſiſche Volk eine Mumie ſei, welche ſich in die gedankenloſe Wiederholung ihres grauen Alterthums eingeſargt habe, weil auch heute noch die Vorſchriften der fünf Kings gelten, welche Kongfutſeu im ſechſten Jahrhundert vor Chriſtus aus den Ueberlieferungen zuſammenſtellte, die er bereits vorfand. Dies iſt wahr. Die Kings ſind heute noch die höchſte Autorität, an welche appellirt wird, allein dieſe ſtabile Grundlage der Chineſiſchen Cultur ſchließt deshalb nicht die Bewegung innerhalb der beſondern Gebiete aus. Was wollten wir antworten, wenn ein Chineſe von uns ſeinen Landsleuten berichtete, daß wir ſeit zwei Jahrtauſenden im Weſentlichen uns nach denſelben Normen richteten: in der Religion nach einem Hebräiſchen und Griechiſchen Buche, welche wir Teſtamente nennten, in dem Recht nach einem Lateiniſchen Buche, dem Corpus juris, in der Philoſophie nach den Schriften der Griechiſchen Philoſophen Plato und Ariſtoteles, in der Dichtkunſt nach den Lehren des Ariſtoteles und Horaz? Das ſeien die Kings, welche die jungen Leute noch jetzt bei uns ſtudiren müßten, um es in der Theologie,

Jurisprudenz, Philoſophie und Poeſie zu etwas zu bringen. Was wollten wir antworten, wenn er in unſern Schulen heute, wie vor Hunderten von Jahren, immer noch den Homer, Sophokles, Ovid, Virgil, Cäſar, Horaz und Terenz tractirt fände, wenn er in Berlin an den Straßenecken angekündigt läſe, daß am Abend das Trauerſpiel Antigone gegeben würde, das von einem vor mehr als zweitauſend Jahren verſtorbenen Dichter verfaßt ſei, wenn er der Jubelfeier eines Gymnaſiums beiwohnte und von den Schülern deſſelben die Gefangenen des Plautus in Lateiniſcher Sprache aufführen hörte? Würde er nicht urtheilen können, daß wir ein ſehr ſtatariſches Volk ohne große Fortſchritte ſeien?

Gewiß würden wir entgegnen, daß dies ein Vorurtheil gegen uns ſei, daß eine genauere Kenntniß ihn eines Andern belehren und ihm zeigen würde, wie groß die von uns gemachten Veränderungen ſeien. Gerade ſo iſt es aber mit unſerm oberflächlichen Urtheil über die Chineſen beſchaffen; es exiſtirt bei ihnen ſo gut wie bei uns Geſchichte. Iſt doch der Zopf der Chineſen, über welchen wir recht ſelbſtgefällig, als ob wir nämlich ſelbſt gar keinen hätten, zu ſpotten pflegen, nichts weniger, als Chineſiſch, denn die Chineſen haben ſtets ihr volles Haupthaar getragen, bis die Mandſchukaiſer in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts den Zopf nach der Tartariſchen Sitte einführten, ähnlich wie Peter der Große den Ruſſen die langen Bärte abſchnitt. Der Zopf iſt eine der neueſten erſt zwei Jahrhunderte alten, durch die Despotie eines fremden, ſiegreichen Volkes bewirkten Veränderungen.

Die Chineſen ſind das älteſte Culturvolk, deſſen beglaubigte Geſchichte bis in das dritte Jahrtauſend vor Chriſtus zurückreicht. Sie haben in dieſer langen Dauer eine große Menge von Problemen nach allen Seiten hin ſo durchgearbeitet, daß kaum noch etwas Neues darüber geſagt werden kann. Dies gibt ihnen den Anſtrich des Stillſtandes, aber dieſer Stillſtand iſt ein Reſultat vielhundertjähriger Kämpfe, z. B. die Regelung des Geldmarktes. Die Chineſen, die eine ſehr ausgebreitete Literatur über Nationalökonomie beſitzen, haben alle Formen des Geldes, namentlich auch die des Papiergeldes, durchgemacht. Die Regierung hat ſich mit allen

Arten seiner Fälschung eben so herumgeschlagen, wie mit denen der Fälschung der geprägten Münze. Was ist das Resultat gewesen? Die Abschaffung des Papiergeldes sowohl als der geprägten Münze, an deren Stelle die Metallbarre getreten ist, welche man der Prüfung der Wage unterwirft. Alles, was bei andern Völkern noch für neu gilt, ist bei den Chinesen schon längst dagewesen. Uns beschäftigt z. B. die Abschaffung der Todesstrafe. In China ist sie längst wiederholt abgeschafft gewesen, aber immer wieder eingeführt.

Ich will mich hier auf einige Bemerkungen beschränken, welche dazu dienen sollen, das Theater der Chinesen verständlich zu machen. Es scheint mir ganz verkehrt zu sein, an desselbe mit den Vorstellungen heranzutreten, die bei uns aus der Entwicklung des Europäischen Dramas seit den Griechen maaßgebend geworden sind. Es ist lächerlich, einiger äußerlicher Analogien halber einzelne Scenen Chinesischer Dramen mit Scenen aus Sophokles oder Shakespeare vergleichen zu wollen. Wir müssen das Chinesische Drama nehmen, wie es ist, und wie es sich aus dem Geist der Nation hat gestalten können. Die Beschränktheit, welche dieser anhaftet, wird sich natürlich auch in ihrem Drama fühlbar machen, aber es wäre ungerecht, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen; denn die Geschichte eines Volkes, das bis zu vierhundert Millionen angewachsen ist, muß ein Princip besitzen, dem eine absolute Nothwendigkeit inne wohnt. Dies Princip ist das Bewußtsein über die sittliche Grundlage des Staates in der Familie. Dies Bewußtsein hat alles Große in der Chinesischen Nation geschaffen. Es hat aber auch eben so alles Verkehrte in ihm hervorgebracht, das wir im übeln Sinn als Chinesisch verwerfen. Die Familie ist nämlich bei ihnen vom Standpunct der Natur aus und deshalb ganz äußerlich gefaßt, und der Staat ist nur die Wiederholnng der Familie im Großen mit derselben Aeußerlichkeit. Die Folge davon ist, daß das Princip der Pietät, ein an sich durchaus wahres und heiliges, in die äußerste Verlogenheit und Verderbtheit hat ausarten müssen. Die Pflichten der Famile sind zugleich Staatspflichten, und die Staatspflichten sind zugleich Familienpflichten. Der Kaiser ist nicht etwa nur bildlich, sondern im eigentlichen Sinne der Vater seines Volkes; die

einzelnen Chineſen ſind nicht nur bildlich, ſondern in aller Wirklichkeit ſeine Kinder. Wie die Kinder in China kein Recht haben gegen den Vater, der ſie als Sklaven verkaufen darf, ſo haben die einzelnen Chineſen gegen den Kaiſer kein Recht. Seine väterliche Gewalt verwandelt ſich alſo in eine auch despotiſche, ſo wie ihm auch an ſich Alles gehört. Er iſt der Eigenthümer des Landes der Chineſen nicht nur, ſondern der Chineſen ſelber. Die Beamten vertreten ſeine Stelle; ſie ſind alſo Väter des Volks. Mit andern Worten erzeugt das Princip der Familie durch ſeine äußerliche Uebertragung auf alle rechtlichen und politiſchen Verhältniſſe eine falſche Verantwortlichkeit und eine künſtliche Unmündigkeit. Wie der Vater für ſeine Familie, ſo iſt der Beamte für alle ihm amtlich Untergebenen verantwortlich. Was ſie thun, iſt ſo gut, als hätte er ſelber es gethan. Daher die Strenge, ja Grauſamkeit der Beamten, wo ſie Gehorſam zu fordern haben, daher aber auch ihre Neigung zum Betruge gegen ihre Vorgeſetzten. Das patriarchaliſche Princip wird ein Princip der ſittlichen Corruption. Die Strafe wie die Belohnung nehmen ihren Theil daran. Die Strafe iſt pädagogiſch; Prügel mit dem Bambus entehren nicht. Ein Miniſter kann vom Kaiſer zu Prügeln verurtheilt werden, aber das hindert den Ausgeprügelten nicht, Miniſter zu bleiben, wie wir unſere Kinder züchtigen, und ſie doch unſere Kinder bleiben.

Es ſei mir erlaubt, dieſe Conſequenz der Veräußerlichung des Princips der Pietät an einem Stück zu zeigen. In dem Drama Lao-ſeng-eul d. h. der Greis, der einen Sohn bekommt, von dem Dichter Wu-han-tſchi, hat der alte Lin-Tſung-Sheu einen intriguanten Schwiegerſohn und einen liederlichen Neffen, der bis zur Bettelei herunterſinkt und dem er ſelber ein Almoſen giebt. Für daſſelbe kauft dieſer ſich Gold- und Silberpapier, um es beim Ahnenfeſt ſeiner Familie zu verbrennen. Das Frühlingsfeſt auf den Gräbern der Familienangehörigen gilt dem Chineſen als das heiligſte. Als daher jener liederliche Neffe pünktlich bei demſelben erſcheint, ſein Opfer darzubringen, gewinnt er lediglich durch dieſe Präciſion die Gunſt ſeines Oheims, der ihn wieder als Neffen anerkennt und ihm ein Drittel ſeines Vermögens vermacht, während

sein Schwiegersohn übel fährt, weil er zu spät kommt. Dieser Schwiegersohn verdient seine Abfertigung auch durch seine sonstigen Ränke, mit denen er einen Sohn des Alten von einem Kebsweibe zu tödten versucht hat, um der alleinige Erbe zu werden, allein das specifisch Chinesische Motiv seiner Bestrafung ist zunächst jener Verstoß gegen das Ceremoniell. Uns befremdet dies, und wir werden geneigt sein, das Hauptgewicht umgekehrt auf die Berechtigung des Alten zu legen, seinen Schwiegersohn seiner Schlechtigkeit halber zu strafen, allein nach Chinesischen Begriffen ist einmal jener Cultus das Maaß der Pietät, weil die Chinesen keine mythologische Religion, nur eine moralische besitzen. Die Chinesische Staatsreligion des Kongfutseu kennt zwar Geister, die Seelen der Verstorbenen, aber keine Götter. Der Ahnencultus ist daher die consequente Religion eines Staates, der sein Princip ausschließlich in der Familie besitzt.

In der „kleinen Waise aus dem Hause der Tschao" von Hi-Kiun-thiang, dem schon erwähnten von Voltaire bearbeiteten Drama, glaubt ein schändlicher Minister das Haus der Tschao durch die Tödtung eines Knaben ganz ausgerottet zu haben, allein ein edler Arzt hat ihn getäuscht. Der Minister hat ein anderes Kind, das des Arztes, gemordet und das Kind, das er ermorden wollte, unwissend in seinem Hause als eine Waise groß gezogen. Als es nun zum Jüngling herangewachsen, eröffnet ihm jener Arzt seine Verpflichtung zur Rache an seinem vermeinten Vater. Diese Rache aber vollzieht er nicht selber, sondern läßt den Minister nur binden und berichtet über das Geschehene an den Kaiser, der auch sofort einen General mit dem Todesurtheil für den Verräther an den Sohn seines Eidams schickt. Man hat hier von unserem Standpunct aus getadelt, daß der Jüngling, der doch gleichsam als ein Chinesischer Orestes von dem Arzt zur Rache seines Vaters auferzogen worden, den Minister nicht selber tödte, weil dies heroischer und poetischer gewesen sein würde, allein nach der specifisch Chinesischen Anschauungsweise durfte der Prinz einen Minister des Kaisers nicht ohne Weiteres niederstoßen. Er mußte den prosaisch erscheinenden bureaukratischen Umweg nehmen, der aber, wie mich

dünkt, hier das dramatische Interesse nicht verletzt, weil der verwaiste Prinz doch bis dahin in dem Minister auch seinen Vater zu verehren glaubte, und die Gerechtigkeit des Schicksals nicht aufgehalten wird.

Die Geschichte des Chinesischen Dramas läßt sich sehr weit zurückverfolgen. Ursprünglich war es wohl nur eine pantomimische Darstellung, wie wir sie ja auch bei den alten Griechen in den Autokabdalen, Phlyaken und Mimen und bei dem Mittelalter in den Joculatoren: Gauklern der Karolingischen Periode als Vorgängerin des eigentlichen Dramas antreffen. Es gab sehr früh zahllose Tanzarten, deren Namen noch vorhanden sind, allein nicht nur Tänze überhaupt, sondern auch symbolische Tänze, welche die Ernte, den Krieg u. s. w. versinnbildeten. Diese Darstellungen arteten auch oft in das Obscöne aus. Schon 1768 vor Christus wird in den Annalen des Reichs der Fürst Tsching-Thang belobt, weil er die in Sittenlosigkeit verwilderten Bühnenspiele aufgehoben habe. Achthundert Jahre später, im Jahre 827 vor Christus, wird berichtet, daß der Kaiser Siouen-Wang aus der Dynastie Tscheou Schauspieler von seinem Hof entfernt habe, deren Vorstellungen den Sitten gefährlich schienen. Zur Zeit des Kong-fu-tseu im sechsten Jahrhundert vor Christus dieselbe Klage, daß man vor dem Kaiser und dem Hof unzüchtige Stücke spiele. Daß die Stücke nicht mehr nur pantomimische waren, können wir aus einer besondern Thatsache schließen. Es wird nämlich noch eine Liste alter Lieder aus der Zeit der Dynastie Tschi, 386 bis 534 nach Christus aufbewahrt, welche 519 Arien tugendhaften Inhalts in sich begreift, die noch jetzt in den Schauspielen gesungen werden. Das Ballet hatte sich also schon zum Singspiel fortgestaltet. Mit Bestimmtheit werden die Melodramen: Hi-Kio, als der Dynastie Sin, 581 bis 658 nach Christus angehörig, aufgeführt und ihre Erfindung dem Gründer dieser Dynastie, dem Kaiser Wen-ti, zugeschrieben. Von dieser Periode ab rechnen die Chinesen die Existenz des regelrechten Dramas. Die Musik der Chinesen klingt zwar für unsere Ohren nicht angenehm, allein abgesehen von dieser Geschmacksdifferenz müssen wir ihnen zugestehen, daß sie dieselbe außerordentlich

lieben und ihr einen hohen Werth für die Sittigung des Gemüths beilegen. Ein Preußischer Sinologe, Gladisch, hat sie deshalb mit den Pythagoreern verglichen. Der Kaiser Hiouen-Tsong, 702 bis 756 nach Christus, errichtete 720 eine musikalische Akademie für dreihundert Zöglinge beiderlei Geschlechts, worin er selber Unterricht ertheilte. Sie empfing von einem Garten den Namen Birnengarten und die Schauspieler werden noch jetzt in der Dichtersprache Zöglinge des Birnengartens genannt. Am Hof zu Peking besteht noch jetzt eine eigene Musikbehörde, welche dem Cultusministerium untergeordnet ist und darüber zu wachen hat, daß bei öffentlichen Feierlichkeiten die vorgeschriebenen Weisen richtig und tadellos ausgeführt werden.

Das Chinesische Drama ist immer mit dem Gesange verbunden, indem diejenige Person, auf welcher gerade der ethische Schwerpunct der Handlung liegt, in den Momenten, wo sie demselben Nachdruck geben will, von der prosaischen Rede zum Verse übergeht, den Vers aber nicht blos spricht, sondern singt, wie dies bei uns im Vaudeville und in vielen Opern der Fall ist. In dem Stücke: Tschao-Meï-Hiang von Tsching-Té-Hoei hat z. B. ein Kammermädchen Fan-su die Hauptrolle; sie ist es, welche durch ihre Klugheit die Liebenden zum Ziel ihrer Wünsche bringt. Sie ist daher auch die personne chantante. In einem andern Stück: Ho-lang-tan, von einem Ungenannten, geht der Gesang im Lauf der Handlung von einer Person auf andere je nach ihrer Wichtigkeit über; schlechte Personen aber sind vom Gesange ausgeschlossen. Nur die pathetische Stimmung des edleren Affectes darf sich zu ihm erheben. Daß die Chinesen im Drama, wie ein Berliner Geschichtschreiber des Dramas behauptet hat, der Freiheit und der Charaktere entbehren, ist eine ganz übertriebene Behauptung, da das Drama ohne Freiheit und Charaktere ganz unmöglich ist. Es ist aber ganz natürlich, daß der Standpunct der Freiheit, also auch der der Charaktere, bei einem Volke, das die Propyläen der Weltgeschichte eröffnet, noch sehr niedrig sein muß, und es ist sehr ungeschickt, wenn man in seinem Drama etwas Anderes und Höheres, als den Reflex jenes Standpuncts erwartet oder gar ihm diesen zum Vorwurf macht.

Die Hauptperiode der Entwicklung des Chinesischen Dramas fällt in das siebente bis vierzehnte Jahrhundert nach Christus unter den Dynastien Tang, Song, Kin und Yuen. Unter der letzteren, einer Mongolen-Dynastie, wurden von 81 Dichtern 564 Theaterstücke gedichtet, welche den Namen Yuen-pen führen. Hundert derselben wurden in eine Sammlung: Yuen-jin-pe-tschong, vereinigt, die wir noch besitzen, und aus welcher Bazin in Paris vier Stücke übersetzt hat. Das Drama macht so gut bei den Chinesen, wie bei andern Völkern, den Schluß der poetischen Production, weil es sich die Ausbildung der Lyrik und Epik voraussetzt. Die lyrische Poesie ist bei den Chinesen uralt. Die Kaiser sammelten die schönsten Lieder der Nation, indem die ihnen unterworfenen Feudalfürsten alljährlich, wenn sie nach der Hauptstadt berufen wurden, die in ihrer Heimath vorzüglich gesungenen Lieder mitbringen mußten, welche dann im kaiserlichen Archiv niedergelegt wurden. Kong-fu-tseu, der große Reformator der Chinesen, fand an 3000 derselben vor, von denen er aber nach dem Rigorismus seines moralischen Standpunctes nur 311 auswählte und im Buch der Lieder, im Schi-King, vereinigte. Bei uns Deutschen sind diese Lieder durch Rückert, der sie nicht aus dem Chinesischen, nur aus einer lateinischen Uebersetzung nachgedichtet hat, sehr bekannt geworden und haben uns einen sehr vortheilhaften Begriff von der alten Chinesischen Volkspoesie gegeben. Die Lyrik als Kunstpoesie erreichte ihre Vollendung durch die Dichter Li-thaï-pe und Tu-fu im achten Jahrhundert nach Christus, also zu der Zeit, in welcher das Drama seine ersten größeren Fortschritte zum Kunstdrama machte.

Ein mythisch-heroisches Epos besitzen die Chinesen nicht, weil die Entwicklung ihrer so höchst eigenthümlichen Geschichte und ihr durch sie früh geweckter historischer Sinn ein solches nicht aufkommen ließ. Die Geschichtschreibung geht bei ihnen eigentlich allem Andern voraus, und schon im zwölften Jarhundert vor Christus besitzen sie durch Sü-matsian eine Geschichte ihres Staates, die von allen, welche sie kennen lernten, z. B. dem Französischen Sinologen Pauthier, der die Geschichte Chinas geschrieben hat, als ein classisches Werk gepriesen wird. Ich finde es nun sonderbar, wenn man die Chinesen

wegen des Mangels eines Epos mit vorwurfsvollem Mitleid beſpöttelt. Als ob es in der Willkür einer Nation läge, ein Epos zu haben oder nicht. Als ob nicht die Klarheit in der Auffaſſung der eigenen Geſchichte, als ob nicht die proſaiſche Schärfe ihrer Aufzeichnung bei einem Volke nothwendig wäre, das zuerſt mit Bewußtſein ſich zur Civiliſation erhob und ſich als ein gebildetes Volk von der Barbarei der Naturvölker unterſchied, welche dies eben dadurch ſind, daß ſie in den Tag hineinleben und von ihrer Vergangenheit keine Rechenſchaft geben können. Die Juden haben auch kein Epos, weil ſie, hierin den Chineſen vergleichbar, auch ſehr früh ihre Geſchichte mit verſtändiger Deutlichkeit feſthielten. Die Erinnerung iſt die Bedingung aller Bildung, und die Griechen haben daher die Mnemoſyne zur Mutter der Muſen gemacht. Da die Chineſen den Frieden höher ſchätzen als den Krieg, da ſie Krieg nur führen, um ihre vorgeſchrittene Civiliſation gegen barbariſche Nachbarvölker zu ſchützen oder die Ordnung im Innern gegen wüſte Räuberbanden aufrecht zu halten, ſo konnte ſich ein eigentlich heroiſches Pathos bei ihnen nicht entwickeln. Die bei ihnen uralte Kunſt zu ſchreiben und zu leſen und, ſeit Kong-fu-tſeu, das Studium der altclaſſiſchen Bücher als die Bedingung zur Erlangung aller höhern Staatsämter, das glückliche Beſtehen der Staatsprüfungen, die Jedermann zugänglich ſind, ſtellte ſich dem Chineſen als das höchſte Ziel ſeines Strebens hin. Der Gelehrte drängte nicht nur den Krieger, ſondern ſelbſt den ſo hoch geachteten Ackerbauer zurück. Die Familie iſt einmal das conſtitutive Princip des Chineſiſchen Reichs, weshalb die bürgerliche Geſellſchaft in China alle Freiheiten genießt, die ſich aus demſelben ergeben. Alle Chineſen ſind vor dem Geſetz gleich; alle Chineſen können innerhalb des Reichs ohne irgendwelche Paßbeſchränkung von der vollkommenſten Freizügigkeit und, ohne irgend welche Zunftbeſchränkung, von der vollkommenſten Gewerbe- und Handelsfreiheit Gebrauch machen. Sie erfreuen ſich der unbedingteſten Preßfreiheit, die nur am Geſetz ihre Schranke hat und ſelbſt als Placatenfreiheit exiſtirt, von welcher man in den Provincialſtädten zur Kritik der Beamten einen fleißigen Gebrauch macht, deſſen Kühnheit die Europäiſchen Miſſionarien oft in Ver-

wunderung gesetzt hat. Alle Chinesen haben das Recht der Association zu allen möglichen Culturzwecken, und nur die politischen als zur geheimen Conspiration führenden, sind verboten. Ein Erbadel ist, mit Ausnahme der Familie des Kong-fu-tseu, nicht vorhanden. Diese Umstände muß man sich vergegenwärtigen, um zu erkennen, daß in China das epische Element nur in der Form der Novelle und des Romans sich entwickeln konnte, welche man mit Recht das Epos der bürgerlichen Gesellschaft genannt hat. Der Seeräuberroman ist der älteste in China. Ihm sind alle ersinnlichen Räuber- und Familienromane gefolgt. Der Familienroman ist dann in den sentimentalen Liebesroman übergegangen, der noch jetzt stark cultivirt wird. Der historische Roman, z. B. das San-Kue-tschi, von welchem Theodore Pavia in Paris den ersten Theil übersetzt hat, wird aus pädagogischen Rücksichten jungen Mandarinen empfohlen. Sonst ist der Lieblingsroman der jungen Männer das Schuï-pu-tschuin, die Geschichte der Rebellen von Chinangan. Manche Romane sind auch in dialogisirter Form abgefaßt, z. B. Vang-schi-fus Roman: Si-siang-ki, der zwanzig Abtheilungen zählt. Tschang, ein edler junger Mann, befreiet darin die schöne Tochter einer Wittwe mit Hülfe ihrer Dienerin aus den Händen barbarischer Räuber.

Aus der unendlichen Fülle dieser Novellen und Romane hat das Chinesische Drama seine Stoffe geschöpft. Obwohl aber, nach dem Gesetz der Poesie, das Drama die Vollendung aller Poesie ausmacht; obwohl die Chinesen das Theater leidenschaftlich lieben; obwohl die Gebildeten unter ihnen, selbst die Kaiser, im Privatkreise gern Theater spielen, so ist es doch merkwürdig, daß dasselbe von der classischen Literatur ausgeschlossen ist. Die gelehrten Kritiker würdigen es kaum einer vorübergehenden Erwähnung. Der Grund hiervon liegt wohl in der socialen Stellung, welche das Drama und die Schauspieler einnehmen. Das Gesetz bestimmt nämlich als Zweck des Dramas, daß es die edelsten Belehrungen aus der Geschichte demjenigen Theil des Volkes darbieten solle, der nicht lesen könne. Aber nicht lesen können, welch ein Schimpf für einen Chinesen, für den Bürger des himmlischen Reichs, in welchem die

literarische Bildung das Maaß aller Bildung ist. Die Regierung hat durch ihre Auffassung, im Drama nur ein Surrogat für das Lesen zu sehen, demselben die öffentliche Achtung entzogen. Der zweite Grund ist die Verachtung, in welcher der Stand der Schauspieler steht. Der Schauspieler ist allerdings an sich so frei und berechtigt, wie jeder andere Chinese, allein die Schauspieldirectoren pflegen Kinder aufzukaufen, welche sie von früh an für ihre Kunst erziehen. Das Gesetz verbietet dies ausdrücklich in Ansehung der freien Bürger, denn es sagt: „Jeder wandernde Schauspieler, der sich des Verbrechens schuldig macht, Söhne oder Töchter freier Bürger für die Bühne auszubilden oder Kinder solcher freien Bürger zu ehelichen oder an Kindesstatt anzunehmen, soll mit hundert Bambushieben bestraft werden.“ Der Chinese weiß aber das Gesetz illusorisch zu machen. Hierdurch verfallen die Schauspieler einer thatsächlichen Sclaverei, und diese ist der Grund der Verachtung ihres Standes. Die Gesetze verbieten daher den Beamten den Umgang mit Schauspielerinnen. Es giebt in China wie in Japan eine Classe höchst gebildeter Courtisanen, welche die Männer nicht nur durch ihre Schönheit und reizende Toilette, sondern auch durch ihre Kunst der Musik, des Tanzes, der Malerei, vorzüglich auch durch ihre Belesenheit in den Classikern, zu fesseln verstehen. Der Umgang mit solchen Hetären hat in China so wenig, als einst in Athen, etwas Gravirendes an sich. Viele dieser Courtisanen haben selbst auch Theaterstücke geschrieben. Bazin hat eines davon, das confrontirte Oberkleid, von der Courtisane Tschang-Kue-pin, übersetzt. Wollte aber eine solche Buhlerin sich einfallen lassen, Schauspielerin zu werden, so würde sie sofort alle Vortheile ihrer sonst bevorzugten Stellung einbüßen.

Die Composition eines regelrechten Dramas, Tsa-ki, hat vier Acte, welche Tsche, d. h. Abschnitte genannt werden. Der erste enthält die Exposition; der zweite die Verwicklung; der dritte ihre Steigerung und der vierte die Auflösung durch die Katastrophe, welche die Schuldigen bestraft und die Unschuldigen belohnt. Viele Stücke haben einen Prolog oder ein Vorspiel, Sie-tseu, d. h. Pforte, genannt. Ist dies letztere der Fall, so fällt die Exposition in

daſſelbe und die Knüpfung der Intrigue in den erſten Act. Unter den von Bazin überſetzten Stücken hat das von Kuan-han-king verfaßte: Teou-ngo-yuen oder die Rache von Teou-ngo ein ſolches Vorſpiel. Eine Madame Tſaï tritt darin auf, uns zu ſagen, daß ſie Wittwe iſt, einen Sohn von acht Jahren beſitzt, einem armen Literaten Geld geliehen hat, von welchem er die Zinſen nicht bezahlen kann, geſchweige das Capital, daß ſie aber geneigt ſei, ſeine Tochter zu ſich zu nehmen, aus ihr künftig die Frau ihres Sohnes zu machen. Nun tritt dieſer Schuldner, Teou-tien-tſchang, auf, uns zu berichten, daß er Wittwer ſei, das Examen in der Hauptſtadt machen und ſeine Tochter der Madame Tſaï übergeben wolle. Beide begegnen ſich alſo in ihren Wünſchen. Sie nimmt die Tochter in ihr Haus und borgt dem Literaten noch zehn Tael, ſeine Staatsprüfung machen zu können. Dies iſt das Vorſpiel. Der erſte Act ſpielt nun dreizehn Jahr ſpäter. Madame Tſaï hat unterdeſſen ihren Sohn an Teou-ngo, die Tochter jenes ſeitdem verſchollenen Mannes, verheirathet. Er iſt aber plötzlich geſtorben, und ſeine Wittwe hat ſoeben ihre dreijährige Trauer um ſeinen Tod beendet. Dieſe vortreffliche Tochter wird im weitern Verlauf eines Giftmordes angeklagt und unſchuldig hingerichtet. Ihr Vater iſt inzwiſchen zu einer hohen Stellung im Juſtizfache gelangt und vom Kaiſer in die Provinz Tſeou-tſchon zur Reviſion aller Criminalproceſſe geſandt. Er ſtößt hierbei auf den Proceß ſeiner eigenen Tochter, der ſeine Aufmerkſamkeit erregt und ihn beunruhigt. Da erſcheint ihm der Schatten ſeiner Tochter und offenbart ihm das an ihr begangene Verbrechen, worauf es ihm gelingt, die wirklich Schuldigen zu ermitteln und durch ihre Beſtrafung ſeine Tochter zu rächen. Die Tochter iſt in dieſem Stück, auch als Geiſt, die ſingende Perſon.

Das Chineſiſche Schauſpiel hat keine Decorationen, das beſondere Local darzuſtellen, das nur angedeutet wird und welches ſich zu vergegenwärtigen der Phantaſie des Zuſchauers überlaſſen bleibt, wie auf der Altengliſchen Bühne. Es hat alle Vortheile dieſes Mangels, nämlich eine unbegrenzte Freiheit im Wechſel des Locals, ſodaß die Handlung ſich in ihrer natürlichen Folge Schritt vor Schritt

entfalten kann. Es hat aber auch alle Nachtheile jenes Mangels, die vorzüglich in einer gewissen Unsicherheit für die Auffassung bestehen. Um dieser entgegenzutreten, suchen die Dichter sich dadurch zu helfen, daß sie jede Person, wenn sie zuerst auftritt, einen förmlich polizeimäßig abgefaßten Bericht über sich recitiren lassen, der weiter keinen Zweck, als die Information des Zuschauers hat, damit ihm nichts undeutlich bleibe; z. B. in dem schon erwähnten Stück Hohan-tschan tritt in der ersten Scene Tschang-i in seinem Hause auf und sagt:

„Mein Familienname ist Tschang; mein Zuname I; mein Ehrenname Wen-sieou. Was mein Vaterland betrifft, so bin ich von Nan-king gebürtig. Meine Familie besteht aus vier Personen: aus mir, aus meiner Frau Tschao-schi, meinem Sohn Tschang-hiao-yeou und meiner jungen Schwiegertochter Li-yu-ngo. In der Passage der Bambusstöcke, wo ich wohne, habe ich bei der Straße Na-hing eine Bude zum Pfandausleihen mit dem Zeichen des goldenen Löwen, weshalb alle Welt mich Tschang, den Großkaufmann vom goldenen Löwen nennt." u. s. w.

So oft dieselbe Person hinterher wieder auftritt, nennt sie innerhalb eines Actes im Anfang des Sprechens ihren Namen von Neuem, wenn sie uns auch mit der sonstigen Detailinformation verschont. Ein Mitgrund für diese Sitte scheint mir auch darin zu liegen, daß die Chinesischen Dramen sich oft in einer großen biographischen Breite bewegen, so daß zwischen den einzelnen Acten ein Verlauf von zehn bis zwanzig Jahren liegt, der die neue Feststellung der Identität der Person fordert.

Sehr früh schon haben sich, wie bei uns, die Rollenfächer der Schauspieler fixirt. Die erste männliche Rolle heißt Tschingmo; die zweite Tumo, die dritte Tschongmo; der Jüngling d. h. der erste Liebhaber, heißt Siáomo; die hochgestellte Person, nämlich der Gouverneur, General, Oberrichter, der am Schluß die Gerechtigkeit übt, heißt Wai; der alte Vater Prilas; der Bösewicht oder Intriguant, der in der Regel wirklich ein schaudererregender raffinirter und resoluter Schuft ist, heißt Panglao. Die Schauspielerinnen heißen alle Tan; Tschingtan die erste; Siaotan oder Tanorl das

junge Mädchen, unſere erſte Liebhaberin; die Courtiſane Waitan; die Alte Laotan; die Liederliche Tſchatan; die Wittwe Paorl. Ehemals wurden alle Frauenrollen auch von Frauen geſpielt; der Kaiſer Kien-long aber, der von 1735 bis 1792 regierte und ſich mit einer Schauſpielerin vermählte, erließ ein Verbot dagegen, und ſeit dieſer Zeit werden die Franen- und Mädchenrollen von Eunuchen und Knaben geſpielt. Ein Schauſpieler muß öfter in demſelben Stück, wie im Altgriechiſchen Drama, verſchiedene Rollen ſpielen. Die einzelnen Acte werden durch Zwiſchenacte getrennt, in denen der Schauſpieldirector mit einer Tafel vortritt, welche den Inhalt des folgenden Actes anzeigt. Das Coſtüm der Schauſpieler iſt ſehr gewählt und oft prächtig.

Die Theater beſtehen in der Regel nur aus leichten Bambusgerüſten, auf welche die Schauſpieler von der Seite her durch eine Treppe gelangen. Der Anfang einer Scene heißt daher Schang d. h. er ſteigt herauf, und das Ende Hia, d. h. er ſteigt hinab. Wenn ein Schauſpieler bei Seite ſpricht, ſo kehrt er dem Publicum den Rücken zu, was Peiyun heißt. Die Würdenträger in den Schauſpielen, welche die Rolle des deus ex machina zu ſpielen pflegen, haben oft gar keinen Namen, ſondern werden nur durch ihren Titel als Statthalter, Criminalrichter, Miniſter u. ſ. w. bezeichnet. In den Poſſen werden die beiden luſtigen Perſonen, von denen die eine auch mißgeſtaltet ſein muß, ein für allemal Tſang und Tſcheou genannt, wie ehemals im Engliſchen Theater der Clown; im Spaniſchen der gracioso, im Deutſchen der Hanswurſt. Die Schauſpieler müſſen ihre Rollen ganz genau einlernen und einüben, ſo daß die Unterſtützung durch einen Souffleur wegfällt. Die reichen Chineſen lieben große Gaſtereien und halten es dabei für ſchicklich, ihre Gäſte auch durch eine dramatiſche Aufführung zu unterhalten, zu welchem Ende ſie eine der vielen Wandertruppen miethen. Der Director derſelben hat ein Buch, in welchem alle Titel der von ſeinen Leuten eingeübten Stücke mit goldenen Buchſtaben gedruckt ſind. Dies überreicht er dem vornehmſten Gaſt mit der Bitte um ſeine Auswahl. Iſt dieſe geſchehen, ſo zieht er ſich mit ſeinen Leuten kurze Zeit zum Ankleiden in die Nebengemächer zurück, um

dann sofort das Spiel des bezeichneten Stücks im Speisesaal zu beginnen. Die Gasthöfe besitzen gewöhnlich einen großen Saal zu Theatervorstellungen. Stehende Theater finden sich nur in den großen Städten des Nordens. Sie sind mit einem Parterre und mit Logen eingerichtet; vor jedem Sitz befindet sich, wie in manchen unserer Sommertheater, ein Tischchen, auf welchem zugleich für das Eintrittsgeld eine Tasse Thee und eine Pfeife dargeboten wird. Fast jedes Quartier einer großen Stadt hat sein Theater. In Peking befinden sich allein in der Hauptstraße sechs neben einander, alle mit lebhaften Farben, mit Vergoldungen, mit seidenen Vorhängen und mit bunten Fahnen und Wimpeln glänzend decorirt. In den südlichen Provinzen gibt es nur Wandertheater, Hithaï. Der Schauspieldirector lebt mit seinen Leuten gewöhnlich auf einem Schiff, mit welchem er von Ort zu Ort fährt. Eine Schauspielertruppe heißt Hi-pan. Sie besteht gewöhnlich aus acht bis neun Personen.

Der Reichthum des Chinesischen Theaters an Stücken aus allen Gattungen ist unübersehlich. Viele der dramatischen Dichter haben über hundert Stücke geschrieben. Die Sprache derselben ist die des gewöhnlichen Lebens, Kouan-hoa. In der neuesten Zeit hat die Komödie auch Provincialdialecte, Hiang-than, zu komischen Effecten aufgenommen. In den lyrischen Recitativen müssen alle Regeln der Verskunst streng beobachtet werden. Weil die Chinesische Gesellschaft und Literatur eine soviel hundertjährige Ueberlieferung besitzen, so hat sich daraus eine unendliche Menge von Anspielungen, von eigenthümlichen Verbildlichungen, von besondern Stylfiguren, von socialen Idiotismen erzeugt, die man unter dem Namen Wentschang zusammenfaßt. Die Chinesen haben eigene Lexika in hunderten von Bänden, welche Aufklärung über diese Sprachverzierungen ertheilen. Der Dichter kann durch sie seine Gelehrsamkeit, seine gute rhetorische Schulung zeigen. Es gehört zur Feinheit und Eleganz des Geschmacks, sie passend anzubringen. Für uns Europäer sind natürlich diese Kostbarkeiten nur sehr mühsam, oft gar nicht genießbar. Sie machen die Verzweiflung der Sinologen aus, wie man aus den Anmerkungen ersehen kann, mit denen Bazin und Julien

bei den von ihnen übersetzten Stücken solche Dunkelheiten aufzuklären bemüht sind. Man muß sich zum Verständniß dieser künstlichen Redeweisen daran erinnern, daß ja auch wir Europäer aus der Griechischen und Römischen Geschichte und Mythologie, aus der Bibel, aus der Weltgeschichte, aus der Naturgeschichte eine unendliche Menge von stereotyp gewordenen Anspielungen besitzen, die unsern Wen-tschang ausmachen, und welche richtig zu verstehen, dem gebildeten Chinesen auch sehr schwer fallen würde. Dadurch aber, daß die Chinesische Sprache so früh zur Schriftsprache und diese so früh durch den Buchdruck zur Sprache der allgemeinen Bildung geworden ist, haben die Chinesen den Vortheil, daß sie Stücke, die schon über ein Jahrtausend alt sind, doch heutigen Tags noch verstehen und aufführen können.

Ich habe schon zu Anfang dieser Mittheilungen die crasse, allein nur zu gewöhnliche Vorstellung zurückgewiesen, als ob die Chinesen seit Jahrtausenden in einer absoluten Unveränderlichkeit lebten, als ob ihre Geschichte keine Geschichte wäre. Die Poesie der Chinesen allein widerlegt schon diese Vorstellung, denn wenn ein Volk von der Naturpoesie zur Kunstpoesie, wenn es von der Lyrik zur Epik, von beiden zum Drama übergeht, so ist das ein progressiver geschichtlicher Proceß. Das Drama aber, weil es mit den Sitten, mit der Denkart eines Geschlechts auf das Engste zusammenhängt, zeigt uns den Fortschritt im Innern der Chinesischen Nation am Entschiedensten. Es spiegelt den Wechsel der Zustände in den verschiedenen Zeiten auf das Treueste ab. Bazin hat die mannigfaltigen Gattungen, in welche das Chinesische Drama allmälig auseinandergegangen ist, zu sondern und jede durch weitläufige Auszüge aus Theaterstücken mit Uebersetzung besonders hervorstechender Scenen zu illustriren gesucht. Wir sehen daraus, daß die eigentliche Erfindung bei den Chinesen eben so fruchtbar ist, als bei den Europäern, daß die Titel ihrer Dramen, wie z. B. der betrogene Betrüger; das vollkommene Kammermädchen; der Schwärmer; der kleine Commandant u. s. w. auf ein Haar unsern Europäischen gleichen; aber wir sehen auch, daß, meiner Meinung nach, drei sehr verschiedene Richtungen sich unterscheiden, die im

Chinesischen Leben successiv aufgetreten sind, nämlich 1) das Chinesische Drama; 2) das Taossedrama; 3) das Buddhistische Drama.

Die erste und älteste dieser Richtungen ist die specifisch Chinesische. Sie umfaßt die historischen Stücke, die Familiendramen, die Criminalgeschichten, die Charakter- und Intriguenstücke. Mit einem Gesammtausdruck könnten wir wohl alle diese Dramen als bürgerliche bezeichnen, denn es ist der Standpunct der bürgerlichen Gesellschaft, der ihnen zu Grunde liegt. Die historischen Stücke nämlich sind in der Regel zugleich Familiendramen, weil sie sich nicht auf die Höhe der eigentlichen Staatsgeschichte wagen dürfen, da ein Gesetz, ähnlich wie in manchen Europäischen Staaten, es verbietet, die Personen von Kaisern, Kaiserinnen, Prinzen, Ministern und Generalen der ersten Zeitalter auf die Bühne zu bringen. Doch scheint jede spätere Dynastie hierin toleranter geworden zu sein; denn die Anzahl der historischen Dramen ist sehr groß und behandelt Stoffe aus allen Ständen und aus allen Epochen der Geschichte. Reisende berichten uns auch, daß dieselben im Costüm ihrer Zeit gegeben zu werden pflegen. Wir haben durch den Engländer Davis die Uebersetzung eines Stückes von Ma-tschi-Yuën, welches Hau-Kung-Tsin heißt, wörtlich: Der Herbst im Palaste der Han. Herbst ist aber figürlich für Kummer. Dies gilt für eine historische Tragödie. Es drehet sich aber bei näherem Einblick um den Kummer, daß der Kaiser Yuën-ti aus der Dynastie der Han 42 vor Christus bei seinem Regierungsantritt das Kaiserliche Harem leer findet. Wie, ruft er aus, läßt sich ein solches Wehgeschick ertragen? „Nichts leichter, erwidert lächelnd sein Minister. Ew. Majestät ist der Sohn des Himmels und der Erde sammt allen schönen Bewohnerinnen darauf zwischen fünfzehn und zwanzig Jahren. Es bedarf nur eines Winkes von Ew. Majestät und Commissionaire bevölkern den Harem mit den auserlesensten Schönheiten des himmlischen Reichs." Es geschieht, und eines armen Landmanns Tochter, Chaon-Keun, trägt den Preis von allen hinweg. Aber gerade diese fordert der Khan der Tartaren und der Kaiser, durch seine Armeen bedrängt, geräth in Verzweiflung, seine geliebte Chaon-Keun fortschenken zu sollen. Diese erklärt sich bereit, sich für den Frieden des Reichs zu opfern, wird ausgeliefert

und ſtürzt ſich, angelangt in der Tartarei, in den Amurfluß, um ihrem Kaiſer treu zu bleiben. Der Khan läßt ihr in der Einöde, wo dies geſchehen, ein anſtändiges Grabmal errichten, worauf ſie noch im vierten Act als Schatten dem Kaiſer Alles ſelbſt berichtet und der verräthiſche Miniſter Moonyeushow, der mit ſeinen geheimen politiſchen Intriguen an Allem ſchuld iſt, vom Kaiſer zum Tode verurtheilt wird.

Bei den Familiendramen müſſen wir uns natürlich nicht an die Chineſiſchen Sitten ſtoßen, welche Vielweiberei und das Verkaufen wie das Kaufen von Kindern geſtatten. Trennung der Gatten oder der Kinder von den Eltern durch unglückliche Zufälle und Wiederfinden und Wiedererkennen oft nach vielen Jahren ſind, wie im Griechiſchen Drama, Hauptmotive. Rührung iſt die Aufgabe dieſes Schauſpiels, und ſie iſt in vielen Stücken ſehr draſtiſch herbeigeführt. Berühmt iſt das Stück: Hoeï-Lan-Ki, der Kreidezirkel, von Li-King-Tao, in welchem zwei Frauen ſich um ein Kind ſtreiten. Die eine iſt die wirkliche, die andere die vermeintliche Mutter. Der Gouverneur der Provinz läßt das Kind vor Gericht in einen Kreidezirkel ſtellen und will die Wahrheit dadurch herausbringen, daß es nur der wirklichen Mutter gelingen werde, das Kind aus dem magiſchen Kreiſe herauszunehmen. Die falſche reißt das Kind mit roher Gewalt heraus, während die wirkliche es mit Zartheit und Angſt anfaßt und in ihrer mütterlichen Liebe unvermögend iſt, es dem Zauberkreiſe zu entreißen. Sie wird daher zuerſt unſchuldig verurtheilt, bis gerade die mit der Execution beauftragten Büttel die Wahrheit an den Tag bringen. Nebenbei lernen wir aus dieſem Stück das ſchauderhafte Betragen einer erſten legitimen Frau gegen eine Kebsfrau kennen; denn dieſe iſt hier die Mutter des Kindes. Die legitime Frau, Madame Ma, hat einen Buhlen; um ihn heirathen zu können, vergiftet ſie ihren Mann; und um deſſen Vermögen erben zu können, bemächtigt ſie ſich des Sohnes des von ihr gemarterten Kebsweibes als des ihrigen und beſchuldigt überdem dieſe des von ihr verübten Giftmordes. Das bürgerliche Drama hat als Charakterdrama alle auch auf unſerer Europäiſchen Bühne einheimiſchen Charaktere, den Libertin, den

Geizigen, den Verschwender, den Heuchler u. s. w. geschildert, natürlich mit Chinesischen Farben. Der Geizige ist classisch. Noch sterbend ist er darauf bedacht, seinem Sohn Unterricht in der Kunst des Sparens zu geben, wie er ihn am Wohlfeilsten beerdigen könne. In den Intriguenstücken spielen Courtisanen gewöhnlich die Hauptrolle. Wie überall sind diese Stücke viel zahlreicher, als die Charaktergemälde. Sie interessiren vorzüglich durch die Schilderung der Sitten ihrer Zeit. Ein ausgezeichnetes Stück dieser Gattung ist der Ehemann, welcher seiner Frau den Hof macht, das seit Jahrhunderten sich bis jetzt auf dem Theater erhalten hat. Das Intriguenstück ist auch, wie im Romanischen Theater, oft zugleich ein historisches zweiter oder dritter Ordnung. Ich will versuchen, eine kurze Beschreibung von einem solchen zu machen, worin zwei der beliebtesten Chinesischen Lyriker auftreten. Ein Dramatiker, Kiaomeng-fu, hat ein Stück gedichtet: Thang-thsaï-tseu-tschuen, d. h. das Liebespfand, in welchem der Kaiser Hieouen-tsong, der Stifter der musikalischen Akademie des Birnengartens, seinen Gouverneur Wang-fu beauftragt, auf dem See der neun Drachen ein großes Fest zu arrangiren, dessen Glanzpunkt ein Hofkoncert sein soll. Der Gouverneur hat zwei Kinder, einen Sohn Wang-tsching, und eine Tochter Leou-meï, die er auffordert, bei den Zwischenspielen, welche die Pausen des Concerts füllen sollen, mitzuwirken. Das junge Mädchen sträubt sich anfänglich, weil es bis dahin noch niemals das Weibergemach verlassen, sich den Blicken so vieler Männer auszusetzen, gehorcht aber endlich dem Vater und fährt, von ihrer Kammerjungfer begleitet, zum See der neun Drachen.

Dies ist die eine Grundlage des Stücks. Nun folgt die andere. Ein berühmter Dichter, Han-Feï-King, der Freund Lithaïpes, dessen ich früher erwähnt habe, ist nach der Hauptstadt gekommen, um noch einen höhern literarischen Grad zu erwerben. Ein ihm ebenfalls befreundetes angesehenes Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Ho-tschi-tschang, hat ihn bei sich aufgenommen. Han-Feï-King liebte den Wein und liebte es, in der Weinlaune umherzuschweifen und Verse zu machen. So war er auch zu dem See bis an den Punkt gekommen, wo ein rother Strick den Kaiser mit

seinem Gefolge von Ministern, Frauen und von ihm eingeladenen Würdenträgern von den Volksmassen abschied. Als er hier wieder umkehrt, einen Gang um die Insel zu machen, erblickt er plötzlich ein junges Mädchen, dessen Schönheit ihn sofort hinreißt. Es ist Lieou-meï. Auch sie erblickt ihn und wird ebenfalls von Liebe für ihn ergriffen. Mit schmachtenden Augen schaut sie nach ihm und möchte ihm gern ein Pfand ihrer Liebe geben. Sie nimmt sich ein Halsband ab, worin ihr Vater als Talisman fünfzig neugeprägte Goldstücke hatte einlegen lassen, wickelt es in ihr Taschentuch und läßt es absichtlich fallen. Han-Feï-King erkennt mit dem Instinct der Liebe ihre Absicht, rafft das Halsband auf und ist erstaunt, Geld darin zu finden. In diesem Augenblick aber fährt die Schöne in einem leichten Wagen davon. Er will ihr nachlaufen, als Hotschi-tschang, sein Freund, der Akademiker, ihn aufhält. Voller Ungeduld theilt Han-Feï-King ihm das eben Geschehene mit. Der Akademiker ist sehr bedenklich; denn ein solches Liebespfand kann nur von der Tochter eines Großen des Reichs kommen. Der Dichter bestätigt diese Vermuthung und singt:

„Auf den beiden Seiten des Wagens, in welchem sie mit reizender Nachlässigkeit saß, sah man das Schwert und Beil von Kupfer."

Der Akademiker.

Und Ihr wollt zu ihr dringen? Han-Feï-King, nehmt Euch in Acht! Man scherzt nicht mit den Töchtern der Minister.

Han-Feï-King singt:

Wär' es auch die Tochter eines Fürsten, so würde ich ihr doch bis zur Pforte des Harems folgen, wo die Luft mit süßen Düften geschwängert ist und wo man nur den Schimmer von Perlen erblickt.

Der Akademiker.

Wahrhaftig, die Liebe hat ihn närrisch gemacht.

Im zweiten Act beginnt nun die Verwicklung. Der Poet irrt umher, seine Schöne zu suchen, die er zufällig erblickt, wie sie durch den Saal eines Gartenhauses geht. In seiner Wein- und Liebestrunkenheit dringt er ohne Umstände in den Garten. Ein Diener hält ihn zuerst für einen Dieb und will ihn zurückstoßen. Der Dichter fragt ihn, wem das Haus gehöre? Der Diener ist bestürzt, was er mit dem sonderbaren Fremden machen solle, als der Gouverneur dazu kommt und zu ihm sagt:

Genug, von zwei Dingen eines. Dieſer Menſch iſt entweder ein Libertin oder ein Dieb.

Han-Feï-King.

Excellenz, welche Worte ſind da Ihrem Munde entſchlüpft? Was denken Sie? Ein Student iſt kein Dieb.

Der Gouverneur.

Nun gut, ſo erklären Sie, was Sie in meinem Garten zu thun haben.

Han-Feï-King.

Hören Sie mich. Man findet im Alterthum große Männer, ja große Männer, welche Diebe geweſen ſind.

Der Gouverneur.

Oho! Zum Beiſpiel. Ich höre.

Nun folgt eine ſehr gelehrte, nach unſern Begriffen auch geſchraubte Antwort, die aber ganz im Geſchmack jenes Wen-tſchang iſt, von deſſen elegantem Jargon ich oben geſprochen habe, wie wenn der Poet den Hiſtoriker Sü-ma-tſian, die Dichter Ku-ſeng und Tſeu-Koen, Han-ſcheou, den Secretair des Kaiſers Kutſchong, der Wohlgerüche, und den berühmten Capitain Han-ſin anführt, der, von Hunger gequält, einer alten Frau eine Melone ſtahl.

Der Gouverneur antwortet:

Dieſer Menſch iſt halb betrunken. Höre ich ihn an, ſo wird er meiner ſpotten. Diener, befeſtige ihn mit einem Strick an die Mauer. Wenn er ſich ausgenüchtert hat, werde ich ihn wieder befragen.

Unterdeſſen hat der Akademiker Hontſchi-tſchang ſeinen Freund überall geſucht, ihn auch endlich an der Mauer gefeſſelt gefunden und ſich dem Gouverneur vorſtellen laſſen, der ihm noch ſehr aufgebracht den Vorgang im Garten erzählt.

Der Akademiker.

Kennen Sie dieſen Mann?

Der Gouverneur.

Nicht im Geringſten.

Der Akademiker.

Und doch hat der Kaiſer oft mit Ihnen von ihm geſprochen. Es iſt Han-Feï-King, der berühmte Dichter, der Freund, der Gefährte Li-thaï-pes.

Der Gouverneur erſtaunt:

Han-Feï-King?

Der Akademiker.

Han-Feï-King.

Der Gouverneur gibt ſofort Befehl, ihn von der Mauer loszubinden, und es erfolgt eine ſehr komiſche Scene, in welcher der

Gouverneur ſich mit vielen Complimenten gegen den Dichter mit ſeiner bedauerlichen Unkenntniß, der Dichter ſich gegen ihn mit ſeinem Weinrauſch entſchuldigt. Der Gouverneur ſchlägt ihm vor, in ſeiner Bibliothek eine Schule zu eröffnen; ſie wollen zuſammen philoſophiren. Der Dichter nimmt dieſen Vorſchlag mit Begeiſterung an und wir finden im Beginn des dritten Actes ſeine Schüler, den Sohn des Gouverneurs und den Sohn eines Mandarins im Geſpräch über ihren Lehrer. Sie beklagen ſich, daß ſie nichts lernen, obwohl ſie an ſich ſchon ſchlechte Schüler ſind, welche noch nicht einmal die erſten Anfangsgründe inne haben. Ihr Lehrer ſeufze den ganzen Tag, meint der Sohn des Mandarinen. Der Sohn des Gouverneurs antwortet:

„Es iſt wahr. Seit ich ihn kenne, hat er keinen Vers gemacht, keinen Buchſtaben geſchrieben; er weint, er ſeufzt und ſeufzt den ganzen Tag. Wenn er im kleinen Saal iſt, ruft er unaufhörlich: mein Fräulein, mein Fräulein! Ich weiß nicht, was das Alles bedeuten ſoll.“

Han-Feï-King iſt ſehr unglücklich im Palaſte des Gouverneurs. Die köſtlichſten Speiſen und Getränke ſchmecken ihm nicht. Je mehr die Schönheit Lieou-meïs ihn entzündet, um ſo ſchlafloſer werden ſeine Nächte. Das Halsband iſt ſein theuerſtes Kleinod. „Wie, ruft er aus, ich ſollte mich nicht mit dieſem Mädchen vereinigen, wenn doch ein Y-king die Kouas, wenn Himmel und Erde ihre Elemente, Sonne und Mond ihre Strahlen, die vier Jahreszeiten ihre Tugenden, die guten und böſen Genien ſich vereinen?“ Er kniet in der Bibliothek eben nieder, Himmel und Erde anzuflehen, als ein Diener plötzlich den Gouverneur anmeldet. Der überraſchte Dichter ſucht die Goldſtücke des Halsbandes in dem Futteral eines Buchs zu verbergen, und es ergibt ſich wieder eine ſehr komiſche Scene.

Der Gouverneur.

Mein Herr, ich wünſchte alle Tage zu Ihnen kommen zu können, allein ich war durch Geſchäfte zurückgehalten und bitte Sie daher ergebenſt, mich zu entſchuldigen.

Han-Feï-King.

Gouverneur, Sie ſind zu gütig.

Der Gouverneur.

Sie kennen die Freigebigkeit des Kaiſers. Stellen Sie ſich vor, daß der Sohn des Himmels mir dieſen Morgen, nachdem er meinen Bericht angehört,

aus Freude darüber zehn Flaschen Wein geschenkt hat. Ich liebe nicht allein zu trinken. Herr Studiosus, leisten Sie mir Gesellschaft. (Zu einem Diener:) Setzt den Wein auf.

Han-Feï-King.

Ich bin Ihnen sehr verbunden.

Der Gouverneur.

Feï-King, leeren Sie diese Tasse.

Han-Feï-King.

Excellenz überhäufen mich mit Gunst. Ist es mein geringes Verdienst —

Der Gouverneur.

Trinken Sie.

Han-Feï-King.

Dieser Wein ist aus Trauben von Liang-tscheon gemacht.

Der Gouverneur lachend:

Würden Sie vielleicht den Ti-hu vorziehen? Trinken Sie. Der Wein verscheucht die Traurigkeit.

Han-Feï-King.

Wer sagt Ihnen, daß ich traurig sei?

Der Gouverneur.

Oh, ich weiß, Sie denken an Ihre Heimath.

Han-Feï-King.

Das ist doch nicht ganz richtig.

Der Gouverneur.

Was haben Sie sei seit einigen Tagen gemacht?

Han-Fei-King.

Ich lese den Y-king.

Der Gouverneur.

Sehr schön. Wir wollen ihn zusammen lesen.

Er nimmt den Y-king, findet aber in seinem Futteral die Goldstücke. Der Dichter steht erstarrt und sucht sich mit zweideutigen Worten zu helfen. Der Gouverneur erräth Alles, läßt seine Tochter kommen, hält ihr eine große Strafpredigt und läßt Han-Feï-King wieder an die Mauer fesseln. Das Weitere ist hiernach vorauszusehen. Der Akademiker Ho-tschi-tschang befreit seinen Freund noch einmal und der Dichter Li-thaï-pe reicht für ihn bei dem Kaiser eine Bittschrift ein, welcher dieser auch Gehör schenkt, weil er den Dichter sehr hoch schätzt. Der Gouverneur sträubt sich zwar, muß sich aber endlich in die Verbindung der Liebenden fügen, welche Li-thaï-pe selbst verherrlicht.

Die Lieder, welche Han-Fei-King in diesem Stück singt, sind aus seinen eigenen Dichtungen genommen, und insofern ist es nicht nur historisch, sondern auch literarisch interessant.

Von diesen ächt Chinesischen Stücken muß man nun diejenigen unterscheiden, welche Bazin Taosse nennt. Die Taosse sind Anhänger des Philosophen Lao-tseu, der im sechsten Jahrhundert vor Chr. noch gleichzeitig mit Kong-fu-tseu lebte, aber eine Richtung einschlug, die in einem wesentlichen Punct von dem Chinesischen Familienprincip abweicht, indem sie die Zurückgezogenheit von der Welt, die Vereinsamung zu beschaulichen Betrachtungen, die asketische Strenge empfahl. Sie vertiefte sich in das Studium des Tao, ein Wort, das gewöhnlich mit Vernunft übersetzt wird. Lao-tseu hinterließ ein Werk, den Tao-te-King, seinen Anhängern den rechten Weg zur Glückseligkeit zu weisen, das von ihnen tausendfältig commentirt worden ist. St. Julien hat es herausgegeben und übersetzt. Diese Philosophie, die eine offenbar Indische Tendenz zeigt, stand in den ersten Jahrhunderten ihrer Entwicklung in hoher Achtung, ist allmälig aber ganz ausgeartet und heruntergekommen. Sie hat sich auf die Astrologie, auf das Bereiten eines Unsterblichkeitselixirs, auf die Magie geworfen. Die dramatischen Dichter haben sie daher nach einer doppelten Seite hin benutzt. Einmal haben sie den Aberglauben der Taosse selber verspottet, das anderemal aber haben sie die großen Taossenanachoreten als Sittenprediger auftreten lassen, welche die in Verweltlichung verlorenen Menschen zur Entsagung bekehren. Beidemal schlägt also die satirische Richtung vor. Ich erlaube mir, nach Bazin, einige Andeutungen hierüber. Ein Dramatiker, Yn-pe-tschuen, hat z. B. ein Drama: Die Wanderung des Yo-scheou, verfaßt, in welchem ein Richter Yo-scheou im ersten Act stirbt und von seiner schönen Frau und seinem Sohn den rührendsten Abschied auf dem Todtenbett nimmt. Der zweite Act zeigt uns diesen Richter in einer der vielen Höllen, welche die abergläubische Phantasie der Taosse erschaffen hat. Hier intervenirt aber der große Einsiedler Liu-thong-pin, der in ihm den Beruf zum Mönchsthum erkannt hat, ihn von seiner Strafe zu befreien und den Höllenfürsten zu bestimmen, ihn sogar zur Oberwelt zurückkehren zu lassen.

In dem Augenblick jedoch, daß dies geſchehen ſoll, nimmt der Höllenfürſt wahr, daß die Wittwe bereits ſeinen Leichnam verbrannt. Große Verlegenheit. Der Höllenfürſt entdeckt umherſpähend einen Leichnam, der noch ganz warm und aus welchem die Seele eines jungen Fleiſchers eben entflohen iſt. In dieſen wird die Seele des Richters geſchwind expedirt. Aeußerſt komiſche Scenen ergeben ſich hieraus. Der dritte Act führt uns in die Wohnung des Fleiſchers, deſſen Familie das Sterbebette des Sohnes klagend umſteht. Plötzlich richtet ſich aber der Leichnam wieder auf und beginnt zu ſprechen. Die Seele des Richters hat von ihm Beſitz genommen, vergißt aber zuerſt, daß ſie nunmehr nicht als Richter ſprechen kann. Die Familie des Fleiſchers glaubt, der Sohn ſei verrückt geworden, bis Yo-ſcheou ſich beſinnt und ſich ſeiner Lage accomodirt. Als er aber aufſtehen will, merkt er, daß er hinkt. Man bringt ihm ſeine Krücke. Er behauptet, allein ausgehen zu müſſen und humpelt nach ſeinem Hauſe, das er aber erſt nicht findet, weil ſeine Wittwe es hat neu anſtreichen und den Eingang in die Hinterſeite verlegen laſſen. Endlich öffnet ihm ſeine Frau, erſchrickt über die Häßlichkeit des Fremden, und noch mehr, als ſich derſelbe ihr als ihren Mann offenbart, der aus der Hölle zurückgekommen. Sie fügt ſich endlich in das Geſchick, meint aber, daß er, wenn nicht in einer ſchöneren Geſtalt, doch wenigſtens in ſeiner früheren aus dem Jenſeits hätte zurückkehren ſollen. Inzwiſchen kommt der Fleiſcher mit ſeiner Frau und Schwiegertochter, den Sohn zu reclamiren und es erhebt ſich ein gewaltiger Zank zwiſchen den Frauen; der Gerichtsdiener, der ſeinen ehemaligen Vorgeſetzten nicht wieder erkennt, nimmt ihm ſeine Krücke und ſchlägt ihn damit, Ruhe zu ſtiften. Yo-ſcheon ſtürzt hin und alle fordern, ſich zum Gericht zu begeben. Die letzte Scene führt uns auch, wie in ſo vielen Chineſiſchen Stücken, zum Tribunal, deſſen Vorſitzender durch den ſonderbaren Rechtshandel in die größte Verlegenheit verſetzt wird; denn die Frau des Yo-ſcheou beanſprucht ihn, weil er die Seele, die des jungen Fleiſchers, weil er den Körper ihres Mannes hat. In dieſer Noth erſcheint Liu-thong-pin, Alles zu erklären. Yo-ſcheou fühlt ſich durchdrungen von dem heiligen Beruf und ent-

ſchließt ſich, nachdem er die Frauen mit weiſen Ermahnungen beruhigt, ſeinem großen Meiſter zu folgen.

Dieſer große Anachoret ſpielt noch in einem andern Stück eine Hauptrolle, in welchem nämlich ſeine eigene Bekehrung dargeſtellt iſt. Es heißt: Der Traum des Lèu-thong-pin. Er iſt jung, will ſich den Wiſſenſchaften widmen und befindet ſich auf dem Wege zur Hauptſtadt. Ein großer Anachroet, Yan-tſeu, iſt ihm aber auf Befehl eines Gottes gefolgt, ihn zu bekehren, redet ihn in einem Wirthshauſe an und ſchließt die Unterredung mit ihm in den Worten:

Ruhm, Vermögen, Würden, das alſo iſt Alles, was Euer Herz beſchäftigt. Alle dieſe Dinge altern und vergehen. Student, Ihr denkt nicht an Euer letztes Ende. Ihr verſteht nichts vom Leben, nichts vom Tode. Folgt meinem Rath, entſagt der Welt.

Thong-pin.

Doctor, ich glaube, Ihr ſeid närriſch. Der Sohn des Himmels beruft alle Menſchen von Talent zur Hauptſtadt. Ich will concurriren. Wie? Ich ſollte den Wen-tſchang mit ſo viel Eifer ſtudirt haben, um — ein Taoſſe zu werden? Wo bliebe die Frucht meiner Nachtwachen? Sagt mir Doctor, worin beſtehen denn Eure Vergnügungen?

Yang-tſeu.

Die Vergnügungen der Frommen gleichen nicht denen der Weltlichen.

Thong-pin.

Gut, aber was habt Ihr endlich für Vergnügen?

Yang-tſeu.

Wißt Ihr nicht, daß wir auf der Höhe des Küenlüen die Sterne pflücken, daß der Sand, den wir auf dem Berge Taï-ſchan aufraffen, Goldſand iſt? Dort iſt der Himmel nur drei Zoll hoch und die Erde erſcheint nur ſo groß wie ein Fiſch. Hat ſich der Menſch einmal mit dem Tao identificirt —

Thong-pin (ihn unterbrechend):

Das iſt eine ſehr ſtolze Sprache.

Yang-tſeu.

So lebt er ewig und altert nicht. Er kennt die Wahrheit, zähmt die Drachen, unterwirft die Tiger.

Yang-tſeu läßt nun den jungen Studenten in einen achtzehnjährigen Schlaf fallen. Kaum iſt er aber aus dem Wirthshauſe fort, ſo erwacht derſelbe, ſeiner Meinung nach, wieder und macht ſich nach der Hauptſtadt auf. Nach zehn Jahren hat er es zum Cavaleriegeneral gebracht und die Tochter des Gouverneurs des Kaiſerlichen Palaſtes geheirathet, die ihn mit einem Sohn und

einer Tochter beſchenkt. Aber von nun ab beginnt für ihn ein Leben der Sorge und Enttäuſchung und er entſagt nacheinander dem Wein, dem Beſitz, der Liebe. Er leiſtet die Gelübde der Enthaltſamkeit, der Armuth und der Keuſchheit. Er trennt ſich mit ſeinen Kindern von ſeiner ungetreuen Frau, geräth in eine Wüſte, worin er mit ihnen faſt Hungers ſtirbt, wird zwar durch einen Köhler gerettet und in eine Hütte geführt, wo ihn aber ein Räuber überwältigt, ſeine Kinder in einen Abgrund ſchleudert und ihm ſelber den Kopf abſchlägt. Dies iſt der Wendepunct, denn das Theater verwandelt ſich plötzlich; die Hütte wird zu jenem Wirthshauſe, die arme Frau derſelben zur Wirthin, bei welcher er vor achtzehn Jahren eingeſchlafen war. Seine ganze Geſchichte war alſo doch nur ein Traum, der ihm aber gezeigt hat, daß das Leben mit ſeinen Leidenſchaften ſelber nur ein Traum iſt. „Verſteht Ihr endlich?“ ruft ihm Yang-tſeu zu, der auf dieſen Moment gewartet hat.

Liu-Thong-pin.

Ja, ich verſtehe, das Leben iſt nur ein Traum. Meiſter, ich bin zum Tao bekehrt.

Der Verfaſſer dieſes Stücks, Ma-tſchi-yuën, hat die Doctrinen und Sitten der Taoſſe auf das Genaueſte nachgebildet, aber das Ernſte und Lächerliche durch das Element des Phantaſtiſchen zu einer großen Wirkung glücklich vereinigt.

Eine dritte Richtung des Chineſiſchen Dramas iſt durch den Buddhismus hervorgebracht, mit welchem die Chineſen zuerſt durch eine Geſandtſchaft bekannt wurden, welche der Kaiſer Ming-ti 65 nach Chriſtus nach Indien ſchickte. Er hat ſich ſeitdem in China eingebürgert und eine Menge von Tempeln und Klöſtern erbauet. Die Chineſiſche Reichsreligion enthält zwar auch, wie bereits früher ſchon erinnert wurde, den Glauben an Genien der Flüſſe, der Pflanzenarten, der Berge u. ſ. w., aber keine eigentliche Mythologie. Sie iſt ein moraliſirender Rationalismus. Am 1ſten und am 15ten jedes Monats beruft der höchſte Beamte an jedem Ort das Volk zuſammen, einen vom Kaiſer ſelber jährlich als Perikope dazu beſtimmten Satz von moraliſch-politiſchem Inhalt vorzuleſen und zu erklären. Es iſt dies eine Art von Predigt, den Sinn für

die Gesetzlichkeit zu fördern. Die Quan d. i. die Beamten, welche wir mit einem Portugiesischen Wort Mandarinen, von Mandare, zu nennen pflegen, müssen alle Staatsfeste feiern, können aber privatim, jetzt mit Ausnahme des Christenthums, sich zu jeder Religion bekennen. Viele Kaiser sind selber Buddhisten gewesen. Für unsern Zweck genügt es, zu bemerken, daß durch den Buddhismus eine weitläufige Mythologie unter den Chinesen sich ausgebreitet hat, welche Götter und Göttinnen in reicher Fülle zur Anbetung ausstellt und überschwänglich viele Legenden besitzt, deren Heilige mit denen der Taosse wetteifern. Aus dieser Mythologie sind nun Dramen entsprungen, die sich sehr weit von dem Boden der eigentlich Chinesischen Anschauungen entfernen. Sie sind voll von Zauberei und phantastischen Metamorphosen. Die fundamentale Structur derselben besteht gewöhnlich darin, daß Götter oder Göttinnen sich in ihrem Himmel entsetzlich langweilen und deshalb ihre Blicke auf die unterhaltsamere Erde werfen, um sich schließlich zu verlieben und damit in ein irdisches Schicksal zu verwickeln, bis ein berühmter Einsiedler oder erhabner Bettler (denn der Buddhismus ist die Religion des heiligen Bettlerthums) Alles wieder in's Gleiche bringt, gerade wie in den Taossestücken. Der Realismus der Chinesen, der auch im Drama vor allen Dingen das Thatsächliche hervorhebt, hat sich hier in eine Traum- nnd Wundersphäre verloren, die völlig romantisch ist.

Vergleichen wir das Chinesische Drama mit dem der Inder, Griechen, Romanen und Germanen, als der einzigen Völker, die außer den Chinesen ein Drama hervorgebracht haben, so ist es nicht fraglich, daß es den untersten Platz einnimmt, weil es noch ganz elementar eine Begebenheit dramatisirt und dadurch etwas Marionettenartiges behält. Eine Nation aber, in welcher die Familie das absolute Princip ausmacht, muß auch in ihrem Theater noch ein Kindertheater cultiviren, wie groß auch der Aufwand von Phantasie und Witz sei, den sie seit Jahrtausenden darin verschwendet hat. Das Interessante des Chinesischen Dramas liegt eben darin, die niedrigste Form der dramatischen Handlung in einem bestimmten Styl fixirt zu haben. Im Gegensatz zur Aeußerlichkeit des Geschehens,

bei welchem es ſtehen bleibt, hebt das Indiſche die Innerlichkeiten des Gemüths hervor. Es wird pathologiſch. Das Griechiſche vereinigt den Realismus des Geſchehens mit dem Idealismus des Pathos. Es gleicht das Innere mit dem Aeußern im ſchönſten Ebenmaaße aus. Das moderne Drama der Romanen und Germanen macht die Freiheit ſelber zum Ideal, ſo daß das Schickſal eine Folge des Charakters wird und nicht mehr als eine fremde fataliſtiſche Macht erſcheint. Die Chineſiſche Cultur hat das Theater überall, wo ſie hingedrungen iſt, mitgebracht. Das Japaniſche Theater, das ebenfalls eine reiche Literatur beſitzt, iſt von dem Chineſiſchen ausgegangen. Auf den Sundiſchen Inſeln haben die Chineſen in allen größeren Städten als Eingewanderte ein beſonderes Viertel erhalten, worin ſie wohnen und Theater ſpielen, und dieſelbe Erſcheinung hat ſich jetzt in Auſtralien wiederholt, wo man ſie auch, ihres abſonderlichen Geruchs halber, in Victoria in ein eigenes Stadtquartier iſolirte, in welchem ſie alsbald ein Theater errichteten.

XXII.

Hinterindien.

Vortrag im Junkerhof für die Universitätsprämien am 14. Januar 1868.

Vorderindien ist uns schon von der Schule her ein genugsam bekanntes Land, weil es, seit dem Zuge Alexanders des Großen, unaufhörlich Gegenstand der Eroberung gewesen ist. Ganz anders mit Hinterindien, von welchem wir in der Regel nur eine sehr oberflächliche und verworrene Vorstellung besitzen. Dieser Umstand reizt mich, den für Manchen vielleicht nicht unwillkommenen Versuch zu wagen, von demselben ein kleines Gemälde zu entwerfen, in welchem die charakteristischen Züge dieses großen Landes hervorgehoben werden sollen.

Unter Hinterindien, welches die Engländer und Franzosen auch Indochina oder das transgangetische Indien zu nennen pflegen, verstehen wir die ungefähr 60,000 Quadratmeilen große Halbinsel zwischen Vorderindien und China, an welche sich der Indische Archipel mit seinen mannigfachen Inselgruppen anschließt.

Hinterindien ist ein durchaus Oceanisches Land, wie dies von keinem andern Gliede des Asiatischen Continents gesagt werden kann; denn wenn es auf der einen, nach Westen gerichteten Seite vom Indischen Meerbusen begrenzt wird, so wird es auf der andern von den Wogen des stillen Oceans bespült. Vorderindien ist Afrika darin ähnlich, einen glattlinigen Küstensaum zu haben, während Hinterindien voller Serraturen, Buchten und Hafenstellen, wie Nordamerika, ist. Im Norden wird es gegen China und Centralasien durch eine Reihe von Bergketten abgeschlossen, die nicht unbedeutend in ihrer Erhebung sind und bis zu alpinischen Formationen fortgehen. Von diesen Bergzügen, die sich von West nach Ost

erstrecken, laufen andere, fünf größere und viele kleinere von Nord nach Süd, indem sie zugleich immer niedriger werden, so daß der Südrand der Halbinsel in eine völlige Niederung ausgeht.

Zwischen diesen Gebirgsparallelen, haben sich mächtige Ströme ihr Bett gegraben, so daß Hinterindien auch das wasserreichste Land von ganz Asien ist. Diese Ströme, der Irawaddi, der Punglung, der Sittang, der Menam, der Cambodja, der Mekong, um nur in der Reihenfolge von West nach Ost hin die vorzüglichsten zu nennen, zertheilen sich in dem flachen Küstenlande, dem sie zueilen, in zahllose Arme, die eine continuirliche Deltabildung mit regelmäßigen Ueberschwemmungen nach der Schneeschmelze im Norden und der Regenzeit im Süden darstellen.

Zwischen dem Punglung und dem Menam wird diese Bildung jedoch durch die Halbinsel Malakka unterbrochen, in welche die große Halbinsel mit immer schmaleren Dimensionen ausläuft. Diese auch noch von Küstenflüssen reich bewässerte Halbinsel ist zugleich das Scheideland zwischen Asien und der Oceanischen Inselflur, die von den Sundischen Inseln über Neuguinea, Neuholland bis Neuseeland sich herunterzieht. Die Flora und Fauna der polynesischen Welt kündigt sich hier innerhalb Asiens selber zum ersten Mal an, und Malakka zeigt daher theilweise eine andere Physiognomie, als das oberhalb von ihm gelegene Indien.

Die Natur hat Hinterindien mit überschwänglicher Fülle ausgestattet. Seine Gebirge liefern Eisen, Kupfer, Zinn, Blei, Gold, Silber und die prachtvollsten Edelsteine. Das Bleizinn oder Kalin, wird von den Chinesen in großen Massen ausgeführt, weil sie es zum Verzinnen der Theebüchsen gebrauchen. Das Gold wird in den Bergströmen des Nordens auch gewaschen. Der Bergbau ist noch zurück und wird bei regelrechtem Betrieb in Zukunft noch ganz andere, unendlich ergiebigere Quellen eröffnen. In der Pflanzenwelt finden wir Alles, was die üppigste tropische Vegetation an Palmen, an Bambus, an Mangrovien, an Schlinggewächsen, Granaten, Bananen, Pomeranzen, Ananas, Indigo, Zuckerrohr u. s. w. zu bieten vermag. Alle Gewürze, die wir auf Ceylon und den Sundischen und Molukkischen Inseln treffen, wachsen auch hier. Ein

vorzüglicher Handelsgegenstand ist die Cardamome. Die Betelwinde, deren Blatt allgemein, wie die Arekanuß, gekaut wird, belebt den internationalen Handel. Exportirt wird das Teckholz, weil es sich vorzüglich zum Schiffsbau eignet und seiner Bitterkeit halber die Eigenschaft hat, nicht von den Termiten angefressen zu werden. Der Teckbaum, tectonia grandia, wächst zwar in senkrechter Richtung sehr rasch in kurzen und geraden Stämmen, in der Breite dagegen sehr langsam, so daß er erst nach dem sechszigsten, siebenzigsten Jahre geschlagen werden sollte. Er gehört zu den Verbenaceen, und sein Holz kann mit unserm Eichenholz verglichen werden. Das wichtigste Product aber ist unstreitig der Reis, der in den Sumpfniederungen in ungeheurer Quantität gebaut wird und jährlich zwei Ernten gibt. Die Chinesen haben daher schon seit Jahrhunderten in Hinterindien ihre Reiskammer, um bei vorkommendem Mißwachs im eignen Lande den Bedarf zu decken. Nächst Teckbäumen und Reis ist der Rohzucker, der uns Zuckerrohr oder Palmensaft gewonnen wird, ein Hauptgegenstand des Ausfuhrhandels.

Mit dieser reichen Pflanzenwelt verbindet sich nun eine nicht weniger reiche Thierwelt, in welcher einerseits alle auch uns geläufigen Hausthiere, andrerseits aber auch die der Tropenzone eigenthümlichen großen Eidechsen, Schildkröten, Kasuare, Reiher, Pelicane, Papageien, Büffel, Affen, Rhinoceros, Tapire, wilde Hunde, Tiger und Elephanten auftreten. Man darf behaupten, daß Hinterindien die Wucherkraft des feuchten Klimas Brasiliens, wie sie in dessen Urwäldern strotzt, mit der Kraft eines großartigen Thierlebens, wie es in Afrika zu Hause ist, vereinigt. Das Huhn lebt in Hinterindien auch wild und es pflegt auf Europäische Reisende einen eigenthümlichen Eindruck zu machen, wenn sie mitten in einem Walde, der nirgends eine Spur menschlicher Siedelung zeigt, das Geschrei des Hahns vernehmen, das sonst nur die Nähe von Dörfern oder Bauerhöfen zu verkünden liebt. Die große Menge mächtiger Ströme, zahlloser Flüsse und Bäche, zu tausenden zerstreuter Seen, ernährt eine unendliche Masse von Fischen, die in Reusen gefangen, größtentheils aber mit dem Speere gestochen werden. Das Lieblingsgericht

in Birma ist sogar das Ngaphie, d. h. ein Fischragout. Man gräbt die Fische absichtlich in Erde ein, sie faulig zu machen und kocht sie dann mit ranzigem Fett. Auch gedörrt werden die Fische viel gegessen. Am Seeufer aber wimmelt es außerdem von eßbaren gallertreichen kleinen Meerthieren, Holothurien, Aktinien u. s. w., die in dem ganzen Indischen und Chinesischen Meere bis nach Japan hin unter dem Namen Trepang eine sehr beliebte Nahrung bilden.

Wenn Schönheit und Furchtbarkeit der Natur nothwendig auch eine Civilisation des Menschen zur Folge haben müßten, so würde man in Hinterindien eine sehr alte und bedeutende Cultur erwarten können. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Jahrtausende lang ist es von rohen Wilden mit einer sparsamen Bevölkerung, ähnlich, wie Brasilien von den im grünen Dunkel seiner Wälder umziehenden Jägerhorden, bewohnt worden. Diese Wilden haben, wie alle Wilde, in's Unendliche hin Krieg mit einander geführt und sind dadurch über die elementare Stufe menschlicher Gesittung und Bildung nicht hinausgekommen. Diese Ureinwohner scheinen doppelter Race gewesen zu sein, theils Mongolischer, als vom Norden her eingewandert, theils zu jener Aethiopischen Race gehörig, die wir mit schwarzblauer Farbe und krausem Haar auch sporadisch in Vorderindien und auf den Polynesischen Inseln finden. Der Urtypus beider Racen hat sich durch Mischung untereinander, sowie durch Mischung mit Kolonisten der Kaukasischen Race zwar mulattenhaft verwischt, schimmert aber doch noch bald in diesen bald in jenen Zügen hervor. Gewöhnlich sagt man, daß die Hinterindischen Völker Malaiische Stämme seien. Dies ist jedoch nicht richtig. Die Malaien haben nur einen Theil der Bevölkerung durch Einwanderung hergegeben. Sie wohnten ursprünglich auf Sumatra und gingen von hier in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung nach Malakka über. Sie waren anfänglich Ackerbauer, und erst die Habsucht und Grausamkeit der Portugisen zwang sie zur Piraterie. Die älteste Erwähnung der Hinterinder haben uns die Chinesischen Historiker aufbehalten. Der Kaiser Shi-hoang-ti im letzten Drittel des dritten Jahrhunderts vor Christus war es, der in seinem Streben, einen Chinesischen Einheitsstaat zu schaffen, die Chinesischen Südstaaten eroberte und über

das Meilinggebirge nach Hinterindien da eindrang, wo jetzt die Nordgrenze von Annam liegt. Die Districte, die er sich hier unterwarf, bestimmte er zur Anlegung von Strafkolonien, so daß von diesem Chinesischen Botanybai die erste Chinesische Cultur in Hinterindien sich verbreitete. Die Bewohner befanden sich, nach dem Berichte der Chinesen, auf der niedrigsten Stufe der Menschheit. Auf der Westseite waren es die Inder, die während der bei ihnen geführten Kämpfe des Bramismus und Buddhismus sporadische Kolonisationen versuchten, ohne daß wir eine genauere Zeit anzugeben vermöchten, da den Indern bekanntlich jeder Sinn für Chronologie fehlt und alle Geschichte bei ihnen in Mythologie ausartet. Befragt man aber die Chroniken der Hinterindischen Völker, so sind sie alle Autochthonen oder vielmehr fängt die Schöpfung und Geschichte der Welt mit einem jeden derselben an, während ihre beglaubigte Geschichte nicht über das fünfte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung hinausreicht.

Diese Völker haben nun, seit sie aus dem Naturzustande in die Geschichte eingetreten sind, seit etwa anderthalbtausend Jahren, eine Menge von Staaten hervorgebracht, die in steten Kriegen mit einander lebten und noch leben. Die Terrainformation hat durch den Küstensaum des Meeres einerseits, so wie durch die großen, zwischen Bergketten eingeschlossenen Flußthäler anderseits, gewisse natürliche Grenzen gezogen, auf welche die politische Bewegung in ihren Umwälzungen immer wieder zurückgekommen ist. So sind die Reiche von Tunkin, Kochinchina, Kambodja, Laos, Siam, Pegu, Birman, Tenasserim, Martaban, Arakan und viele andere kleinere Staaten entstanden. Jeder suchte seinen Nachbaren zu nehmen, was er vermochte; jeder suchte zu annectiren, was er bezwingen konnte. Die Geschichte despotischer Staaten, wie sie es hier alle waren und sind, ist aber bekanntlich voll von Revolutionen. Bald empören sich die gegen den maßlosen Druck von Oben ergrimmenden Unterthanen und stürzen die verhaßt gewordene Dynastie; bald sind es die Entzweiungen in der fürstlichen Familie, die Intriguen des Harems, die Streitigkeiten über die Nachfolge, welche den Sturz der Dynastie herbeiführen; bald sind es Eroberer, die von Außen,

sei es von den Gebirgen des Nordens, sei es von den Küsten her, eindringen, welche einer Regierung den Todesstoß geben. Diese endlosen, mit barbarischer Grausamkeit geführten Kriege, worin ganze Stämme aufgerieben, oder, nach Orientalischem Brauch, von ihrer Heimath als Gefangene nach ganz andern Provinzen fortgeschleppt wurden, haben in diesen von der Natur so gesegneten Ländern niemals eine eigene selbstständige Cultur aufkommen lassen.

Diese ist vielmehr eine theils von Indien, theils von China importirte, und wir benennen daher diese Völker auch ganz richtig mit dem Namen der Indochinesischen; denn Alles, was wir in ihrer Civilisation treffen, deutet entweder auf den einen oder den andern Ursprung zurück. Das Eigenthümliche, das sich unsern Blicken bietet, besteht eben nur in der Mischung dieser Elemente. So mannigfaltig daher auch die Stämme und Sprachen Hinterindiens zunächst erscheinen, so können, wir doch bei tieferem Eindringen unter der Oberfläche der Erscheinung sehr bald überall das nämliche Wesen erkennen, das sich nur localer Weise modificirt und individualisirt.

Alles, was sich auf die Außenseite des Lebens, auf den Nutzen, auf die Technik, auf den sinnlichen Genuß, auf das gesellige Vergnügen bezieht, ist von China gebracht; Alles dagegen, was die höheren Interessen des Menschen, den Staat, die Kunst und Religion, betrifft, ist von Indien ausgegangen. Sehr natürlich ist es, daß wir diese Elemente geographisch in einer gewissen Gradation nach Osten und Westen hin vertheilt finden. In Annam, unter welchem Namen jetzt Tunkin und Kochinchina zusammengefaßt werden, herrscht an der Ostküste der Chinesische, in Arrakan, Pegu und Birman an der nach Vorderindien zugekehrten Westküste der Indische Einfluß. In der Mitte zwischen diesen Extremen finden wir in Siam und Kambodja das Maximum ihrer Neutralisation. Pegu, zwischen Birman und Siam, Kambodja, zwischen Siam und Annam, sind die unglücklichen Zwischenstaaten, die bald von dem einen oder dem andern ihrer Nachbaren bald ganz, bald theilweise unterworfen sind.

Von den Chinesen ist der Ackerbau, der Seidenbau, der Thee-

bau und die Papierfrabrication eingeführt. Von ihnen ſtammen die Hahnen- und Wachtelkämpfe, die man leidenſchaftlich liebt; von ihnen das Vergnügen an Papierdrachen, denen man durch Einfügen feiner Metallſaiten in der Luft einen äolsharfenartigen Ton entlockt; von ihnen das Vergnügen an Feuerwerken, in deren Pracht ſie den Europäern nichts nachgeben; von ihnen das Schach-, Würfel- und Kartenſpiel; von ihnen die Zahlenlotterie. In ganz Hinterindien wie auf dem Indiſchen Archipelagus ſind die Chineſen als Kaufleute, als Schiffer, als Gärtner, als Schmiede, als Zimmerer, als Geldwechsler, als Trödler, als Köche u. ſ. w. verbreitet. Sie ſind es, welche überall die Spielhäuſer halten. Sie ſind es, welche Goldgräbereien und Goldwäſchereien betreiben. Sie ſind es, welche Zuckerfabriken anlegen. Sie ſind es, die Arbeiten aller Art übernehmen, zu welchen Andere zu faul ſind, oder welche ſie unter ihrer Würde halten. Sie allein ſind es, welche durch Intelligenz, Anſtelligkeit und Rührigkeit mit den Europäern concurriren. Wenn ſie ſich im Auslande bereichert haben, kehren ſie gewöhnlich nach dem geliebten China zurück. Frauen dürfen aus China gar nicht heraus; daher kommt es, daß die ausgewanderten Chineſen nicht ſelten Malaiiſche Frauen heirathen und dann leichter ſeßhaft werden. In den großen Städten findet man immer zwiſchen drei bis ſechstauſend, die ſehr untereinander zuſammen halten.

Wenn die Chineſen in allem Profanen Virtuoſen ſind, ſo hält ihrer realiſtiſchen Tendenz das Indiſche Culturelement ein ideales Gegengewicht.

Die Grundform des Staates iſt hier wie in Indien, eine despotiſche. Der Fürſt regiert mit ſeinen Miniſtern in einem vollkommenen Abſolutismus. Wie in Indien beſitzt die Dorfgemeinde allerdings eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit, ohne jedoch in ihrem Innern ſo vollſtändig organiſirt zu ſein und ohne gleich ausgedehnte Corporationsrechte. Sie iſt für Alles, was in ihr geſchieht, als ein Ganzes verantwortlich. Sie muß z. B. dem von der Regierung beglaubigten Reiſenden erſetzen, was ihm in ihr geſtohlen wird. Der von ihr gewählte Schulze iſt am Uebelſten daran, denn die Regierung hält ſich, wie in Vorderindien, an ſeine Perſon. Er iſt der Steuer-

einnehmer, und wenn er die auf ein Dorf gelegte Summe nicht aufbringen kann, muß er für die Gemeinde in's Gefängniß wandern. Der Hauptunterschied Hinterindiens von Vorderindien besteht aber darin, daß es keine Kasten besitzt, weil es Buddhistischen Glaubens ist, und der Buddhismus bekanntlich den Kastenunterschied verworfen hat. Alle Unterthanen stehen dem Fürsten in vollkommener Gleichheit gegenüber, und Jeder kann Alles werden, wie in China. Man findet deswegen auch in Hinterindien nicht selten Menschen, welche durch eine große Menge sehr verschiedener Beschäftigungen und Lebensarten hindurchgegangen und damit in der Leiter der socialen Rangclassen bald gestiegen bald gesunken sind. Einen selbstständigen Adel gibt es nicht. Was man Edelleute nennt, sind die Verwandten der fürstlichen Familie, die, wegen der Vielweiberei der Fürsten, freilich sehr zahlreich sind. Sie erhalten als Apanage je nach ihrem Range eine Stadt, ein paar Dörfer, ein Dorf, ein Landgut, zugewiesen, um sie, wie der landübliche Ausdruck lautet, aufzuessen; den entfernteren Verwandten wird ein Jahrgeld gezahlt. Um jedoch die fürstliche Chatoulle nicht zu sehr zu belasten und um die zahlreiche Verwandtschaft nicht durch ihr Ansehen zu mächtig und damit politisch gefährlich werden zu lassen, werden diese Dotationen im jährlichen Finanzetat allmälig immer mehr verringert, so daß dieser Adel systematisch verarmt und endlich wieder in das gemeine Volk aufgesogen wird.

Diesem Adel zunächst stehen die Beamten und Soldaten. Jeder waffenfähige Mann, mit Ausnahme der Priester, kann zu jeder Zeit zum Kriegsdienst herangezogen werden.

Hierauf folgen in der ständischen Gliederung alle Uebrigen als zu Frohndiensten Verpflichtete. Vom achtzehnten bis zum sechszigsten, ja in Annam bis zum siebenzigsten Jahr, d. h. das ganze werktüchtige Leben hindurch, müssen sie sofort, wenn die Regierung sie auffordert, aus ihren Privatverhältnissen in den öffentlichen Dienst übertreten. Zu allen Regierungsbauten, zu Wegebau, Canalbau, Brückenbau, zur Beförderung der Reisenden durch Vorspann u. s. w., können sie jeden Augenblick herangezogen worden. In den verschiedenen Staaten ist dies System verschieden geordnet, allein im

Wesentlichen überall dasselbe. In dem einen Staat muß der Frohner umschichtig einen Monat für die Regierung arbeiten, während er den nächsten für sich hat; in einem andern sind es ein paar Wochen, in denen er wechselt. In Siam müssen sich die zur Frohne Verpflichteten zwischen dem achtzehnten und neunzehnten Jahre bei der Regierung melden. Sie werden dann in die Staatsregister eingetragen und bekommen eine Urkunde hierüber ausgefertigt. Die Staatsregister dienen daher zugleich als Stammregister, worin die Genealogie nachgewiesen werden kann, und es gilt für eine schwere Beleidigung, Jemand vorzuwerfen, daß er keinen Stammbaum habe. Aber in Siam werden zugleich bei dieser Einregistrirung die Betreffenden am Handgelenk gebrandmarkt, wie wir etwa die Pferde, die zu einem königlichen Gestüt gehören, markiren. Dies unselige Robotten-System, das ja auch bis in unser Jahrhundert auf einem großen Theil Europas gelastet hat, lähmt natürlich alle Energie und Consequenz der Privatunternehmungen und erklärt, warum die Chinesen überall die Geschäfte an sich reißen, weil sie vom Frohndienst frei sind und statt seiner nur eine Abgabe zahlen. In Siam sind sie sonst auch steuerfrei, haben dagegen die Verpflichtung, für den Kriegsfall die Lieferungen für die Armee zu stellen.

Sclaven giebt es auch und zwar entweder als Kriegsgefangene oder als insolvente Schuldner, welche der Gläubiger verhaften und für seinen Nutzen arbeiten lassen kann, wie die alten Römischen Patricier die zahlungsunfähigen Plebejer.

Das Civil- und Criminalrecht der Hinterindischen Völker ist daher ein äußerst weitläufiges, das sich in ein unsägliches Detail auseinanderzweigt. Alle auf das Erbrecht, alle auf das Eigenthumsrecht, auf Kauf und Verkauf, Schenkung, Leiche u. s. w. bezüglichen Bestimmungen sind mit grüblerischem Scharfsinn bis in die subtilsten Verwickelungen hin verfolgt. Bei der Redaktion der Gesetze scheint das Indische Gesetzbuch des Manu in Birma, Siam, Pegu und Kambodja zum Muster gedient zu haben, während in Annam die Chinesische Legislatur das Vorbild wurde.

Alle übrigen Verhältnisse Hinterindiens sind jedoch unverständlich, wenn man nicht zuvor sich die Abhängigkeit derselben vom Budd-

hismus klar macht. Ich werde es vermeiden, hier auf eine philosophische oder auch nur historische Darlegung dieser Religion einzugehen, welche die meisten Bekenner unter allen Glaubensarten, nämlich über dreihundert Millionen, zählt. Ich will nur erinnern, daß der Buddhismus in Vorderindien im sechsten Jahrhundert vor Christus durch Gautama, den Sohn eines Fürsten von Maghada im Gangesthal, gestiftet wurde. Anfänglich galt er nur als eine der vielen Secten innerhalb der Brahmanischen Kirche. Als er jedoch durch seine Verwerfung der Kasten dem Ansehen der Priester- und Kriegerkaste gefährlich wurde, entstand eine heftige, zuletzt blutige Reaction gegen ihn, die ihn aus ganz Vorderindien herauswarf. Um so mächtiger breitete er sich in China, Japan, Tibet, den Inseln des Indischen Archipelagus und von diesen auf dem Cotinent Hinterindiens aus. Auf diesem ist er der herrschende Glaube geworden, so daß Hinterindien in religiöser Beziehung zu Vorderindien den vollkommensten Gegensatz ausmacht. Da der Buddhismus tolerant ist, so finden wir in Hinterindien auch Muhamedaner, Bekenner des Konfutseu, Christen und Heiden der verschiedensten Art; denn die kaum halb civilisirten Gebirgsvölker des Nordens, die Karen, die Schans, die Khas u. s. w., sind noch größtentheils einer sehr primitiven Naturrelegion ergeben; die großen, gebildeten Nationen aber sind sämmtlich Buddhistisch.

Von Außen her angesehen bietet der Buddhismus fast ganz dasselbe Schauspiel, wie der Römische Katholicismus. Er erbaut Tempel, die sogenannten Pagoden, deren Mitte eine Reliquie von einem Heiligen, einen Knochen, einen Zahn u. dgl. einschließt. Er stellt Buddha, d. h. den Weisen, sitzend oder stehend in Statuen von Granit, Sandstein, Elfenbein, Kupfer, Messing in allen Formaten dar. Eben so erhält er das Andenken an die Sendboten und Märtyrer des Glaubens durch Statuen. In Reliefs und in Bildern aller Art vergegenwärtigt er die Geschichte der Heiligen, vorzüglich Buddhas, seine Geburt, seine Transfiguration und seinen Tod. Er ist unerschöpflich, die Freuden des Himmels und die Qualen der Hölle den Gläubigen mit frappanten Situationen in grellen Farben zu versinnlichen. Er erbaut Klöster für Mönche und Nonnen.

Er baute Versammlungssäle mit Kanzeln für die Predigt der allein seligmachenden Botschaft von Buddha. Er hört Beichte und feiert Seelmessen für die Abgeschiedenen. Er dreht einen Rosenkranz von hundert und acht Kugeln zwischen den Fingern. Er läutet mit Glocken zum Gottesdienst. Er hält Processionen mit Fahnen, Musik und Gesang. Er schmückt die Altäre mit reichgestickten Decken, die Statuen und Bildern der Heiligen mit Blumen. Er räuchert mit Bernstein und Sandelholz. Er ist überreich an Evangelien, Apostelgeschichten und Legenden. Er entscheidet über wichtige Fragen durch die Majorität der Bischöfe auf Kirchenversammlungen. Er besitzt endlich eine sehr große theologische Literatur, die, wie die Römisch-katholische Scholastik, zugleich eine philosophische ist.

Dies ist die Form seiner äußern Erscheinung, aber von Innen her ist in ihnen doch ein ganz anderes Princip thätig; nämlich das nur negative Ideal eines absoluten Quietismus. Der Mensch soll an der Vernichtung seiner Existenz arbeiten; denn das Dasein selber, das individuelle Dasein, wird als das wesentlichste Unglück angesehen. Der Danziger Philosoph Arthur Schopenhauer hat in unserem Zeitalter diese Denkweise mit ausdrücklicher Beziehung auf den Buddhismus erneut, und ich darf mich daher wohl, um kurz zu sein, seines populär gewordenen Ausdrucks bedienen, daß es darauf ankomme, den Willen zum Leben zu verneinen. Mitleid mit allem Lebendigen, weil es unaufhörlich von der Noth der Existenz gemartert wird, ist die Grundstimmung des Buddhismus. Immer und überall wird das Lebendige in tausend Formen vom Tode bedroht. Wenn derselbe als die Spitze der Qual auch ihre absolute Beendigung wäre, so würde er das Willkommenste sein, allein der Buddhismus glaubt, wie der Bramismus, aus dem er hervorgegangen, nicht nur an eine relative Unsterblichkeit der Seele, sondern auch an die Wanderung derselben durch eine Reihe von Existenzen, welche sie sich selbst durch ihre Schuld bestimmt. Hier liegt das große sittliche Princip dieser Religion. Sie glaubt nicht sowohl an einen Gott (denn Buddha ist auch nur ein Mensch) als an eine moralische Weltordnung; sie erkennt die Freiheit des Menschen an, denn er selber ist es, der durch sein Verhalten die Form bestimmt, in welcher

er jedesmal erſcheint. Je ſündhafter ſein Wandel iſt, um ſo niedriger und widriger wird die Form ſeiner demnächſtigen Einkörperung ſein. Er wird als Krokodil, als Ratte, als Raupe, als ein Ungeziefer u. ſ. w. geboren werden. Je tugendhafter er iſt, um ſo höher wird die Stufe ſeiner Einkörperung ſteigen. Er wird nicht nur als Menſch, ſondern auch in einer achtbaren, wohlhabenden Familie geboren werden; er wird ein angeſehener Beamter oder gar ein Mönch werden, denn das Mönchthum gilt als der Gipfel menſchlicher Vollkommenheit. In dieſem Moment liegt die Anerkennung einer Gerechtigkeit des Schickſals, die wir ſelber hervorbringen. Was wir auch zu leiden haben, es iſt unſere Schuld. Wir büßen das Vergehen, das wir in einer früheren Exiſtenz begangen haben. Wir erfreuen uns aber eben ſo ſehr auch des Verdienſtes, das wir in irgend einer früheren Biographie erworben haben. Die Folge dieſer Weltanſchauung iſt eine apathiſche Ergebenheit in alles Unglück, in alles Elend, in das bitterſte Leiden, denn der Inder ſagt ſich, daß er es verdient habe, wenn er auch in ſeinem bewußten Leben den genügenden Grund dafür nicht auffinden kann. Er empfindet es als dem Rückſchlag vormaliger Exiſtenz und darf ſich nicht beklagen, denn er genießt die Frucht ſeines eigenen Handelns. Was uns auch begegnen möge, die Buddhiſtiſche Theologie iſt nie verlegen, es aus der Vorausſetzung früherer Verſchuldung oder früheren Verdienſtes zu erklären. Der Buddhismus, der ſich in alles Elend der Gegenwart fügt und von ihr immer in das Jenſeits, in die Zukunft abirrt, iſt in despotiſchen Staaten dem übermüthigen Tyrannen ſo willkommen, als dem gedrückten Sclaven. Die weitere Folge iſt die Werkheiligkeit, ſich ſo viel Verdienſt zu erwerben, daß man entweder in einer beſſeren Exiſtenz oder wo möglich gar nicht wiedergeboren werde; denn das Nichtſein iſt es eigentlich, was mit dem bekannten Ausdruck Nirvana oder Nibban bezeichnet wird. Wodurch erwirbt man aber Verdienſt? Zunächſt durch Beobachtung der fünf unterſten Verbote Buddhas, nichts Lebendiges zu tödten, nicht zu ſtehlen, nicht zu lügen, nicht unkeuſch zu ſein und ſich nicht zu berauſchen. Sodann aber poſitiv durch Beten, durch Anhören von Predigten, durch Spendung von Eſſen und Kleidern an die Mönche, durch

Erbauen von Pagoden und Klöstern, durch Verfertigung von heiligen Statuen, Bildern, durch Bekleidung von Statuen und heiligen Bäumen, durch Vergoldenlassen von Statuen Buddhas und seiner Schüler, durch Wallfahrten, durch Herstellung von Brücken, durch Anlegung von Rasthäusern für die Reisenden, durch Dienstleistungen für die Mönche, z. B. ihr Gepäck zu tragen, u. s. w. u. s. w. Da nichts Lebendiges getödtet werden soll, so erwirbt man auch Verdienst, Fische, Vögel, die Andere gefangen haben, zu kaufen und wieder frei zu lassen, oder wenn Jemand zum Tode verurtheilt ist, durch Bittgesuche vom Könige seine Begnadigung zu erwirken. Auch kann man, wie in der Römischen Kirche, Verdienst, das man erwirbt, auf Verstorbene übertragen, ihr Loos zu erleichtern.

Es wird hier die Frage aufgeworfen werden, ob denn die Inder kein Fleisch essen? Streng genommen, sollen sie es nicht. Sie thun es aber doch, falls nur ein Anderer die Gefälligkeit hat, die Schuld auf sich zu nehmen. Die Bilder der Buddhistischen Hölle malen dem Volke den Hirsch, den der Jäger tödtet; den Fisch, der den Fischer angelt; den Ochsen, den der Fleischer schlachtet u. s. w., um die Lehre vom Nichttödtensollen des Lebendigen einzuschärfen. Der Fleischer bittet vorher die Seele eines Thiers, bevor er es tödtet, sich eine andere Wohnung zu suchen. Wenn ich selber nur das Leben nicht verletze, so darf ich mir den Genuß des Rehbratens, eines Hühnerbratens u. s. w. schon erlauben. Fische werden viel gegessen. Es ist so bequem, sie so schnell und schuldlos auf dem trockenen Lande sterben zu lassen. Die Hauptnahrung aber aus dem Thierreich sind Eier, weshalb sehr viel Geflügel gehalten wird. Rigorose Asketen essen allerdings auch nicht einmal Eier, weil doch eine mögliche Seele in ihnen existirt. Rindvieh aber zu schlachten wäre ein entsetzliches Vergehen, weil es in der Indischen Religion die Prärogative des heiligen Viehes hat. Es wird nur zum Pflügen und Ziehen gebraucht. Die Kühe werden in Siam und Annam, wie auch in ganz China und Japan, nicht gemolken und der Preußische Maler Hildebrand konnte in Bangkok nur durch die gütige Vermittelung des Königs Milch zu seinem Morgenkaffe erlangen. Die Schweinezucht ist in den Händen der Chinesen, die natürlich auch als

profane Realisten, wie ich sie oben schon nannte, das Fleischerhandwerk treiben. Die Hauptnahrung aus dem Pflanzenreich ist wie in China und Vorderindien, außer den zahllosen köstlichen Südfrüchten, der Reis.

Die Angst der Selbstbeseligung treibt viele Inder, in den Mönchsstand einzutreten, wäre es auch nur vorübergehend. Auch gilt, wer gar nicht in einem Kloster gelebt hat, für einen rohen Menschen. Der Mönch setzt immer Laien voraus, die ihn kleiden und ernähren. Er ist ein Parasit der bürgerlichen Gesellschaft. Der Buddhistische Mönch darf aber um Nichts bitten. Er darf sich nur mit einem Topf in der Hand stumm hinstellen und muß abwarten, ob man ihm etwas gibt. Jeden Morgen halten die Mönche ihren Bettelgang. In den großen Städten bestimmen ihnen die Wohlhabenderen einen Tag, sich Essen zu holen. Das Gesinde muß dann schon in der Nacht aufstehen, um für die heiligen Väter zu kochen. Die Könige und Prinzen beschenken bei gewissen feierlichen Gelegenheiten Hunderte von Mönchen mit neuen gelben Kleidern. Die Disciplin in den Klöstern ist im Allgemeinen eine sehr strenge, wenn natürlich auch eine Menge von Formen erfunden sind, den Schein zu wahren um die Gebote Buddhas mit gutem Gewissen zu übertreten. Die Klöster machen sich durch den Unterricht verdient, den sie im Lesen, Schreiben und Rechnen ertheilen. Die Volksschule ist in ihren Händen. Die Novizen empfangen zwischen dem zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahre die Weihe. Die Zeit, welche den Mönchen außer dem Unterricht der Kinder und den speciellen Cultushandlungen übrig bleibt, füllen sie mit Abschreiben theologischer, philosophischer und historischer Werke. Die Klöster selber sind der Sitz der höchsten theologischen Bildung. Die Fürsten leben als Prinzen gewöhnlich längere Zeit in Klöstern, und suchen sich durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit auszuzeichnen; denn der Grund unseres falschen Handelns ist nach Buddha nicht nur Begierde und Zorn, sondern auch Irrthum und Unwissenheit, die wir daher zu tilgen suchen müssen. Fast jedes Kloster hat eine Bibliothek.

Wie unter den Katholiken giebt es auch unter den Buddhisten eine große Abstufung der religiösen Bildung vom craffen sinnlichen

Köhlerglauben an bis zur freieſten Aufklärung, welche Himmel und Hölle nur für Symbole des guten und böſen Gewiſſens erklärt. Der Finanzminiſter des jetzigen Königs von Birma meinte gegen Dr. Baſtian, daß alle Religionen ſich nur dadurch unterſchieden, ob der Menſch die Hülfe außer ſich oder in ſeinem eigenen Geiſt ſuche. Sehr merkwürdig iſt es, daß in Birma und Siam ſich auch Brahmanen befinden, die mit den Buddhiſten auf gutem Fuß leben und denen vom Staat die Vollbringung aller auf ihn bezüglichen myſtiſchen Culte z. B. in Siam das Trinken des Eidwaſſers, womit jährlich der König und die höchſten Beamten immer von Neuem dem Geſetz verpflichtet werden, übertragen iſt.

Pagoden und Klöſter bedecken das ganze Land. Die Pagoden ſind, wie unſere Kirchen auch, alle nach demſelben Grundſchema gebaut, unterſcheiden ſich aber, wie unſere Kirchen auch, durch ihre Größe und durch den höheren oder geringeren Grad der äſthetiſchen Ausführung, die oft eine höchſt impoſante iſt, wenn der Bau in großartigen, mit Sculpturen überſäeten Terraſſen bis zu einem abgeſtumpften Dome emporſteigt, in welchem, als dem ſogenannten Dhagop, ſich die Reliquie des Tempels befindet. Alle übrigen Gebäude, mit Ausnahme der fürſtlichen Paläſte, ſind unanſehnlich, weil ſie großentheils nur einſtöckig und nur aus Bambus und Flechtwerk oder aus Piſébau beſtehen, indem man zerhacktes Reisſtroh zwiſchen Kalk oder Lehm ſtampft. Die Hinterindiſchen Völker haben eine ſonderbare Scheu, Jemand über ſich ſtehen oder gehen zu laſſen und vermeiden auch aus dieſem Grunde den mehrſtöckigen Bau. Ja ſie halten es für eine Beleidigung, auch nur die Hand über das Haupt eines Andern zu erheben oder gar ſie darauf zu legen. In einem Hofzirkel war einmal ein Geſpräch über Kraniologie entſtanden; einer der anweſenden Europäer ſuchte ſie einem der Prinzen deutlicher zu machen, indem er in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung ihm ſeinen Kopf betaſtete. Allgemeines Entſetzen ob ſolchen Frevels! Die Geiſtlichen raſiren ſich in den Klöſtern gegenſeitig, weil dann die Entweihung des Kopfs eben durch die Gegenſeitigkeit des Attentats quitt wird. Dem Könige, den Prinzen und den höheren Beamten darf man nur kriechend nahen und muß ſich von ihnen auch,

mit ihnen zugewendetem Angesicht, auf allen Vieren wieder zurückziehen, worin die Höflinge eine große Gewandheit besitzen.

Weil der Hausbau nur sehr einfach und einstöckig, nur leichte Holzstructur ist, die Dächer, auch in den Städten, oft nur aus Stroh bestehen, so haben selbst große Städte eine dorfartige Physiognomie. Es giebt sehr große Städte, die einen bedeutenden Umfang einnehmen und eine große Einwohnerzahl enthalten, wie Bassein, Rangun, Mandalay, Molmein, Udong, Saigon, Turon, Hué, Bangkok u. a. Diese letztere Stadt, die Haupt- und Residenzstadt Siams, ist die größte, reichste und schönste Stadt in ganz Hinterindien, die eine halbe Million Einwohner zählt. Sie ist eine Inselstadt, weshalb man sie auch das Indische Venedig genannt hat. Ganze Straßen bestehen aus Häusern, die, wie in Canton, auf Flößen erbaut sind. Bei heftigem Sturm werden sie zuweilen losgerissen und treiben nach ganz anderen Stellen. Wo der in vielen Armen ausmündende Menam, d. h. die Mutter der Flüsse, keine natürliche Wasserstraße gebahnt hat, sind Canäle gegraben. Alles fährt in Gondeln. Jedes anständige Haus hält ein Boot und einen Gondolier. Zwischen den größeren Fahrzeugen kreuzen tausende von kleineren umher. Die Chinesischen Dschunken sind mit reizenden Kaufläden geschmückt. Obst- und Gemüsehändlerinnen tummeln sich mit zierlichem Geschick umher. Bei den großen Volksfesten, deren Bangkok im Lauf des Jahres siebzehn zählt, enthalten die zahllosen Schiffe durch prachtvolle Farben der Segel, durch Vergoldungen, durch schöne Flaggen und Wimpel, durch Blumengewinde, eine bezaubernde Scenerie. Man musicirt, singt, ißt und trinkt auf dem Wasser; man wirft sich mit Zuckerkügelchen; man veranstaltet Wettfahrten mit Booten und schließt Nachts den lärmigen Freudenrausch mit dem Gepraſſel der Schwärmer, dem Zischen der Racketen, dem Knallen der Kanonenschläge, in brillanten Feuerwerken.

Man könnte nach der asketischen Tendenz des Buddhismus, der im heiligen Bettler den vollkommensten Ausdruck des Menschenthums erblickt, nicht mit Unrecht erwarten, daß die Hinterindischen Nationen eine düstere und lebensfeindliche Stimmung des Gemüths besäßen; man könnte dies auch aus dem Despotismus der Regierungs-

form ſchließen, durch welchen die Steuerkraft der Unterthanen in ſtarkem Maaße beanſprucht wird; allein man würde mit dieſem Schluß irren; denn im Allgemeinen ſind dieſe Völker lebensluſtig, heiter, zu Spiel, zu Geſpräch, Scherz und Geſang aufgelegt. Da die Mönche und Nonnen jeden Augenblick aus ihrem Stande wieder heraustreten und heirathen dürfen, ſo wird mit dieſer Freiheit auch dem geiſtlichen Leben die Beengtheit und Abzwängung genommen, die es da genirt, wo die Gelübde unauflösliche Verpflichtungen ſind. Nonnen ſcheint es übrigens nicht viel zu geben. Meiſtens ſind es ältere Frauen, die ſich in dem Umkreis von Mönchsklöſtern anſiedeln und dadurch Verdienſt zu erwerben ſuchen, daß ſie für die Mönche kochen und waſchen, was gewiß ſehr löblich iſt. Junge Nonnen ſcheinen ſehr ſelten zu ſein. Wenn einmal eine verliebte Magdalena ihre galanten Sünden büßen will, lebt ſie einige Monate nach den Ordensregeln. Im Birmaniſchen Reiche ſcheint der Buddhismus am Rigoroſeſten zu ſein, nach Oſten hin aber immer laxer zu werden. Es mag dies daher kommen, daß Birma jetzt eine völlig binnenländiſche Enclave iſt, während die andern Staaten Uferſtaaten ſind, die mehr mit Fremden verkehren. Der Deutſche Reiſende Dr. Baſtian aus Bremen, der wiederholt in allen Welttheilen und zuletzt auch längere Zeit in Hinterindien gelebt hat, erzählt, daß, als bei einer Soirée des Königs von Birma die anweſenden hohen Geiſtlichen auch Vorträge hielten, der Abt eines Kloſters, den er beſucht hatte, mit großer Gereiztheit ſich gegen die Kala, d. h. die Fremden, äußerte. Baſtian hatte ihm als Zweck ſeiner Reiſe das Studium der Buddhiſtiſchen Theologie angegeben. Ohne ihn zu nennen, ſpottete der Abt über die Fremden, die da glaubten, die heilige Offenbarung Buddhas, die heiligen Schriften der Kirche, die Organiſation ihrer heiligen Hierarchie, in kurzer Zeit verſtehen zu lernen, ohne ſich durch ein heiliges Leben und klöſterliche Vereinſamung dazu vorbereitet und befähigt zu haben. Der Vortrag wurde mit vielem ſatiriſchen Witz in improviſirten Knüttelverſen gehalten.

Die Sprachen Hinterindiens gehören zum monoſyllabiſchen Syſtem, ſind aber nicht mit der Chineſiſchen identiſch und variiren nicht blos im Dialekt, ſondern auch in den Wurzeln von Nation

zu Nation. Die Schrift deutet als eine Buchstabenschrift auf Indische Grundlage zurück, hat sich aber auch verschieden individualisirt. Die heiligen Schriften sind in dem Pali verfaßt, d. h. in der Indischen Volkssprache. Sie ist hier dasselbe, was in Indien das Sanscrit, das sich zum Pali auch als eine abgestorbene Sprache verhält, die erlernt werden muß. Das Erlernen des Pali und Studiren der Palischriften macht einen bedeutenden Theil der Beschäftigung der Geistlichkeit aus, wie ja auch bei uns die Theologen Hebräisch und Griechisch lernen müssen, um in den Sinn der Urtexte der heiligen Bücher einzudringen. Die Literatur dieser Völker ist ungemein reich an Legenden, Mährchen, Volksliedern, besonders aber an dramatischen Producten. Sie haben auch hier eine Doppelrichtung, eine Indische und Chinesische. Die Indische ist die Trägerin der mythologischen, historischen und heroisch romantischen Dramen; die Chinesische die des Conversationslustspiels und der Posse. Der recitirende Vortrag wechselt, wie in China und Indien, mit Gesang. Das pantomimische Ballet wird von ihnen mit Vorliebe cultivirt. Die Leidenschaft für das Theater ist bei diesen Völkern so groß, daß nicht nur Privatleute keine Gasterei veranstalten, ohne ihren Gästen auch eine dramatische Vorstellung geben zu lassen, sondern daß auch alle religiösen Feste, selbst die Priesterweihen und die Leichenverbrennungen, mit Schauspielen gefeiert werden. In Bangkok begegnet man häufig in den Canälen Booten der Schauspielerbanden, die mit ihren Coulissen und mit ihrer Musik nach den Häusern fahren, von denen sie für den Tag gemiethet sind. Einzelne lassen auch öffentlich für einzelne Götter spielen, ihnen damit Vergnügen zu machen und sie für einen Zweck günstig zu stimmen, z. B. in der Lotterie zu gewinnen. Außer den eigentlichen theatralischen Darstellungen haben die Hinterinder aber auch Puppenspiele, Schattenspiele und Cycloramen von Transparentbildern, die ein Epos oder eine romantische Geschichte vorführen, welche scenenweise erklärt wird. Man nimmt Ochsenhäute, zeichnet darauf die Scenen in Linien und durchsticht dieselben mit Nadeln. Diese punctirten Umrisse werden dann von innen her erleuchtet. Der Hauptgegenstand aller epischen wie aller theatralischen Darstellungen

iſt in Hinterindien, wie auf dem Indiſchen Archipelagus, das Indiſche Ramayana, die Geſchichte von Rama und Sita; denn Rama, eine Incarnation Wisnuhs, iſt nicht blos ein Held, der mit Hülfe des Affenfürſten Hanumann ſeine geliebte Sita aus den Händen des Rieſen, der ſie ihm geraubt hatte, wiedererbeutet, ſondern er iſt auch der Held der Askeſe, der Held kirchlicher Geſetzlichkeit, das Ideal Indiſcher Frömmigkeit. Daher finden wir ſeine Geſchichte auch überall auf den Fresken und Reliefs, mit denen die Pagoden geſchmückt ſind.

Die Geſchichte Hinterindiens zeichnet ſich in den gigantiſchen Trümmern ab, mit denen es bedeckt iſt. Auf vielen Bergkuppen ſtehen die Ruinen von Burgen der einſt mächtigen Vaſallen der urſprünglichen Feudalkönige und ſpiegeln ſich in den Fluthen der an ihrem Fuß vorüberrauſchenden Flüſſe, wie die Schlöſſer des Rheins, oder ſie ragen aus Waldesdickicht empor, wie der Falkenſtein im Harz. Verſunkene Paläſte verkündigen ſich durch ihre Mauern, durch Säulentrümmer, vergoldete Arabesken, die zwiſchen den umrankenden Schlingpflanzen durchblicken, durch Marmortreppen, die zu verſchwiegenen Teichen hinableiten, in denen ſich die Frauen des Harems badeten. Pagoden von einem ähnlichen Umfang, wie die berühmten Ruinen des Boro Boda auf Java, ſteigen aus der Mitte der Farren, Mimoſen, Lianen, Dſchungeln hervor, deren immer drängenderen Umarmung ſie ſich mit ihren koloſſalen Säulenhallen, Statuen und Thürmen gleichſam zu entringen ſuchen. Unter dieſen dem Verfall geweihten Tempeln ſteht der von Nakho Vat in Kambodja voran. Kambodja enthält die tiefſte Einſenkung des Landes im Innern, weshalb ſich hier aus den ſich kreuzenden Flüſſen ein großer See, der Taleſab, gebildet hat, der ſich füglich mit dem Tſadſee in Centralafrika vergleichen läßt. Oberhalb dieſes Sees war ſonſt die Reſidenz der einſt gewaltigen und prachtliebenden Könige von Kambodja, deren ſtolzer Palaſt von Nakhon Tom nun auch in Trümmern liegt. Aber nicht nur Burgen, Paläſte und Tempel, ſondern auch ganze Städte ſind in Hinterindien durch die Wuth der Kriege zerſtört oder in Folge abergläubiſcher Meinungen verlaſſen worden und verſchwinden unter dem Tropenklima ſehr

schnell, so daß ihr Dasein, außer durch die Pagodenreste, hauptsächlich nur durch die Spur von Gräbern und Stadtmauern sich noch markirt. Die Ruinen von Nakhon Vat und Nakhon Tom sind noch dadurch merkwürdig, daß sie bis jetzt die einzigen sind, die nicht nur mythologische sondern auch historische Scenen in ähnlicher Weise, wie die Assyrischen und Aegyptischen Bildwerke, darstellen, so daß die verschiedenen Völker, die in ihnen auftreten, mit portraitgetreuer Genauigkeit vorgeführt sind.

Der Aberglaube ist in Hinterindien außerordentlich groß; denn, obwohl der Buddhismus eigentlich eine ganz rationalistische, ganz und gar moralische Religion ist, so bietet er doch durch den Glauben an die Seelenwanderung das Vehikel zu einem Dämonenglauben, der in Hinterindien Alles inficirt hat. Ueberall kämpft man durch Gebete, Zauberformeln, Opfer von Speisen und Blumen, durch Aufstellen geweihter Sonnenschirme, durch Aufhängen von Puppen, deren Bewegung im Winde die himmlischen oder höllischen Mächte amüsiren soll, für oder gegen den Einfluß der Dämonenwelt. Oft wird an diese dem Inhalt nach monströsen Superstitionen der Form nach eine wahrhaft poetische Phantasie verschwendet. Wie bei so vielen Völkern steckt auch bei den Indochinesischen ein großer Theil der Medicin in Fesseln des Aberglaubens. Sie haben zwar auch allopathische Aerzte, allein die magischen Curen genießen den Vorrang.

Obwohl die Reiche Hinterindiens nicht klein sind, da sie immerhin einen Umfang wie Frankreich oder Spanien haben, so sind sie doch nicht stark bevölkert. Die dichteste Bevölkerung wohnt an den Mündungen der Ströme, die mit ihren Ueberschwemmungen, wie der Nil, das Land düngen. Da auch Ebbe und Fluth des Meeres tief in die Flüsse hin sich bemerklich macht, so entstehen dadurch an vielen Orten auch tägliche periodische Ueberschwemmungen. Beide Ursachen haben den Pfahlbau zur Folge, der in den Niederungen überall verbreitet ist. Die Häuser stehen auf Pfählen und man gelangt auf Leitern hinein. Manchmal führen Brückn von einer Wohnung zur andern. Bei der Ausgiebigkeit der Risernte ist die Bevölkerung in diesen Gegenden ziemlich dicht, allein nach Norden zu, stromaufwärts, wird sie immer dünner. Der Cölibat der Mönche

und das oben geschilderte Frohnsystem, die Unsicherheit des Eigenthums in den Norddistricten, wo noch so viel Räuberstämme leben, haben an der Sparsamkeit der Bevölkerung gewiß großen Antheil. Birma hat nur zwischen vier bis fünf Millionen Einwohner; Siam und Annam nicht viel mehr. Dies Resultat hat sich jetzt approximativ herausgestellt, nachdem man das Innere genauer kennen gelernt hat und sich nicht mehr durch die große Volksmenge der Hafenstädte blenden läßt.

So groß und interessant der Stoff auch ist, der sich mir noch zu Mittheilungen darbietet, so muß ich doch wohl diese kleine Rundschau schließen. Ich thue es mit einem Blick in die Zukunft dieser Länder. Was wird mit ihnen werden? Es scheint mir nicht schwer diese Frage zu beantworten. England wird sie erobern. Schon hat es die ganze Westküste, Arrakan, Tenasserim und Malakka in Besitz; schon beherrscht es die Straße von Seringapore; schon grenzt es durch Pegu an Siam. Auf dieser festen Basis wird es mit seinen altgeübten Künsten bald durch List, bald durch Gewalt weiter vordringen. Die Birmanen, die eigentlich Marama heißen, sind schon entmächtigt. Ihr König ist immer weiter nach Norden hin fortgescheucht, von Ava nach Amarapura, von Amarapura nach Mandalay, einer funkelnagelneuen Stadt, die ihre Existenz nur dem königlichen Decret verdankt. Amarapura fällt schon in Trümmer. Die Englischen Kriegsdampfschiffe beherrschen den Irawaddi. Die Siamesen, die sich selbst eigentlich Thai nennen, haben zwar von Kambodja die besten Provinzen, Battambong und Chattayung, jetzt fortgenommen und grenzen mit den Franzosen, welche sich 1859 Saigeons und der umliegenden Districte bemächtigt haben. Die Siamesen können also durch die Allianz mit den Franzosen sich vorerst noch gegen die Engländer wehren, allein auf die Dauer werden die Franzosen den Briten in Hinterindien so wenig Widerstand leisten können, als im vorigen Jahrhundert in Vorderindien, wo der General Dupleix schon das halbe Dekan, Tandschore und Karnatik für Frankreich erobert hatte. War doch schon unter Ludwig XIV. eine Gesandschaft von Siam nach Paris gekommen, die den Franzosen günstigsten Verträge zu schließen. Erhielten doch die Fran-

zosen die herrlichen Hafenorte Mergui und Bangkok. Bangkok war damals noch nicht Residenz, sondern Ayuthia in seiner Nähe. Aber Ludwig schickte zu viel Jesuiten und zu wenig Kaufleute und die Franzosen haben Mergui und Bangkok verloren. Die Engländer besitzen Mergui schon und werden Bangkok, wenn sie es erst haben, nicht wieder verlieren.

Die Industrie wird in Hinterindien schnelle Fortschritte machen. Europäische Gewohnheiten und Bedürfnisse werden sich immer mehr einnisten. Neben dem Betelkauen ist schon lange der Tabak aufgekommen. Die Cigarre hat sich allgemein verbreitet. Die Mädchen, die auf der Straße Cigarren feil bieten, mit vorn geschlitztem Ueberkleide, mit weißen Baumwollenjäckchen, mit goldenen Armspangen, mit goldenen Ohrgehängen und mit frischen Blumen in den Haaren, sind schon eine stereotype Figur des Hinterindischen Volkslebens geworden und verstehen durch Koketterie immer einen Kreis von Stutzern um sich zu versammeln. Der Genuß von Opium ist den Eingeborenen verboten, aber Branntweintrinken erlaubt. Die Destillation gebrannter Wasser ist sogar steuerfrei, wird also begünstigt. Der Maler Hildebrand warnte den jetzigen König von Siam vor Genuß des Alkohols. Der König stimmte gegen den Alkohol, den er wahrscheinlich für eine besondere Sorte Liqueur hielt, bei und meinte: aber Whisky trinken wir doch. Aus den Französischen Provinzen hatten vorigen Sommer 570 Aussteller die Weltausstellung in Paris mit 719 Gegenständen beschickt. Die Siamesen hatten bekanntlich das Heiligste und Schönste, was sie ihrer Ansicht nach hatten, geschickt, eine Pagode und einen weißen Elephanten; denn die Auffindung eines normalen weißen Elephanten ist ein immenses Ereigniß für die Dynastie. Ich sage eines normalen, denn seine Weiße muß etwas röthlich schimmern und der Schwanz darf ihm nicht abgebissen sein, was dem Elephanten in seinen Kämpfen mit dem Tiger nicht selten begegnet. Der weiße Elephant bedeutet Glück für die königliche Familie. Sein Finder wird von allen Steuern lebenslang befreit. Der Elephant erhält einen eigenen Hofstaat, auch einen eigenen Arzt. Weiße Affen werden ihm zur Gesellschaft gegeben.

Der graue, in's ſchwärzliche ſchattirende Elephant iſt dagegen ein wahrer Proletarier, denn er muß hart arbeiten. Er iſt das Thier, mit welchem man die Furthſtellen durchwatet, auf deſſen Rücken man durch das Elephantengras und die Dſchungeln reitet; er iſt das Thier, das man zur Jagd gegen Raubthiere und zum Kriege gebraucht; er iſt das Thier, dem man ſich auf den ſteilſten Bergpfaden ohne Furcht anvertrauen kann; denn er hat den vorſichtigſten und ſicherſten Tritt; er iſt das Thier, das in den großen Städten die Feuerwehr repräſentirt; denn bei ausbrechendem Feuer wird ein Trupp Elephanten beordert, die umliegenden Häuſer, da ſie niedrig und in der Regel nur von Bambus ſind, niederzutrampeln, die Flamme nicht weiter greifen zu laſſen.

Um nun in dieſer kleinen Bildergalerie Hinterindiens nicht eine eigene Stimme der es bewohnenden Völker als einen weſentlichen Zug zu ihrer Charakteriſtik vermiſſen zu laſſen, ſei es mir erlaubt, zum Schluß wenigſtens eines der vielen Volkslieder mitzutheilen. Es iſt ein Birmaniſches; die Klage einer Königin, die ſich nach ihrem im Felde ſtehenden Gemahl ſehnt. Die Ueberſetzung iſt von Dr. Baſtian. Es lautet ſo:

Sie ruht auf ihrem goldnen Pfühle,
Des Landes ſtolze Königin,
Umfächelt von des Abends Kühle,
Träumt ſie die Stunden angſtvoll hin.

Sie denkt des Gatten, weilt er drüben
Doch lang im feindlichen Gebiet;
Ihr Herz iſt ſchwer, das bang der trüben
Vorahnung nächt'ger Flor umzieht.

„Was ſäumſt Du, meines Herzens Wonne?“
O kehr' zurück zum goldnen Haus,
Schon ſenkt im Weſten ſich die Sonne
Und löſcht die Strahlenfackel aus.

Und ſchon mit dumpfem, ſchwerem Klange
Hallt von dem Thurm der Glocken Ton,
Sie tönen dumpf, ſie tönen lange,
Und jetzt ſind ſie verklungen ſchon.

Sie ſterben hin in dumpfem Schweigen.
Vom Tag erloſch das letzte Licht —
Ich muß das Haupt voll Kummer neigen,
Denn Dich erblickt mein Auge nicht."

Kalt geht die Luft; aus Finſterniſſen
Kein Stern in ihre Seele ſcheint.
Sie ſitzt auf ihrem goldnen Kiſſen,
Die ſtolze Königin, ſie weint.

XXIII.

Die Entwicklung von Paris zur Weltstadt.

Vorgetragen zum Besten der Universitätsprämien am 9. November 1870.

Daß Paris die erste Stadt der Welt sei, gilt bei den Franzosen als eine unbestrittene Wahrheit. Als Victor Hugo von Guernsey nach dem über Nacht wieder einmal zur Republik erklärten Frankreich zurückeilte, begrüßte er Paris mit einer enthusiastischen Anrede, in welcher er dasselbe sogar zum Universum erhob, was so sehr im Geschmacke der Franzosen war, daß sie diese Verherrlichung an allen Straßenecken durch ganz Frankreich anschlagen ließen. Victor Hugo hatte schon 1867 in der Einleitung, die er zum Katalog der Weltausstellung schrieb, einen Hymnus auf Paris in seiner bekannten poetischen Prosa verfaßt, deren wilde Auswüchse zwar Lächeln erregen konnten, nichtsdestoweniger aber einen Kern von Wahrheit bargen. Die Franzosen schließen formell ganz richtig folgendermaßen: Paris ist das Centrum von Frankreich; Frankreich ist das Centrum Europas; Europa ist das Centrum aller Welttheile; also ist Paris die Centralstadt unsers Planeten.

Um zu erkennen, wie ein solcher Schluß hat entstehen können, muß man die Geschichte von Paris durchlaufen, denn nur allmälig durch sehr verschiedene Metamorphosen ist es bis zu dieser universellen Bedeutung emporgekommen.

Die erste Periode von Paris, die seiner ursprünglichen Entstehung, fällt in die uns unbekannte Geschichte der celtischen Völker. Die Gallier siedelten sich auf den sieben Inseln an, welche der Seinefluß von Westen nach Norden bildet. Diese Inseln sind all-

mälig zu drei zuſammengewachſen, Chantier le Bois, Saint-Louis und Isle du Palais. Die erſtere, nach Oſten belegen, dient noch jetzt zu Zimmerplätzen. Sie iſt die kleinſte. Die Inſel des Palaſtes, die weſtlichſte, iſt auch die größte und wurde der Sitz der eigentlichen Sadt, der Cité. Die Gallier lebten auf dieſen Inſeln als Fiſcher und Schiffer. Die Stadt war noch ein Dorf, das durch zwei Brücken mit dem Uferlande verbunden war.

Die zweite Periode von Paris iſt die römiſche. Als Cäſar Gallien eroberte, war es ſein Legat Labienus, welcher die Gallier zum Rückzüge auf die Inſel zwang. Sie verbrannten die Brücken. Labienus machte in der Nacht auf Kähnen mit ſeinem rechten und linken Flügel einen Scheinangriff, während deſſen er mit dem Centrum glücklich auf die größte Inſel eindrang. Die beglaubigte Geſchichte von Paris fängt alſo mit ſeiner Eroberung an.

Die Römer erbauten am Weſtrande der Hauptinſel ein Caſtell und organiſirten auf ihr eine Handelscorporation, die bald zu großer Blüthe gelangte. Sie nannten den Fluß durch eine latiniſirende Veränderung ſeiner galliſchen Benennung Sequana, woraus das ſpätere Wort Seine entſtanden iſt und wonach die Mitglieder jener Corporation Sequani hießen. Ueber den Namen von Paris, welches die Römer Lutetia Parisiorum nannten, ſind unzählige ſehr gelehrte, aber auch ſehr abgeſchmackte Vermuthungen aufgeſtellt, wie z. B. wenn man es von dem griechiſchen Wort Parrhesia abgeleitet hat, weil die Pariſer ſehr freimüthig geweſen ſeien, oder wenn es Leukotitia geheißen haben ſoll, weil die Wände der Häuſer mit weißem Stuck beworfen geweſen ſeien. Wir wollen uns dabei nicht aufhalten.

Durch Vermittelung der römiſchen Cultur entſtanden an den Ufern des Stromes bald reizende Landhäuſer der Großhändler. Auf der Südſeite der Inſeln entwickelte ſich aus dem Kriegslager der Römer der erſte Anſatz zur Geſtaltung der Stadt auf dem Lande. Auch ein Iſistempel ſoll hier geſtanden haben, wo ſpäter das Kloſter Saint-Germain ſich erhob. Von dem Kaiſer Julian, der in Paris als Statthalter reſidirte und hier von ſeinen Legionen zum Cäſar ausgerufen wurde, finden ſich auf der Südſeite von Paris noch Mauerreſte der Bäder, die er hier anlegte. Auf der Nordſeite er-

heischte es das Interesse, Heerstraßen zu bahnen. Die Straße von Saint-Denis und Saint-Antoine haben hier ihren Ursprung. Diese führte noch jahrhundertelang den Namen Römische Straße. Das einzige Zeugniß der römischen Cultur auf dieser Nordseite wurde entdeckt, als Napoleon I. die Fundamente zur Vendômesäule legen ließ. Man stieß hierbei, tief unter dem heutigen Straßenpflaster, auf das einer Römischen Straße und neben ihr auf das Grab eines Centurio, in dessen Sarkophag sich Goldmünzen aus dem 2. Jahrhundert der Kaisergeschichte befanden.

Die dritte Periode von Paris beginnt mit der Eroberung Galliens durch die Franken. Fünfhundert Jahre hatte die römische Herrschaft gedauert. Die Römer waren während derselben vom Heidenthum zum Christenthum übergegangen. Auch die neuen Eroberer wurden christianisirt. Chlodwig verwandelte das Castell in ein Palatium, das von den nachfolgenden Königen, namentlich von Karl dem Großen und von Hugo Capet, erweitert und verschönert wurde. Es enthielt im untern Raume Gefängnisse und Weinkeller, im obern eine Kapelle und, außer den Wohnzimmern des Königs und seines Gefolges, einen ungeheuern Saal, zwischen dessen kolossalen Pfeilern die riesigen Statuen der Könige in chronologischer Ordnung aufgestellt wurden. In ihm erhob sich eine gigantische Marmortafel, die zu sehr verschiedenen Zwecken benutzt wurde.

Bei großen Hoffesten diente sie als Tribüne für die Damen, oder auch als Büffet; auch spielte die Schreiberzunft der Bazoche ihre Moralitäten auf derselben. Als im Jahre 1618 ein räthselhaft ausgekommenes Feuer den Palast größtentheils zerstörte, gingen nicht nur die Archive in den an den Saal stoßenden Gemächern zu Grunde, sondern auch das ganze Innere des schön decorirten Saales. Er wurde schmucklos wieder ausgebaut und ist jetzt als der Saal **aux pas perdus**, als Himmel und Hölle der Advocaten und als Fegfeuer ihrer Parteien bekannt. Ludwig XIII. ist der letzte König gewesen, der in diesem Palaste gewohnt und in ihm seine Brautnacht gefeiert hat.

Man kann die Periode von Chlodwig bis auf Franz I. die des Mittelalters, oder auch die christlich-germanische, oder auch die

ſcholaſtiſche nennen. Bis dahin war Paris als ein mercantiliſcher und militäriſcher Punct für Gallien wichtig geweſen. Seine Lage empfahl es zur Reſidenz des Statthalters von Gallien. Nunmehr aber trat es durch die Scholaſtik zum erſten Mal in eine Phaſe, in welcher es zu einer Stadt von allgemein Europäiſcher Bedeutung wurde. Es wurde der Hauptſitz der abendländiſchen Wiſſenſchaft. Es bedeckte ſich mit Kirchen und Klöſtern und wimmelte von Studirenden aller Nationen, welche der Ruf der großen Lehrer anzog die hier ſeit Wilhelm von Champeaux die Theologie und Philoſophie vortrugen. Anfänglich beſtand, wie vorzüglich Abälard zeigt, eine unbedingt freie Concurrenz der Lehrer. Man konnte überall ohne Weiteres eine Schule eröffnen. Im 13. Jahrhundert aber wurden die Studien als Univerſität organiſirt. Die Studenten, deren Zahl ſich oft bis über 10000 belief, wurden nach Nationen in Franzoſen, Engländer, Italiener und Deutſche eingetheilt. Ein Geiſtlicher, Robert, aus dem Dorfe Sorbonne, ſchenkte im Jahre 1250 einige Häuſer auf dem Berge der heiligen Genoveva, um arme Studirende darin wohnen zu laſſen. Ludwig IX. fügte noch einige hinzu und ſetzte den Studirenden auch ein Wochengeld aus. Dies iſt der Urſprung der berühmten Sorbonne, mit welchem Namen man ſpäter die theologiſche Facultät von Paris überhaupt benannte, weil ſie ihre Vorträge und Sitzungen in dieſen Localen hielt.

Durch die Univerſität bekam Paris einen geiſtigen Gehalt, der es ſehr vortheilhaft vor andern Städten auszeichnete. Auch Gewerbe und Handel hoben ſich durch die Anweſenheit ſo vieler Fremden. Wenn auch nicht wenige derſelben von Almoſen lebten, ſo kamen doch auch viele reiche Studirende, oft aus den erſten adelichen Geſchlechtern, nach Paris, denen es nicht an Geld fehlte. Die Zahl ſeiner Einwohner wuchs im 13. Jahrhundert bis auf 200000 und die Nordſeite fing an ſich immer weiter und mannigfaltiger auszudehnen. Trug die Südſeite einen überwiegend geiſtlichen und contemplativen Charakter, ſo nahm die Nordſeite eine weltliche, dem heitern Genuſſe des Lebens zugewendete Phyſiognomie an. Und ſo iſt es bis auf den heutigen Tag geblieben; denn faſt alle größeren Lehranſtalten und Klöſter befinden ſich auf der Südſeite.

Gegen die Raubanfälle der Normannen und gegen die Eroberungen der Engländer umgab sich Paris im Mittelalter mit einem Bollwerk, d. h. mit einem Graben und mit einer dicken von Thürmen durchsetzten Mauer. Aus der Ueberschreitung dieser Bollwerke und aus ihrer Verwandlung in neue Straßen sind die Boulevards entstanden. Die Straßen waren enge, schmuzig, düster. Die Ufer der Seine, die noch sehr fischreich war, entbehrten noch der Untermauerung und wurden oft von dem Flusse überschwemmt, der dann Schlamm und Sand zurückließ, im Französischen grève genannt. Der Platz am Stadthause empfing davon seinen Namen. Der Spitzbogen herrschte in der Architektur vor. Die Kirche von Notre-Dame, das Gegenstück auf der Cité zum Palast der Könige, wurde über zwei Jahrhunderte bis zum Ende des 14. im reinsten gothischen Stil erbaut. Sie ist noch jetzt der architektonische Mittelpunct von ganz Paris. Sobald man sich dem Flusse nähert, erblickt man von überall her ihre oben abgestumpften Thürme, die sich wie betende Arme zum Himmel emporrichten.

Von den Königen dieser romantischen Periode thaten Philipp der Schöne und Ludwig XI. das meiste für Paris. Sie bauten Brücken und suchten den Fluß in seinem Austreten zu beschränken. Der erste legte den Grund zum Palast des Louvre, der anfänglich nichts als ein stattlicher, von einem Graben umgebener Thurm war. Die Templer hatten auf der Nordseite der Stadt eine Burg erbaut, welche schlechthin der Tempel hieß, und von welcher noch jetzt der Boulevard du Temple den Namen trägt.

Nachdem der König im Jahre 1312 den Orden vernichtet hatte, nahm er von diesem festen Bau Besitz, um ihn als Archiv und Schatzkammer zu gebrauchen. Wer hätte geahnt, daß aus ihm ein König der Franzosen, durch sie selber verurtheilt, zum Schaffot geführt werden würde! Auf den Platz vor dem Kloster Saint-Antoine nach Osten zu bauten die Könige im 14. Jahrhundert eine große viereckige Zwingburg, die Bastille de Saint-Antoine, um in den häufigen Kämpfen mit den Bürgern sich hier die Obmacht zu sichern. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts kauften sie ein großes Grundstück auf der Nordseite nicht weit von Saint-Antoine. Die Könige hatten

nach dieſer Gegend zu im Saint-Pauls-Viertel einen ganzen Complex von Gärten, Meiereien, Landhäuſern und Werkſtätten ſehr verſchiedener Art, auch Menagerien beſeſſen, zu welchen letztern die Kreuzzüge Veranlaſſung gegeben hatten. Die wachſende Bevölkerung der Stadt wandelte dieſe Gegend in Vorſtädte um. Jener vorerwähnte Platz, der jetzt den Namen Place-Royal führt, bot durch ſeine Geräumigkeit einigen Erſatz. Es wurde hier ein Schloß erbaut, Le Château de Tournelles, das halb Palaſt, halb Zwingburg war und einen ſchönen Park von 16—18 Morgen hinter ſich hatte. Hier wurden glänzende Feſte gefeiert und wichtige Staatsgefangene eingekerkert. Als aber Heinrich II. im Jahre 1553 bei einem Turnier von ſeinem Stallmeiſter, dem Grafen von Montgomery, einen Stoß in's Auge bekam, infolge deſſen er ſtarb, wurden hier keine Feſte mehr gefeiert. Das Schloß wurde nach und nach abgetragen.

Als Heinrich IV. in Paris eingezogen war, gaben ihm die Einwohner drei Tage lang auf dem Platze ein prachtvolles Feſt. Mit dieſem erloſch aber ſeine Herrlichkeit. Er wurde im Viereck mit ganz gleichmäßig conſtruirten Häuſern bebaut und blieb, bis auf den heutigen Tag, ein Ort nachdenklichſter Zurückgezogenheit. Frau von Sévigné und Pascal wohnten in demſelben. Dieſes Schloß von Tournelles macht gleichſam den Uebergang von der Periode der Romantik des Mittelalters zur neuern Zeit. Paris war eine lebensvolle Stadt, in welcher ſich die größten Gegenſätze von Armuth und Reichthum, von Rohheit und Bildung, von Laſter und Tugend dicht beieinander fanden. Alle Leidenſchaften des menſchlichen Herzens entfeſſelten ſich hier. Das Verbrechen war häufig, und der verfolgte Verbrecher hatte fünf Zufluchtſtätten, deren eine die Cour des Miracles in der Vorſtadt Saint-Denis war. Victor Hugo hat in ſeinem Romane „Notre-Dame" dieſen Wunderhof, den Herd der Bettler, Gauner und Diebe aller Art, nach Quellenangaben beſchrieben. Erſt Ludwig XIV. ließ ihn im Jahre 1654 gewaltſam aufheben. Was dem Arm der Soldaten, als ſie in dieſe Kloake eindrangen, nicht entfloh, wurde in die Salpêtrière gebracht.

Paris war nunmehr von einem Fiſcherdorfe allmälich zu einer

großen und mächtigen Stadt geworden, aber doch noch weit entfernt davon, eine schöne Stadt zu sein, wenn auch viele schöne Gebäude in ihm existirten. Namentlich war die Form der Häuser noch eine überwiegend burgartige, wie es die vielen Straßenkämpfe erforderten. Es waren Giebelhäuser mit übereinander vorgeschobenen Stockwerken und mit hohen Treppeneingängen, von deren Brüstung herab man sich vertheidigen konnte. Jetzt folgte das 16. und 17. Jahrhundert hindurch eine ästhetische Umwandlung durch Aufnahme des florentinischen Geschmacks. Der Spitzbogen wich dem Rundbogen; der Spitzthurm der Kuppel. Die gebrochenen Häuserfaçaden verwandelten sich in glattlinige Mauern mit ornamentalen Ausladungen nach antiken Mustern. Die Statuen der Heiligen, die Madonnenbilder und Crucifixe machten den Göttern des Olymps, den Nymphen und Tritonen, den Faunen und Satyren Platz. Das griechisch-römische Heidenthum verdrängte mit seiner Symbolik die des Christenthums. Es war der Geschmack der sogenannten Renaissance. Franz I. baute zunächst den Louvre in diesem antik sein sollenden Stil um, der zuweilen glückliche Compromisse mit den gothischen Formen einging. Er konnte schon Karl V. auf seiner ihm bewilligten Reise durch Frankreich in den prachtvollen Sälen des Louvre bewirthen. Die Säulenfaçade des Louvre am Seineufer wurde von Perrault errichtet. Katharina von Medici erbaute den Palast der Tuilerien. Wenn wir Deutsche vom Cabinet der Tuilerien lesen, so denken wir nicht daran, daß für das französische Ohr dieser Name soviel als Ziegelbrennerei bedeutet. Als die Steinbrüche der Südseite von Paris erschöpft waren, und ihre Aushöhlungen schon unter darüberliegende Straßenviertel sich hingezogen hatten, mußte man zum Bau mit gebrannten Steinen übergehen. An die Stelle einer Ziegelei trat nun ein Palast. Als der erste der drei Pavillons, die seine Glieder markiren, fertig war, gab Katharina ein großes Fest und ließ zum Schluß ein Ballet aufführen, in welchem der Sieg des Katholicismus über die Hugenotten geschildert ward, die von Teufeln in die Hölle geworfen wurden. Die Bürger wollten nun nicht hinter der Königin zurückbleiben. Sie hatten bis dahin ihre Geschäfte theils im Thurm des Chatelet, worin der Maire wohnte, theils in einem

gemietheten Kaufhause besorgt, das von seinen Pfeilern den Namen Maison aux Piliers empfing. Nun erbauten sie gegen das Ende des 16. Jahrhunderts das jetzige Stadthaus auf dem Grèveplatze, auf welchem damals eine Menge kleiner Straßen zusammenliefen, die von den verschiedensten Gewerken bewohnt waren und davon ihren Namen trugen, wie Rue de la Tannerie, de la Verrerie u. s. w. Das Stadthaus wurde von Cortone im Jahre 1605 beendet. Katharina erbaute auch den Palast des Luxembourg auf der Südseite und Maria von Medici auf der Nordseite nach Osten zu das Schloß von Vincennes. Richelieu erbaute nicht zu weit vom Louvre einen Palast, der den Namen des Palais-Cardinal empfing. Nach seinem Tode fiel er an die königliche Familie. Anna von Oesterreich, die ihn bewohnte, ließ statt des Wortes „Cardinal" das Wort „Royal" setzen, und so entstand der Palais-Royal. Richelieu baute die erste gerade Straße von Paris, die noch jetzt seinen Namen führt, und in deren Mitte die königliche Bibliothek angelegt ward.

Da die Sorbonne sehr in Verfall gerathen war, so baute er sie von neuem auf und ließ sich in der schönen von ihm errichteten Kirche derselben begraben. Dies geschah im Jahre 1642. Mazarin baute an dem linken Seineufer einen großen Palast, welchen er der von Richelieu im Jahre 1632 gestifteten Akademie vermachte, und in welchem sie noch ihre Sitzungen hält. Er wurde das Hôtel des quatre Nations genannt; eine Anspielung auf die alte Eintheilung der Universität. Noch weiter westlich auf demselben Ufer des Flusses erbaute Ludwig XIV. das Hôtel des Invalides mit einer schönen Esplanade. Durch diese Bauten wurde das Ufer der Seine von beiden Seiten her in einer architektonisch sehr vortheilhaften Weise eingeschlossen.

Zu den beiden alten Brücken, Pont-Saint-Michel und Pont-neuf, kamen neue hinzu. Die Ufer des nun schon sehr schmuzigen, aber als Staffage immer reizenden Seinestroms wurden untermauert und mit Treppen versehen. Genug, Paris gewann, indem zu den obigen Palästen noch andere, wie Palais-Conti, Palais-Bourbon u. s. w. hinzutraten, jetzt ungefähr die reizende Physiognomie, welche hier vom Pont des Arts aus jeden fesselt, vorzüglich in der Abend-

beleuchtung. Die Kais wurden nun der Ort, wo man ſpazieren ging. Im Mittelalter hatte Paris nur einen einzigen Spaziergang gehabt, den Pré aux Clercs auf der Südſeite. Er diente hauptſächlich zur Erholung der Studenten, die hier öfter mit den Kloſterleuten in Handgemenge geriethen. Dieſer Spaziergang war aber längſt von Bauten überdeckt. Zum Luxembourg und ſeinem Garten hatte Katharina den Grund ſchon von einem Ciſtercienſerkloſter kaufen müſſen. So ergingen ſich denn die Damen und Cavaliere nunmehr vorzüglich auf dem linken Seineufer; auch ließ man ſich häufig in Sänften tragen. Auf dem rechten Seineufer ſtanden zu dieſer Zeit viele kleine roth angeſtrichene Trinkhallen, welche auch durch Gaukler und Sänger belebt wurden. Sie verſammelten das Publikum der untern Stände zu tumultariſcher Fröhlichkeit. Maria von Medici legte weiterhin bei den Tuilerien einen Garten zur Promenade für die vornehme Welt an. Er wurde Cour de la Reine genannt. Der Platz zwiſchen dem Louvre und den Tuilerien war bis auf Ludwig XIV. wüſt und ſumpfig. Dieſer ließ ihn, als er die Regierung antrat, planiren, um hier ein großes Ringelrennen aufzuführen, in welchem Römer, Perſer und andere phantaſtiſch coſtümirte Nationen um den Preis kämpften. Ludwig XIV. war als Cäſar gekleidet und glänzte an der Spitze der Römer. Der Cäſarismus der franzöſiſchen Geſchichte trat hier auch theatraliſch auf. Von dieſem Feſte bekam der Platz bis auf den heutigen Tag den Namen Place du Carrouſel. Der Platz, der jetzt Concordeplatz heißt, war ebenfalls noch wüſt und ſumpfig, und das Gehölz, welches ſich daran ſchließt, wurde nur erſt von der Fahrſtraße nach Verſailles durchbrochen.

Verſailles war urſprünglich ein Förſterhaus geweſen. Ludwig XIII. erbaute an ſeiner Stelle ſchon ein prächtiges Jagdſchloß, das noch jetzt einen Theil des Verſailler Schloſſes ausmacht. Ludwig XIV. ſchuf Verſailles als die Bühne ſeines Cäſarismus. Dieſes Schloß mit ſeinen in reicher Vergoldung ſtrahlenden und mit üppigen Deckengemälden verzierten Marmorſälen, mit ſeinen breiten Treppen, mit ſeinen bequemen Terraſſen und Baumgängen war der Gipfel der Renaiſſance in Frankreich.

Es bezeichnet aber auch einen wichtigen Wendepunkt, den der Entfremdung des Hofes von der Stadt Paris. Durch die anderthalbhundertjährige Abwesenheit der Könige von der Stadt wurde diese genöthigt, sich auf sich selbst zu stellen. Der Hof bewegte sich in der Peripherie um die Stadt herum. War er nicht in Versailles, so war er in Fontainebleau, in Compiègne, in Saint-Cloud, in Marly u. s. w. Die Stadt wurde immer demokratischer. Zur noblesse de l'épée war schon längst die noblesse de la robe getreten. Jetzt kam die Plutokratie der Generalpächter hinzu, deren üppige Diners und Bälle auch von dem alten Adel, sofern er in der Stadt leben mußte, nicht verschmäht wurden. Die haute-finance wußte, was ihr an eigenem Geist abging, durch Einladung der berühmtesten Schriftsteller und Künstler zu ersetzen und damit den sinnlichen Genüssen einen neuen geistigen Reiz hinzuzufügen. Schöne und interessante Schauspielerinnen und Sängerinnen oder Tänzerinnen wetteiferten mit Gräfinnen und Herzoginnen im ausgesuchtesten Luxus. Die Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, die Geliebte des Marschalls von Sachsen, hatte einen glänzenden Salon, wenn auch die Kirche ihrem Leichnam ein ehrliches Begräbniß verweigerte. Eine schlichte Bürgersfrau, Madame Geoffrin, deren Mann eine Spiegelmanufactur besaß, versammelte nicht nur Künstler und Gelehrte, sondern auch Edelleute und Fürsten bei sich. Erst im 18. Jahrhundert, erst, als es von den Konigen sich selbst überlassen war, erst von der Regentschaft bis zur Revolution, wurde Paris diejenige Weltstadt, welche die ganze Europäische Gesellschaft als Centrum an sich zog. Bis dahin war Venedig der Sammelplatz der Europäischen Vergnügungen gewesen. Jetzt sank es rasch, und die nordischen Bären vorzüglich strömten nach Paris, sich für ihr schweres Gold von der Cultur der Seinestadt belecken zu lassen. Es wurde ein Europäisches Vorurtheil, daß man nur in Paris guten Ton, guten Geschmack, feine Lebensart erlernen könne. Wer nicht selbst die Reise nach Paris machen konnte, suchte wenigstens das Surrogat Französischer Sprachlehrer und Tanzmeister zu erlangen. Im Mittelalter war Paris durch seine Universität der Centralort der wissenschaftlichen Bildung der Europäischen Nation gewesen. Jetzt wurde

es die hohe Schule der ſocialen Bildung, die in den ſogenannten Salons der Frau von Tencin, der Madame du Deffand, der Madame Geoffrin, der Mademoiſelle de l'Espinaſſe culminirte. Die Geſellſchaft war ſich ſelbſt Zweck.

Die äußern Veränderungen, welche Paris erlitt, waren in architektoniſcher Hinſicht nicht ſehr bedeutend. Sie bezogen ſich auf das Intereſſe der Geſelligkeit und auf Einrichtungen, welche dem öffentlichen Wohle dienten. Im Jahre 1688 hatte man die lange Straße, die ſich von dem Baſtilleplatz bis zum heutigen Concordeplatz hinzieht, mit Bäumen bepflanzt, und dadurch innerhalb der Stadt einen großartigen Spaziergang geſchaffen. Auf dieſen innern Boulevards ſiedelten ſich nun immer mehr Kaufläden, Reſtaurationen und Kaffeehäuſer an. Die letztern fingen an, ein Uebergewicht über die Weinhäuſer zu erlangen.

Dies war eine wichtige Revolution in den Sitten. Mit dem Kaffeetrinken trat die Reflexion des Verſtandes an die Stelle der Erregung der Phantaſie und des Gefühls durch den funkelnden Wein. Die zerſetzende Kritik, das Urtheilen um des Urtheilens willen, wurde zur Gewohnheit der Maſſe. Mit dem Kaffeegenuß verband ſich die Lektüre der Zeitungen und Journale, deren immer mehr in immer neuern Richtungen erſchienen. Las oder discutirte man nicht, ſo ſpielte man Schach, wo man früher ſich in Chanſons ergoſſen hatte. Das Spazierengehen kam immer mehr in Aufnahme. Der Miniſter d'Argenſon eröffnete dem Publikum im Jahre 1751 die Elyſeiſchen Felder. Das Gehölz in der Nähe des Dörfchen Boulogne ſchloß ſich an ſie an und wurde bald der Schauplatz von Duellen, die man hier ausfocht. Der eigentliche Sammelpunct der ganzen Pariſer Geſellſchaft wurde aber das Palais-Royal. Der Herzog von Orleans hatte es während der Regentſchaft bewohnt. Der Herzog von Chartres ließ den Hof des Hotels, ein längliches Viereck, mit Blumen bepflanzen, Bänke an den Wänden aufſtellen, Kaufläden und Kaffeehäuſer in dem Erdgeſchoß der umlaufenden Pfeilerhalle ſich etabliren. So wurde dieſer Hof zum Theater der pariſer Geſellſchaft und zum erſten Heerde der Revolution. Hier war es, wo Camille Desmoulins auf einen Tiſch ſprang, ſeine begeiſternde Anſprache zu halten.

Die übrigen Veränderungen, welche Paris in dieſer ſocialen Epoche erfuhr, waren mehr negativer Art. Die Aufklärung fing an mit dem Mittelalter aufzuräumen. Viele Klöſter und Kirchen, in der Cité allein über fünfzig, wurden eingezogen und abgetragen, um Luft, Licht und Freiheit der Bewegung zu ſchaffen. Die Polizei verlegte die Kirchhöfe aus dem Innern der Stadt nach außen. Zwei derſelben, der von Saint-Denis und der von der Egliſe des Innocens, welcher eine Galerie von hiſtoriſch merkwürdigen Grabdenkmälern enthielt, wurden im Jahre 1785 in Märkte verwandelt. Die Knochen der Gerippe wurden in die Katakomben der Südſtadt geſchafft. Der Fanatismus der Revolution vollendete dieſe negativen Beſtrebungen durch Zerſtörung der Baſtille und zahlloſer Werke der Sculptur, welche theils den Heiligen des Katholicismus, theils der Verherrlichung der Ariſtokratie gewidmet waren. Sie improviſirte allerdings auch theatraliſche Schauſtellungen. Sie errichtete auf dem Marsfelde den koloſſalen Altar des Vaterlandes, aber nur von Bretern, die bald wieder zuſammengeſchlagen wurden. Sie ſtellte auf dem Platze, der durch Forträumung der Baſtille frei geworden war, eine Statue der Natur, auf dem Concordeplatze eine Statue der Freiheit, auf dem Marsfelde eine Statue des Volkes, letztere in Geſtalt eines Hercules, auf. Aber alle dieſe Statuen waren nur von Gyps und wurden daher, als ſie dem Augenblick gedient hatten, bald wieder von der fortſchreitenden Zeit vernichtet, wie die Scheuſalſtatuen des Atheismus und der Anarchie, mit denen Robespierre die Wiedereinſetzung des Glaubens an ein höchſtes Weſens inaugurirte.

Erſt die Revolution vereinigte alle Franzoſen zum lebendigen Gefühl ihrer Einheit und concentrirte gerade durch ihr Nivellement der Provinzen dieſe Einheit in Paris. Paris war die monumentale Stadt der Revolution geworden, weil die Guillotine hier nicht nur den Adel in jeder ſeiner Formen, ſondern auch das Königthum vernichtet hatte. Das Reſultat der Republik war der Uebergang zum Napoleoniſchen Cäſarismus, mit welchem Paris in ſeine kosmopolitiſche Phaſe trat und zur Weltſtadt in einem noch viel höhern und ausgedehntern Sinne als bis dahin wurde. Napoleon wollte die Kahlheit und Nüchternheit, in welche die Revolution Paris ge-

worfen hatte, vertilgen und projectirte daher eine Menge Verschönerungen, von denen er jedoch, seiner vielen Kriege und seiner kurzen Regierungszeit halber, nicht viel ausführen konnte. Er baute Schlachthäuser und Markthallen; er schenkte dem Handel einen dorischen Tempel zur Börse; er errichtete auf dem Carouffelplatze einen Triumphbogen nach dem Muster des römischen von Septimius Severus; er legte den Grund zum Triumphbogen de l'Etoile; er ließ zum Denkmal für die grande armée auf dem Vendômeplatz eine Säule nach dem Muster der Trajanischen in Rom aufrichten, welche oben seine eigene Statue trug; er baute die Brücken von Jena und Austerlitz. Eine besonders poetische Erfindung ist nicht darin vorhanden, sondern der Cäsar Napoleon ahmte das römische Cäsarenthum nach. Im Mittelalter hatte man die Südseite von Paris l'Université oder le Quartier latin, die Inselstadt Cité und die Nordseite la Ville schlechthin genannt. In diese letztere fällt seit der Revolution ausschließlich der Trieb der Erweiterung. Sie dehnt sich immer mehr nach Norden aus. Es entstehen ganz neue, lange und einförmige Straßen, die sich auf einem neuen Platze, der Place de l'Europe, vereinigen, und in ihrem Namen schon als Rue de Stockholm, Rue de Caire, Rue de Berlin u. s. w. die neue kosmopolitische Aera abspiegeln. Die nördlichen Boulevards fingen an das Palais-Royal zu verdunkeln.

Die Restauration that wenig für Paris. Sie lebte wieder in Versailles. Sie war kleinlich genug, die Statue Napoleons von der Vendômesäule herunterzunehmen und aus ihr eine Reiterstatue Heinrichs IV. auf dem Pont-neuf gießen zu lassen, nachdem die Revolution die frühere Statue zur Fertigung von Kanonen hatte einschmelzen lassen. Sie war geschmacklos genug, an Stelle Napoleons eine ungeheure Bourbonische Lilie setzen zu lassen.

Die Julirevolution hingegen nahm die Napoleonische Tradition wieder auf. Sie restituirte die Statue Napoleons, baute den Arc de l'Etoile und die Madeleinekirche aus, schmückte den Platz der Bastille mit der Julisäule und machte den Concordeplatz zu dem schönsten Platz der Welt. Dieser Platz war im 18. Jahrhundert noch öde und sumpfig. Die Pariser, als sie sich für Ludwig XV.

anfänglich begeisterten, wollten ihm hier eine Reiterstatue errichten. Bouchardon wurde damit beauftragt. Er brachte 18 Jahre daran zu, ohne sie zu vollenden. Pigalle brachte auch noch 3 Jahre damit zu. In dieser langen Zeit war der Enthusiasmus für Ludwig längst verflogen, und als es zur endlichen Aufstellung der Statue kam, begnügte man sich, sie mit einem hölzernen Lattenzaune einzufriedigen. Den Platz nannte man aber Place de Louis XV. Die Revolution stürzte die Statue um und gab dem Platz, auf welchem Ludwig XVI. enthauptet ward, den Namen Place de la Révolution. Napoleon, der die Spuren der Revolution gern zu verwischen suchte, gab ihm den Namen Place Concorde und wollte eine Statue de la France auf ihm errichten. Er kam nicht dazu. Louis Philipp ließ in seiner Mitte den Obelisken von Luxor aufstellen, welchen die Franzosen aus Aegypten geholt hatten. Man kann keine sinnvollere Hieroglyphe für diesen Platz erfinden, als dies Werk der Pharaonen, inmitten des modernen Paris, dessen buntgemischte Bevölkerung aus den hier einmündenden Straßen in die Avenue von Neuilly vorüberrauscht. Springbrunnen und riesige Candelaber umgaben den Obelisken. Die Februarrevolution hat noch Statuen der vornehmsten Städte Frankreichs hinzugefügt. Der Platz liegt zwischen dem Garten der Tuilerien im Osten, den Elyseischen Feldern im Westen und hat im Norden den Tempel der Madeleine, im Süden den Palais-Bourbon zur Perspective.

Louis Philipp nahm aber auch einen Plan Napoleons auf, der für Paris sehr verhängnißvoll geworden ist, nämlich den seiner stärkern Befestigung. Der eigentliche intellectuelle Urheber dieser That ist Thiers, als er im Jahre 1840 Minister war. Paris wurde durch eine mit Schießscharten und einem Graben versehene Mauer von beträchtlicher Stärke und Höhe umgeben. Dies ist die sogenannte Enceinte. Außerdem aber wurden in einer Entfernung von einer halben Meile bis zu einer Meile etwa zwanzig kleine Festungen angelegt, die sogenannten detachirten Forts. Die Pariser glaubten nicht daran, daß diese ungeheure Befestigung ernstlich gegen einen äußern Feind gerichtet sei, sondern beschuldigten den Bürgerkönig, sie gegen die Pariser selbst für den Fall einer Revolution

angelegt zu haben. Sie gaben ihr daher den Spottnamen des Embastillement. Diese Befestigung hat Paris unendlich geschadet. Sie hat eine Unzahl Gärten, Wiesen, Holzungen und Meiereien zerstört, welche Paris vor den Barrièren zu einem so reizenden Aufenthalt machten. Das Wachsthum der Stadt scheint sie zwar bisjetzt noch nicht gehindert zu haben. Zur Zeit der Revolution im 18. Jahrhundert hatte Paris etwa 800000 Einwohner, jetzt zählt es 2 Millionen. Aber die Sorglosigkeit, mit welcher sich z. B. London nach allen Seiten ausbreitet, ist verschwunden. Eine Stadt wie Paris hätte nie in eine Festung verwandelt werden sollen. Jules Favre trotzte in seiner bekannten Circulardepesche auf die Forts, auf die Enceinte, aber später war er sehr ungehalten, daß die deutschen Heere mit der Belagerung und sogar mit dem Bombardement Ernst gemacht haben. Er fand es entsetzlich inhuman, daß Preußen Greise, Frauen und Kinder hungern läßt. Hätte Paris nicht das gefährliche Geschenk einer unbezwinglich sein sollenden Befestigung erhalten, so würde der Krieg nicht zu einem so schauderhaften Fanatismus sich gesteigert haben.

Louis Philipp war es endlich, der selbst die Asche Napoleons von St. Helena nach Paris durch seinen eigenen Sohn auf der Fregatte Belle Poul holen ließ, um sie im Dom der Invaliden beizusetzen. Hierdurch fachte er die Begeisterung für den Bonapartismus an, der ihn stürzte und der Napeleon III. auf den Thron der französischen Cäsaren erhob.

Dieser Cäsar hat nun endlich vieles dafür gethan, Paris zu einer immer schönern, immer reichern Stadt zu machen. Schon um den Schwarm der Arbeiter zu beschäftigen, mußte er stets bauen. Der Sainepräfect mußte ihn hierbei unterstützen. Ganze Quartiere von Paris wurden niedergerissen, um sie schöner mit breiten, gradlinigen Straßen und glänzenden Häuserfronten wieder auferstehen zu lassen. Napoleon I. hatte mit dem Durchbruch der Rue de la Pair, mit der Rue Castiglione und mit der Rue Rivoli das Vorbild dazu gegeben. Der Neffe des Onkels setzte die letztere Straße bis zum Stadthause fort, das schon unter Napoleon I., noch mehr unter Louis Philipp erweitert und verschönert und vorzüglich im

Innern prachtvoll ausgestattet war, wie es sich für die erste Stadtgemeinde der belle France geziemte. Das Gewirre der kleinen Straßen um den Grèveplatz verschwand und das Hôtel-de-Ville hob sich immer mehr von einer architektonisch imposanten Umgebung auf einem seiner Größe angemessenen Raume ab. Die zweite große Straße, welche Napoleon III. erschuf, war der Boulevard Sébastopol bis zum Luxembourggarten hin. Das Paris des Mittelalters verschwand fast gänzlich bis auf einige Klöster und Kirchen und bis auf das Musée Clugny in der Südstadt, in welchem seine Reste geflissentlich gesammelt wurden. Die Kathedrale Notre-Dame und die alte Hofkirche neben dem Louvre, Saint-Germain l'Auxerrois, wurden restaurirt. Wie Louis Philipp, verfolgte Napoleon III. bei seinen Umbauten unstreitig auch den Zweck, für den Fall einer neuen Revolution sich sofort zum Herrn von Paris machen zu können. Die Artillerie sollte sich in den breiten und langen Straßen ungehemmt bewegen können. Dicht neben dem Stadthause war eine bombenfeste Kaserne emporgestiegen, die unruhigen Bürger in Schranken zu halten. Aber der Witz des Schicksals hatte es anders beschlossen. Napoleon war gar nicht in Paris anwesend, als dies ihn von dem kaiserlichen Thron in Einer Nacht ohne Blutvergießen herabstürzte, gerade wie es seiner Freundin Isabella von Spanien ergangen war, als sie Madrid verlassen hatte, um ihn zu besuchen.

Napoleon III. hat viel für die undankbaren Pariser gethan. Er hat Paris zu einer gesunden Stadt gemacht, in welcher Luft, Licht und Wasser überall zugänglich wurden. Er hat den Lumpenmarkt des Boulevard du Temple aufgehoben, neue Markthallen und Kloaken angelegt, und Paris mit einer Circularbahn umgeben. Die Alten stellten sich vor, daß der Ocean den Erdkreis umflute. Für die Pariser umgürtet der eiserne Schienenweg mit dem Dampfroß die ungeheure Stadt, welche für sie das Universum bedeutet. Napoleon legte im Bois de Boulogne auch den Pré Catélan und den Jardin d'Acclimatation an, welcher letztere mit seinen Pflanzen und Thieren für unsere Zeit das werden sollte, was der Jardin des Plantes und seine Menagerie seit 1739, wo Buffon seine Leitung übernahm, gewesen war.

Wer will es den Parisern verargen, wenn sie ihre Stadt für die erste der Welt halten? Vergleicht man andere Städte mit ihr, so wird sich bald herausstellen, daß sie Paris zwar in diesem oder jenem Betracht übertreffen, daß aber keine eine so mannichfaltige und interessante Totalität darbietet. London z. B. ist viel größer, aber es ist viel einförmiger und vorzugsweise eine Stadt der mercantilen und politischen Geschäftigkeit. Es entbehrt der Heiterkeit, der ästhetischen Idealität, die uns in Paris fesselt. Wien ist eine große und jetzt auch schöne Stadt, aber es ermangelt der geistigen Productivität, die in Paris pulsirt. Es vereinigt die verschiedenen Nationalitäten des Kaiserreichs in seinen Mauern, aber es besitzt nicht das kosmopolitische Gepräge, welches Paris durch den Zustrom eines nie rastenden Fremdenverkehrs aufgedrückt wird. Berlin ist ebenfalls auf dem Wege, eine große und schöne Stadt zu werden, aber, gegen Paris gehalten, ist es noch eine junge Stadt und läßt die reizende Umgegend vermissen, welche Paris mit einer so außerordentlichen landschaftlichen Anmuth in den hügelreichen Kreidebecken der Seine einfriedigt. So ließe der Vergleich sich noch mit andern Städten fortführen und würde schließlich immer zu Gunsten von Paris ausfallen. Wir wollen hierbei von den Schätzen für Kunst und Wissenschaft absehen, die es in seinem Innern seit Jahrhunderten angehäuft hat, und durch welche es für Tausende einen so mächtigen Anziehungspunkt ausmacht, dessen Reiz noch durch ein mildes Klima und durch seine von allen europäischen Ländern her verhältnißmäßig leichte Zugänglichkeit unterstützt wird.

Blicken wir auf die verschiedenen Perioden von Paris zurück, auf seine gallisch-römische, kirchlich-feudale oder romantische, auf seine im Stil der Renaissance erscheinende des monarchischen Absolutismus, auf seine den Zwecken der Nützlichkeit zugewendete bürgerlich-sociale, so ergibt sich, daß die letzte Periode, die seiner kosmopolitischen Centralität in unserm Jahrhundert, an Fülle der Macht und des Glanzes alle frühern übertrifft. Man irrt wohl nicht, wenn man die Weltausstellung von 1867 als das höchste Product dieser Tendenz ansieht, denn eine solche Concentration aller Völker und ihrer Erzeugnisse sowol in Rohmaterial als in seiner künst-

lichen Verarbeitung hat zuvor noch nie auf unserm Planeten stattgefunden.

Aber vielleicht, da alles in der Welt seine Epoche hat, ist dies auch der absolute Höhepunkt von Paris gewesen. Wenn die Franzosen Paris als die Stadt der Städte vergöttern, so ist dies wol zu begreifen. Die andern Nationen, selbst die Amerikaner nicht ausgenommen, haben Paris einen Cultus gewidmet, wie dessen keine andere Stadt sich rühmen kann. Wenn nun die Franzosen noch weiter gehen und von sich behaupten, daß sie an der Spitze der Civilisation marschiren, so ist das freilich eine ungeheure Eitelkeit, welche die Arbeit und Bildung der übrigen Nationen ungerecht missachtet. Aber auch hier gereicht es zu ihrer Entschuldigung, daß sie in der That auf vielen Gebieten den Vorgang gehabt haben. Seit Ludwig XIV. sind die übrigen Europäischen Nationen in tausend Dingen Nachahmer der Franzosen gewesen, wie dies vorzüglich die Aufnahme ihrer Sprache beweist. Die modernen Völker besitzen in der griechisch-römischen Terminologie für Wissenschaft, Kunst und Recht ein gemeinsames Erbe, aber in der Diplomatie, in der Kriegskunst, in der Technik des gesellschaftlichen Lebens, in der Kochkunst, in der Tanzkunst, in der Mode, bezeugen sie ihre Abhängigkeit von Frankreich schon durch den Gebrauch der Französischen Sprache.

Die Deutschen besonders haben sich hier so sklavisch gegen Frankreich benommen, daß man sich gar nicht wundern darf, wenn die Franzosen sich ihnen gegenüber die Superiorität zuerkennen. Alle Reaction einzelner oder sogar von Sprachgesellschaften, wie im 17. Jahrhundert, hat diese Unsitte bei den Deutschen nicht auszurotten vermocht. Selbst das plattdeutsche Idiom ist mit einer Unzahl französischer Wörter überfüllt. Der Deutsche glaubt mehr Bildung zu verrathen, wenn er das Französische Wort anwendet. Für den ganz gleichbedeutenden deutschen Ausdruck bedient er sich dennoch oft des Französischen, weil derselbe ihm intensiver scheint. Für den Franzosen z. B. heißt brillant eben nur glänzend. Der Deutsche meint aber, wenn er von einem glänzenden Erfolge und dergleichen spricht, weniger zu sagen, als wenn er den Erfolg einen brillanten heißt. Fritz Reuter verspottet daher diese Verausländerung

einmal sehr gut durch seinen vortrefflichen Inspector Bräsig, der in einer Clubsitzung, in der man über den Ursprung der Armuth streitet, erst eine längere Rede hält, dann aber mit dem Resultat schließt, es werde jedem einleuchten, daß die Armuth von der Peauvrté herkomme. Alle Bemühungen von Klopstock, Jahn, Kolbe, Campe, Krause, Arndt vermochten nicht zu hindern, daß zehn Jahre nach den Freiheitskriegen die gallische Sprachmengerei ebenso wie früher bei uns lustig emporwucherte. Bei manchen Schriftstellern, z. B. Pückler-Muskau, Bogumil Goltz, sind es hauptsächlich nur die Artikel, Präpositionen, Conjunctionen und Zahlwörter, welche den deutschen Sprachschatz ausmachen. Alles übrige ist verwelscht. Mitten im Kriege, den wir jetzt mit Frankreich führen, müssen wir in unsern Zeitungen ihn Französisch beschrieben lesen. Waldsaum z. B. ist gewiß ein gutes, verständliches, deutsches Wort, die Zeitungen aber schreiben Lisière des Waldes.

Man muß sich, bei Beurtheilung der Verhältnisse der Nation, immer an die Thatsachen halten. Da finden wir denn, daß in Deutschland der Unterricht in der Französischen Sprache seit dem 18. Jahrhundert zu den herkömmlichen Schulgegenständen gehört. In Frankreich ist dies mit dem Deutschen nicht der Fall. Der Franzose muß also schließen, daß wir Deutsche zwar seiner Sprache, er aber, da wir schon so gefällig sind, die seinige zu erlernen, nicht der unsrigen bedarf. Deutsche Autoren, Leibnitz, Friedrich der Große, Alexander von Humboldt, gehören zugleich zu den Classikern der Französischen Nation. Das Umgekehrte ist nicht der Fall. Goethe hat Voltaire's „Mahomed" und „Tancred", Schiller Racine's „Phädra", Lessing Diderot's „Theater" ins Deutsche übersetzt. Das Umgekehrte ist nicht der Fall. Schon im Mittelalter fing die höfische Literatur an, die Französischen Dichtungen zu übersetzen, wie Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg u. s. w. Das Umgekehrte ist nicht der Fall. Von den Nibelungen oder von Gudrun ist keine Spur im Welschen zu finden. Wir Deutsche haben seither nicht nur die classischen, nicht nur die mittelmäßigen Autoren, sondern selbst eine Menge untergeordneten Schund aus dem Französischen übersetzt. Umgekehrt ist das nicht der Fall. Die

Franzosen übersetzen sehr wenig von uns. In allen deutschen Leihbibliotheken wird man die Werke von Eugène Sue, von Balzac, von Paul de Kock, von George Sand, von Alexandre Dumas u. s. w. in Deutschen Uebersetzungen finden, und nicht nur dies, sondern man wird auch finden, daß sie am meisten gelesen sind. Wie viel Uebersetzungen Deutscher Werke trifft man wohl in Französischen Leihbibliotheken? Wird der Franzose nicht mit Recht schließen müssen, daß seine Autoren ein größeres Interesse für uns haben als unsere eigenen? Die „Geheimnisse von Paris" und der „Ewige Jude" von Eugène Sue wurden in Deutschland zu wahrhaften Volksbüchern. Können Freytag, Auerbach, Laube, Gutzkow etwas Aehnliches vom Schicksal ihrer Romane in Frankreich sagen? Wenn die Französischen Offiziere jetzt in ihrer Gefangenschaft hören, daß die Kinder in unsern Schulen die Französischen Decimalmaße lernen müssen, weil sie allgemein eingeführt werden sollen, können sie dann anders urtheilen, als daß die Franzosen an der Spitze der Civilisation marschiren, da wir jetzt erst von ihnen annehmen, was sie schon seit achtzig Jahren besitzen?

Solche Thatsachen muß man erwägen, um den Stolz der Franzosen richtig zu beurtheilen. Deutsche Stadtgemeinden schicken Lehrer auf ein ganzes Jahr lang nach Paris, sich dort die beste Aussprache des Französischen anzueignen, und die Franzosen sollten sich nicht einbilden, den Deutschen an Bildung überlegen zu sein? Als der Große Kurfürst von Brandenburg die Idee des heutigen Preußischen Staates faßte, sagte er, daß er seine Souveränetät als einen rocher de bronze stabiliren wolle. Warum drückte er wohl diesen Gedanken nicht deutsch aus?

Sobald man, bei geschichtlichen Fragen, den Boden der Thatsachen verläßt, geräth man in lauter Schiefheiten und Unwahrheiten hinein. So haben die Franzosen unter dem second empire sich wieder als Gallier zu betrachten angefangen. Der „Gaulois" wurde eigens zu dieser Propaganda gestiftet. Welch ein Unsinn! Als ob nicht Franken, Burgunder, Westgothen und Normannen, d. h. lauter germanische Stämme, den Grundstock zur Bevölkerung des heutigen Frankreichs gegeben und schon die Römer in fünf-

hundertjähriger Herrſchaft das galliſche Element überwunden gehabt hätten? Ebenſo thöricht iſt es daher, wenn deutſche Zeitungen während des jetzigen Krieges von den Franzoſen als von einer lateiniſchen Raſſe ſprechen. Nicht einmal die Italiener kann man eine lateiniſche Raſſe nennen, da die Gothen, Longobarden und Normannen das Römiſche Blut mit dem Germaniſchen verjüngt haben und dieſer Erfriſchungsproceß durch die Heerzüge der Deutſchen Kaiſer noch lange fortdauerte.

Wünſchen wir, daß der entſetzliche Krieg, der jetzt Deutſche und Franzoſen entzweit, eine Wiedergeburt des Deutſchen Elements in Frankreich zur Folge haben möge, welche den traurigen Abſolutismus des Cäſarenthums vernichtet. Wünſchen wir, daß das neue Deutſche Kaiſerthum von allem Römiſchen Cäſarismus, der die Hohenſtaufen verlockte und zu Fall brachte, ſo weit als möglich entfernt bleibe. Wünſchen wir, daß Deutſche und Franzoſen nicht in jahrelangem Haß gegeneinander ſich vergrollen, ſondern durch die Cooperation in der innern humanern Ausgeſtaltung der Idee des Staats miteinander wetteifern mögen. Die Franzoſen ſind ein ebenſo nothwendiges Moment in der europäiſchen Völkerſchule als die Deutſchen. Die Eigenſchaften beider Nachbarvölker ſind gemacht ſich zu ergänzen. Wir Deutſchen haben das längſt erkannt. Wir ſind ohne Neid gegen die Franzoſen. Wir haben ihnen auch nicht beneidet, Paris für die abſolute Weltſtadt ohnegleichen zu halten. Im Gegentheil gehörte eine Reiſe nach Paris immer zu den ſtillen Lieblingswünſchen jedes gebildeten Deutſchen. Die Franzoſen aber müſſen von dem Irrthum zurückkommen, Civiliſation mit Cultur zu verwechſeln. In der Civiliſation, d. h. in der Ausarbeitung der Technik des Lebens nach ſeiner formalen Seite mögen die Franzoſen immerhin das Meiſtervolk und Paris die Muſterſtadt ſein, aber in der Cultur, d. h. in der Tiefe des Gehalts der Ideen, in der wahrhaften Erkenntniß und Verwirklichung der Freiheit und Schönheit, ſollen ſie die Ebenbürtigkeit der andern Nationen anerkennen.

XXIV.

Der Fortſchritt in der Einförmigkeit unſerer Civiliſation.

1872.

Eine gewiſſe Einförmigkeit iſt von aller Civiliſation unzertrennlich. Soweit der Chineſiſche Staat, die buddhiſtiſche Religion, die Geſetzgebung des Islam reichen, finden wir im weſentlichen dieſelbe Form der Lebensart der von ihnen incorporirten Völker. Das Römiſche Weltreich verbreitete die Römiſche Militärorganiſation, Steuererhebung, Stadtverwaltung, ſowie Heerſtraßen, Waſſerleitungen, Amphitheater und die Statuen der Kaiſer durch alle das Mittelmeer umwohnenden Nationen. Nicht mit Unrecht ſtellen die Hiſtoriker und Archäologen ſo oft Parallelen zwiſchen unſrer Zeit und der des Römiſchen Weltreichs auf. Es ſind aber zwei Hauptunterſchiede zwiſchen beiden vorhanden. Nach innen zu fällt uns die Sklaverei fort, welche alle ſocialen Verhältniſſe der Griechen und Römer durchdrang, während bei uns das Princip der perſönlichen Selbſtbeſtimmung ſchlechthin allgemein geworden iſt. Nach außen hin aber ſind wir oceaniſch geworden, indeſſen der orbis terrarum Roms nur die Peripherie der Thalaſſa d. h. des Mittelmeeres umſpannte. Wir wiſſen jetzt, wie groß die Erde iſt. Wir wiſſen, daß wir auf ihr keine neuen Welttheile mehr zu entdecken haben. Das Mittelmeer konnte noch von der Römiſchen Flotte beherrſcht werden, aber der Ocean gehört allen Völkern. Keine einzige Nation vermag ihn in Beſitz zu nehmen. Der Traum einer Weltmonarchie, welchen Deſpoten ſo oft geträumt haben, leidet unausbleiblichen Schiffbruch an der freien Welle des Oceans, die an der Küſte aller Welttheile brandet. Eben die oceaniſche Schifffahrt, welche den Verkehr aller

Völker mit allen vermittelt und selbst die Japanesen zwang, ihre zweihundertjährige Isolirung aufzugeben, ist, in Verbindung mit der Presse, der Hauptfactor, welcher den Fortschritt in der Einförmigkeit unserer Civilisation befördert. Die Pythagoräer sagten, daß den Freunden alles gemeinsam sei. So wird jetzt alles, was ein einzelnes Volk, was in ihm ein geniales Individuum erfindet, schnell zu einem Eigenthum der ganzen Menschheit. Der Ruhm eines großen Menschen wird jetzt durch die Dampfschiffe flügelschnell von Land zu Land getragen. Wenn die Eselvermiether in Jerusalem und Kairo jetzt den Fremden einen Esel als einen ganz vorzüglichen anpreisen wollen, so nennen sie ihn einen Bismarck.

Sollen wir mit einem Worte den Charakter unserer Zeit aussprechen, so ist er der Kampf des selbstbewußten Gedankens gegen alle Naturwüchsigkeit und gegen alle naiven d. h. gedankenlosen Zustände, in denen noch eine dumpfe Autorität waltet. Dieser Kampf wird oft ein fürchterlicher, fanatischer. Wir müssen aber durch seine Entzweiung hindurch, wenn wir zu einer inhaltsvolleren Versöhnung gelangen wollen. Er hat eine negative und eine positive Seite an sich. Die negative zeigt uns das Verschwinden der Wälder, der wilden Thiere, der Naturvölker, der Sprachen, die es zu keiner selbstständigen Literatur gebracht haben, der Nationaltrachten u. s. w. Die immer wachsende Einförmigkeit der Cultur, welche an die Stelle der Romantik der Naturwüchsigkeit tritt, gähnt uns zunächst als eine Oede an, die uns oft schon langweilt. Unser Wohnhaus, die Erde, scheint uns zu eng zu werden und der Reiz des Geheimnißvollen, der Ferne, des Unbekannten, des Fremdartigen immer mehr zu verschwinden. Vertrauen wir aber dem Geiste, daß er eben wieder durch den Gedanken eine neue höhere Individualisirung des Lebens erschaffen werde, wie wir auch nicht zu besorgen haben, daß die Natur, so sehr auch die fortschreitende Wissenschaft sie enthüllt, uns nicht immer neue Räthsel vorzulegen vermöchte. Auf diesem Gebiete ist es, wo sich die positiven Neubildungen erzeugen.

Im Verhältniß zur Natur sehen wir den Fortschritt zur immer größeren Einförmigkeit dadurch herbeigeführt werden, daß an die Stelle der natürlichen Zuchtwahl, um es mit Darwins treffendem

Worte auszudrücken, die künstliche Zuchtwahl durch die Willkür der Cultur tritt.

Der Vegetation gegenüber erscheint sie zunächst negativ in der Entwaldung der Länder, positiv in dem Anbau derjenigen Nutzpflanzen, welche dem Bedürfniß der Ernährung und Bekleidung entsprechen. Soweit der Verbreitungsbezirk einer Pflanze es erlaubt, wird sie auf der ganzen Erde angebaut. Die Cerealien, die Kartoffeln, Obst und Wein sehen wir ebenso verbreitet wie Flachs und Baumwolle. Unter den Pflanzen, die uns weder zur Nahrung noch zur Kleidung, sondern nur als Reizmittel dienen, ist die Cultur des Tabacks eine allgemeine geworden. Mit Ausnahme der Pflanzen, welche auf die tropische Zone beschränkt sind, wie Thee, Kaffee, Zuckerrohr, ist daher die Flora der vom Menschen abhängig gewordenen Vegetation eine sehr einförmige geworden. Die Poesie des Waldes verschwindet und die Landschaft bietet uns überall denselben prosaischen Anblick.

In Folge der Entwaldung verändert sich das Klima. Es wird einerseits trockner, andrerseits, da die allmähliche Ausgleichung der feuchten Niederschläge durch den Moosteppich des Waldes fehlt, welche namentlich auch den Schnee sanft wegschmelzen läßt, tritt die Plötzlichkeit der Haufenwolke, des Platzregens und damit die Ueberschwemmung ein. Der Eigennutz verwüstet den Wald ohne Rücksicht darauf, daß er ein Organ der Natur ist, sowie ohne Rücksicht auf das Wohl der nachkommenden Geschlechter. Die Kohlenlager sind zwar eine große Hülfe, ohne welche weder das Dampfschiff, noch die Eisenbahn, noch unser Fabrikwesen bestehen könnte. Auch das Eisen muß bereits in vielen Fällen die Function des Holzes übernehmen. Aber das Holz kann doch nicht entbehrt werden, und da, wo der Wald leichtsinnig zerstört ist, empfindet man schmerzlich seinen Mangel. Rußland und Nordamerika zeigen uns dies am deutlichsten. In Rußland heizte man bisher die Locomotiven mit Holz, aber jetzt schreien alle Gouvernements nach einem Gesetz welches die Eisenbahnen verpflichten soll, Kohlen zu brennen, um dem Niederhauen der Wälder Einhalt zu thun. Die Hauptfolge der Entwaldung ist die Verwandlung des Klimas in das Steppen-

klima. Die Wiedererzeugung des Waldes ist, wie Napoleons III. Versuche zur Wiederbewaldung der Höhen im südlichen Frankreich gezeigt haben, fast unmöglich geworden. An die Stelle des natürlichen gemischten Waldes muß dann der einförmige Kunstwald der Forstwirthschaft treten.

Von den Thieren kommen hier nur die Vögel und Sänger in Betracht. Von den erstern sind Gans und Ente, Huhn und Taube auf der ganzen Erde verbreitet; von den letztern die Hufthiere, die sämmtlich zu Hausthieren gezüchtet sind.

Ueberall hat die Civilisation das Schwein, das Pferd und den Esel, Rind, Schaf und Ziege einheimisch gemacht. Die Fleischfresser, welche an den Pflanzenfressern die Voraussetzung ihrer Existenz haben, verschwinden theils vor dem Anbau und der Forstcultur, theils vor dem Feuergewehr, und wir werden die großen Katzen, die Hyänen und Löwen, Wölfe und Füchse vielleicht in nicht zu langer Zeit nur noch in unsern zoologischen Gärten zum Vergnügen züchten. Von den Raubthieren ist der Hund als Begleiter des Jägers und Hirten, als Wächter des Hauses und als Gesellschafter des Menschen unabsichtlich über die ganze Erde verbreitet; ebenso die Katze als Bekämpferin der Mäuse und Ratten, welche der Mensch unabsichtlich überallhin verschleppt hat. Die Einförmigkeit der Fauna schreitet durch sinnloses Hinmorden immer rascher vorwärts. Der Egoismus der Begierde schont die Brut nicht und vertilgt damit die Zukunft einer Thiergattung, wie z. B. mit den Wallfischen und Robben geschieht. Wenn es dann, wie bei der Ausrottung der Wälder, zu spät ist, kommt oft die Gesetzgebung, um durch lahme polizeiliche Verordnungen der gänzlichen Vernichtung zu wehren, wie es z. B. soeben in den Karpathen mit den Gemsen und Murmelthieren ergangen ist.

Gehen wir von der Natur zum Menschen selbst über, so stehen im Augenblick noch einige Gruppen von Naturvölkern den Culturvölkern gegenüber. Allein ihre Tage sind gezählt. Ueberall, wo sich beide berühren, sehen wir sie, mit Ausnahme der Neger, einem baldigen Untergang entgegeneilen, dessen Ursachen Dr. Gerlandt in seiner Schrift über diesen Gegenstand so vortrefflich auseinandergesetzt

hat, daß es überflüssig ist, hier darauf einzugehen. Krieg, Hungersnoth, Krankheit, Ausschweifung und eine dumpfe Lethargie, welche sich ihrer den Europäern gegenüber endlich bemeistert, lassen sie hinsiechen. Das interessante Werk: „Der Nekrolog der Tasmanier" zeigt uns, wie die Engländer in kaum einem Menschenalter dieselben in das Grab hineincivilisirt haben. Noch hundert Jahre und der poetische Contrast der bunten Mannichfaltigkeit der Naturvölker wird von der Einförmigkeit der Civilisation auf unserm ganzen Planeten ebenso vernichtet sein, wie der Urwald durch die Pflugschaar, wie das Raubthier durch das Feuergewehr. Es wird nur noch Culturpflanzen, Culturthiere und Culturvölker geben.

Wie die Naturvölker vor den Culturvölkern, so verschwinden die Nationaltrachten vor der allerdings wechselnden periodischen Einförmigkeit der Modetracht, in deren Form der Zeitgeist sich den Ausdruck seiner gerade herrschenden Stimmung gibt. Die Gewalt der Mode ist unwiderstehlich, weil eine Epoche sich in ihrer Gestalt symbolisch ausprägt. Soweit die Civilisation reicht, begegnen wir daher derselben Tracht. Auf Australien in den Straßen Melbournes, in dem californischen St. Francisco, auf dem Broadway in New-York, in der Capstadt an der Südspitze Afrikas u. s. w. wiederholt sich der nämliche Typus der Kleidung, der von Europa ausgeht.

Nicht weniger werden die Sprachen der Naturvölker von denen der herrschenden Culturvölker absorbirt. Innerhalb eines Culturvolkes findet derselbe Proceß in dem Verhältniß der Dialekte zur Schriftsprache statt. Die Sprache, in welcher die Gesetze eines Staates verfaßt sind und in welcher seine Gerichte verhandeln, hat die Initiative in dem Absorptionsproceß. In Nordamerica wird noch Französisch, Spanisch, Deutsch, Indianisch, Chinesisch gesprochen, aber nach den bisherigen Resultaten der fortschreitenden Neutralisation der Einwanderer ist vorauszusehen, daß in kaum hundert Jahren die Englische Sprache vom atlantischen bis zum stillen Ocean daselbst herrschen wird. Wir vermögen auch jetzt schon abzumessen, welche Sprachen einst überhaupt übrig bleiben werden. Es sind dies die Chinesische, Russische, Arabische, Italienische, Spanische, Französische, Englische und Deutsche Sprache. Neben diesen Großmächten unter

den Sprachen werden sich noch Reste von anderen Sprachen, vom Mongolischen, Hindustanischen, Tamulischen, Griechischen u. s. w., aber nur als Trümmer erhalten, oder, wie das Sanskrit, das Hebräische, das Lateinische, aus religiösen Zwecken gepflegt werden, und die Dialekte nur als untergeordnete Schattirungen der Aussprache, zuletzt nur als Curiositäten fortbestehen.

Dasselbe Schauspiel der Vereinförmigung bieten uns die Spiele der Völker. Das Schachspiel, Kartenspiel und Billard sind jetzt schon kosmopolitisch. Ob die Chinesen mit runden, wir mit viereckigen Karten spielen, macht keinen Unterschied in der Sache.

Noch größer wird die Uniformität im Kriegswesen werden, weil es sich jetzt schon auf der ganzen Erde an die Handhabung und Vervollkommnung der Feuerwaffe knüpft. Nur in Centralafrika wird die primitive Bewaffnung mit Pfeil und Bogen, mit Lanze und Keule, als Angriffswaffen, sowie mit Schilden und Thierhäuten als Schutzwaffen noch einige Jahrhunderte fortdauern.

Der mächtigste Hebel zur Beschleunigung des Fortschritts in der Einförmigkeit unserer Civilisation sind die Eisenbahnen und Dampfschiffe. Ueberall suchen die großen Schienenwege der Continente die Ufer der Meere zu erreichen. Wo sie münden, schließen sich dann die Dampferlinien an sie an, die Continente mit einer Regelmäßigkeit zu verbinden, wie sie früher kaum von den Landposten erreicht wurde. Die Locomotive hat eine hin- und herkreisende Völkerwanderung organisirt, welche die nationale Besonderheit mehr und mehr in die Allgemeinheit des Menschlichen überhaupt aufgehen läßt. Nordamerika ist das Land, wo der Proceß der Indifferenzirung aller Racen sich am Vollständigsten vollzieht, weil ihm die größten Massen der Einwanderer von Ost und West in ununterbrochenem Fluß zuströmen. Zur Race der Rothhäute sind die kaukasischen Europäer, dann die äthiopischen Neger, die mongolischen Chinesen und in den letzten Decennien auch die malaischen Kanaken gekommen.

Noch merkwürdiger aber ist die Wirkung, welche der Telegraph ausübt, indem er die räumliche Entfernung auf Null reducirte. Durch die Legung der submarinen Kabel ist die Hemmung, welche früherhin das Meer dem elektrischen Strom entgegensetzte, überwunden.

Was auf der einen Hälfte unſeres Planeten geſchieht, kann binnen wenigen Stunden auch auf der andern gewußt werden. Die Gefangennahme Napoleons III., der Brand von Chicago, die Ermordung des Viceregenten von Oſtindien, der letzte ſchreckliche Ausbruch des Veſuv u. ſ. w. waren binnen vierundzwanzig Stunden auf der ganzen Erde bekannt. Aus dem Munde des Telegraphen trägt die Preſſe die Nachrichten mit Windeseile bis in die entlegenſten Winkel. Das heißt alſo: es exiſtirt in der Gegenwart eine bis dahin unerhörte Gleichzeitigkeit des Bewußtſeins der Menſchheit. Welche Folgen dieſe geiſtige Einförmigkeit, dies augenblickliche Wiſſen aller wichtigen Thatſachen der Gegenwart haben wird, kann erſt die Erfahrung lehren. Nehmen wir z. B. aus der jüngſten Vergangenheit die Thatſache der Wiederauffindung Livingſtones durch Stanley, ſo iſt es fraglos, daß ſie von allen Gebildeten auf der ganzen Erde gewußt wird. So weit die Telegraphik reicht, ſoweit reicht auch die Civiliſation. In Folge des Wiſſens von jenen Thatſachen werden nun gleichzeitig eine Menge von Anſichten, Entſchlüſſen, Unternehmungen verändert.

Die wichtigſten Folgen muß dieſe Gleichförmigkeit des Bewußtſeins für die Politik haben, und wir ſehen daher auch, daß die Revolutionen, um den Verkehr zu hemmen, damit anfangen, die Telegraphen zu zerſtören. Das Mitwiſſen und möglicherweiſe auch das Mithandeln der Welt ſoll temporär von dem localen Geſchehen ausgeſchloſſen bleiben.

Endlich iſt der Fortſchritt zur Gleichförmigkeit zu erwähnen, der ſich im politiſchen Leben der civiliſirten Völker dadurch aufgethan hat, daß ſie überall die parlamentariſche Verfaſſung bei ſich eingeführt haben. In Europa ſind es nur Rußland und die Türkei, welche ſie noch nicht beſitzen, weil ſie noch zu viel barbariſche Elemente in ſich hegen. America hat ſie von einem Pol bis zum andern. Auf den Sandwichsinſeln und jetzt auch auf den Fidſchiinſeln, deren Gruppe etwa dreihundert Eilande umfaßt, iſt ſie eingeführt. Von den alten aſiatiſchen Reichen iſt das ſtrebſame Japan, dies reformationsluſtige orientaliſche England, zu ihr übergegangen, eins der vielen ſtaunenswerthen

Ereigniſſe, deren Zeugen wir in dieſem Jahrhundert ſind, welches einen der größten Wendepunkte der Geſchichte ausmacht.

Ohne die Preſſe aber und die von ihr ausgehende Journaliſtik würden alle dieſe Metamorphoſen unmöglich ſein. Der Buchdruck iſt jetzt auf der ganzen Erde verbreitet und durch ſeine Vermittelung werden die Völker in eine internationale Wechſelwirkung verſetzt, welche ſie, wenn ſie auch widerſtreben, aus dem Particularismus auf den univerſellen Standpunkt der Menſchheit erhebt. Die Eigenthümlichkeit der Naturvölker und ihrer Sprachen, die Eigenthümlichkeit der nationalen Tracht und Bewaffnung, die Unwegſamkeit und Zufälligkeit des Verkehrs, die Abgeſchloſſenheit eines beſchränkten Bewußtſeins, die deſpotiſche Regierungsform müſſen dem Rationalismus des denkenden Geiſtes und ſeinem Nivellement ſich unterwerfen.

Druck von Max Zollern u. Co. in Schwedt a. O.

